This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Zum..... Werke

von

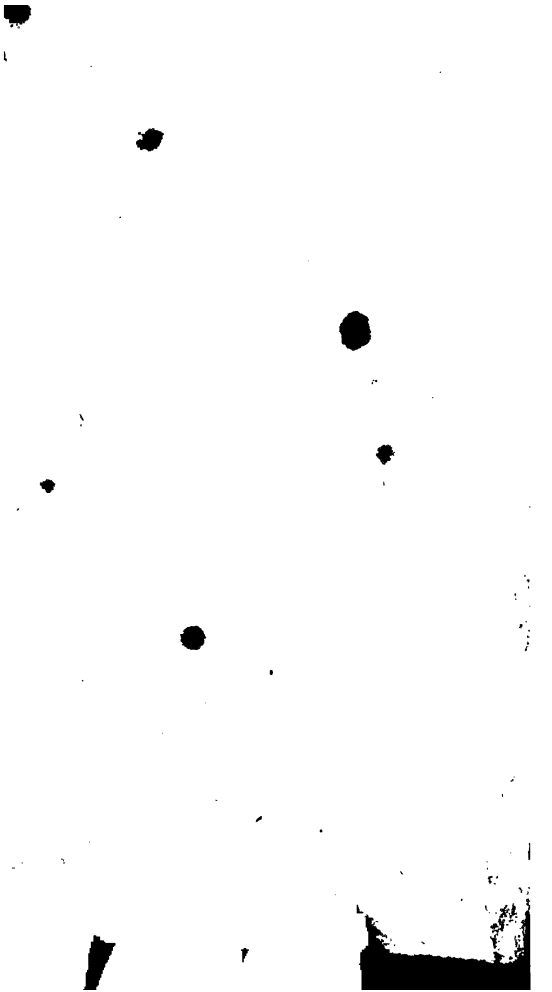
Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. Auguſt Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'ſchen Buchhandlung.
1849.



Der

Graf von Bragelonne

oder:

Zehn Jahre nachher.

3781

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung
der „drei Musketiere."

Neunundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

I.

Die Haut des Bären.

Colbert gab den Einführungsbrief der Herzogin und zog sachte den Stuhl weg, hinter dem sie stand.

Frau von Chevreuse grüßte sehr leicht und entfernte sich.

Colbert, der die Handschrift von Mazarin erkannt und die Briefe gezählt hatte, läutete seinem Secretaire und befahl diesem, Herrn Vanel, den Rath beim Parlament, zu ihm zu holen. Der Secretaire erwiederte, seiner Gewohnheit getreu sei der Herr Rath so eben in das Haus eingetreten, um dem Herrn Intendanten über die Hauptumstände der an demselben Tag in der Sitzung des Parlaments vollbrachten Arbeit Bericht zu erstatten.

Herr Colbert trat näher an die Lampe, las die Briefe des verstorbenen Cardinals noch einmal und lachte wiederholt, indem er den ganzen Werth der ihm von Frau von Chevreuse überlieferten Papiere erkannte; dann stützte er seinen dicken Kopf mehrere Minuten auf seine Hände und dachte nach.

Während dieser Minuten war ein feister, großer Mann mit knochigem Gesicht, starren Augen, und gebogener Nase in das Cabinet von Colbert mit einer bescheidenen Dreistigkeit eingetreten, die einen zugleich geschmeidigen und entschiedenen Charakter offenbarte, geschmeidig ge-

gen den Herrn, der die Beute hinwerfen konnte, keck gegen die Hunde, die ihm dieſe Beute hätten ſtreitig machen können.

Herr Vanel hatte unter ſeinem Arm einen umfangreichen Pack Acten, er legte ihn auf den Schreibtiſch, auf dem die beiden Ellenbogen von Colbert deſſen Kopf ſtützten.

„Guten Tag, Herr Vanel,“ ſagte dieſer, aus ſeinem Nachſinnen erwachend.

„Guten Tag, Monſeigneur,“ erwiederte Vanel, mit ganz natürlichem Tone.

„Mein Herr, müßt Ihr ſagen,“ entgegnete Colbert ſanft.

„Mann nennt Monſeigneur die Miniſter,“ ſprach Vanel mit unſtörbarer Kaltblütigkeit, „Ihr ſeid Miniſter.“

„Noch nicht.“

„Factiſch, und ſo nenne ich Euch Monſeigneur; überdies ſeid Ihr mein Gebieter, und das genügt mir; mißfällt es Euch, daß ich Euch vor der Welt ſo nenne, ſo erlaubt mir, Euch dieſen Titel unter vier Augen zu geben.“

Colbert erhob den Kopf bis zur Höhe der Lampen und las oder ſuchte in dem Geſichte von Vanel zu leſen, wie viel Antheil an dieſer Ergebenheitsbetheurung die Aufrichtigkeit habe.

Aber der Rath wußte das Gewicht eines Blickes auszuhalten, und war dieſer Blick auch der von Monſeigneur.

Colbert ſtutzte. Er hatte nichts auf dem Geſichte von Vanel geleſen. Vanel konnte ehrlich ſein. Colbert bedachte, daß dieſer Untergeordnete dadurch höher ſtand, als er, daß er eine ungetreue Frau hatte.

In dem Augenblick, wo er von Mitleid über das Schickſal dieſes Mannes ergriffen wurde, zog Vanel aus ſeiner Taſche kalt ein mit ſpaniſch Wachs geſiegeltes wohlriechendes Billet und reichte es Monſeigneur.

„Was iſt das, Vanel?“

„Ein Brief von meiner Frau, Monſeigneur.“

Colbert huſtete. Er nahm den Brief, öffnete, las ihn und ſteckte ihn in ſeine Taſche, während Vanel unempfindlich in ſeinen Prozeßakten blätterte.

„Vanel,“ ſagte plötzlich der Beſchützer zu ſeinem Schützling, „Ihr ſeid ein Mann der Arbeit?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Zwölf Stunden ſtudiren würde Euch nicht bange machen?“

„Ich ſtudire fünfzehn täglich.“

„Unmöglich. Ein Rath braucht nicht mehr als drei vor das Parlament zu arbeiten.“

„Oh! ich mache Etwas für einen Freund, der beim Rechnungsweſen angeſtellt iſt, und da mir noch Zeit übrig bleibt, ſo ſtudire ich das Hebräiſche.“

„Ihr ſteht in großem Anſehen beim Parlament, Vanel.“

„Ich glaube, ja, Monſeigneur.“

„Ihr müßtet nicht auf dem Rathsſitze verdumpfen.“

„Was hätte ich zu dieſem Behufe zu thun?“

„Eine Stelle zu kaufen.“

„Welche?“

„Etwas Großes. Die kleinen Ambitionen ſind am unbequemſten zu befriedigen.“

„Die kleinen Börſen, Monſeigneur, ſind am ſchwerſten zu füllen.“

„Welche Stelle habt Ihr im Auge?“ fragte Colbert.

„Ich habe keine im Auge.“

„Es gibt eine, doch man muß der König ſein, um ſie zu kaufen, ohne ſich in Verlegenheit zu ſetzen; dem König wird es aber nicht einfallen, eine Generalanwalts-Stelle zu kaufen.“

Als Vanel dieſe Worte hörte, heftete er auf Colbert einen zugleich demüthigen und trüben Blick.

Colbert fragte ſich, ob er errathen worden, oder ob ihm der Gedanke dieſes Menſchen nur begegnet ſei.

„Was sprecht Ihr mir von der Stelle eines Generalanwalts beim Parlament? ich kenne keine andere, als die von Herrn Fouquet," sagte Vanel.

„Ganz richtig, mein lieber Rath."

„Ihr seid nicht ekel, Monseigneur; doch ehe die Waare gekauft ist, muß sie verkauft werden."

„Herr Vanel, ich glaube, diese Stelle wird binnen Kurzem zum verkaufen sein."

„Zu, verkaufen! die Anwaltsstelle von Herrn Fouquet?"

„Man sagt es."

„Die Stelle, die ihn unverletzlich macht, zu verkaufen! Ho! ho!"

Hiebei lachte Vanel.

„Hättet Ihr bange vor dieser Stelle?" fragte Colbert mit ernster Miene.

„Bange! nein . . ."

„Solltet Ihr keine Lust dazu haben?"

„Monseigneur spottet meiner: wie sollte ein Rath vom Parlament nicht Lust haben, Generalanwalt zu werden!"

„Da ich Euch also sage, die Stelle werde zum Verkauf ausgeboten . . ."

„Monseigneur sagt es."

„Es geht das Gerücht."

„Ich wiederhole, das ist unmöglich; nie wirft ein Mensch den Schild weg, hinter dem er seine Ehre, sein Vermögen und sein Leben geschützt hat."

„Es gibt zuweilen Narren, welche glauben, sie stehen über allen schlimmen Wechselfällen, Herr Vanel."

„Ja, Monseigneur, doch diese Narren begehen ihre Tollheiten nicht zum Vortheil der armen Vanel, die es in der Welt gibt."

„Warum nicht?"

„Weil diese Vanel arm sind."

„Die Stelle von Herrn Fouquet kann allerdings viel kosten. Was würdet Ihr daran setzen, Herr Vanel?"

„Meine ganze Habe.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Drei bis viermal hunderttauſend Livres.“

„Und die Stelle iſt werth?“

„Anderthalb Millionen auf das Geringſte angeſchlagen. Ich kenne Leute, welche eine Million und ſiebenmal hunderttauſend Livres dafür geboten haben, ohne Herrn Fouquet zum Verkauf zu beſtimmen. Wenn nun Herrn Fouquet zufällig verkaufen wollte, was ich nicht glaube, trotz deſſen, was man mir ſagt . . .“

„Ah! man ſagt Euch etwas; wer dies?“

„Herr von Gourville, . . . Herr Peliſſon und Andere.“

„Nun, wenn Herr Fouquet verkaufen wollte?“

„Ich wäre nicht im Stande, zu kaufen, in Betracht, daß Herr Fouquet nur verkaufen würde, um friſches Geld zu bekommen, und Niemand hat anderthalb Millionen auf ein Brett zu werfen.“

Colbert unterbrach den Rath bei dieſer Stelle durch eine gebieteriſche Pantomime. Er hatte wieder angefangen, nachzudenken.

Als er die ernſte Haltung des Gebieters ſah, als er wahrnahm, mit welcher Beharrlichkeit er das Geſpräch ſich nur um dieſen Gegenſtand drehen ließ, wartete Herr Vanel auf die Löſung, ohne ſie herauszufordern.

„Erklärt mir doch die Vorrechte der Stelle des Generalanwalts,“ ſagte Colbert.

„Das Recht, jeden franzöſiſchen Unterthanen, der nicht Prinz von Geblüt iſt, in Anklageſtand zu ſetzen; das Recht der Nichtigkeitserklärung jeder Anklage, die gegen irgend einen Franzoſen, der nicht König oder Prinz von Geblüt, gerichtet iſt. Ein Generalanwalt iſt der rechte Arm des Königs, um einen Schuldigen zu ſchlagen; es iſt auch ſein Arm, um die Fackel der Gerechtigkeit auszulöſchen. Herr Fouquet wird ſich auch gegen den König ſelbſt halten, indem er die Parlamente aufwiegelt; ſo wird der König Herrn Fouquet Allen

zum Trotz ſchonen, um ſeine Edicte ohne Widerſpruch einregiſtriren zu laſſen. Der Generalanwalt kann ein ſehr nützliches oder ſehr gefährliches Werkzeug ſein."

„Wollt Ihr Generalanwalt werden, Vanel?" fragte plötzlich Colbert, ſeinen Blick und ſeine Stimme mildernd.

„Ich!" rief Vanel. „Ich habe die Ehre gehabt, Euch vorzuſtellen, daß meiner Kaſſe hiezu wenigſtens eilfmal hunderttauſend Livres fehlen."

„Ihr entlehnt dieſe Summe von Euren Freunden."

„Ich habe keine Freunde, welche reicher ſind als ich."

„Ein ehrlicher Mann!"

„Wenn alle Welt dächte wie Ihr, Monſeigneur!"

„Ich denke ſo, das genügt, im Nothfall werde ich mich für Euch verbürgen."

„Beachtet das Sprüchwort Monſeigneur!"

„Welches?"

„Wer bürgt, bezahlt."

„Daran iſt nichts gelegen."

Vanel erhob ſich ganz bewegt bei dieſem Anerbieten, das ihm ſo plötzlich, ſo unvermuthet von einem Manne gemacht wurde, den auch die Frivolſten mit ernſten Augen anſchauten.

„Spottet meiner nicht, Monſeigneur," ſagte er.

„Machen wir die Sache raſch ab, Herr Vanel. Ihr ſagt, Herr Gourville habe mit Euch von der Stelle von Herrn Fouquet geſprochen."

„Herr Peliſſon auch."

„Officiell, oder aus freien Stücken?"

„Folgendes ſind ihre Worte: Dieſe Leute vom Parlament ſind ehrgeizig und reich; ſie ſollten zuſammenſtehen, um Herrn Fouquet, ihrem Beſchützer, ihrem Licht zwei bis drei Millionen zu geben."

„Und was habt Ihr geſagt?"

„Ich habe geſagt, ich würde für meinen Theil zehn tauſend Livres beiſteuern, wenn es ſein müßte."

„Oh! Ihr liebt alſo Herrn Fouquet!" rief Colbert mit einem Blicke voll Haß.

„Nein; aber Herr Fouquet iſt unſer Generalanwalt; er beladet ſich mit Schulden, ſinkt unter; wir müſſen die Ehre der Körperſchaft retten.“

„Das erklärt mir, warum Herr Fouquet ſtets unverſehrt bleiben wird, ſo lange er ſeine Stelle einnimmt,“ erſetzte Herr Colbert.

„Herr Gourville,“ fuhr Vanel fort, „Herr Gourville fügte bei:“

„„Herrn Fouquet ein Almoſen ſpenden iſt immer ein demüthigendes Verfahren, dem er eine Weigerung entgegenſtellen wird; das Parlament verbinde ſich, um ihm auf eine würdige Weiſe die Stelle eines Generalanwalts abzukaufen, dann geht Alles gut, die Ehre der Körperſchaft iſt gerettet und der Stolz von Herrn Fouquet bleibt unverletzt.““

„Das iſt eine Eröffnung.“

„Ich habe es ſo angeſehen, Monſeigneur.“

„Nun wohl, Herr Vanel, Ihr ſucht auf der Stelle Herrn Gourville, oder Herrn Peliſſon auf; kennt Ihr doch einen andern Freund von Herrn Fouquet?“

„Ich kenne Herrn Lafontaine ſehr genau.“

„Lafontaine, den Reimer?“

„Ganz richtig; er machte meiner Frau Verſe, als Herr Fouquet zu unſeren Freunden gehörte.“

„Wendet Euch alſo an ihn, um eine Zuſammenkunft von Herrn Fouquet zu erlangen.“

„Gern, doch die Summe?“

„Zur beſtimmten Stunde werdet Ihr mit der Summe erſehen werden, kümmert Euch darum nicht, Herr Vanel.“

„Monſeigneur! eine ſolche Freigebigkeit! Ihr ſtellt die Könige in Schatten, Ihr übertrefft Herrn Fouquet.“

„Einen Augenblick Geduld . . . geben wir den Worten keine falſche Deutung. Ich ſchenke Euch die vierzehnmal hunderttauſend Livres nicht: ich habe Kinder.“

„Ei! Ihr borgt ſie mir, das genügt.“

„Ich borge ſie Euch: ja.“

„Verlangt jedes Intereſſe, jede Bürgſchaft, die Ihr wollt, Monſeigneur, ich bin bereit, und wenn Eure Wünſche befriedigt ſind, werde ich wiederholen: Ihr übertrefft an Freigebigkeit die Könige und Herrn Fouquet. Eure Bedingungen?"

„Die Zurückzahlung in acht Jahren."

„Oh! ſehr gut."

„Hypothek auf die Stelle ſelbſt."

„Vortrefflich; iſt das Alles?"

„Wartet. Ich behalte mir das Recht bevor, Euch die Stelle mit hundert und fünfzigtauſend Livres Nutzen wieder abzukaufen, wenn Ihr bei Führung dieſes Amtes nicht eine den Intereſſen des Königs und meinen Abſichten entſprechende Linie verfolgt."

„Ah! ah!" ſagte Vanel etwas bewegt.

„Enthält dies etwas, was Anſtoß bei Euch findet, Herr Vanel?" fragte Colbert mit kaltem Tone.

„Nein, nein," erwiederte Vanel lebhaft.

„Nun wohl, wir unterzeichnen die Urkunde, wann es Euch beliebt; lauft zu den Freunden von Herrn Fouquet."

„Ich fliege."

„Und erlangt von Herrn Fouquet eine Zuſammenkunft."

„Ja, Monſeigneur."

„Seid nachgiebig bei den Conceſſionen."

„Ja."

„Und ſind die Bedingungen feſtgeſtellt . . ."

„So beeile ich mich, ſie unterzeichnen zu laſſen."

„Hütet Euch wohl hievor! . . . ſprecht mit Herrn Fouquet nichts von Unterſchrift, nichts von Reukauf, nicht einmal etwas vom Wortgeben, verſteht Ihr, Ihr würdet Alles verlieren."

„Ei! Monſeigneur, was ſoll ich denn thun? das iſt zu ſchwierig . . ."

„Bringt es nur dahin, daß Euch Herr Fouquet die Hand darauf gibt . . . Geht!"

II.

Bei der Königin Mutter.

Die Königin Mutter war in ihrem Schlafzimmer im Palais Royal mit Frau von Motteville und der Senora Molina. Bis zum Abend erwartet, war der König nicht erſchienen; die Königin hatte oft ganz ungeduldig zu ihm geſchickt, um ſich nach ihm erkundigen zu laſſen.

Das Wetter ſchien auf Sturm zu ſtehen. Die Höflinge und die Damen vermieden ſich in den Vorzimmern und in den Gängen, um nicht von gefährdenden Gegenſtänden mit einander zu ſprechen.

Monſieur hatte ſich ſchon am Morgen zum König zu einer Jagdpartie begeben.

Madame blieb, mit aller Welt ſchmollend, zu Hauſe.

Die Königin plauderte, nachdem ſie ihr Gebet in lateiniſcher Sprache verrichtet hatte, mit ihren zwei Freundinnen im reinſten Caſtilianiſch über häusliche Angelegenheiten.

Frau von Motteville, die das Spaniſche vollkommen verſtand, antwortete franzöſiſch.

Als die drei Damen alle Formeln der Verſtellung und der Höflichkeit erſchöpft hatten, um zu der Bemerkung zu kommen, das Benehmen des Königs mache die Königin, die Königin Mutter und ſeine ganze Verwandtſchaft vor Kummer ſterben; als man in gewählten Ausdrücken alle mögliche Verwünſchungen gegen Fräulein de la Valliére geſchleudert hatte, beendigte die Königin Mutter ihre Anſchuldigungen mit den von ihrem Geiſte und ihrem Charakter erfüllten Worten, die ſie zu Molina ſagte:

„Estos hijos.“

Das heißt: Dieſe Kinder! Ein tiefes Wort im Munde einer Mutter, ein furchtbares Wort im Munde einer Königin, welche, wie Anna von Oeſterreich, ſo ſonderbare Geheimniſſe in ihrer verdüſterten Seele verbarg.

„Ja," ſprach Molina, „dieſe Kinder, denen jede Mutter ſich opfert!"

„Denen eine Mutter Alles geopfert hat," verſetzte die Königin. Sie vollendete jedoch nicht. Sie ſchlug die Augen zu dem lebensgroßen Portrait des bleichen Ludwig XIII. auf, und es kam ihr vor, als ließe ihr Gemahl noch einmal das Licht in ſeinen trüben Augen aufſteigen, den Zorn ſeine gemalte Naſe anſchwellen. Das Portrait belebte ſich: es ſprach nicht, es drohte. Ein tiefes Stillſchweigen folgte auf die letzten Worte der Königin. Die Molina durchwühlte die Bänder und Spitzen eines großen Korbes. Erſtaunt über den Blitz, der gleichzeitig und mit Einverſtändniß den Blick der Vertrauten und den der Gebieterin erleuchtet hatte, ſchlug Frau von Motteville als eine discrete Perſon die Augen nieder, ſuchte nicht mehr zu ſehen, horchte aber mit allen ihren Ohren. Sie erlauſchte nur ein bezeichnendes: „Hm!" der ſpaniſchen Duena, eines Muſterbildes der Vorſichtigkeit. Sie ergatterte auch einen Seufzer, der wie ein Hauch aus dem Buſen der Königin heraufzog.

Sogleich erhob ſie den Kopf und fragte:

„Ihr leidet?"

„Nein, Motteville, nein; warum ſagſt Du das?"

„Eure Majeſtät ſeufzte."

„Du haſt in der That Recht; ja, ich leide ein wenig."

„Herr Vallot iſt in der Nähe, bei Madame, glaube ich."

„Bei dame, warum?"

„Mad leidet an den Nerven."

„E ne Krankheit!"

„Herr Vallot hat Unrecht, bei Madame zu ſein, während ein anderer Arzt Madame heilen würde ...“

Frau von Motteville ſchlug die Augen abermals erſtaunt auf.

„Ein anderer Arzt, als Herr Vallot! wer denn?“ ſagte ſie.

„Die Arbeit, Motteville, die Arbeit; ah! wenn Jemand krank iſt, ſo iſt es meine arme Tochter.“

„Auch Eure Majeſtät.“

„Dieſen Abend weniger.“

„Traut nicht, Madame.“

Und als ſollte dieſe Drohung von Frau von Motteville gerechtfertigt werden, erfaßte ein ſcharfer Schmerz das Herz der Königin, machte ſie erbleichen und warf ſie mit allen Symptomen einer plötzlichen Ohnmacht in einen Lehnſtuhl zurück.

„Meine Tropfen,“ murmelte ſie.

„Sogleich! ſogleich!“ erwiederte die Molina, die, ohne ihren Gang zu beſchleunigen, aus einem Schranke von Schildpatt mit Gold eingelegt ein großes Flacon von Bergkriſtall hervorzog, das ſie geöffnet der Königin reichte.

Dieſe athmete wiederholt mit großer Heftigkeit und murmelte:

„Hiedurch wird mich der Herr tödten. Sein heiliger Wille geſchehe.“

„Man ſtirbt nicht daran, daß einem übel iſt,“ ſagte die Molina, während ſie das Flacon wieder in den Schrank ſtellte.

„Es geht Eurer Majeſtät nun gut?“ fragte Frau von Motteville.

„Beſſer,“ antwortete die Königin.

Und ſie legte ihren Finger auf ihre Lippen, um ihren Günſtlingen Discretion zu empfehlen.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte Frau von Motteville nach einem Stillſchweigen.

„Was iſt ſeltſam?“ fragte die Königin.

Das heißt: Dieſe Kinder! Ein tiefes Wort im Munde einer Mutter, ein furchtbares Wort im Munde einer Königin, welche, wie Anna von Oeſterreich, ſo ſonderbare Geheimniſſe in ihrer verdüſterten Seele verbarg.

„Ja," ſprach Molina, „dieſe Kinder, denen jede Mutter ſich opfert!"

„Denen eine Mutter Alles geopfert hat," verſetzte die Königin. Sie vollendete jedoch nicht. Sie ſchlug die Augen zu dem lebensgroßen Portrait des bleichen Ludwig XIII. auf, und es kam ihr vor, als ließe ihr Gemahl noch einmal das Licht in ſeinen trüben Augen aufſteigen, den Zorn ſeine gemalte Naſe anſchwellen. Das Portrait belebte ſich: es ſprach nicht, es drohte. Ein tiefes Stillſchweigen folgte auf die letzten Worte der Königin. Die Molina durchwühlte die Bänder und Spitzen eines großen Korbes. Erſtaunt über den Blitz, der gleichzeitig und mit Einverſtändniß den Blick der Vertrauten und den der Gebieterin erleuchtet hatte, ſchlug Frau von Motteville als eine discrete Perſon die Augen nieder, ſuchte nicht mehr zu ſehen, horchte aber mit allen ihren Ohren. Sie erlauſchte nur ein bezeichnendes: „Hm!" der ſpaniſchen Duena, eines Muſterbildes der Vorſichtigkeit. Sie ergatterte auch einen Seufzer, der wie ein Hauch aus dem Buſen der Königin heraufzog.

Sogleich erhob ſie den Kopf und fragte:

„Ihr leidet?"

„Nein, Motteville, nein; warum ſagſt Du das?"

„Eure Majeſtät ſeufzte."

„Du haſt in der That Recht; ja, ich leide ein wenig."

„Herr Vallot iſt in der Nähe, bei Madame, glaube ich."

„Bei Madame, warum?"

„Madame leidet an den Nerven."

„Eine ſchöne Krankheit!"

„Herr Vallot hat Unrecht, bei Madame zu ſein, während ein anderer Arzt Madame heilen würde ...“

Frau von Motteville ſchlug die Augen abermals erſtaunt auf.

„Ein anderer Arzt, als Herr Vallot! wer denn?“ ſagte ſie.

„Die Arbeit, Motteville, die Arbeit; ah! wenn Jemand krank iſt, ſo iſt es meine arme Tochter.“

„Auch Eure Majeſtät.“

„Dieſen Abend weniger.“

„Traut nicht, Madame.“

Und als ſollte dieſe Drohung von Frau von Motteville gerechtfertigt werden, erfaßte ein ſcharfer Schmerz das Herz der Königin, machte ſie erbleichen und warf ſie mit allen Symptomen einer plötzlichen Ohnmacht in einen Lehnſtuhl zurück.

„Meine Tropfen,“ murmelte ſie.

„Sogleich! ſogleich!“ erwiederte die Molina, die, ohne ihren Gang zu beſchleunigen, aus einem Schranke von Schildpatt mit Gold eingelegt ein großes Flacon von Bergkriſtall hervorzog, das ſie geöffnet der Königin reichte.

Dieſe athmete wiederholt mit großer Heftigkeit und murmelte:

„Hiedurch wird mich der Herr tödten. Sein heiliger Wille geſchehe.“

„Man ſtirbt nicht daran, daß einem übel iſt,“ ſagte die Molina, während ſie das Flacon wieder in den Schrank ſtellte.

„Es geht Eurer Majeſtät nun gut?“ fragte Frau von Motteville.

„Beſſer,“ antwortete die Königin.

Und ſie legte ihren Finger auf ihre Lippen, um ihren Günſtlingen Discretion zu empfehlen.

„Es iſt ſeltſam,“ ſagte Frau von Motteville nach einem Stillſchweigen.

„Was iſt ſeltſam?“ fragte die Königin.

„Erinnert ſich Eure Majeſtät des Tages, wo dieſer Schmerz zum erſten Mal fühlbar wurde?“

„Ich erinnere mich, daß es ein ſehr trauriger Tag war, Motteville.“

„Dieſer Tag war nicht immer für Eure Majeſtät traurig geweſen.“

„Warum?“

„Weil drei und zwanzig Jahre vorher Seine Majeſtät der regierende König, Euer glorreicher Sohn, Madame, zu derſelben Stunde geboren worden war.“

Die Königin ſtieß einen Schrei aus, neigte ihre Stirne auf ihre Hände und verſank in Gedanken.

War dies Nachdenken oder Erinnerung? war es abermals Schmerz?

Die Molina warf auf Frau von Motteville einen beinahe wüthenden Blick, der ganz einem Vorwurf glich, und die würdige Frau, die das nicht begriff, wollte eben zur Befreiung ihres Gewiſſens die Königin befragen, als ſich Anna von Oeſterreich plötzlich erhob und zu ihr ſprach:

„Am 5. September! ja, am 5. September iſt mein Schmerz erwacht. Große Freude an einem Tag, großer Schmerz an einem andern! Großer Schmerz, Sühnung einer zu großen Freude!“

Und von dieſem Augenblick blieb Anna von Oeſterreich, die ihr ganzes Gedächtniß und ihre ganze Vernunft erſchöpft zu haben ſchien, undurchdringlich, das Auge düſter, den Geiſt umherſchweifend, die Hände hängend.

„Wir müſſen zu Bette gehen,“ ſagte die Molina.

„Sogleich, Molina.“

„Laſſen wir die Königin,“ fügte die zähe Spanierin bei.

Frau von Motteville ſtand auf; Thränen groß und glänzend, wie Kinderthränen, liefen langſam über die weißen Wangen der Königin herab.

Als die Molina dies wahrnahm, heftete ſie ſchwarzes, wachſames Auge auf Anna von Oeſterre .

„Ja, ja,“ ſprach plötzlich die Königin. „Laßt uns Motteville, geht.“

Das Wort „uns“ klang unangenehm im Ohr der franzöſiſchen Günſtlingin. Es bedeutete, daß ein Austauſch von Geheimniſſen oder Erinnerungen ſtattfinden ſollte. Es bedeutete, daß eine Perſon zu viel bei der Unterredung in ihrer intereſſanteſten Phaſe war.

„Madame, wird Molina für den Dienſt Eurer Majeſtät genügen?“ fragte die Franzöſin.

„Ja,“ erwiederte die Spanierin, und Frau von Motteville verneigte ſich. Plötzlich öffnete eine alte Kammerfrau, gekleidet wie ſie 1620 vom ſpaniſchen Hofe gekommen war, die Thürvorhänge und rief, als ſie die Königin in Thränen, Frau von Motteville bei ihrem geſchickten Rückzug, die Molina bei ihrer Diplomatie überraſchte, der Königin zu, indem ſie ſich ohne Umſtände der Gruppe näherte:

„Das Mittel! das Mittel!“

„Welches Mittel, Chica?“ ſagte Anna von Oeſterreich.

„Für das Uebel Eurer Majeſtät,“ antwortete die Kammerfrau.

„Wer bringt es?“ fragte raſch Frau von Motteville, „Herr Vallot?“

„Nein, eine Dame aus Flandern.“

„Eine Dame aus Flandern, eine Spanierin?“ ſagte die Königin.

„Ich weiß es nicht.“

„Wer ſchickt ſie?“

„Herr Colbert.“

„Ihr Name?“

„Sie hat ihn nicht geſagt.“

„Ihr Stand?“

„Sie wird ihn nennen.“

„Ihr Geſicht?“

„Sie ist verlarvt.“

„Sieh nach Molina!“ rief die Königin.

„Es ist unmöglich,“ antwortete plötzlich eine feste und zugleich sanfte Stimme, die von jenseits der Thürvorhänge kam, eine Stimme, welche die anderen Damen beben und die Königin schauern machte.

Zu gleicher Zeit erschien eine verlarvte Frau zwischen den Vorhängen.

Ehe die Königin gesprochen hatte, sagte die unbekannte Frau:

„Ich bin eine Dame vom Beguinen-Kloster in Brügge und bringe in der That das Mittel, das Eure Majestät heilen muß.“

Jedermann schwieg. Die Beguine machte keinen Schritt.

„Sprecht,“ sagte die Königin.

„Wenn wir allein sein werden,“ erwiederte die Beguine.

Anna von Oesterreich richtete einen Blick an ihre Gefährtinnen, und diese zogen sich zurück.

Nun machte die Beguine drei Schritte gegen die Königin und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Die Königin schaute mißtrauisch diese Frau an, die sie auch mit glänzenden Augen durch die Löcher ihrer Larve anschaute.

„Die Königin von Frankreich ist also sehr krank, daß man im Beguinen-Kloster in Brügge weiß, sie bedürfe der Heilung?“ sagte Anna von Oesterreich,

„Eure Majestät ist, Gott sei Dank, nicht so krank, daß es kein Mittel für ihre Leiden gäbe.“

„Woher wißt Ihr denn, daß ich leide?“

„Eure Majestät hat Freunde in Flandern.“

„Und die Freunde haben Euch geschickt?“

„Ja, Madame.“

„Nennt sie mir.“

„Unmöglich, Madame, und unnütz, da das Ge-

dächtniß Eurer Majestät nicht schon durch ihr Herz erweckt worden ist."

Anna von Oesterreich erhob das Haupt und suchte unter dem Schatten der Larve und unter dem Geheimniß der Rede den Namen derjenigen zu entdecken, welche sich mit so vertraulicher Freiheit ausdrückte.

Dann der Neugierde müde, die ihren ganzen gewöhnlichen Stolz verletzte, sprach sie plötzlich:

„Madame, Ihr wißt nicht, daß man mit königlichen Personen nicht mit einer Maske auf dem Gesicht spricht."

„Wollt mich gnädigst entschuldigen," erwiederte demüthig die Beguine.

„Ich kann Euch nicht entschuldigen, aber ich kann Euch vergeben, wenn Ihr die Larve ablegt."

„Madame, ich habe ein Gelübde gethan, den bekümmerten oder leidenden Personen Hülfe zu leisten, ohne sie je mein Gesicht sehen zu lassen. Ich hätte Eurem Leib und Eurer Seele Linderung verschaffen können, da es mir aber Eure Majestät verbietet, so ziehe ich mich zurück. Gott befohlen, Madame, Gott befohlen."

Diese Worte wurden mit einem Reize der Harmonie und der Ehrerbietung gesprochen, der den Zorn und das Mißtrauen der Königin fallen machte, ohne ihre Neugierde zu vermindern.

„Ihr habt Recht," sprach sie, „es geziemt sich nicht für leidende Menschen, die Tröstungen zu verachten, die Gott ihnen sendet. Sprecht, Madame, und möchtet Ihr, wie Ihr gesagt habt, meinem Körper Erleichterung zu bringen im Stande sein. Ah! ich glaube, Gott schickt sich an, ihn grausam zu prüfen."

„Sprechen wir ein wenig von der Seele, wenn es Euch beliebt," sagte die Beguine, „von der Seele, welche, dessen bin ich sicher, auch leiden muß."

„Meine Seele?"

„Es gibt fressende Krebse, deren Pulsirung unsicht-

bar iſt. Dieſe, Königin, laſſen der Haut ihre elfenbeinartige Weiße, ſie beſprengeln das Fleiſch nicht mit ihren bläulichen Dünſten; der Arzt, der ſich auf die Bruſt des Kranken neigt, hört nicht in den Muskeln, unter der Wogung des Blutes den unerſättlichen Zahn dieſer Ungeheuer knirſchen; nie hat das Feuer, nie hat das Eiſen die Wuth dieſer tödtlichen Geißeln vertilgt oder entwaffnet; ſie wohnen im Geiſte und verderben ihn; ſie wohnen im Herzen und machen es berſten; das ſind andere, für Königinnen unſelige Krebſe; leidet Ihr nicht an dieſen Uebeln?"

Die Königin hob langſam ihren Arm auf, der von Weiße ſo glänzend und von Form ſo rein war, als in ihrer Jugend, und ſprach:

„Die Uebel, von denen Ihr redet, ſind die Bedingung des Lebens von uns Großen der Erde, denen Gott die Seelenbürde gibt. Dieſe Uebel, ſind ſie zu ſchwer, erleichtert uns der Herr vor dem Tribunal der Buße. Hier legen wir die Bürde und die Geheimniſſe nieder. Vergeßt aber nicht, daß derſelbe höchſte Herrſcher die Prüfungen nach den Kräften ſeiner Geſchöpfe ermißt, und meine Kräfte ſind nicht zu ſchwach, um die Bürde zu tragen; was die Geheimniſſe Anderer betrifft, ſo habe ich genug an der Discretion Gottes; was meine Geheimniſſe betrifft, ſo habe ich zu wenig an der meines Beichtigers."

„Ich ſehe Euch muthig wie immer gegen Eure Feinde, Madame; ich finde Euch nicht vertrauend gegen Eure Freunde."

„Die Königinnen haben keine Freunde. Habt Ihr mir nichts Anderes zu ſagen, fühlt Ihr Euch nicht von Gott inſpirirt, wie eine Prophetin, ſo entfernt Euch, denn ich fürchte die Zukunft."

„Ich hätte geglaubt, Ihr fürchtet vielmehr die Vergangenheit," entgegnete entſchloſſen die Beguine.

Sie hatte nicht ſobald dieſes Wort geſprochen,

ls ſich die Königin hoch aufrichtete und ihr mit kurzem, ebieteriſchem Tone zurief:

„Sprecht! ſprecht! erklärt Euch deutlich, unumwunden, lebhaft, vollſtändig, oder ...“

„Droht nicht, Königin,“ erwiederte ſanft die Bezine: „ich bin voll Ehrfurcht und Mitleid zu Euch kommen, ich bin im Auftrage einer Freundin gekommen.“

„Beweiſt es! Erleichtert, ſtatt aufzureizen!“

„Das iſt nicht ſchwer, und Eure Majeſtät wird hen, ob man ihre Freundin iſt.“

„Redet.“

„Welches Unglück iſt Eurer Majeſtät ſeit drei und wanzig Jahren widerfahren?“

„Großes Unglück ... habe ich nicht den König erloren?“

„Ich ſpreche nicht von ſolchen Unglücksfällen. Ich age, ob ſeit ... der Geburt des Königs ... die Indiscretion einer Freundin Eurer Majeſtät einen Schmerz erurſacht habe?“

„Ich verſtehe Euch nicht,“ erwiederte die Königin, ie Zähne zuſammenpreſſend, um ihre Aufregung zu erbergen.

„Ich werde mich verſtändlich machen. Eure Majeät erinnert ſich, daß der König am 5. September 638 um eilf ein Viertel Uhr geboren iſt?“

„Ja,“ ſtammelte die Königin.

„Um halb ein Uhr war der Dauphin, der ſchon unter den Augen des Königs, unter Euren Augen, om Biſchof von Meaux die Nothtaufe erhalten hatte, ls Erbe der Krone Frankreichs anerkannt. Der König egab ſich in die Kapelle des alten Schloſſes von Saint-Germain, um das Te Deum anzuhören.“

„Dies Alles iſt richtig,“ murmelte die Königin.

„Die Niederkunft Eurer Majeſtät hatte in Gegenwart des ſeligen Monſieur, der Prinzen, der Damen es Hofes ſtattgefunden. Der Arzt des Königs Bauvar-

und der Wundarzt Honoré waren im Vorzimmer; Eure Majestät entschlief gegen drei Uhr und wachte um sieben Uhr wieder auf, nicht wahr?"

„Allerdings; doch Ihr erzählt mir da, was alle Welt so gut weiß, als Ihr und ich."

„Ich komme zu dem, Madame, was wenige Personen wissen. Wenige Personen, sagte ich. Ach! ich könnte sagen, zwei Personen, denn es waren einst fünf, doch seit einigen Jahren ist das Geheimniß durch den Tod der Haupttheilnehmer gesichert worden. Der König, unser Herr, schläft bei seinen Vätern; die Hebamme Peronne ist ihm bald gefolgt, Laporte ist schon vergessen."

Die Königin öffnete den Mund, um zu sprechen; sie fand unter ihrer eiskalten Hand, mit der sie über ihr Gesicht strich, brennende Schweißtropfen.

„Es war acht Uhr," fuhr die Beguine fort, „der König speiste freudigen Herzens zu Nacht; rings um ihn her war nur Heiterkeit, Geschrei, Gläsergeklirre, das Volk brüllte unter den Balcons, die Schweizer, die Musketiere und die Garden schweiften, von den trunkenen Studenten getragen, in der Stadt umher.

„Dieses furchtbare Getöse der öffentlichen Freudigkeit machte in den Armen von Frau von Fauſſac, seiner Gouvernante, sanft den Dauphin, den zukünftigen König von Frankreich, wimmern, dessen Augen, wenn sie sich öffneten, im Hintergrunde seiner Wiege zwei Kronen erblicken mußten. Plötzlich stieß Eure Majestät einen durchdringenden Schrei aus, und Frau Peronne erschien an ihrem Bett.

„Die Aerzte speisten in einem entfernten Saal. Der Palast war, gerade weil man ihn so sehr bestürmte, verödet und ohne Wachen. Frau Peronne schrie, sobald sie den Zustand Eurer Majestät untersucht hatte, vor Erstaunen laut auf, schloß Euch, die Ihr wahnsinnig vor Schmerz in Thränen zerflosset, in ihre Arme und schickte Laporte ab, um den König zu benachrichtigen,

ihre Majeſtät die Königin wolle ihn in ihrem Zimmer ſehen.

„Laporte war, wie Ihr wißt, Madame, ein Mann von Kaltblütigkeit und Geiſt. Er näherte ſich dem König nicht wie ein erſchrockener Diener, der ſeine Wichtigkeit fühlt und ebenfalls erſchrecken will; auch war die Nachricht, die den König erwartete, keine beängſtigende Nachricht. Kurz, Laporte erſchien, ein Lächeln auf den Lippen, am Stuhl des Königs und ſagte zu ihm:

„„Sire, die Königin iſt ſehr glücklich, und wäre es noch mehr, wenn ſie Eure Majeſtät ſehen würde.““

„An dieſem Tag hätte Ludwig XIII. ſeine Krone einem Armen um ein Gott vergelt's gegeben. Heiter, leichten Sinnes, lebhaft, verließ der König die Tafel und ſagte mit dem Ton, den Heinrich IV. hätte annehmen können: „„Meine Herren, ich will meine Frau beſuchen.““

„Sobald er bei Euch eintrat, Madame, reichte ihm Frau Peronne einen zweiten Prinzen, ſchön und ſtark wie der erſte, und ſprach:

„„Sire, es iſt nicht Gottes Wille, daß das Königreich Frankreich auf die Kunkelſeite falle.““

„In einer erſten Bewegung ſtürzte der König auf dieſes Kind los und rief: „„Mein Gott, ich danke Dir!““

Die Beguine hielt bei dieſer Stelle inne, da ſie bemerkte, wie ſehr die Königin litt. In ihren Lehnſtuhl zurückgeworfen, den Kopf geſenkt, die Augen ſtarr, horchte Anna von Oeſterreich, ohne zu hören, und ihre Lippen bewegten ſich krampfhaft für ein Gebet zu Gott oder für eine Verwünſchung gegen dieſe Frau.

„Oh!“ rief die Beguine, „glaubt nicht, daß die Königin, wenn es nur einen Dauphin in Frankreich gibt, glaubt nicht, daß, wenn ſie dieſes Kind fern vom Thron vegetiren ließ, eine ſchlechte Frau war. Oh! nein. Es gibt Leute, welche wiſſen, wie viel Thränen

ſie vergoſſen hat; es gibt Leute, die die glühende
Küſſe zählen konnten, die ſie dem armen Kind als Er
ſatz für das Leben des Elends und der Dunkelheit gal
zu dem die Staatsraiſon den Zwillingsbruder vo
Ludwig XIV. verurtheilte.

„Mein Gott, mein Gott,“ murmelte die Königi
mit ſchwacher Stimme.

„Man weiß,“ fuhr die Beguine lebhaft fort, „ma
weiß, daß der König, als er ſah, daß er zwei Söhr
hatte, die ſich beide gleich an Alter, an Anſprüche
für das Heil Frankreichs, für die Ruhe ſeines Staate
zitterte. Man weiß, daß der Herr Cardinal von R
chelieu, zu dieſem Ende von Ludwig XIII. berufe
mehr als eine Stunde im Cabinet Seiner Majeſt
nachdachte ... und dann folgenden Spruch vernehme
ließ:

„„Es gibt einen König, der geboren iſt, um E
M. auf dem Throne nachzufolgen. Gott hat einen a
dern geboren werden laſſen, um dieſem erſten Kön
nachzufolgen; jetzt aber bedürfen wir nur des erſtg
borenen; verbergen wir den zweiten Frankreich, w
ihn Gott ſeinen Eltern ſelbſt verborgen hatte.

„„Ein Prinz iſt für den Staat der Friede und d
Sicherheit; zwei Thronbewerber ſind der Bürgerkri
und die Anarchie.““

Die Königin erhob ſich ungeſtüm mit krampfha
zuſammengezogenen Fäuſten und ſprach mit dumpfe
Tone:

„Ihr wißt zu viel, da Ihr die Staatsgeheimni
berührt. Die Freunde, von denen Ihr dieſe Geheimni
habt, ſind Schändliche und falſche Freunde. Ihr ſe
Genoſſin bei dem Verbrechen, das heute vollbrac
wird. Nun die Larve herab, oder ich laſſe Euch v
meinem Kapitän der Garden verhaften. Oh! dieſ
Geheimniß macht mir nicht bange. Ihr habt es eing
zogen, Ihr werdet es mir wiedergeben! Es wird
Eurem Buſen vereiſen; von dieſem Augenblick an g

ört Euch weder mehr dieſes Geheimniß, noch Euer
eben."

Die Geberde mit der Drohung verbindend, machte
nna von Oeſterreich zwei Schritte gegen die Beguine.

„Lernt die Treue, die Ehre, die Verſchwiegenheit
urer von Euch verlaſſenen Freunde kennen," ſprach
ie Beguine und riß plötzlich ihre Larve ab.

„Frau von Chevreuſe!" rief die Königin.

„Mit Eurer Majeſtät die Einzige, die mit dem
eheimniß vertraut iſt."

„Ah!" murmelte Anna von Oeſterreich, „kommt
nd umarmet mich, Herzogin.

„Ach! es heißt ſeine Freunde tödten, ſo mit ihrem
hmerzlichſten Kummer ſpielen."

Und ihren Kopf auf die Schultern der alten Her-
ogin ſtützend, ließ die Königin ihren Augen eine Quelle
itterer Thränen entſtrömen.

„Wie jung ſeid Ihr noch!" ſagte die Herzogin
it dumpfem Tone, „Ihr weint!"

III.

Zwei Freundinnen.

Die Königin ſchaute Frau von Chevreuſe ſtolz an
nd ſagte:

„Ich glaube, Ihr habt, von mir redend, das Wort
tolz ausgeſprochen. Bis jetzt, Herzogin, hielt ich es
ür unmöglich, es könnte ſich ein menſchliches Geſchöpf
inder glücklich finden, als die Königin von Frankreich."

„Madame, Ihr ſeid in der That eine Schmerzens-

mutter geweſen, aber neben dem erhabenen Unglück, von dem wir ſo eben geſprochen, wir durch die Bosheit der Menſchen getrennte alte Freundinnen, neben dieſem königlichen Mißgeſchick habt Ihr, allerdings wenig fühlbare, aber von dieſer Welt ſehr beneidete Freuden gehabt."

„Welche?" fragte Anna von Oeſterreich bitter. „Wie könnt Ihr das Wort Freude ausſprechen, Herzogin, Ihr, die Ihr ſo eben anerkanntet, es bedürfe der Heilmittel für meinen Leib und meinen Geiſt?"

Frau von Chevreuſe ſammelte ſich einen Augenblick und murmelte dann:

„Wie fern ſind doch die Könige von den andern Menſchen!"

„Was wollt Ihr hiemit ſagen?"

„Ich will hiemit ſagen, ſie ſeien ſo weit vom groſſen Haufen entfernt, daß ſie für die Anderen alle Nothwendigkeiten des Lebens vergeſſen, wie der Bewohner des afrikaniſchen Gebirges, der im Schooße ſeiner grünen, durch die Schneebäche erfriſchten Plateaux nicht begreift, daß der Bewohner der Ebene vor Durſt und Hunger inmitten durch die Sonne verbrannter Ländereien ſtirbt."

Die Königin erröthete leicht, ſie hatte begriffen.

„Wißt Ihr, daß es ſchlimm iſt, daß man Euch hülflos gelaſſen hat?" ſprach ſie.

„O! Madame, der König hat, wie man ſagt, den Haß geerbt, den ſein Vater gegen mich hegte. Der König würde mich wegweiſen, wenn er mich im Palais-Royal wüßte."

„Ich ſage nicht, der König ſei gut für Euch geſtimmt," erwiederte die Königin; „doch ich, ich konnte . . . insgeheim . . ."

Die Herzogin ließ in ihrem Geſicht ein verächtliches Lächeln hervortreten, das Anna von Oeſterreich beunruhigte.

„Uebrigens habt Ihr wohl daran gethan, Kleider zu nehmen," fügte sie rasch bei.

„Ich danke, Madame."

„Und wäre es nur, um uns die Freude zu bereiten, das Gerücht von Eurem Tod Lügen zu strafen."

„Man hat in der That gesagt, ich sei todt?"

„Ueberall."

„Meine Kinder trugen doch keine Trauer?"

„Oh! Ihr wißt, Herzogin, der Hof reist häufig. Wir sehen sehr wenig die Herrn d'Albert de Luynes, und viele Dinge entgehen uns in der Unruhe, immer wir beständig leben."

„Eure Majestät hätte nicht an das Gerücht von meinem Tod glauben sollen."

„Warum nicht? ach! wir sind sterblich, sein Sie nicht, daß ich, die jüngere Schwester, wie wir einst sagten, mich schon dem Grabe zuneige?"

„Hatte Eure Majestät geglaubt, ich sei todt, so mußte sie sich wundern, daß sie keine Kunde von mir erhalten."

„Der Tod überrascht zuweilen sehr schnell, Herzogin."

„Oh! Eure Majestät, die mit Geheimnissen wie das, von dem wir vorhin sprachen, beladenen Seelen haben immer das Bedürfniß des Ergusses, das zuvor befriedigt werden muß. Unter die Zahl der Stationen für die Reise in die Ewigkeit rechnet man die, auf welcher man seine Papiere in Ordnung bringt."

Die Königin bebte.

„Eure Majestät wird auf eine sichere Weise den Tag meines Todes erfahren," sagte die Herzogin.

„Wie dies?"

„Eure Majestät wird am andern Tag unter vierfachem Umschlag Alles erhalten, was von unsern so geheimnißvollen kleinen Correspondenzen von einst entkommen ist."

„Ihr habt das nicht verbrannt!“ rief die König voll Angſt.

„Oh! theure Majeſtät,“ erwiederte die Herzogin „die Verräther allein verbrennen eine königliche Correſpondenz. Ja, allerdings, oder vielmehr ſie geben ſich den Anſchein, als verbrennten ſie dieſelbe, behalten oder verkaufen ſie aber.“

„Mein Gott!“

„Die Getreuen vergraben im Gegentheil dergleichen Schätze ſorgfältig, dann ſuchen ſie eines Tags die Königin auf und ſagen zu ihr: „„Madame, ich werde alt, ich fühle mich krank; es iſt Todesgefahr für mich, Gefahr der Enthüllung für das Geheimniß Eurer Majeſtät vorhanden; nehmt alſo dieſes gefährliche Papier und verbrennt es ſelbſt.“

„Ein gefährliches Papier! Welches?“

„Ich, was mich betrifft, habe allerdings nur eines, doch es iſt ſehr gefährlich.“

„Oh! Herzogin, ſprecht, ſprecht!“

„Es iſt das Billet, datirt Dienſtag d. 2. Auguſt 1644, worin Ihr mich nach Noiſy-le-Sec gehen hießet, um das theure unglückliche Kind zu ſehen. Es ſteht dies von Eurer Hand geſchrieben: „„An das theure unglückliche Kind.““

In dieſem Augenblick trat ein tiefes Stillſchweigen ein; die Königin ſondirte den Abgrund, Frau von Chevreuſe ſtellte ihre Falle.

„Ja, unglücklich, ſehr unglücklich,“ murmelte Anna von Oeſterreich, „welch ein trauriges Leben hat es geführt, das arme Kind, um zu einem ſo grauſamen Ende zu gelangen!“

„Es iſt geſtorben!“ rief raſch die Herzogin mit einer Neugierde, deren aufrichtigen Ausdruck die Königin gierig auffaßte.

„Geſtorben an der Abzehrung, vergeſſen geſtorben, verwelkt geſtorben, wie jene Blumen von einem Ge-

geſchenkt, die die Geliebte in einer Schublade
den läßt, um ſie vor aller Welt zu verbergen."
Geſtorben!" wiederholte die Herzogin mit einer
: der Entmuthigung, die die Königin erfreut hätte,
ſie nicht durch eine Beimiſchung von Zweifel ge-
gt worden . . „Geſtorben in Noiſy-le-Sec?"
„Ja, in den Armen ſeines Erziehers, eines guten,
ichen Dieners, der das Kind nicht lange überlebte."
„Das läßt ſich begreifen: es iſt ſo ſchwer, eine
he Trauer und ein ſolches Geheimniß zu tragen!"
Die Königin gab ſich nicht die Mühe, die Ironie
ſer Bemerkung aufzugreifen. Frau von Chevreuſe
ihr fort:
„Nun wohl! Madame, ich erkundigte mich vor
inigen Jahren in Noiſy-le-Sec ſelbſt nach dem Schick-
al des ſo unglücklichen Kindes. Man ſagte mir, man
halte es nicht für todt; deshalb hatte ich mich nicht ſo-
gleich mit Eurer Majeſtät betrübt. Oh! wenn ich das
gewußt hätte, nie würde eine Anſpielung auf dieſes be-
klagenswerthe Ereigniß die ſo gerechten Schmerzen
Eurer Majeſtät wiedererweckt haben."
„Ihr ſagt, man habe das Kind in Noiſy nicht für
todt angenommen?"
„Nein, Madame."
„Was ſagte man denn?"
„Man ſagte . . . ohne Zweifel täuſchte man ſich."
„Sprecht es immerhin aus."
„Man ſagte, eines Abends im Jahre 1645 ſei eine
ſchöne und majeſtätiſche Dame, was man trotz der
Larve und des Mantels, die ſie verbargen, wahrnahm,
eine Dame von Stand, von ſehr hohem Stand ohne
Zweifel, in einem Wagen an die Verzweigung der
Straße gekommen, Ihr wißt dahin, wo ich auf Nach-
richten vom jungen Prinzen wartete, als Eure Majeſtät
mich dorthin zu ſchicken die Gnade hatte."
„Nun?"

„Der Erzieher habe das Kind zu der Dame geführt
„Weiter?“
„Am andern Tag haben Erzieher und Kind di
Gegend verlaſſen.“
„Ihr ſeht wohl! es iſt Wahres hieran, da das
Kind wirklich an einem von den Donnerſchlägen ſtarb,
denen zu Folge, nach der Ausſage der Aerzte, das Leben
der Kinder bis zum ſiebenten Jahr an einem Faden
hängt.“
„Oh! was Eure Majeſtät ſagt, iſt ganz richtig,
Niemand weiß dies beſſer, als Ihr, Madame; Niemand
glaubt es mehr, als ich. Doch bewundert die Seltſam-
keit . . .“
„Was gibt es noch weiter?“ dachte die Königin.
„Die Perſon, die dieſe Umſtände mitgetheilt, die
ſich nach der Geſundheit des Kindes erkundigt hatte,
dieſe Perſon . . .“
„Ihr vertrautet eine ſolche Sorge Jemand? Oh,
Herzogin!“
„Jemand, der ſtumm wie Eure Majeſtät, wie ich
ſelbſt; nehmt an, ich ſei es geweſen; dieſer Jemand, ſage
ich, kam einige Monate nachher in die Touraine . . .“
„In die Touraine?“
„Erkannte den Erzieher und das Kind, verzeiht,
glaubte ſie zu erkennen. Beide lebten heiter und glück-
lich, der eine in ſeinem grauen Alter, das andere in
ſeiner blühenden Jugend. Urtheilt hienach, wie es
mit den Gerüchten iſt, die im Umlauf ſind; glaubt an
irgend Etwas von dem, was in der Welt vorgeht.
Doch ich ermüde Eure Majeſtät. Oh! das iſt nicht
meine Abſicht, und ich werde von ihr Abſchied nehmen,
nachdem ich ſie wiederholt meiner ehrfurchtsvollen Er-
gebenheit verſichert habe.“
„Haltet, Herzogin; ſprechen wir ein wenig von
Euch.“
„Nein mir, oh! Madame, ſenket Eure Blicke nicht
. . . ſo.“

„Warum denn? Seid Ihr nicht meine älteste Freundin? Grollt Ihr mir, Herzogin?“

„Ich! mein Gott, aus welchem Grunde? Wäre ich zu Eurer Majestät gekommen, wenn ich Ursache hätte, ihr zu grollen?“

„Herzogin, das Alter erfaßt uns, wir müssen uns gegen den Tod, der uns droht, anschließen.“

„Eure Majestät beglückt mich mit süßen Worten.“

„Nie hat mich Jemand so geliebt, mir so gedient, wie Ihr, Herzogin.“

„Erinnert sich Eure Majestät dessen?“

„Stets. Herzogin, einen Beweis der Freundschaft.“

„Ah! meine Seele, mein ganzes Wesen gehört Eurer Majestät.“

„Gebt mir den Beweis.“

„Welchen?“

„Verlangt etwas von mir.“

„Verlangen?“

„Ah! ich weiß, daß Ihr die uneigennützigste, die größte, die königlichste Seele seid.“

„Lobt mich nicht zu sehr, Madame,“ erwiederte die Herzogin unruhig.

„Ich werde Euch nie so sehr loben, als Ihr es verdient.“

„Mit dem Alter, mit dem Unglück ändert man sich ungemein, Madame.“

„Gott höre Euch, Herzogin.“

„Wie soll ich dies verstehen?“

„Ja, die Herzogin von einst, die schöne, die stolze, die angebetete Chevreuse hätte mir undankbar geantwortet: „„Ich will nichts von Euch.““ Segnet also das Unglück, wenn es Euch getroffen, da Ihr Euch geändert haben werdet, und mir vielleicht antwortet: „„Ich nehme an.““

Die Herzogin milderte ihren Blick und ihr Lächeln, sie stand unter dem Zauber und hörte auf, zurückhaltend zu sein.

„Sprecht, meine Liebe, was wollt Ihr?“ ſagte Königin.

„Ich ſoll mich alſo erklären?“

„Ohne zu zögern.“

„Nun wohl! Eure Majeſtät kann mir eine un ſchreibliche, eine unvergleichliche Freude machen.“

„Sprecht,“ ſagte die Königin, durch die Beſo etwas kalt geworden. „Vor Allem aber, m güte Chevreuſe, erinnert Euch, daß ich unter der walt des Sohnes bin, wie ich einſt unter der des G ten war.“

„Ich werde Euch ſchonen, theure Königin.“

„Nennt mich Anna, wie einſt; es wird dies ſüßes Echo der ſchönen Jugend ſein.“

„Wohl! meine verehrte Gebieterin, meine gelie Anna . . .“

„Kannſt Du noch Spaniſch?“

„Gewiß.“

„Verlange alſo in ſpaniſcher Sprache von mir.“

„Erweiſt mir die Ehre, einige Tage in Dampie zuzubringen.“

„Das iſt Alles?“ rief die Königin ganz erſta

„Ja.“

„Nichts, als dieſes?“

„Guter Gott! ſolltet Ihr den Gedanken hab ich erbitte mir von Euch nicht die unermeßlichſte Wo that? Wenn dem ſo iſt, ſo kennt Ihr mich nicht me Willigt Ihr ein?“

„Von ganzem Herzen!“

„Oh! meinen Dank!“

„Und ich werde mich glücklich fühlen, wenn me Gegenwart Euch zu etwas nützlich iſt,“ fuhr die nigin mißtrauiſch fort.

„Nützlich!“ rief die Herzogin lachend, „oh! n angenehm, ſüß, koſtbar, ja, tauſendmal ja; das iſt verſprochen?“

„Beſchworen.“

Die Herzogin warf ſich auf die ſo ſchöne Hand der Königin und bedeckte ſie mit Küſſen.

„Sie iſt im Grund eine gute Frau und großmüthigen Geiſtes,“ dachte die Königin.

„Wird Eure Majeſtät die Gnade haben, mir vierzehn Tage zu bewilligen?“ fragte die Herzogin.

„Gewiß; warum?“

„Weil mir, da man mich in Ungnade wußte, Niemand die hundert tauſend Thaler borgen wollte, deren ich bedarf, um Dampierre wiederherſtellen zu laſſen. Wenn man aber erfährt, daß ich ſie brauche, um Eure Majeſtät zu empfangen, ſo werden mir alle Gelder von Paris zufließen.“

„Ah!“ verſetzte die Königin, ſanft den Kopf bewegend; „hundert tauſend Thaler! Ihr braucht hundert tauſend Thaler, um Dampierre wiederherſtellen zu laſſen?“

„Gerade ſo viel.“

„Und Niemand will ſie Euch borgen?“

„Niemand.“

„Ich werde es thun, Herzogin, wenn Ihr wollt.“

„Oh! ich würde es nicht wagen . . .“

„Ihr hättet Unrecht.“

„Wahrhaftig?“

„Bei meinem königlichen Wort . . . Hundert tauſend Thaler, das iſt wirklich nicht viel.“

„Nicht wahr?“

„Nein! Oh! ich weiß, daß Ihr Euch Eure Verſchwiegenheit nie zu ihrem ganzen Werth habt bezahlen laſſen. Herzogin, rückt mir dieſen Tiſch vor, daß ich Euch die Anweiſung auf Herrn Colbert ſchreibe; nein, auf Herrn Fouquet, der ein viel galanterer Mann iſt.“

„Bezahlt er?“

„Wenn er nicht bezahlt, ſo werde ich bezahlen, doch es wäre das erſte Mal, daß er es mir abſchlüge.“

Die Königin ſchrieb, gab die Anweiſung der Herzogin und entließ ſie, nachdem ſie die alte Freundin heiter geküßt hatte.

IV.

Jean la Fontaine macht ſeine erſte Erzählung.

Alle dieſe Intriguen ſind erſchöpft; ſo vielfach in ſeinen Darſtellungen konnte ſich der menſchliche Geiſt nach Wohlgefallen in den drei Rahmen, die ihm unſere Erzählung geliefert hat, entwickeln.

Es handelt ſich vielleicht in dem Tableau, das wir vorbereiten, abermals um Politik und Intriguen, doch die Federn werden ſo verborgen ſein, daß man nur die Blumen und die Malereien ſieht, gerade wie in jenen Theatern, wo auf der Scene ein Koloß erſcheint, der unterſtützt durch die kleinen Beine und die mageren Arme eines Kindes, das in ſeinem Gerippe verborgen iſt, einherſchreitet.

Wir kehren nach Saint-Mandé zurück, wo der Oberintendant, ſeiner Gewohnheit gemäß, ſeine auserleſene Geſellſchaft von Epikuräern empfängt.

Der Gebieter iſt ſeit einiger Zeit auf harte Proben geſtellt worden. Jeder fühlt die Folgen der Beklemmung des Miniſters. Keine große, tolle Geſellſchaften mehr. Die Finanzen waren für Fouquet ein Vorwand geweſen; doch nie hat es, wie Gourville ſo geiſtreich ſagte, einen betrüglicheren Vorwand gegeben: von Finanzen kein Schatten.

Herr Vatel ſinnt auf Mittel, um den Ruf des Hauſes aufrecht zu erhalten. Die Gärtner, welche ihre Beiträge zu den Küchen liefern, beklagen ſich über eine zu Grunde richtende Verzögerung. Die Lieferanten der ſpaniſchen Weine ſchicken häufig Anweiſungen, die Niemand bezahlt. Die Fiſcher, die der Oberintendant in der Normandie beſoldet, berechnen, wenn ſie bezahlt würden, könnte das Eingehen der betreffenden Summen

ihnen gestatten, sich ans Land zurückzuziehen. Die Fluth, welche später den Tod von Vatel veranlassen sollte, kommt gar nicht.

Am gewöhnlichen Empfangstag finden sich indessen die Freunde von Herrn Fouquet zahlreicher, als sonst ein. Gourville und der Abbé Fouquet plaudern von den Finanzen, der Abbé Fouquet entlehnt nämlich einige Pistolen von Gourville. Pelisson, der mit gekreuzten Beinen auf einem Stuhl sitzt, endigt die Declamation einer Rede, mit der Fouquet das Parlament wieder eröffnen soll.

Und diese Rede ist ein Meisterwerk, weil sie Pelisson für seinen Freund macht, das heißt, weil er Alles darein legt, was er sicherlich für sich selbst nicht sagen würde. Ueber die leichten Reime streitend, kommen bald vom Hintergrunde des Gartens Loret und la Fontaine herbei.

Die Maler und die Musiker nehmen ihre Richtung nach dem Speisesaal. Wenn es acht Uhr schlägt, wird man zu Nacht speisen.

Der Oberintendant läßt nie auf sich warten.

Es ist halb acht Uhr; der Appetit kündigt sich ziemlich artig an.

Sobald alle Gäste versammelt sind, geht Gourville gerade auf Pelisson zu, weckt ihn aus seinen Träumereien auf, und führt ihn mitten in den Salon, dessen Thüren er geschlossen hat.

„Nun," sagte er, „was gibt es Neues?"

Pelisson hob seinen verständigen, sanften Kopf in die Höhe und erwiederte:

„Ich habe fünf und zwanzig tausend Livres von meiner Tante entlehnt, hier sind sie in Kassenanweisungen."

„Gut," sagte Gourville, „es fehlen mir nur noch hundert und fünf und zwanzig tausend Livres für die erste Zahlung."

„Die Bezahlung, von was?" fragte la Fontaine in dem Ton, in dem er etwa gefragt hätte: „habt Ihr Baru gelesen?"

„Das iſt abermals mein Zerſtreuter,“ verſetzte Gourville. „Wie! Ihr habt uns mitgetheilt, das kleine Gut Corbeil ſollte von einem Gläubiger von Herrn Fouquet verkauft werden, Ihr habt uns die Vereinigung aller Freunde Epikurs vorgeſchlagen, Ihr habt geſagt, Ihr würdet einen Winkel Eures Gutes in Chateau-Thierry verkaufen, um Euren Beitrag zu liefern, und heute kommt Ihr und fragt: „Die Bezahlung von was?“

Dieſer Ausfall wurde mit einem allgemeinen Gelächter aufgenommen und machte la Fontaine erröthen.

„Verzeiht, verzeiht,“ ſagte er, „es iſt wahr, ich hatte es nicht vergeſſen; oh! nein, nur . . .“

„Nur erinnerſt Du Dich deſſen nicht mehr,“ verſetzte Loret.

„Das iſt die Wahrheit Der hat in der That Recht. Zwiſchen vergeſſen und ſich nicht mehr erinnern iſt ein großer Unterſchied.“

„Ihr bringt alſo den Obol, den Preis des verkauften Winkels von Eurem Gute?“ fragte Peliſſon.

„Verkauft! nein.“

„Ihr habt alſo das Stückchen Land nicht verkauft?“ rief Gourville erſtaunt, denn er kannte die Uneigennützigkeit des Dichters.

„Meine Frau wollte nicht,“ erwiederte der letztere.

Neues Gelächter.

„Ihr habt Euch aber doch zu dieſem Behuf nach Chateau-Thierry begeben?“ entgegnete man ihm.

„Gewiß, und zwar zu Pferde.“

„Armer Jean!“

„Acht verſchiedene Pferde! ich war gerädert.“

„Vortrefflicher Freund! . . . Und dort habt Ihr ausgeruht?“

„Ausgeruht! Ach! ja wohl. Ich hatte dort viele Geſchäfte.“

„Wie ſo?“

„Meine Frau hatte Coquetterien mit dem gemacht,

an welchen ich das Gut verkaufen wollte; er nahm sein Wort zurück und ich forderte ihn zum Duell."

„Sehr gut, und Ihr habt Euch geschlagen?"

„Es scheint, nein."

„Ihr wißt also nichts davon?"

„Nein, meine Frau und ihre Eltern mischten sich darein. Ich hatte eine Viertelstunde lang den Degen in der Hand, wurde aber nicht verwundet."

„Und der Gegner?"

„Der Gegner auch nicht; er war nicht auf den Kampfplatz gekommen."

„Das ist bewunderungswürdig!" rief man von allen Seiten; „Ihr mußtet zornig werden?"

„Bedeutend; ich bekam den Schnupfen; ich kehrte nach Hause zurück und meine Frau schalt mich aus."

„Ganz einfach?"

„Ganz einfach! Sie warf mir einen Brodlaib an den Kopf, einen großen Brodlaib!"

„Und Ihr?"

„Ich stürzte ihr den ganzen Tisch auf ihren Leib und auf den ihrer Gäste, dann stieg ich wieder zu Pferde und hier bin ich."

Niemand wäre im Stande gewesen, seinen Ernst bei Auseinandersetzung dieser komischen Heroide zu behaupten. Als sich der Orkan des Gelächters gelegt hatte, sagte man zu la Fontaine:

„Das ist Alles, was Ihr zurückgebracht habt?"

„Oh! nein, ich hatte einen vortrefflichen Gedanken."

„Sprecht."

„Habt Ihr bemerkt, daß in Frankreich viele scherzhafte Poesien gemacht werden?"

„Ja," antwortete die Versammlung.

„Und daß man sehr wenige davon druckt?" fuhr la Fontaine fort.

„Die Gesetze sind allerdings hart."

„Die seltene Waare ist eine theure Waare, dachte

[illegible] ich ein kleines äußerst [illegible]

„[illegible] lieber Dichter!“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible]“

„[illegible] Alles angebracht, was ich an galanten [illegible] finden konnte,“ fuhr der Dichter kalt fort.

[illegible] krümmte sich vor Lachen, während der ängstliche [illegible] das Schild für seine Waare ausstellte.

„[illegible]“ sprach er, „ich bemühte mich, Alles zu übertreffen, was Boccaccio, Aretino und andere Meister in diesem Genre gemacht hatten.“

„Guter Gott!“ rief Pelisson, „er wird verurtheilt werden!“

„Ihr glaubt?“ fragte la Fontaine naiv; „ich schwöre Euch, daß ich das nicht für mich, sondern einzig und allein für Herrn Fouquet gemacht habe.“

Dieser überraschende Schluß befriedigte die Anwesenden im höchsten Maße.

„Und ich habe das Werkchen um achthundert Livres für die erste Auflage verkauft,“ rief la Fontaine sich die Hände reibend. „Die Andachtsbücher kosten um die Hälfte weniger.“

„Es wäre mehr werth gewesen, wenn Ihr zwei Andachtsbücher gemacht hättet,“ entgegnete Gourville lachend.

„Das dauert zu lange und ist nicht belustigend genug,“ erwiederte la Fontaine ruhig; „meine achthundert Livres sind in diesen Säckchen, ich biete sie an.“

Und er legte in der That seine Opfergabe in die Hände des Säckelmeisters der Epikuräer.

Dann kam die Reihe an Loret, der hundert und fünfzig Livres gab; die Anderen erschöpften sich auf dieselbe Weise. Es waren, als man rechnete, vierzig tausend Livres in der [illegible]sche beisammen.

Nie klangen großmüthigere Pfennige in den göttlichen Wagschalen, worin die Liebe die guten Werke und die guten Absichten gegen die falschen Münzen der bigotten Heuchler abwiegt.

Die Thaler klangen noch, als der Oberintendant in den Saal eintrat oder vielmehr schlüpfte. Er hatte Alles gehört.

Man sah diesen Mann, der in so vielen Millionen gewühlt, diesen Reichen, der alle Freuden und alle Ehren erschöpft hatte, dieses unermeßliche Herz, dieses fruchtbare Gehirn, welches wie zwei gierige Schmelztiegel die moralische und die materielle Substanz des ersten Königreichs der Welt aufgezehrt hatte, man sah Fouquet mit Augen voll Thränen über die Schwelle schreiten, und seine weißen, zarten Finger in das Gold und in das Silber tauchen.

„Armes Almosen," sprach er mit innigem, bewegtem Ton, „du wirst in der kleinsten von den Falten meiner leeren Börse verschwinden, aber Du hast bis an den Rand das gefüllt, was nie ein Mensch erschöpfen wird, mein Herz; ich danke Euch, meine Freunde, ich danke Euch."

Und da er nicht Alle umarmen konnte, die ihn umgaben und wohl auch ein wenig weinten, so sehr sie Philosophen waren, so umarmte er la Fontaine und sagte zu ihm:

„Armer Junge, der sich für mich von seiner Frau hat schlagen und von seinem Beichtvater hat verdammen lassen!"

„Das ist nichts," erwiederte der Dichter, „Eure Gläubiger mögen zwei Jahre warten, und ich habe hundert andere Erzählungen gemacht, die, jede zu zwei Auflagen, die Schuld bezahlen werden."

V.

La Fontaine als Unterhändler.

Fouquet drückte la Fontaine mit reizendem Erguß die Hand.

„Mein lieber Dichter," ſagte er, „macht uns hundert andere Erzählungen, doch nicht allein wegen der achtzig Piſtolen, die jede eintragen wird, ſondern auch, um unſere Sprache mit hundert Meiſterwerken zu bereichern."

„Ho! ho!" verſetzte la Fontaine ſich aufblähend, „Ihr müßt nicht glauben, ich habe nur dieſen Gedanken und dieſe achtzig Piſtolen dem Herrn Oberintendanten mitgebracht."

„Oh! Herr la Fontaine iſt heute bei Mitteln," rief man von allen Seiten.

„Geſegnet ſei die Idee, wenn ſie mir eine oder zwei Millionen bringt," ſagte Fouquet heiter.

„So iſt es," ſprach la Fontaine.

„Geſchwinde, geſchwinde!" rief die Verſammlung.

„Nehmt Euch in Acht," ſagte Peliſſon la Fontaine in's Ohr, „Ihr habt Euch bis jetzt eines ſehr glücklichen Erfolges erfreut, ſchleudert den Pfeil nicht über das Ziel hinaus."

„Keines Wegs, Herr Peliſſon, und Ihr, der Ihr ein Mann von Geſchmack ſeid, werdet mich zuerſt beloben."

„Es handelt ſich um Millionen," bemerkte Gourville.

„Ich habe hier fünfzehnmal hunderttauſend Livres," erwiederte la Fontaine. Und er ſchlug an ſeine Bruſt.

„Zum Teufel mit dem Gascogner von Chateau Thierry!" rief Loret.

„Nicht die Taſche, ſondern das Gehirn hättet Ihr berühren müſſen!“ ſagte Fouquet.

„Herr Oberintendant,“ ſprach la Fontaine, „Ihr ſeid kein Generalanwalt, Ihr ſeid ein Dichter.“

„Das iſt wahr,“ riefen Loret, Conrart und Alles, was von Literaten anweſend.

„Ihr ſeid, ſage ich, ein Dichter und ein Maler; doch geſteht ſelbſt, Ihr ſeid kein Rechtsgelehrter.“

„Ich geſtehe es,“ erwiederte Fouquet lächelnd.

„Wollte man Euch in die Akademie aufnehmen, nicht wahr, Ihr würdet es ausſchlagen?“

„Ich glaube ja, was mir die Akademiker nicht verargen mögen.“

„Nun wohl, wenn Ihr nicht zur Akademie gehören wollt, warum laßt Ihr Euch herbei, zum Parlament zu gehören?“

„Ho! ho!“ rief Peliſſon, „wir ſprechen über Politik!“

„Ich frage, ob Herrn Fouquet die Robe gut oder nicht gut ſteht?“ fuhr la Fontaine fort.

„Es handelt ſich nicht um die Robe,“ ſagte Peliſſon ärgerlich über das Gelächter der Verſammlung.

„Im Gegentheil, es handelt ſich um die Robe,“ erwiederte Loret.

„Zieht dem Herrn Generalanwalt die Robe aus, und wir haben Herrn Fouquet, worüber wir uns nicht beklagen werden,“ ſprach Loret; „da es aber keinen Generalanwalt ohne Robe gibt, ſo erklären wir mit Herrn la Fontaine, die Robe ſei ſicherlich eine Vogelſcheuche.“

„Fugiunt risus leporesque,“ rief Loret.

„Die Scherze und die Grazien,“ bemerkte ein Gelehrter.

„Ich,“ fuhr Peliſſon mit ernſtem Tone fort, „ich überſetze lepores nicht ſo.“

„Und wie überſetzt Ihr es?“ fragte la Fontaine

„Ich überſetze es:

„„Die Hasen flüchten sich, wenn sie Herrn Fouquet sehen.““

Schallendes Gelächter, an dem der Oberintendant Theil nimmt.

„Warum die Hasen?“ fragte Conrart gereizt.

„Weil derjenige ein Hase sein wird, der sich nicht freut, Herrn Fouquet in den Attributen seiner parlamentarischen Gewalt zu sehen.“

„Ho! ho!“ murmelten die Dichter.“

„Quo non ascendant,“ sagte Conrart, „scheint mir unmöglich mit einer Anwaltsrobe.“

„Und mir ohne diese Robe,“ entgegnete der hartnäckige Pelisson. „Was denkt Ihr davon, Gourville?“

„Ich denke, die Robe sei gut,“ antwortete dieser, „aber ich denke zugleich, anderthalb Millionen wären mehr werth, als die Robe.“

„Und ich bin der Ansicht von Gourville,“ sprach Fouquet, die Discussion durch seine Meinung, welche nothwendig alle andere überwiegen mußte, kurz abschneidend.“

„Anderthalb Millionen,“ brummte Pelisson. „Bei Gott! ich kenne eine indische Fabel . . .“

„Ihr? erzählt sie mir, ich muß sie auch wissen,“ sagte la Fontaine.

„Erzählt! erzählt!“

„Die Schildkröte hatte ein Rückenschild,“ sprach Pelisson, „sie flüchtete sich darein, wenn ihre Feinde sie verfolgten. Eines Tags sagte Jemand zu ihr: „„Ihr habt des Sommers sehr warm in diesem Hause, und es hindert euch ungemein, eure Anmuth zu zeigen, hier ist die Natter, die euch anderthalb Millionen für eure Schale gibt.““

„Gut!“ rief lachend der Oberintendant.

„Weiter?“ sagte la Fontaine, viel mehr durch die Gleichnißrede, als durch die Moral interessirt.

„Die Schildkröte verkaufte ihre Schale und blieb nackt. Ein Geier sah sie, er hatte Hunger, er zerriß ihr mit dem Schnabel die Lenden und fraß sie auf.“

„*O μονθος δλοι*!“ ſagte Conrart.

„Herr Fouquet wird wohl daran thun, ſeine Robe behalten.“

La Fontaine nahm die Moral im Ernſte und ſagte ſeinem Gegner:

„Ihr vergeßt Aeſchylos.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Aeſchylos, den Kahlkopf.“

„Nun?“

„Aeſchylos, deſſen Schädel ein Geier, Euer Geier hrſcheinlich, ein großer Liebhaber von Schildkröten, oben für einen Stein hielt und auf dieſen Schädel in ihre Schale gekauerte Schildkröte warf.“

„Ei! mein Gott, la Fontaine hat Recht,“ ſagte quet, der nachdenkend geworden war; „jeder Geier, n er Hunger nach Schildkröten hat, weiß ihnen ganz l gratis die Schale zu zerſchmettern; zu glücklich die Schildkröten, denen eine Natter die Hülle mit erthalb Millionen bezahlt. Man bringe mir eine gebige Natter, wie die Eurer Fabel, Peliſſon, und gebe ihr mein Rückenſchild.“

„Rara avis in terris!“ rief Conrart.

„Und einem ſchwarzen Schwan ähnlich, nicht wahr?“ te la Fontaine bei; „nun wohl, ja, ganz richtig, ein z ſchwarzer und ſehr ſeltener Vogel, ich habe ihn nden.“

„Ihr habt einen Käufer für meine Anwaltsſtelle nden?“ rief Fouquet.

„Ja, mein Herr.“

„Der Herr Oberintendant hat aber nie geſagt, er ſie verkaufen!“ entgegnete Peliſſon.

„Verzeiht, Ihr ſelbſt habt davon geſprochen,“ ſagte rart.

„Deſſen bin ich Zeuge,“ ſprach Gourville.

„Er hält an den ſchönen Reden feſt, die er mir cht,“ rief Fouquet lachend. „Wer iſt der Käufer, la ntaine?“

„Ein ganz ſchwarzer Vogel, ein Rath beim Parlament, ein braver Mann.“

„Er heißt?“

„Banel.“

„Banel!“ rief Fouquet, „der Mann von . . .“

„Ganz richtig, ihr Mann: ja, mein Herr.“

„Der liebe Menſch!“ ſprach Fouquet theilnehmend, „er will Generalanwalt werden!“

„Er will Alles ſein, was Ihr ſeid,“ verſetzte Gourville, „und durchaus Alles thun, was Ihr gethan habt.

„Oh! das iſt ſehr ergötzlich: erzählt uns das, la Fontaine.“

„Es iſt ganz einfach. Ich ſehe ihn von Zeit zu Zeit. Vorhin begegnete ich ihm, er lungerte auf dem Baſtille-Platze herum . . . gerade in dem Augenblick wo ich den kleinen Wagen nach Saint-Mandé nehmen wollte.“

„Er lauerte gewiß auf ſeine Frau,“ bemerkte Loret.

„Oh! mein Gott,“ entgegnete Fouquet einfach, „er iſt nicht eiferſüchtig.“

„Er redet mich an, umarmt mich, führt mich in die Schenke zum heiligen Fiacre, und ſpricht mit mir über ſeinen Kummer.“

„Er hat Kummer?“

„Ja, ſeine Frau flößt ihm Ehrgeiz ein.“

„Und er ſagt Euch?“

„Man habe ihm von einer Stelle beim Parlamente geſprochen, der Name von Herrn Fouquet ſei genannt worden, ſeit dieſer Zeit träume Madame Banel nur davon, Frau Generalanwaltin zu heißen, und ſie ſterbe jede Nacht, wenn ſie nicht davon träume.“

„Teufel!“

„Arme Frau!“ rief Fouquet.

„Wartet. Conrart ſagt mir immer, ich wiſſe die Angelegenheiten nicht zu behandeln. Ihr ſollt ſehen wie ich dieſe geleitet habe.“

„Laßt hören.“

„„Wißt Ihr,““ ſagte ich zu Vanel, „„wißt Ihr, daß eine Stelle wie die von Herrn Fouquet theuer iſt?““

„„Wie hoch magſie etwa zuſtehen kommen?““fragte er.

„„Herr Fouquet hat ſiebenzehnmal hundert tauſend Livres ausgeſchlagen.““

„„Meine Frau berechnete das zu etwa vierzehnmal hundert tauſend Livres,““ erwiederte Vanel.

„„Baar Geld?““ verſetzte ich.

„„Ja, ſie hat ein ſchönes Gut in Guienne verauft, ſie hat realiſirt . . .““

„Das iſt ein ſchönes Stück Geld mit einem Schlage u verdienen,“ ſagte leiſe der Abbé Fouquet, der noch icht geſprochen hatte.

„Die arme Dame Vanel,“ murmelte Fouquet.

Peliſſon zuckte die Achſeln und flüſterte Fouquet zu: „Ein Dämon!“

„Ganz richtig. Es wäre reizend, das Geld dieſes)ämons dazu anzuwenden, einen Schaden wieder gut ı machen, den ſich mir zu Liebe ein Engel zugefügt ıt.“

Peliſſon ſchaute mit erſtaunter Miene Fouquet an, :ſſen Gedanken ſich von dieſem Augenblick auf ein :ues Ziel hefteten.

„Nun,“ fragte la Fontaine, „wie iſt meine Unterındlung?“

„Bewunderungswürdig, lieber Dichter!“

„Ja,“ ſagte Gourville, „es rühmt ſich Einer, Luſt dem Pferde zu haben, und beſitzt nicht einmal die littel, um den Zaum zu bezahlen.“

„Vanel würde zurücktreten, wenn man ihn beim lort nähme,“ bemerkte der Abbé Fouquet.

„Ich glaube das nicht,“ ſagte la Fontaine.

„Woher wißt Ihr das?“

„Ihr kennt die Entwickelung meiner Geſchichte cht.“

„Ah! wenn es eine Entwickelung gibt, waru faullenzt Ihr unter Weges?“ ſagte Gourville.

„Semper ad eventum, nicht ſo?“ ſagte Fouqu mit dem Ton eines vornehmen Herrn, der ſich in Ba barismen verirrt.

Die Latiniſten klatſchten in die Hände.

„Meine Entwickelung!“ rief la Fontaine, „ſie beſte darin, daß Vanel, dieſer zähe, ſchwarze Vogel, da wußte, ich begebe mich nach Saint-Mandé, mich b ihn mitzunehmen.“

„Ho! ho!“

„Und ihn, wenn es möglich wäre, Monſeigne vorzuſtellen.“

„Somit . . .“

„Somit iſt er da auf dem Raſen des Bel-Air.“

„Wie ein Käfer!“

„Gourville, Ihr ſagt das wegen der Fühlhörn Ihr ſchlechter Spaßmacher.“

„Nun, Herr Fouquet?“

„Es geziemt ſich nicht, daß der Mann von M dame Vanel vor meinem Hauſe den Schnupfen bekomm laßt ihn holen, la Fontaine, da Ihr wißt, wo er iſ

„Ich laufe ſelbſt zu ihm.“

„Ich begleite Euch,“ rief der Abbé Fouquet, „ trage die Säcke.“

„Keine ſchlechte Späße,“ ſprach Fouquet mit ſtre gen Ton . . . „Die Angelegenheit werde, wenn ei ſolche vorhanden iſt, ernſt behandelt. Vor Allem ſe wir gaſtfreundlich. Entſchuldigt mich, la Fontaine, dem artigen Mann, ich ſei in Verzweiflung, daß ihn habe warten laſſen, doch ſeine Anweſenheit ſei r nicht bekannt geweſen.“

La Fontaine war ſchon weggegangen. Zum Gl begleitete ihn Gourville, denn ganz mit ſeinem Zah beſchäftigt, irrte ſich der Dichter im Wege und gegen Saint-Maur.

Nach einer Viertelſtunde wurde Herr Vanel

berzeug, alles Tafelgeſchirr, alle Juwelen
den Wagen eingepackt. Ihr nehmt die Kay-
Goldſchmied begleitet Euch. Ihr verſchiebt
rod bis zur Ankunft von Frau von Bellière."
von Bellière muß benachrichtigt werden,"
ion.
ithig, ich übernehme das."
!"
, mein Freund."
m entfernte ſich, ſchlecht errathend, aber voll
wie dies alle wahren Freunde ſind, zu dem
n den er ſich fügte. Darin liegt die Stärke
renen Seelen. Das Mißtrauen iſt nur für
eordneten Naturen gemacht.
verbeugte ſich vor dem Oberintendanten
e eine Rede beginnen. Fouquet ſagte aber
m:
de heraus, mein Herr, es ſcheint mir, Ihr
e Stelle erwerben."
ſeiaueur . . ."

dieſe Größe, da er Kämpfe, Schlauheiten, Querzüg erwartet hatte.

„Wann werdet Ihr ſie haben?“

„Wann es Monſeigneur beliebt,“ antwortete Banel Und er zitterte, Fouquet ſpotte ſeiner.

„Wenn es nicht Mühe machte, nach Paris zurück zukehren, ſo würde ich ſagen: ſogleich . . .“

„Ah! Monſeigneur . . .“

„Aber wir wollen Bezahlung und Unterzeichnun auf morgen verſchieben,“ ſagte der Oberintendant.

„Es ſei,“ erwiederte Banel ganz betäubt.

„Um ſechs Uhr,“ fügte Fouquet bei.

„Um ſechs Uhr,“ wiederholte Banel.

„Guten Abend. Herr Banel, ſagt Madame Banel ich küſſe ihr die Hände.“

Nach dieſen Worten ſtand Fouquet auf. Da ſprach Banel, dem das Blut in die Augen ſtieg, und der der Kopf zu verlieren anfing:

„Monſeigneur, Monſeigneur, gebt Ihr mir im Ernſt das Wort?“

Fouquet wandte den Kopf um und erwiederte:

„Bei Gott! und Ihr?“

Banel zauderte, bebte und ſtreckte am Ende ſchüchtern die Hand aus.

Fouquet öffnete und ſtreckte mit einer edlen Geberde die ſeinige aus. Dieſe redliche Hand drückte ſich eine Secunde lang in die Feuchtigkeit einer gleißneriſchen Hand ein. Banel drückte die Finger von Fouquet, um ſich beſſer zu überzeugen.

Der Oberintendant machte ſachte ſeine Hand los und ſprach:

„Gott befohlen!“

Banel lief rückwärts nach der Thüre, ſtürzte durch die Hausfluren und entfloh.

VI.

Tafelgeſchirr und die Diamanten von Frau von Bellière.

Kaum hatte Fouquet Herrn Banel entlaſſen, als nen Augenblick nachdachte.

„Man vermöchte nicht zu viel für die Frau zu , die man geliebt hat," ſagte er. „Marguerite ſicht Generalanwaltin zu werden, warum ſollte man nicht dieſes Vergnügen machen? Nun, da mir das ſtlichſte Gewiſſen nichts mehr vorwerfen könnte, llen wir einzig und allein an die Frau denken, die ch liebt. Frau von Bellière muß bald dort ſein."

Er deutete mit dem Finger auf die geheime Thüre.

Nachdem er ſich eingeſchloſſen, öffnete er den unter- diſchen Gang und wandte ſich raſch nach dem, zwi- hen dem Hauſe in Vincennes und ſeinem Hauſe beſte- enden Verbindungswege.

Er hatte es unterlaſſen, ſeine Freundin mit dem löckchen zu benachrichtigen, da er ſicher war, daß ſie le bei den Rendezvous fehlte.

Die Marquiſe war in der That eingetroffen. Sie artete. Das Geräuſch, das der Oberintendant ver- nlaßte, machte ſie aufmerkſam; ſie lief hinzu, um unter er Thüre das Billet in Empfang zu nehmen, das er ir zuſchob.

„Kommt, Marquiſe, man erwartet Euch beim bendbrod."

Glücklich und behende ſtieg Frau von Bellière in er Allee von Vincennes in ihren Wagen, und ſie reichte ald auf der Freitreppe ihre Hand Gourville, der, um em Gebieter zu gefallen, im Hof auf ihre kunft uerte.

Sie hatte nicht rauchend und weiß von Schaum die Rappen von Fouquet zurückkommen ſehen, welche nach Saint-Mands Peliſſon und den Goldſchmied brachten, an den Frau von Bellière ihr Tafelgeſchirr und ihre Juwelen verkauft hatte.

Peliſſon führte dieſen Mann in das Cabinet, das Fouquet noch nicht verlaſſen.

Fouquet dankte dem Goldſchmied, daß er die Güte gehabt, ihm wie ein hinterlegtes Gut dieſe Reichthümer aufzubewahren, die er zu verkaufen berechtigt geweſen. Er warf einen Blick auf die Geſammtſumme der Rechnungen, die ſich auf dreizehnmal hundert tauſend Livres belief.

Dann ſetzte er ſich an ſein Bureau und ſchrieb eine Anweiſung von vierzehnmal hundert tauſend Livres auf ſeine Kaſſe zahlbar nach Sicht vor Mittag des andern Tags.

„Hundert tauſend Livres Gewinn!“ rief der Goldſchmied. „Oh! Monſeigneur, welche Großmuth!“

„Nein, nein, mein Herr,“ erwiederte Fouquet, indem er die Schulter des Goldſchmieds berührte, „es gibt Artigkeiten, die ſich nie bezahlen laſſen. Der Gewinn iſt ungefähr der, den Ihr gemacht hättet; doch es bleibt das Intereſſe aus Eurem Geld.“

So ſprechend machte er aus ſeiner Manchette einen Diamantknopf los, den derſelbe Goldſchmied oft zu dreitauſend Piſtolen geſchätzt hatte, und ſprach:

„Nehmt das zum Andenken an mich und lebet wohl; Ihr ſeid ein ehrlicher Mann.“

„Und Ihr,“ rief der Goldſchmied, tief gerührt, „Ihr, Monſeigneur, ſeid ein wackerer Herr.“

Fouquet ließ den Goldſchmied durch eine Geheimthüre weggehen; dann empfing er Frau von Bellière, die ſchon alle Gäſte umgaben.

Die Marquiſe war immer ſchön, doch an dieſem Tag ſtrahlte ſie.

„Meine Herren,“ ſprach Fouquet, „findet Ihr nicht, daß Madame heute Abend von einer unvergleichlichen

„Weil Madame die ſchönſte der Frauen iſt,“ ſagte
ner.

„Nein, ſondern weil Madame die beſte derſelben
. Doch . . .“

„Doch?“ fragte die Marquiſe lächelnd.

„Doch alle Juwelen, welche Madame heute Abend
ägt, beſtehen aus falſchen Steinen.“

Sie erröthete.

„Ho! ho!“ riefen alle Gäſte, „man kann dies ohne
recht von einer Dame ſagen, welche die ſchönſten
iamanten von Paris beſitzt.“

„Nun!“ ſagte Fouquet leiſe zu Peliſſon.

„Ich habe endlich begriffen, und Ihr habt wohlge-
an,“ erwiederte Peliſſon.

„Das iſt ein Glück,“ verſetzte lachend der Oberin-
ndant.

„Monſeigneur, es iſt aufgetragen,“ rief Vatel ma-
ſtätiſch.

Die Woge der Gäſte ſtürzte minder langſam, als
bei miniſteriellen Fêten gebräuchlich iſt, in den
peiſeſaal, wo ein prachtvolles Schauſpiel ihrer harrte.

Auf dem Schenktiſch, auf dem Anrichttiſch, auf der
afel, unter Blumen und Lichtern glänzte zum Blenden
s reichſte Geſchirr von Silber und Gold, das man
hen konnte; es war ein Ueberreſt von den alten Herr-
chkeiten, welche die von den Medicis mitgebrachten
rentiniſchen Künſtler für die prunkenden Tafeln, als
in Frankreich noch Gold gab, geſchnitten, ciſelirt,
goſſen hatten; dieſe verborgenen Wunder, die man
ährend der Bürgerkriege begraben, waren ſchüchtern
den Zwiſchenräumen des Krieges von gutem Geſchmack,
en man die Fronde nannte, wieder erſchienen; die vor-
ehmen Herren ſchlugen ſich gegen die vornehmen Her-
en, tödteten ſich, beraubten ſich aber nicht. All dieſes
eſchirr war mit dem Wappen von Frau von Belliére
ezeichnet.

„Seht," rief la Fontaine, „ein P und ein B."

Das Seltſamſte von Allem aber war das Gedecke der Marquiſe an dem Platz, den ihr Fouquet angewieſen hatte; hier erhob ſich eine Pyramide von Diamanten, von Saphiren, von Smaragden, von antiken Cameen; der Sardonyx, gravirt von den alten Griechen von Kleinaſien mit ſeiner Faſſung von myſtiſchem Gold, die herrlichen Moſaike des alten Alexandrien in Silber gefaßt, die maſſiven Armſpangen Aegyptens aus der Zeit von Cleopatra lagen auf einer großen Platte von Paliſſy umher, welche auf einen Dreifuß von vergoldetem Bronze von Benvenutos Meiſterhand ruhte.

Die Marquiſe erbleichte, als ſie ſah, was ſie nimmer wiederzuſehen glaubte, Ein tiefes Stillſchweigen, der Vorläufer einer lebhaften Aufregung, herrſchte unter den betäubten Gäſten des Saales.

Fouquet machte nicht einmal ein Zeichen, um alle die buntſcheckigen Diener wegzujagen, welche ſich wie geſchäftige Bienen bei den Schenktiſchen umhertrieben.

„Meine Herren," ſagte er, „das Tafelgeſchirr, das Ihr hier ſeht, gehörte Frau von Bellière, die eines Tags, als ſie einen ihrer Freunde in Verlegenheit ſah, all dieſes Gold und all dieſes Silber nebſt der Maſſe von Juwelen, die ſich vor ihr erheben, zum Goldſchmied ſchickte. Dieſe ſchöne Handlung einer Freundin mußte von Freunden, wie Ihr ſeid, begriffen werden. Glücklich der Mann, der ſich ſo geliebt ſieht. Trinken wir auf die Geſundheit von Frau von Bellière."

Ein ungeheures Beifallsgeſchrei übertönte ſeine Worte und machte ſtumm, ohnmächtig auf ihren Sitz die arme Frau fallen, die ihre Sinne verloren, den Vögeln Griechenlands ähnlich, die über der Arena von Olympia den Himmel durchſchnitten.

„Und dann," fügte Peliſſon bei, den jede Tugend rührte, jede Schönheit bezauberte, „trinken wir auch ein wenig auf die Geſundheit desjenigen, welcher zu

n, ihr Glas aus, während ihre ſterbenden Augen
lle Liebe hervorriefen, die dieſes edle Herz durch-
n.
uf dieſe heroiſche Weiſe begonnen, wurde das
rod bald zu einem Feſte; Keiner beſchäftigte ſich
Geiſt zu haben, Niemand fehlte es daran.
1 Fontaine vergaß ſeinen Gorgny-Wein, und er-
Vatel, ihn mit den Rhone Weinen und den ſpa-
zu verſöhnen.
er Abbé Fouquet wurde ſo gutmüthig, daß Gour-
1 ihm ſagte: „Nehmt Euch in Acht, Herr Abbé,
Ihr ſo zart ſeid, wird man Euch auffpeiſen.“
ie Stunden vergingen ſo freudig und Roſen auf
iſte ausſtreuend. Der Oberintendant verließ die
gegen ſeine Gewohnheit erſt mit den letzten
en des Deſſert.
r lächelte den meiſten von ſeinen Freunden zu,
trunken waren, wie man es iſt, wenn man das
or dem Kopf berauſcht hat, und zum erſten Mal
er nach der Uhr.
lötzlich rollte ein Wagen in den Hof, und man
ihn ſeltſamer Weiſe mitten unter dem Lärmen und
eſängen.

Und das düstere, nachdenkende Geſicht von Aramis erſchien über der Schwelle zwiſchen den Ueberreſten von zwei Guirlanden, deren Fäden eine Lampenflamme zerriſſen hatte.

VII.

Die Quittung von Herrn von Mazarin.

Fouquet würde einen Freudenſchrei beim Anblick eines neuen Freundes ausgeſtoßen haben, hätten ihm nicht die eiſige Miene und der zerſtreute Blick von Aramis ſeine ganze Zurückhaltung verliehen.

„Wollt Ihr uns das Deſſert verzehren helfen?“ fragte er jedoch. „Habt Ihr nicht ein wenig bange vor all dem Lärmen, den unſere Tollheiten machen?“

„Monſeigneur,“ erwiederte Aramis ehrerbietig, „ich habe mich vor Allem bei Euch zu entſchuldigen, daß ich Eure freudige Geſellſchaft ſtöre, dann bitte ich Euch, nach den Vergnügungen, um einen Augenblick Gehör in Geſchäften.“

Da das Wort Geſchäfte einige Epikuräer die Ohren ſpitzen machte, ſo ſtand Fouquet auf und ſprach:

„Den Geſchäften gehört jeder Zeit. Herr d'Herblay, und wir ſind zu glücklich, wenn ſie erſt nach dem Mahle kommen.“

So ſprechend nahm er Frau von Belliere, die ihm mit einer Art von Unruhe entſchwand, bei der Hand und führte ſie in den anſtoßenden Salon, wo er für den Vernünftigſten der Geſellſchaft anvertraute.

Hienach wandte er ſich mit Aramis nach ſeinem Kabinet.

Sobald Aramis hier war, vergaß er die Achtung und die Etiquette; er ſetzte ſich.

„Errathet, was ich dieſen Abend geſehen habe,“ ſagte er.

„Mein lieber Chevalier, ſo oft Ihr anfangt, bin ich ſicher, Euch etwas Unangenehmes verkündigen zu hören.“

„Auch diesmal habt Ihr Euch nicht getäuſcht.“

„Laßt mich nicht ſchmachten,“ ſagte Fouquet phlegmatiſch.

„Nun wohl! ich habe Frau von Chevreuſe geſehen.“

„Die alte Herzogin?“

„Ja.“

„Oder ihren Schatten?“

„Nein. Eine alte Wölfin.“

„Ohne Zähne?“

„Es iſt möglich, doch nicht ohne Krallen.“

„Wohl! warum ſollte ſie mir böſe ſein? Ich bin nicht geizig gegen die Frauen, die nicht ſpröde ſind. Das iſt eine Eigenſchaft, welche ſtets geſchätzt wird, ſelbſt von dem Weibe, das nicht mehr Liebe hervorzurufen wagt.“

„Frau von Chevreuſe weiß wohl, daß Ihr nicht geizig ſeid, da ſie Euch Geld entreißen will.“

„Gut. Unter welchem Vorwand?“

„Oh! an Vorwänden fehlt es ihr nicht. Vernehmet alſo.“

„Ich höre.“

„Es ſcheint, die Herzogin beſitzt mehrere Briefe vom Herrn von Mazarin.“

„Das wundert mich nicht, der Prälat war galant.“

„Ja, doch dieſe Briefe haben keine Beziehung zu den Liebſchaften des Prälaten. Sie ſollen von Finanzangelegenheiten handeln.“

„Das iſt minder intereſſant.“

„Ihr ahnet nicht ein wenig, was ich ſagen will?“

„Durchaus nicht.“

„Solltet Ihr nie von einer Anklage der Entwendung von Fonds haben reden hören?“

„Hundertmal! tauſendmal! ſeitdem ich im Amte bin, habe ich nur hievon reden hören. Gerade wie man Euch, dem Biſchof, Eure Gottloſigkeit, Euch, dem Muskekier, die Feigheit vorwirft, ſo wirft man dem Miniſter der Finanzen beſtändig vor, er beſtehle die Finanzen.“

„Gut, doch nehmen wir es genauer, denn Herr von Mazarin gibt genau an, wie die Frau Herzogin ſagt.“

„Was gibt er genau an?“

„Etwas wie eine Summe von dreizehn Millionen, deren Verwendung beſtimmt aufzuführen Ihr Euch enthalten hättet.“

„Dreizehn Millionen!“ ſagte der Oberintendant, während er ſich in ſeinem Lehnſtuhl ausſtreckte, um den Kopf beſſer zum Plafond zu erheben. „Dreizehn Millionen! Oh! bei Gott! ſeht, ich ſuche ſie unter allen denen, welche geſtohlen zu haben man mich beſchuldigt.“

„Lacht nicht, mein lieber Herr, die Sache iſt ernſt. Es iſt gewiß, daß die Herzogin dieſe Briefe beſitzt, und daß die Briefe gut ſein müſſen, in Betracht, daß ſie dieſelben um fünfmal hunderttauſend Livres verkaufen wollte.“

„Man kann eine hübſche Verleumdung um dieſen Preis haben,“ erwiederte Fouquet. „Doch ja, ich weiß, was Ihr ſagen wollt.“

Fouquet lachte herzlich.

„Deſto beſſer,“ verſetzte Aramis ein wenig beruhigt.

„Ich erinnere mich der Geſchichte mit den dreizehn Millionen wieder. Ja, ſo iſt es, ich habe ſie.“

„Ihr macht mir ein großes Vergnügen, laßt ein wenig hören.“

„Stellt Euch vor, mein Lieber, daß der Signor Mazarini, Gott habe ſeine Seele, eines Tags dieſen Gewinn von dreizehn Millionen an einer Conceſſion von Gütern im Veltlin, die im Streit begriffen, machte; er urchſtrich ſie im Regiſter der Einnahmen, ließ ſie mich bſchicken und dieſelben ſich für Kriegskoſten geben."

„Gut, dann iſt die Beſtimmung gerechtfertigt."

„Nein, der Cardinal ließ ſie unter ſeinem Namen nlegen und ſchickte mir eine Quittung."

„Ihr habt dieſe Quittung?"

„Gewiß," erwiederte Fouquet, indem er ruhig ufſtand, um zu den Schubladen ſeines großen eben- olzenen, mit Perlmutter und Gold eingelegten Schreib- ſches zu gehen.

„Was ich an Euch bewundere," ſagte Aramis ent- ickt, „iſt vor Allem Euer Gedächtniß, ſodann Eure altblütigkeit und endlich die vollkommene Ordnung, elche in der Verwaltung von Euch, der Ihr vorzugs- eiſe Dichter, herrſcht."

„Ja," erwiederte Fouquet, „ich habe Ordnung aus rägheitsgeiſt, um mir die Mühe des Suchens zu er- aren. So weiß ich, daß der Schein von Mazarin in r dritten Schublade, Buchſtabe M, liegt; ich öffne eſe Schublade und lege die Hand unmittelbar auf das apier, das ich brauche. Ich würde es bei Nacht ohne cht finden."

Und er griff mit ſicherer Hand nach dem Bündel der offenen Schublade aufgehäufter Papiere.

„Mehr noch," fuhr er fort, „ich erinnere mich des apiers, als ob ich es vor mir ſähe; es iſt ſtark, run- lig und am Schnitt vergoldet; Mazarin hatte einen intenklecks auf die Zahl des Datum gemacht. Nun! er iſt das Papier, es fühlt, daß man ſich mit ihm ſchäftigt und ſeiner bedarf: es verbirgt ſich und räubt ſich.

Hiebei ſchaute der Intendant in die Schublade.

Aramis war aufgeſtanden.

„Das iſt ſonderbar!“ ſagte Fouquet.

„Euer Gedächtniß täuſcht Euch, mein lieber Herr, ſucht in einem andern Bündel.“

Fouquet nahm den Pack Papier und durchlief ihn noch einmal; dann erbleichte er.

„Bleibt nicht hartnäckig bei dieſem,“ ſagte Aramis, „ſucht anderswo.“

„Vergebens, vergebens, ich begehe nie einen Irrthum; Niemand außer mir ordnet dergleichen Papiere; Niemand öffnet dieſe Schublade, an der ich, wie Ihr ſeht, einen Mechanismus habe anbringen laſſen, deſſen Geheimniß nur ich allein kenne.“

„Was ſchließt Ihr hieraus?“ fragte Aramis bewegt.

„Daß mir der Schein von Mazarin geſtohlen worden iſt. Frau von Chevreuſe hat Recht, Chevalier; ich habe die öffentlichen Gelder veruntreut; ich habe dreizehn Millionen aus der Staatskaſſe geſtohlen, ich bin ein Dieb, Herr d'Herblay.“

„Herr! Herr! erzürnt Euch nicht, exaltirt Euch nicht!“

„Warum ſollte ich mich nicht exaltiren, Chevalier? die Sache iſt ſchon der Mühe werth! Ein guter Prozeß, eine gute Verurtheilung, und Euer Freund, der Herr Oberintendant, kann nach Montfaucon ſeinem Collegen Enguerrand von Marigny, ſeinem Vorgänger Semblançay folgen!“

„Oh! nicht ſo raſch!“ verſetzte Aramis lächelnd.

„Wie, nicht ſo raſch! Was denkt Ihr denn, daß Frau von Chevreuſe mit dieſen Briefen gemacht haben werde, denn nicht wahr, Ihr habt ſie zurückgewieſen?“

„Oh! ja, geradezu zurückgewieſen. Ich denke, ſie wird zu Herrn Colbert gegangen ſein, um ſie an dieſen zu verkaufen.“

„Seht Ihr!“

„Ich habe geſagt, ich denke, ich könnte ſagen, ich ſei deſſen ſicher, denn ich habe ihr nachgeſchickt; als ſie mich verließ, kehrte ſie zuerſt nach Hauſe zurück,

dann ging ſie durch eine Hinterthüre hinaus und begab ſich nach der Wohnung des Intendanten in der Rue Croix-des-Petits-Champs.“

„Somit alſo Prozeß, Scandal und Schande, Alles niederfallend wie der Blitz, blind, roh, unbarmherzig!“

Aramis näherte ſich Fouquet, der in ſeinem Lehnſtuhl bei der offenen Schublade bebte; er legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach mit liebevollem Ton:

„Vergeßt nie, daß die Stellung von Herrn Fouquet ſich nicht mit der von Semblançay oder Marigny vergleichen läßt.“

„Mein Gott! warum nicht?“

„Weil man dieſen Miniſtern den Prozeß gemacht, ſie abgeurtheilt und den Spruch vollzogen hat, während in Beziehung auf Euch nicht daſſelbe geſchehen kann.“

„Ich frage Euch noch einmal, warum nicht? In allen Zeiten ſind die Menſchen, welche Gelder unterſchlagen, Verbrecher.“

„Die Verbrecher, welche ein Aſyl zu finden wiſſen, ſind nie in Gefahr!“

„Mich flüchten, entfliehen!“

„Ich ſpreche nicht hievon, und Ihr vergeßt, daß dergleichen Prozeſſe vom Parlament hervorgerufen und vom Generalanwalt inſtruirt werden, und daß Ihr Generalanwalt ſeid. Ihr ſeht wohl, daß, wenn Ihr Euch nicht etwa ſelbſt verurtheilen wollt . . .“

„Oh!“ rief Fouquet plötzlich mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend.

„Nun! was? was gibt es?“

„Ich bin nicht mehr Generalanwalt.“

Nun erbleichte Aramis dergeſtalt, daß er leichenfarbig ausſah; er preßte ſeine Finger zuſammen, daß ſie an einander krachten, ſchaute mit einem verſtörten Auge den Oberintendanten an und ſprach, jede Sylbe abſtoßend:

„Das iſt ſonderbar!“ ſagte Fouquet.

„Euer Gedächtniß täuſcht Euch, mein lieber Herr, ſucht in einem andern Bündel.“

Fouquet nahm den Pack Papier und durchlief ihn noch einmal; dann erbleichte er.

„Bleibt nicht hartnäckig bei dieſem,“ ſagte Aramis, „ſucht anderswo.“

„Vergebens, vergebens, ich begehe nie einen Irrthum; Niemand außer mir ordnet dergleichen Papiere; Niemand öffnet dieſe Schublade, an der ich, wie Ihr ſeht, einen Mechanismus habe anbringen laſſen, deſſen Geheimniß nur ich allein kenne.“

„Was ſchließt Ihr hieraus?“ fragte Aramis bewegt.

„Daß mir der Schein von Mazarin geſtohlen worden iſt. Frau von Chevreuſe hat Recht, Chevalier; ich habe die öffentlichen Gelder veruntreut; ich habe dreizehn Millionen aus der Staatskaſſe geſtohlen, ich bin ein Dieb, Herr d'Herblay.“

„Herr! Herr! erzürnt Euch nicht, exaltirt Euch nicht!“

„Warum ſollte ich mich nicht exaltiren, Chevalier? die Sache iſt ſchon der Mühe werth! Ein guter Prozeß, eine gute Verurtheilung, und Euer Freund, der Herr Oberintendant, kann nach Montſaucon ſeinem Collegen Enguerrand von Marigny, ſeinem Vorgänger Semblançay folgen!“

„Oh! nicht ſo raſch!“ verſetzte Aramis lächelnd.

„Wie, nicht ſo raſch! Was denkt Ihr denn, daß Frau von Chevreuſe mit dieſen Briefen gemacht haben werde, denn nicht wahr, Ihr habt ſie zurückgewieſen?“

„Oh! ja, geradezu zurückgewieſen. Ich denke, ſie wird zu Herrn Colbert gegangen ſein, um ſie an dieſen zu verkaufen.“

„Seht Ihr!“

„Ich habe geſagt, ich denke, ich könnte ſagen, ich ſei deſſen ſicher, denn ich habe ihr nachgeſchickt; als ſie mich verließ, kehrte ſie zuerſt nach Hauſe zurück,

dann ging ſie durch eine Hinterthüre hinaus und begab ſich nach der Wohnung des Intendanten in der Rue Croix-des-Petits-Champs.“

„Somit alſo Prozeß, Scandal und Schande, Alles niederfallend wie der Blitz, blind, roh, unbarmherzig!“

Aramis näherte ſich Fouquet, der in ſeinem Lehnſtuhl bei der offenen Schublade bebte; er legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach mit liebevollem Ton:

„Vergeßt nie, daß die Stellung von Herrn Fouquet ſich nicht mit der von Semblançay oder Marigny vergleichen läßt.“

„Mein Gott! warum nicht?“

„Weil man dieſen Miniſtern den Prozeß gemacht, ſie abgeurtheilt und den Spruch vollzogen hat, während in Beziehung auf Euch nicht daſſelbe geſchehen kann.“

„Ich frage Euch noch einmal, warum nicht? In allen Zeiten ſind die Menſchen, welche Gelder unterſchlagen, Verbrecher.“

„Die Verbrecher, welche ein Aſyl zu finden wiſſen, ſind nie in Gefahr!“

„Mich flüchten, entfliehen!“

„Ich ſpreche nicht hievon, und Ihr vergeßt, daß dergleichen Prozeſſe vom Parlament hervorgerufen und vom Generalanwalt inſtruirt werden, und daß Ihr Generalanwalt ſeid. Ihr ſeht wohl, daß, wenn Ihr Euch nicht etwa ſelbſt verurtheilen wollt . . .“

„Oh!“ rief Fouquet plötzlich mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlagend.

„Nun! was? was gibt es?“

„Ich bin nicht mehr Generalanwalt.“

Nun erbleichte Aramis dergeſtalt, daß er leichenfarbig ausſah; er preßte ſeine Finger zuſammen, daß ſie an einander krachten, ſchaute mit einem verſtörten Auge den Oberintendanten an und ſprach, jede Sylbe abſtoßend:

„Ihr ſeid nicht mehr Generalanwalt?“

„Nein!“

„Seit wann?“

„Seit vier bis fünf Stunden.“

„Nehmt Euch in Acht!“ rief Aramis, „ich glaube, Ihr ſeid nicht im Beſitz Eures geſunden Verſtandes; mein Freund, erholt Euch.“

„Ich ſage Euch, daß vor Kurzem Jemand im Auftrage meiner Freunde hier geweſen iſt, um mir vierzehnmal hundert tauſend Livres für meine Stelle anzubieten, und daß ich meine Stelle verkauft habe.“

Aramis blieb ganz verblüfft; ſein verſtändiges, ſpöttiſches Geſicht nahm einen Ausdruck düſterer Bangigkeit an, der eine tiefere Wirkung auf den Oberintendanten hervorbrachte, als alle Schreie und alle Reden der Welt.

„Ihr hattet alſo Geld nöthig?“ fragte er endlich.

„Ja, um eine Ehrenſchuld abzutragen.“

Und er erzählte Aramis mit wenigen Worten die Großmuth von Frau von Bellière und die Art, wie er dieſe Großmuth bezahlen zu müſſen geglaubt hatte.

„Das iſt ein ſchöner Zug,“ ſagte Aramis; „und das koſtet Euch?“

„Gerade die vierzehnmal hundert tauſend Livres meiner Stelle.“

„Die Ihr ganz einfach, ohne nachzudenken, in Empfang genommen habt, o unkluger Freund!“

„Ich habe ſie nicht in Empfang genommen, aber ich werde ſie morgen erhalten.“

„Es iſt alſo noch nicht abgemacht?“

„Es muß abgemacht ſein, da ich dem Goldſchmied für Mittag eine Anweiſung auf meine Kaſſe gegeben habe, in die das Geld des Käufers zwiſchen ſechs und ſieben Uhr kommen wird.“

„Gott ſei gelobt!“ rief Aramis in die Hände klatſchend, „nichts iſt völlig abgethan, da Ihr noch nicht bezahlt ſeid.“

„Aber der Goldſchmied?“

„Ihr erhaltet von mir die vierzehnmal hundert
ausend Livres um ein Viertel vor zwölf Uhr.“
„Einen Augenblick Geduld, dieſen Morgen um ſechs
hr unterzeichne ich.“
„Oh! ich ſtehe Euch dafür, daß Ihr nicht unter-
eichnet.“
„Ich habe mein Wort gegeben, Chevalier!“
„Wenn Ihr es gegeben habt, ſo werdet Ihr es
rücknehmen.“
„Oh! was ſagt Ihr mir da!“ rief Fouquet mit
nem Ausdruck tiefer Rechtſchaffenheit „ein Wort zu-
ücknehmen, wenn man Fouquet iſt!“
Aramis erwiederte den beinahe ſtrengen Blick des
iniſters mit einem zornigen Blick und ſprach:
„Ich glaube, ich habe es verdient, ein ehrlicher Mann
enannt zu werden, nicht wahr? Unter der Kaſake
es Soldaten habe ich fünf hundertmal mein Leben in
efahr geſetzt; unter dem Kleide des Prieſters habe
h Gott, dem Staate oder meinen Freunden noch viel
rößere Dienſte geleiſtet. Ein Wort iſt ſo viel werth,
ls der Menſch, der es gibt. Es iſt, wenn er es hält,
ines Gold; es iſt ein ſchneidendes Eiſen, wenn er es
icht halten will. Er vertheidigt ſich dann mit dieſem
Borte wie mit einer Ehrenwaffe, in Betracht, daß,
enn er dieſes Wort nicht hält, der Ehrenmann, dies
eſchieht, weil er in Todesgefahr iſt, weil die Gefahr,
ie er läuft, größer iſt, als der Nutzen, den ſein Gegner
u ziehen hat. Dann, mein Herr, appellirt man an
ott und an ſein Recht.“
Fouquet neigte das Haupt und erwiederte:
„Ich bin ein armer hartnäckiger, gewöhnlicher
retagner; mein Geiſt bewundert und fürchtet den
urigen. Ich ſage nicht, ich halte mein Wort aus
ugend; ich halte es, wenn Ihr wollt, aus Routine;
ber die Menſchen vom großen Haufen ſind einfältig
enug, ſie zu bewundern, dieſe Routine, das iſt m e
inzige Tugend, laßt mir die Ehre davon.“

„Ihr werdet alſo morgen den Verkauf der St
die Euch gegen alle Eure Feinde beſchützte, un
zeichnen?“

„Ich werde unterzeichnen.“

„Ihr werdet Euch an Händen und Füßen geb
den einem falſchen Anſchein von Ehre zu Liebe,
der ängſtlichſte Caſuiſt verachten würde, ausliefern?

„Ich werde unterzeichnen.“

Aramis ſtieß einen tiefen Seufzer aus und ſch
mit der Ungeduld eines Menſchen, der gern etwas
brechen möchte, rings umher.

„Wir haben noch ein Mittel,“ ſagte er, „und
hoffe, daß Ihr Euch nicht weigern werdet, dieſes
zuwenden.“

„Sicherlich nicht, wenn es ehrenhaft iſt, wie Al
was Ihr erſinnt, theurer Freund.“

„Ich kenne nichts Ehrenhafteres, als eine Verz
leiſtung von Seiten Eures Käufers. Iſt er ein Fre
von Euch?“

„Gewiß! . . . aber . . .“

„Aber! . . . Wenn Ihr mir erlaubt, die Sache
behandeln, ſo verzweifle ich nicht.“

„Oh! ich überlaſſe es ganz Euch.“

„Mit wem habt Ihr unterhandelt? Was für
Menſch iſt es?“

„Ich weiß nicht, ob Ihr das Parlament kennt

„Zum großen Theil. Iſt es ein Präſident?“

„Nein, ein einfacher Rath.“

„Ah! ah!“

„Er heißt Vanel.“

Aramis wurde purpurroth.

„Vanel!“ rief er, ſich erhebend; „Vanel,
Mann von Marguerite! Vanel!“

„Ganz richtig.“

„Der Mann Eurer ehemaligen Geliebten?“

„Ja, mein Theurer, ſie hat Frau Generalanwa
in werden gewünſcht. Ich war ihm dies wohl ſc

dig, dem armen Vanel, und ich gewinne dabei, da ich auch noch ſeiner Frau ein Vergnügen mache."

Aramis ging gerade auf Fouquet zu, nahm ihn bei der Hand und ſprach kaltblütig:

„Ihr wißt den Namen des neuen Liebhabers von Madame Vanel?"

„Ah! ſie hat einen neuen Liebhaber? Das war mir nicht bekannt; meiner Treue, nein, ich weiß ſeinen Namen nicht."

„Er heißt Herr Jean Baptiſt Colbert; er iſt Intendant der Finanzen; er wohnt in der Rue Croix-des-Petites-Champs, da, wohin Frau von Chevreuſe heute Abend die Briefe von Mazarin, die ſie verkaufen will, getragen hat."

„Mein Gott!" rief Fouquet, ſeine von Schweiß triefende Stirne abwiſchend. „Mein Gott!"

„Nicht wahr, Ihr fangt an zu begreifen?"

„Daß ich verloren bin, ja."

„Glaubt Ihr, es ſei dies der Mühe werth, um auf ein Wort etwas weniger als Regulus zu halten?"

„Nein."

„Die hartnäckigen Menſchen richten es immer ſo ein, daß man ſie bewundert," ſagte Aramis.

Fouquet reichte ihm die Hand.

In dieſem Augenblick ſchlug eine reiche Uhr von Schildpatt mit goldenen Figuren, die auf einer Conſole dem Kamin gegenüber ſtand, die ſechste Morgenſtunde.

Eine Thüre ächzte in der Hausflur.

Gourville erſchien auf der Schwelle des Cabinets und ſagte:

„Herr Vanel fragt, ob ihn Monſeigneur empfangen könne."

Fouquet wandte ſeine Augen von den Augen von Aramis ab und antwortete:

„Laßt Herrn Vanel eintreten."

VIII.

Das Concept von Herrn Colbert.

Vanel, der in dieſem Augenblick des Geſpräches eintrat, war für Aramis und Fouquet nichts Anderes, als der Punkt, mit dem der Satz endigt.

Aber für den ankommenden Vanel mußte die Gegenwart von Aramis im Cabinet von Fouquet eine ganz andere Bedeutung haben.

Der Käufer heftete auch bei ſeinem erſten Schritt im Zimmer auf die zugleich ſo feine und ſo feſte Phyſiognomie des Biſchofs von Vannes einen erſtaunten Blick, der bald forſchend wurde.

Fouquet aber, ein wahrer Politiker, das heißt, Herr ſeiner ſelbſt, hatte ſchon durch die Kraft ſeines Willens von ſeinem Geſichte die Spuren der durch die Mittheilung von Aramis verurſachten Aufregung verſchwinden gemacht.

Es war alſo kein durch das Unglück niedergeſchlagener und auf Auswege angewieſener Menſch mehr, er hatte den Kopf erhoben und die Hand ausgeſtreckt, um Vanel eintreten zu laſſen.

Er war erſter Miniſter, er war zu Hauſe.

Aramis kannte den Oberintendanten. Alle Zartheit ſeines Herzens, alle Mächtigkeit ſeines Geiſtes hatte nichts, was ihn in Erſtaunen ſetzen konnte. Er beſchränkte ſich daher, entſchloſſen, ſpäter einen thätigen Antheil an dem Geſpräch zu nehmen, auf die ſchwierige Rolle des Mannes, der ſchaut und horcht, um zu erfahren und zu verſtehen.

Vanel war ſichtbar bewegt. Er trat bis in die Mitte des Zimmers und begrüßte Alles und Alle.

„Ich komme . . .“ ſagte er.

Fouquet machte ein Zeichen mit dem Kopf und erwiederte:

„Ihr ſeid pünktlich, Herr Vanel.“

„In Geſchäften, Monſeigneur, iſt die Pünktlichkeit meiner Anſicht nach eine Tugend,“ ſprach Vanel.

„Gewiß, mein Herr.“

„Verzeiht,“ unterbrach Aramis, der mit dem Finger Vanel bezeichnete und ſich an Fouquet wandte, „nicht wahr, der Herr hier kommt, um Eure Stelle zu kaufen?“

„Ja,“ antwortete Vanel ganz verwundert über den ſtolzen Ton, mit dem Aramis dieſe Frage machte. „Doch wie muß ich denjenigen nennen, der mir die Ehre erweiſt?“

„Nennt mich Monſeigneur,“ erwiederte Aramis trocken.

„Ah! meine Herren,“ rief Fouquet, „genug der Ceremonien, kommen wir zur Sache.“

„Monſeigneur ſieht, ich warte auf ſein Belieben,“ ſagte Vanel.

„Ich bin es im Gegentheil, der wartete,“ verſetzte Fouquet.

„Worauf wartete Monſeigneur?“

„Ich dachte, Ihr hättet mir etwas zu ſagen.“

„Ho! ho!“ murmelte Vanel in ſeinem Innern, „er hat überlegt, ich bin verloren.“

Doch er faßte wieder Muth und ſprach:

„Nein, Monſeigneur, nichts, durchaus nichts, als was ich Euch geſtern geſagt habe und Euch zu wiederholen bereit bin.“

„Sprecht offenherzig, Herr Vanel, iſt der Kauf nicht ein wenig ſchwer für Euch?“

„Allerdings, Monſeigneur, fünfzehnmal hunderttauſend Livres ſind eine bedeutende Summe.“

„So bedeutend, daß ich mir überlegt hatte.“

„Ihr hattet überlegt, Monſeigneur?“ rief Vanel lebhaft.

„Ja, Ihr wäret vielleicht noch nicht im Stande, zu kaufen.“

„Oh! Monſeigneur . . .“

„Beruhigt Euch, ich werde Euch nicht wegen ein-

Wortbruchs tadeln, der offenbar nur von Eurem Unvermögen herrühren kann."

„Doch wohl, Ihr würdet mich tadeln, und Ihr hättet Recht, denn es ist das Benehmen eines Unklugen oder eines Narren, Verbindlichkeiten einzugehen, die er nicht halten kann, und ich habe stets eine verabredete Sache als eine abgemachte Sache betrachtet."

Fouquet erröthete. Aramis machte ein hm! der Ungeduld.

„Man müßte es indessen bei solchen Ideen nicht übertreiben, mein Herr," entgegnete der Oberintendant; „denn der Geist des Menschen ist veränderlich und voll kleiner, sehr entschuldbarer, zuweilen sogar sehr achtbarer Launen, und was Einer gestern gewünscht hat, bereut er heute."

Vanel fühlte einen kalten Schweiß von seiner Stirne über seine Wangen herabfließen und stammelte:

„Monseigneur! . ."

Glücklich, den Oberintendanten eine so unbefangene Stellung in der Debatte nehmen zu sehen, stützte sich Aramis mit dem Ellenbogen auf den Marmor eines Wandtisches und fing an mit einem kleinen goldenen Messer, dessen Griff von Malachit, zu spielen.

Fouquet sah seine Zeit ab; dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte er:

„Höret, mein lieber Herr Vanel, ich will Euch die Lage der Dinge auseinandersetzen."

Vanel bebte.

„Ihr seid ein galanter Mann, und als ein solcher werdet Ihr begreifen," fuhr Fouquet fort.

Vanel wankte.

„Ich wollte gestern verkaufen . . ."

„Monseigneur *wollte* nicht nur gestern verkaufen, Monseigneur hat verkauft," unterbrach Vanel den Oberintendanten.

„Gut! es mag sein. Doch heute erbitte ich mir

n Euch als eine Gunſt, daß Ihr mir das Wort zu-
ickgebt, das Ihr geſtern von mir empfangen habt."

„Dieſes Wort, ich habe es empfangen," ſagte
Banel wie ein unbeugſames Echo.

„Ich weiß es, deshalb flehe ich Euch an, Herr
Banel, hört Ihr wohl? ich flehe Euch an, es mir zu-
rückzugeben."

Fouquet hielt inne. Das Wort: ich flehe Euch an, deſſen unmittelbare Wirkung er nicht ſah, hatte ihm beim Durchgang die Kehle zerriſſen.

Aramis, der beſtändig mit ſeinem Meſſer ſpielte, heftete auf Banel Blicke, die bis in den Grund ſeiner Seele dringen zu wollen ſchienen.

Banel verbeugte ſich und erwiederte:

„Monſeigneur, ich bin ſehr gerührt von der Ehre, daß Ihr mich über eine vollendete Thatſache zu Rathe zieht; aber . . ."

„Sprecht keine aber, lieber Herr Banel."

„Ach! Monſeigneur, bedenkt doch, daß ich das Geld, ich will ſagen, die Summe mitgebracht habe."

Banel öffnete hier ein dickes Portefeuille und fuhr dann fort:

„Monſeigneur, hier iſt der Vertrag über den Verkauf, den ich mit einem Gute meiner Frau gemacht habe. Die Anweiſung iſt autoriſirt, mit den nöthigen Unterſchriften verſehen, zahlbar nach Sicht; es iſt baares Geld, mit einem Wort, das Geſchäft iſt abgethan."

„Mein lieber Herr Banel, es gibt kein Geſchäft in der Welt, ſo bedeutend es auch ſein mag, das man nicht rückgängig macht, um zu verbinden . . ."

„Gewiß," murmelte Banel ungeſchickter Weiſe.

„Um einen Mann zu verbinden, aus dem man ſich ſo einen Freund ſchaffen wird," fuhr Fouquet fort.

„Gewiß, Monſeigneur."

„Mit um ſo viel mehr Recht einen Freund, Herr Banel, je bedeutender der geleiſtete Dienſt ſein wird.

Nun, mein Herr, laßt hören, wozu entſcheidet Ihr Euch?"

Vanel ſchwieg.

Mittlerweile hatte Aramis ſeine Beobachtungen zuſammengefaßt.

Das ſchmale Geſicht von Vanel, ſeine tiefen Augenhöhlen, ſeine bogenartig runden Augenbrauen hatten dem Biſchof von Vannes den Typus eines Geizigen und eines Ehrſüchtigen geoffenbart. Eine Leidenſchaft durch eine andere Breſche ſchießen, dies war die Methode von Aramis. Er ſah Fouquet beſiegt, entmuthigt, und warf ſich mit neuen Waffen in den Kampf.

„Verzeiht, Monſeigneur," ſagte er, „Ihr vergeßt, Herrn Vanel begreiflich zu machen, daß ſeine Intereſſen dieſem Verzicht auf den Verkauf geradezu entgegengeſetzt ſind."

Vanel ſchaute den Biſchof ganz erſtaunt an; auf dieſer Seite eine Hülfsmacht zu finden, hatte er nicht erwartet. Fouquet hielt auch inne, um auf den Biſchof zu hören.

„Herr Vanel," fuhr Aramis fort, „Herr Vanel hat, um Eure Stelle zu kaufen, Monſeigneur, ein Gut von ſeiner Frau Gemahlin verkauft; nun wohl! das iſt ein Geſchäft; man deplacirt nicht, wie er es gethan hat, fünfzehnmal hunderttauſend Livres ohne beträchtliche Verluſte, ohne ſchwere Verlegenheiten."

„Das iſt wahr," ſagte Vanel, dem Aramis mit ſeinen leuchtenden Blicken die Wahrheit aus dem Grunde des Herzens riß.

„Verlegenheiten," fuhr Aramis fort, „löſen ſich in Ausgaben auf, und wenn man ein Geldgeſchäft macht, kommen die Geldausgaben unter Nro. 1 bei den Beſchwerden."

„Ja, ja," ſagte Fouquet, der die Abſicht von Aramis zu errathen anfing.

Vanel blieb ſtumm: er hatte begriffen.

anbieten," sprach Fouquet von seiner Großmuth
sen.
e Summe war schön. Ein Fürst hätte sich mit
lchen Neukauf begnügt. Hunderttausend Thaler
n jener Zeit die Mitgift einer Königstochter.
nel rührte sich nicht.
as ist ein Schelm," dachte der Bischof, „er
die runde Summe von fünfmal hunderttausend

) er machte Fouquet ein Zeichen.
ir scheint mehr als dieses ausgegeben zu haben,
eber Herr Vanel," sagte der Oberintendant.
)as Geld ist sehr theuer. Ja, Ihr werdet bei
rkauf dieses Gutes ein Opfer gebracht haben.
hatte ich den Kopf! Ich will Euch eine An-
von fünfmal hunderttausend Livres unterzeich-
ıb dabei bin ich Euch noch mit ganzem Herzen
en."
kam bei Vanel weder Freude, noch Verlangen
bruch. Seine Physiognomie blieb unempfindlich

Und der Unglückliche fing an zu zittern; das Feuer der Augen des Prälaten verzehrte ihn.

„Ich biete Euch also, ich, im Namen des Oberintendanten, nicht dreimal hunderttausend Livres, sondern eine Million. Eine Million, höret Ihr?“

Und er schüttelte ihn mit nervigem Arme.

„Eine Million!“ wiederholte Vanel ganz bleich.

„Eine Million, das heißt in gegenwärtiger Zeit siebenzigtausend Livres Einkünfte.“

„Ah! mein Herr,“ sagte Fouquet, „das schlägt man nicht aus. Antwortet also: nehmt Ihr an?“

„Unmöglich,“ murmelte Vanel.

Aramis biß sich auf die Lippen, und etwas wie eine weiße Wolke zog über sein Gesicht hin.

Man errieth den Blitz hinter dieser Wolke. Er ließ Vanel nicht los.

„Nicht wahr, Ihr habt die Stelle um fünfzehnmal hunderttausend Livres gekauft? Wohl! man wird Euch diese fünfzehnmal hunderttausend Livres geben. Ihr habt anderthalb Millionen damit gewonnen, daß Ihr Herrn Fouquet besucht und seine Hand berührt. Ehre und Gewinn zugleich, Herr Vanel.“

„Ich kann nicht,“ sagte Vanel mit dumpfem Ton.

„Gut,“ sprach Aramis, der das Wamms dergestalt zusammengepreßt hatte, daß Vanel in dem Augenblick, wo er es losließ, durch die Erschütterung zurückgeschleudert wurde; „gut! man sieht klar genug, was Ihr hier gewollt.“

„Ja, man sieht es,“ rief Fouquet.

„Aber . . .“ versetzte Vanel, der sich von der Schwäche dieser zwei Ehrenmänner emporzurichten suchte.

„Der Schurke erhebt die Stimme, denke ich!“ sprach Aramis mit dem Tone eines Kaisers.

„Schurke!“ wiederholte Vanel.

„Das ist erbärmlich, wollte ich sagen,“ fügte Aramis wieder kalt geworden bei. „Zieht rasch Euren

enug!" rief Fouquet, „reicht mir den Vertrag."
nel ſtörte zitternd in ſeiner Taſche; er zog ſein
ille hervor, und aus dem Portefeuille fiel ein
während Vanel Fouquet das andere reichte.
mis ſchoß auf das Papier zu, deſſen Schrift
nte.
erzeiht, das iſt das Concept der Urkunde," ſagte

h ſehe es wohl," erwiederte Aramis mit einem
das grauſamer, als ein Peitſchenhieb geweſen
„und dabei bewundere ich, daß dieſes Concept
Hand von Herrn Colbert iſt. Seht, Monſeig-
haut."
reichte das Concept Fouquet und dieſer erkannte
hrheit der Thatſache. Mit Durchſtrichen, mit
ten Worten überladen und am Rande ganz ge-
, enthüllte dieſe Urkunde, ein lebendiges Zeug-
i Anſchlag Colberts, dem Opfer Alles.
un?" murmelte Fouquet.
ng niedergeſchmettert, ſchien Vanel ein tiefes

Und der Unglückliche fing an zu zittern; das Feuer der Augen des Prälaten verzehrte ihn.

„Ich biete Euch also, ich, im Namen des Oberintendanten, nicht dreimal hunderttausend Livres, sondern eine Million. Eine Million, höret Ihr?“

Und er schüttelte ihn mit nervigem Arme.

„Eine Million!“ wiederholte Vanel ganz bleich.

„Eine Million, das heißt in gegenwärtiger Zeit siebenzigtausend Livres Einkünfte.“

„Ah! mein Herr,“ sagte Fouquet, „das schlägt man nicht aus. Antwortet also: nehmt Ihr an?“

„Unmöglich,“ murmelte Vanel.

Aramis biß sich auf die Lippen, und etwas wie eine weiße Wolke zog über sein Gesicht hin.

Man errieth den Blitz hinter dieser Wolke. Er ließ Vanel nicht los.

„Nicht wahr, Ihr habt die Stelle um fünfzehnmal hunderttausend Livres gekauft? Wohl! man wird Euch diese fünfzehnmal hunderttausend Livres geben. Ihr habt anderthalb Millionen damit gewonnen, daß Ihr Herrn Fouquet besucht und seine Hand berührt. Ehre und Gewinn zugleich, Herr Vanel.“

„Ich kann nicht,“ sagte Vanel mit dumpfem Ton.

„Gut,“ sprach Aramis, der das Wamms dergestalt zusammengepreßt hatte, daß Vanel in dem Augenblick, wo er es losließ, durch die Erschütterung zurückgeschleudert wurde; „gut! man sieht klar genug, was Ihr hier gewollt.“

„Ja, man sieht es,“ rief Fouquet.

„Aber . . .“ versetzte Vanel, der sich von der Schwäche dieser zwei Ehrenmänner emporzurichten suchte.

„Der Schurke erhebt die Stimme, denke ich!“ sprach Aramis mit dem Tone eines Kaisers.

„Schurke!“ wiederholte Vanel.

„Das ist erbärmlich, wollte ich sagen,“ fügte Aramis wieder kalt geworden bei. „Zieht rasch Euren

erkaufsvertrag hervor; Ihr müßt ihn ganz fertig in iner von Euren Taschen haben, wie der Räuber seine Pistole oder seinen Dolch unter seinem Mantel verbor- in hält."

Vanel brummelte.

„Genug!" rief Fouquet, „reicht mir den Vertrag."

Vanel störte zitternd in seiner Tasche; er zog sein ortefeuille hervor, und aus dem Portefeuille fiel ein apier, während Vanel Fouquet das andere reichte.

Aramis schoß auf das Papier zu, dessen Schrift erkannte.

„Verzeiht, das ist das Concept der Urkunde," sagte anel.

„Ich sehe es wohl," erwiederte Aramis mit einem chein, das grausamer, als ein Peitschenhieb gewesen äre, „und dabei bewundere ich, daß dieses Concept n der Hand von Herrn Colbert ist. Seht, Monseig- eur, schaut."

Er reichte das Concept Fouquet und dieser erkannte le Wahrheit der Thatsache. Mit Durchstrichen, mit ingefügten Worten überladen und am Rande ganz ge- hwärzt, enthüllte diese Urkunde, ein lebendiges Zeug- iß vom Anschlag Colberts, dem Opfer Alles.

„Nun?" murmelte Fouquet.

Ganz niedergeschmettert, schien Vanel ein tiefes och zu suchen, um sich darin zu versenken.

„Nun!" sprach Aramis, „wenn Ihr nicht Fouquet ießet, und Euer Feind nicht Colbert, wenn Ihr ur diesen feigen Dieb hier vor Euch hättet, so würde h Euch sagen: Leugnet, ein solcher Beweis hebt jedes ort auf; doch diese Leute würden glauben, Ihr habet ngst; sie würden Euch weniger fürchten; nehmt, onseigneur."

Er reichte ihm die Feder und fügte bei:

„Unterzeichnet."

Fouquet drückte Aramis die Hand, doch statt der rkunde, die man ihm reichte, nahm er das Concept.

„Nein, nicht dieſes Papier! ſondern jenes,“ ſag
Aramis lebhaft. „Das andere iſt zu koſtbar, als da
Ihr es nicht behalten ſolltet.“

„Oh! nein,“ entgegnete Fouquet; „ich werde a
der Schrift von Herrn Colbert ſelbſt unterzeichnen, u
ich ſchreibe: „„Die Schrift gut geheißen.““

Er unterzeichnete und ſprach dann:

„Nehmt, Herr Vanel.“

Vanel ergriff das Papier, gab ſein Geld und woll
entfliehen.

„Einen Augenblick Geduld!“ rief Aramis. „Se
Ihr ſicher, daß das Geld richtig iſt? Dergleich
zählt man, Herr Vanel, beſonders wenn es Geld i
das Herr Colbert den Weibern ſchenkt. Ah! dieſ
würdige Herr Colbert iſt nicht ſo freigebig, wie He
Fouquet.“

Und jedes Wort, jeden Buchſtaben der Anweiſun
einzeln ausſprechend, deſtillirte Aramis ſeinen ganz
Zorn und ſeine ganze Verachtung Tropfen für Tropf
auf dem Elenden, der eine halbe Viertelſtunde lan
dieſe Marter erduldete; dann ſchickte man ihn we
nicht mehr mit der Stimme, ſondern mit der Geberd
wie man einen albernen Bauernburſchen wegſchickt, eine
Bedienten wegjagt.

Als Vanel ſich entfernt hatte, ſchwiegen der M
niſter und der Prälat, einander anſchauend, einen A
genblick.

„Nun?“ ſagte Aramis, der das Stillſchweigen zuer
brach, „womit vergleicht Ihr einen Menſchen, der, wäh
rend er einen gepanzerten, bewaffneten, wüthenden Fein
bekämpfen ſollte, ſeine Waffen wegwirft und ſeine
Gegner freundliche Küſſe zuſendet? Treue und Glaube
ſind eine Waffe, der ſich die Schurken häufig gegen
die redlichen Leute mit Glück bedienen. Die redliche
Leute müßten daher auch Falſchheit gegen die Schufte a
wenden, Ihr würdet ſehen, wie ſtark ſie wären, ohn
aufzuhören, ehrlich zu ſein.“

:r Wort ablеugnend niederzuſchmettern, da
.en Euch die einzige Waffe gegeben habt, ...
. Grunde richten kann . . ."
'h! mein Freund," ſprach Fouquet traurig, „Ihr
. wie der philoſophiſche Lehrer, von dem eines
a Fontaine ſprach. Er ſieht, daß das Kind er-
ınd hält ihm eine Rede in drei Theilen."
hiloſoph, ja; Lehrer, ja; Kind, das ertrinkt,
ɔ ein Kind, das man rettet, wie Ihr ſehen wer-
prechen wir vor Allem von den Geſchäften."
ıquet ſchaute ihn mit erſtaunter Miene an.
abt Ihr mir nicht kürzlich einen gewiſſen Plan
:m Feſte in Vaux mitgetheilt?"
ɔ! das war die gute Zeit."
in Feſt, zu dem ſich der König, glaube ich,
ıgeladen hatte?"
ein, mein lieber Prälat, ein Feſt, zu dem ſich
en Herr Colbert dem König gerathen hatte."
h! ja, als zu einem Feſte, das zu koſtſpielig
daß Ihr Euch nicht dabei zu Grunde richten

IX.

Worin es dem Autor ſcheint, es ſei Zeit, zum Vicomte von Bragelonne zurückzukehren.

Unſere Leſer haben in dieſer Geſchichte parallel die Abenteuer der neuen Generation und die der vergangenen ſich entrollen ſehen.

Den Einen der Reflex des Ruhmes von Einſt, die Erfahrung der ſchmerzlichen Dinge dieſer Welt. Daher auch der Friede, der ſich des Herzens bemächtigt und dem Blute um die Narben, welche grauſame Wunden machten, zu entſchlummern geſtattet.

Den Anderen die Kämpfe der Eitelkeit und der Liebe, der bittere Kummer und die unausſprechlichen Freuden: das Leben ſtatt der Erinnerung.

Iſt eine Abwechſelung vor den Augen des Leſers bei den Epiſoden dieſer Erzählung aufgetaucht, ſo liegt die Urſache in den fruchtbaren Nuancen, welche aus dieſer doppelten Palette hervorſpringen. Zwei Gemälde gehen Seite an Seite, vermengen ſich und ſetzen ihren ſtrengen Ton und ihren freudigen gegenſeitig in Einklang.

Die Ruhe der Bewegungen des einen findet ſich im Schooße der Bewegungen des anderen. Nachdem man mit den Greiſen vernünftig abgehandelt, tollt man gern mit den jungen Leuten.

Würden die Fäden dieſer Geſchichte nicht hinreichend das Kapitel, das wir ſchreiben, mit dem verknüpfen, welches wir geſchrieben haben, ſo würde uns das nicht mehr Sorge machen, als es Ruysdael machte, einen Herbſthimmel zu malen, nachdem er einen Frühling vollendet hatte.

Wir fordern den Leſer auf, ebenſo zu thun und

Raoul [illegible] ume an der Stelle wieder aufzunehmen, wo ihn [illegible] Skizze gelassen hatte.

Trunken, erschro[illegible], trostlos oder vielmehr ohne Vernunft, ohne Willen, ohne einen Entschluß, entfloh er nach der Scene, deren Ende er bei la Vallière gesehen hatte. Der König, Montalais, Louise, dieses Zimmer, diese seltsame Ausschließung, dieser Schmerz von Louise, dieser Schrecken von Montalais, dieser Zorn des Königs, Alles weissagte ihm ein Unglück! Doch welches?

Von London angekommen, weil man ihm eine Gefahr verkündigte, fand er mit dem ersten Blick den Schein dieser Gefahr. War dies nicht genug für eine Liebe? Ja, gewiß, aber es war nicht genug für ein edles Herz, das stolz darauf, sich bei einer der seinigen gleichen Redlichkeit der Gefahr auszusetzen.

Raoul suchte indessen die Erklärungen nicht da, wo sie sogleich eifersüchtige Liebhaber oder schüchterne Ehemänner suchen. Er sprach nicht zu seiner Geliebten: „Louise, liebt Ihr mich nicht mehr? Louise, liebt Ihr einen Anderen?“ Ein Mann voll Muth, voll Freundschaft wie er voll Liebe war, gewissenhaft, seinem Worte getreu, wie er an das Wort Anderer glaubte, sagte Raoul zu sich selbst: „Guiche hat mir geschrieben, um mich zu warnen; Guiche weiß etwas, ich will Guiche fragen, was er wisse, und ihm sagen, was ich gesehen habe.“

Der Weg zu diesem war nicht weit. Vor zwei Tagen von Fontainebleau nach Paris zurückgebracht, fing Guiche an, sich von seiner Wunde zu erholen, und machte ein paar Schritte in seinem Zimmer

Er stieß einen Freudenschrei aus, als er Raoul mit seiner Freundschaftswuth eintreten sah.

Raoul stieß einen Schmerzensschrei aus, [illegible] er Guiche so bleich, so abgemagert erblickte. Zwei [illegible]rte und die Geberde, die der Verwundete machte, [illegible]

Arm von Raoul zu entfernen, genügten, [redacted] den letzteren von der Wahrheit zu unterrichten.

„Ah! ſo iſt es," ſagte Raoul, während er ſich an die Seite ſeines Freundes ſetzte, „man liebt und man ſtirbt."

„Nein, nein, man ſtirbt nicht, denn ich ſtehe und ſchließe Euch in meine Arme," erwiederte Guiche lächelnd.

„Ah! ich verſtehe."

„Und ich verſtehe Euch auch, Ihr lebt der Ueberzeugung, ich ſei unglücklich, Raoul?"

„Leider."

„Nein. Ich bin der glücklichſte der Menſchen, ich leide mit meinem Leib, aber nicht mit meinem Herzen, nicht mit meiner Seele. Wenn Ihr wüßtet . . . Oh! ich bin der glücklichſte der Menſchen!"

„Oh! deſto beſſer, deſto beſſer, wenn es nur fortdauert."

„Ah! ich habe genug bis zu meinem Tode, Raoul."

„Ihr, das bezweifle ich nicht, doch ſie . . ."

„Hört, Freund, ich liebe ſie . . . weil . . . Aber Ihr hört mich nicht."

„Verzeiht."

„Ihr ſeid zerſtreut."

„Ja. . . Doch vor Allem, wie ſteht es mit Eurer Geſundheit?"

„Das iſt es nicht."

„Mein Lieber, ich glaube Ihr hättet Unrecht, mich zu befragen."

Und er betonte dieſes Ihr ſo, daß er ſeinen Freund völlig über die Natur des Uebels und die Schwierigkeiten des Heilmittels aufklärte.

„Ihr ſagt mir das, Raoul, wegen deſſen, was ich Euch geſchrieben habe."

„Ja . . . Doch wollen wir nicht hievon ſprechen, wenn Ihr mir Eure Freuden und Eure Leiden bis zum Ende erzählt haben werdet?"

„[redacted] ich gehöre Euch, ganz und auf der Stelle Euch.“

„Meinen Dank, ich habe Eile . . . ich brenne, ich bin von London hierher in der Hälfte der Zeit gekommen, welche die Staatscourriere gewöhnlich brauchen. Nun! was wolltet Ihr?“

„Nichts Anderes, als Euch zur Rückkehr veranlassen.“

„Wohl, hier bin ich.“

„Dann ist es gut.“

„Ah! ich denke, es gibt noch etwas Anderes.“

„Meiner Treue, nein!“

„Guiche!“

„Bei meinem Ehrenwort.“

„Ihr habt mich nicht mit Gewalt Hoffnungen entrissen, Ihr habt mich nicht einer Ungnade des Königs durch diese Rückkehr ausgesetzt, die eine Verletzung seiner Befehle ist, Ihr habt mir nicht die Eifersucht, diese Schlange, ins Herz gebunden, um mir zu sagen: Es ist gut, schlafet ruhig!“

„Ich sage Euch nicht, schlafet ruhig, Raoul, aber begreift mich wohl. Ich will und kann Euch nichts Anderes sagen.“

„Oh! mein Freund, für wen haltet Ihr mich?“

„Wie so?“

„Wenn Ihr wißt, warum verbergt Ihr mir? wenn Ihr nicht wißt, warum warntet Ihr mich?“

„Es ist wahr. Ich habe Unrecht gehabt. Ah! seht Ihr, ich bereue es, Raoul. Es ist nichts einem Freunde zu schreiben: Kommt! aber diesen Freund vor dem Antlitz haben, ihn schauern, unter der Erwartung eines Wortes, was man ihm nicht zu sagen wagt, keuchen fühlen!“

„Wagt es, ich habe Muth, wenn Ihr keinen habt!“ rief Raoul in Verzweiflung.

„Oh! Ihr seid ungerecht und vergeßt, daß Ihr mit einem armen Verwundeten, der Hälfte Eures

zens, zu thun habt... Beruhigt Euch! Ich habe Euch geſchrieben: Kommt! Ihr ſeid gekommen, verlangt nicht mehr von dieſem unglücklichen Guiche."

„Ihr habt mich kommen heißen, nicht wahr, in der Hoffnung, ich würde ſehen?"

„Aber . . ."

„Kein Zögern! Ich habe geſehen."

„Ah!" machte Guiche.

„Oder ich glaubte wenigſtens . . ."

„Ihr ſeht, Ihr zweifelt. Doch wenn Ihr zweifelt, mein armer Freund, was bleibt mir zu thun übrig?"

„Ich habe la Vallière in Verwirrung, Montalais erſchrocken geſehen . . . den König . . ."

„Den König?"

„Ja, Ihr wendet den Kopf ab; hier iſt die Gefahr, hier iſt das Uebel; nicht wahr, es iſt der König?"

„Ich ſage nichts."

„Oh! Ihr ſagt tauſend und aber tauſendmal mehr. Oh! ich flehe Euch an, habt Mitleid, nennt mir Thatſachen! mein Freund, mein einziger Freund, ſprecht. Mein Herz iſt tief verwundet, es blutet, ich ſterbe vor Verzweiflung!"

„Wenn dem ſo iſt, mein lieber Raoul, ſo erleichtert Ihr es mir und ich will ſprechen, überzeugt, daß ich nur tröſtliche Dinge ſage, im Vergleich zu der Verzweiflung, in der ich Euch ſehe."

„Ich höre. . . ich höre! . ."

„Wohl!" ſprach der Graf Guiche, „ich kann Euch das ſagen, was Ihr aus dem Munde des Erſten, des Beſten erfahren würdet."

„Des Erſten, des Beſten? Man ſpricht alſo davon?" rief Raoul.

„Ehe Ihr ſagt: Man ſpricht davon, erfahret zuerſt, wovon man ſprechen kann. Ich ſchwöre Euch, es handelt ſich um nichts, was im Grunde nicht ſehr unſchuldig iſt; vielleicht ein Spaziergang."

„Ah! ein Spaziergang mit dem König?"

„Ja, mit dem König, doch mir ſcheint, der König iſt ſchon ſehr oft mit Damen ſpazieren gegangen, ohne daß deshalb . . .“

„Ich muß Euch wiederholen, Ihr hättet mir nicht geſchrieben, wäre dieſer Spaziergang ſehr natürlich geweſen.“

„Ich weiß, daß der König während dieſes Sturmes beſſer daran gethan hätte, ein Obdach zu ſuchen, als mit entblößtem Haupte vor la Vallière ſtehen zu bleiben, doch . . .“

„Doch?“

„Der König iſt ſo artig.“

„Ah! Guiche! Guiche! Ihr macht mich ſterben.“

„Schweigen wir alſo.“

„Nein, fahret fort. Auf dieſen Spaziergang folgten andere?“

„Nein . . . das heißt, ja; es iſt das Abenteuer bei der Eiche vorgefallen. Iſt es das? Ich weiß es nicht.“

Raoul ſtand auf. Guiche ſuchte ihn, trotz ſeiner Schwäche, nachzuahmen.

„Seht Ihr,“ ſagte er, „ich werde kein Wort mehr beifügen; ich habe zu viel oder zu wenig geſagt. Andere werden Euch unterrichten, wenn ſie wollen oder wenn ſie können; meine Pflicht war, Euch zu warnen; ich habe es gethan. Ueberwacht Eure Angelegenheiten nun ſelbſt.“

„Ausfragen! ach! Ihr ſeid nicht mein Freund, Ihr, der Ihr ſo mit mir ſprecht,“ ſagte troſtlos der junge Mann. „Der Erſte, den ich ausfrage, wird ein Boshafter oder ein Dummkopf ſein; iſt er boshaft, ſo wird er mich belügen, um mich zu martern; iſt er ein Dummkopf, ſo wird er noch Schlimmeres thun. Guiche, Guiche, ehe zwei Stunden vergehen, werden zehn Lügen und zehn Duelle gefunden haben. mich! iſt es nicht das Beſte, ſein Unglück zu kennen.

„Aber ich weiß nichts, ſage ich Euch.

verwundet, lag im Fieber: ich hatte den Geiſt verloren, und habe hievon nur eine oberflächliche, verwiſchte Kenntniß. Doch, bei Gott! wir ſuchen ſehr fern, während wir unſern Mann unter der Hand haben. Iſt nicht Herr d'Artagnan Euer Freund?"

„Oh! das iſt wahr! das iſt wahr!"

„Geht alſo zu ihm. Er wird das Licht machen und Eure Augen nicht zu verletzen ſuchen."

Ein Lackei trat ein.

„Was gibt es?" fragte Guiche.

„Man erwartet den Herrn Grafen im Porzellancabinet."

„Gut. Ihr erlaubt, lieber Raoul. Seitdem ich gehe, bin ich ſtolz."

„Ich würde Euch meinen Arm anbieten, Guiche, errieth ich nicht, daß die Perſon, die nach Euch ſchickt, eine Frau iſt."

„Ich glaube, ja," erwiederte Guiche lächelnd; und er verließ Raoul.

Dieſer blieb unbeweglich, in Gedanken verſunken, niedergeſchmettert wie der Bergmann, auf den ein Gewölbe eingeſtürzt iſt; er iſt verwundet, ſein Blut fließt, ſein Geiſt unterbricht ſich, er ſucht ſich aufzuraffen und ſein Leben mit ſeiner Vernunft zu retten. Einige Minuten genügten Raoul, um die Blendungen dieſer zwei Offenbarungen zu zerſtreuen. Er hatte ſchon den Faden ſeiner Ideen wieder aufgegriffen, als er plötzlich durch die Thüre die Stimme von Montalais im Porzellancabinet zu erkennen glaubte.

„Sie!" rief er. „Ja, es iſt ihre Stimme. O! das iſt eine Frau, die mir die Wahrheit ſagen könnte; doch werde ich ſie hier befragen? Sie verbirgt ſich ſelbſt vor mir. Sie kommt ohne Zweifel im Auftrage von Madame. Ich werde ſie in ihrer Wohnung ſehen. Sie wird mir ihren Schrecken, ihre Flucht, die Ungeſchicklichkeit, mit der man mich vertrieben hat, erklären; ſie wird mir Alles ſagen, hat mir Herr [illegible]

Alles weiß, das Herz wieder gestärkt. Madame ... Coquette. Nun wohl! ja, eine Coquette, die aber ren guten Augenblicken liebt, eine Coquette, die der Tod oder das Leben ihre Laune hat, die aber he sagen gemacht, er sei der glücklichste der Men-. Dieser ist wenigstens der Rosen sicher. Vor-s!"

Er entfloh aus dem Zimmer des Grafen und kam, end er sich zum Vorwurf machte, daß er mit Guiche von sich selbst gesprochen, zu d'Artagnan.

X.

Bragelonne setzt seine Fragen fort:

Der Kapitän hatte den Dienst, er saß im ledernen uhl, den Sporn in den Boden eingedrückt, den n zwischen den Beinen und las, seinen Schnurrbart nd, viele Briefe.

D'Artagnan gab ein Gebrumme der Freude von als er den Sohn seines Freundes erblickte.

„Raoul, mein Junge," sagte er, „durch welchen Zu-jat Dich der König zurückgerufen?"

Diese Worte klangen schlecht im Ohr des jungen nes, er setzte sich und erwiederte:

„Meiner Treue, ich weiß es nicht, ich weiß nur, ch zurückgekommen bin."

„Hm!" machte d'Artagnan, indem er die Briefe, mit Blick voll Absicht auf Raoul gerichtet, wieder zu-einlegte

[redacted] sagst Du da, Junge? der König hat Dich

nicht gerufen und Du biſt zurückgekommen? Ich begreife das nicht recht."

Raoul war ſchon bleich, er rollte ſchon ſeinen Hut mit einer troſtloſen Miene zuſammen.

„Was für eine Teufelsmiene machſt Du, und was für ein Leichengeſicht iſt dies?" rief der Kapitän. „Nimmt man in England dergleichen Manieren an? Mordioux! ich war auch in England und bin munter zurückgekommen wie ein Fink. Wirſt Du wohl ſprechen?"

„Ich habe zu viel zu ſagen."

„Ah! ah! wie geht es Deinem Vater?"

„Theurer Freund, verzeiht mir, das wollte ich Euch fragen."

D'Artagnan verdoppelte die Schärfe des Blickes, dem kein Geheimniß widerſtand.

„Du haſt Kummer," ſagte er.

„Bei Gott! Ihr wißt es wohl, Herr d'Artagnan."

„Ich?"

„Allerdings. Oh! ſpielt nicht den Erſtaunten."

„Ich ſpiele nicht den Erſtaunten, mein Freund."

„Mein lieber Kapitän, ich weiß wohl, daß ich im Spiele der Schlauheit, wie in dem der Stärke von Euch geſchlagen würde. In dieſem Augenblick bin ich ein Dummkopf, ein winziges Weſen. Ich habe weder Gehirn, noch Arm, verachtet mich nicht, helft mir. Mit einem Worte, ich bin der elendſte der lebenden Menſchen."

„Ho! ho! warum das?" fragte d'Artagnan, indem er ſeinen Gürtel aufſchnallte und ſein Lächeln mildерte.

„Weil Fräulein de la Valliére mich betrügt."

D'Artagnan veränderte das Geſicht nicht.

„Sie betrügt Dich! ſie betrügt Dich! das ſind große Worte. Wer hat ſie Dir geſagt?"

„Alle Welt."

„Ah! wenn es alle Welt geſagt hat, muß etwas Wahres daran ſein. Ich meinerſeits glaube an das

Feuer, wenn ich den Rauch ſehe. Das iſt lächerlich, aber es iſt ſo."

„Ihr glaubt alſo?" rief Bragelonne lebhaft.

„Ah! wenn Du Dich an mich hältſt . . ."

„Allerdings."

„Ich miſche mich nicht in dergleichen Angelegenheiten, Du weißt das wohl."

„Wie! für einen Freund, für einen Sohn!"

„Ganz richtig. Wenn Du ein Fremder wäreſt, würde ich Dir ſagen . . . ich würde Dir gar nichts ſagen. Wie geht es Porthos, weißt Du es?"

„Herr," rief Raoul, d'Artagnan die Hand drückend, „im Namen der Freundſchaft, die Ihr meinem Vater gewidmet habt."

„Ah! Teufel, Teufel! Du biſt ſehr krank . . . an Neugierde."

„Nicht an Neugierde, an Liebe."

„Gut. Abermals ein großes Wort. Wäreſt Du wirklich verliebt, mein theurer Raoul, ſo würde das ein großer Unterſchied ſein."

„Was wollt Ihr damit ſagen?"

„Ich ſage, wenn Du von einer ſo ernſten Liebe erfüllt wäreſt, daß ich mich immerhin an Dein Herz zu wenden glauben könnte . . . Doch das iſt unmöglich."

„Ich ſage Euch, daß ich Louiſe wahnſinnig liebe."

D'Artagnan las mit ſeinen Augen im Grunde des Herzens von Raoul.

„Unmöglich, ſage ich Dir. Du biſt wie alle jungen Leute; Du biſt nicht verliebt, Du biſt verrückt."

„Wohl! wenn es nur dieſes wäre!"

„Nie hat ein vernünftiger Menſch in einem Schädel ein Gehirn, das ſich dreht, in Ordnung gebracht. Ich habe mein Latein hundertmal in meinem Leben verloren. Du würdeſt mir zuhorchen und mich nicht hören; hörteſt Du mich, ſo würdeſt Du mich nicht verſtehen; verſtändeſt Du mich, ſo würdeſt Du mir nicht gehorchen."

„Oh! verſucht es, verſucht es.“

„Ich ſage mehr: wäre ich unglücklich genug, etwa zu wiſſen, und dumm genug, Dir etwas mitzutheilen .. Du biſt mein Freund, ſagſt Du?“

„Oh! ja.“

„Wohl! ich würde mich mit Dir entzweien, Du würdeſt mir nie verzeihen, daß ich Deine Illuſion zerſtört habe, wie man in der Liebe ſagt.“

„Herr d'Artagnan! Ihr wißt Alles. Ihr laßt mich in der Verwirrung, in der Verzweiflung, im Tod! Das iſt gräßlich!“

„La! la!“

„Ihr wißt, ich ſchreie nie. Da es mir Gott und mein Vater nie verzeihen würden, wenn ich mir mit einem Piſtolenſchuß den Kopf zerſchmetterte, nun! ſo will ich mir das, was Ihr mir verweigert, von dem Erſten der Beſten erzählen laſſen; ich werde ihn Lügen ſtrafen ..

„Und ihn tödten! Eine ſchöne Geſchichte! Deſto beſſer! Was thut das mir? Tödte, mein Junge, tödte wenn es Dir Vergnügen macht. Das iſt wie bei den Leuten, welche Zahnweh haben; ſie ſagen: „„Oh! wie leide ich! ich würde in Eiſen beißen.““ Ich antworte ihnen: „„Beißet, meine Freunde, beißet, der Zahn wird darin bleiben.““

„Ich werde nicht tödten, mein Herr,“ ſprach Raoul mit bitterer Miene.

„Ja, oh! ja, das iſt ſo das Weſen von Euch Leuten heut zu Tage, nicht wahr, Ihr werdet Euch tödten laſſen? Ah! wie hübſch iſt das und wie werde ich Euch bedauern! Wie werde ich den ganzen Tag ſagen: Der war ein tüchtiger Dummkopf, der kleine Bragelonne ein doppelter Einfaltspinſel! Ich hatte mein Leben damit zugebracht, daß ich ihn einen Degen gehörig halten lehrte, und der Burſche hat ſich nun ſpießen laſſen wie ein Vogel. Auf, Raoul! auf, laßt Euch tödten mein Freund. Ich weiß nicht, wer Euch in der Logik unterrichtet hat; aber, Gott verdamme mich! wie die

Engländer ſagen, der hat Eurem Vater das Geld geſtohlen.“

Schweigend drückte Raoul ſeinen Kopf in ſeine Hände und murmelte:

„Man hat keine Freunde, nein!“

„Ah! bah!“ rief d'Artagnan.

„Man hat nur Spötter oder Gleichgültige.“

„Poſſen! Ich bin, obgleich Gascogner, doch kein Spötter. Und gleichgültig! Wenn ich es wäre, ſo hätte ich Euch ſchon vor einer Viertelſtunde zu allen Teufeln geſchickt, denn Ihr würdet einen freudevollen Menſchen traurig und einen traurigen Menſchen toll machen. Wie, junger Mann, Ihr wollt, daß ich Euch einen Widerwillen gegen Euer Geliebte beibringe und Euch die Frauen verfluchen lehre, die die Ehre und die Seligkeit des menſchlichen Lebens ſind?“

„Sprecht, ſprecht, und ich werde Euch ſegnen.“

„Ei! mein Lieber, glaubt Ihr, ich habe mir das Gehirn mit allen den Geſchichten vom Schreiner und vom Portraitmaler und mit tauſend andern Erzählungen, um ſtehend zu ſchlafen, vollgepfropft?

„Ein Schreiner? was bedeutet dieſer Schreiner?“

„Meiner Treue, ich weiß es nicht; man hat mir geſagt, es ſei ein Schreiner geweſen, der einen Boden durchbrochen.“

„Bei la Vallière?“

„Ah! ich weiß nicht, wo.“

„Beim König?“

„Gut! wenn es beim König wäre, würde ich es Dir wohl ſagen, nicht wahr?“

„Bei wem denn?“

„Seit einer Stunde bringe ich mich damit um, daß ich Dir wiederhole, ich wiſſe es nicht.“

„Aber der Maler alſo? Das Portrait?“

„Es ſcheint, der König hat das Portrait einer Dame vom Hofe malen laſſen.“

„Von la Vallière?“

„Oh! verflucht es, verflucht es.“

„Ich ſage mehr: wäre ich unglücklich genug, etwas zu wiſſen, und dumm genug, Dir etwas mitzutheilen ... Du biſt mein Freund, ſagſt Du?“

„Oh! ja.“

„Wohl! ich würde mich mit Dir entzweien, Du würdeſt mir nie verzeihen, daß ich Deine Illuſion zerſtört habe, wie man in der Liebe ſagt.“

„Herr d'Artagnan! Ihr wißt Alles. Ihr laßt mich in der Verwirrung, in der Verzweiflung, im Tod! Das iſt gräßlich!“

„La! la!“

„Ihr wißt, ich ſchreie nie. Da es mir Gott und mein Vater nie verzeihen würden, wenn ich mir mit einem Piſtolenſchuß den Kopf zerſchmetterte, nun! ſo will ich mir das, was Ihr mir verweigert, von dem Erſten dem Beſten erzählen laſſen; ich werde ihn Lügen ſtrafen ...“

„Und ihn tödten! Eine ſchöne Geſchichte! Deſto beſſer! Was thut das mir? Tödte, mein Junge, tödte, wenn es Dir Vergnügen macht. Das iſt wie bei den Leuten, welche Zahnweh haben; ſie ſagen: „„Oh! wie leide ich! ich würde in Eiſen beißen.““ Ich antworte ihnen: „„Beißet, meine Freunde, beißet, der Zahn wird darin bleiben.““

„Ich werde nicht tödten, mein Herr,“ ſprach Raoul mit bitterer Miene.

„Ja, oh! ja, das iſt ſo das Weſen von Euch Leuten heut zu Tage, nicht wahr, Ihr werdet Euch tödten laſſen? Ah! wie hübſch iſt das und wie werde ich Euch bedauern! Wie werde ich den ganzen Tag ſagen: Er war ein tüchtiger Dummkopf, der kleine Bragelonne! ein doppelter Einfaltspinſel! Ich hatte mein Leben damit zugebracht, daß ich ihn einen Degen gehörig halten lehrte, und der Burſche hat ſich nun ſpießen laſſen, wie ein Vogel. Auf, Raoul! auf, laßt Euch tödten, mein Freund. Ich weiß nicht, wer Euch in der Logik unterrichtet hat; aber, Gott verdamme mich! wie die

Engländer ſagen, der hat Eurem Vater das Geld ge-
ſtohlen."

Schweigend drückte Raoul ſeinen Kopf in ſeine
Hände und murmelte:

„Man hat keine Freunde, nein!"

„Ah! bah!" rief d'Artagnan.

„Man hat nur Spötter oder Gleichgültige."

„Poſſen! Ich bin, obgleich Gascogner, doch kein
Spötter. Und gleichgültig! Wenn ich es wäre, ſo hätte
ich Euch ſchon vor einer Viertelſtunde zu allen Teufeln
geſchickt, denn Ihr würdet einen freudenvollen Menſchen
traurig und einen traurigen Menſchen todt machen.
Sie, junger Mann, Ihr wollt, daß ich Euch einen
Widerwillen gegen Euer Geliebte beibringe und Euch
die Frauen verfluchen lehre, die die Ehre und die Se-
gkeit des menſchlichen Lebens ſind?"

„Sprecht, ſprecht, und ich werde Euch ſegnen."

„Ei! mein Lieber, glaubt Ihr, ich habe mir das
Gehirn mit allen den Geſchichten vom Schreiner und
vom Portraitmaler und mit tauſend andern Erzählun-
gen, um ſtehend zu ſchlafen, vollgepfropft?

„Ein Schreiner? was bedeutet dieſer Schreiner?"

„Meiner Treue, ich weiß es nicht; man hat mir
geſagt, es ſei ein Schreiner geweſen, der einen Boden
durchbrochen."

„Bei la Vallière?"

„Ah! ich weiß nicht, wo."

„Beim König?"

„Gut! wenn es beim König wäre, würde ich es
Dir wohl ſagen, nicht wahr?"

„Bei wem denn?"

„Seit einer Stunde bringe ich mich damit um,
daß ich Dir wiederhole, ich wiſſe es nicht."

„Aber der Maler alſo? Das Portrait?"

„Es ſcheint, der König hat das Portrait einer
Dame vom Hofe malen laſſen."

„Von la Vallière?"

„Ei! Du haſt nur dieſen Namen im Mund. Wer ſpricht von la Vallière?“

„Wen ſoll es auch denn berühren, wenn nicht von ihr die Rede iſt?“

„Es ſoll Dich nicht berühren. Aber Du befragſt mich und ich antworte Dir. Du willſt die Chronik der Scandale kennen, ich gebe ſie Dir. Ziehe Deinen Nutzen daraus.“

Raoul ſchlug ſich voll Verzweiflung vor die Stirne und rief:

„Das iſt zum Sterben!“

„Du haſt es ſchon geſagt!“

„Ja, Ihr habt Recht.“

Und er machte einen Schritt, um ſich zu entfernen.

„Wohin gehſt Du?“ fragte d'Artagnan.

„Ich will Jemand aufſuchen, der mir die Wahrheit ſagen wird.“

„Wen?“

„Eine Frau.“

„Fräulein de la Vallière ſelbſt, nicht wahr?“ verſetzte d'Artagnan mit einem Lächeln. „Ah! Du haſt da einen herrlichen Gedanken; Du ſuchteſt getröſtet zu werden, Du wirſt es ſogleich ſein. Sie wird Dir nichts Schlimmes von ſich ſelbſt ſagen.“

„Ihr täuſcht Euch, mein Herr,“ entgegnete Raoul, „die Frau, an die ich mich wende, wird mir viel Schlimmes ſagen.“

„Ich wette, Montalais.“

„Ja, Montalais.“

„Ah! ihre Freundin. Eine Frau, die, in ihrer Eigenſchaft, das Gute oder das Böſe ſtark übertreiben wird! Sprich nicht mit Montalais, mein guter Raoul.“

„Das iſt nicht der Grund, der Euch antreibt, mich von Montalais fern zu halten.“

„Wohl, ich geſtehe es. Warum ſollte ich übrigens im Ganzen mit Dir ſpielen, wie die Katze mit einer

o ſchlimmer. Siehſt Du, Raoul, wenn ich
anken hätte, aber ich habe keinen."
precht mir, mein Freund, mich zu beklagen,
mir genügen, und laßt mich dieſe Sache all-
jen."
ja wohl! daß Du im Koth ſtecken bleibſt!
nicht übel. Setze Dich hierher an dieſen Tiſch
die Feder."
um dies?"
an Montalais zu ſchreiben und ſie um eine
kunft zu bitten."
" rief Raoul, während er auf die Feder zu-
: ihm der Kapitän bot.
ich öffnete ſich die Thüre, ein Musketier
h d'Artagnan und ſprach:
n Kapitän, Fräulein von Montalais möchte
ſprechen."
?" murmelte d'Artagnan. „Sie trete ein, und
wohl ſehen, ob ich es bin, den ſie ſprechen

„Von Herzen gern.“

„Geht alſo.“

„Und er ſchob Raoul ſanft aus dem Cabinet; dann nahm er Montalais bei der Hand und ſagte leiſe zu ihr:

„Seid ein gutes Mädchen, ſchonet ihn und ſchonet ſie.“

„Ah!“ erwiederte ſie in demſelben Ton, „nicht ich werde mit ihm ſprechen.“

„Wie ſo?“

„Es iſt Madame, die ihn holen läßt.“

„Ah! gut!“ rief d'Artagnan, „es iſt Madame. Ehe eine Stunde vergeht, wird der arme Junge geheilt ſein!“

„Oder todt,“ verſetzte Montalais mitleidig. „Gehabt Euch wohl, Herr d'Artagnan.“

Und ſie lief Raoul nach, der unfern von der Thüre ſehr beſorgt, ſehr unruhig über dieſen Zwieſprach, welcher nichts Gutes weisſagte, auf ſie wartete.

XI.

Eiferſucht auf zwei Seiten.

Die Liebenden ſind zärtlich gegen Alles, was mit ihrer Geliebten in Berührung ſteht. Raoul ſah ſich nicht ſo bald mit Montalais allein, als er ihr voll Inbrunſt die Hand küßte.

„Laßt das,“ ſprach traurig das Mädchen. „Ihr legt die Küſſe mit Verluſt des Kapitals an. Mein lieber Raoul, ich garantire Euch ſogar dafür, daß ſie Euch nicht einmal Intereſſe tragen werden.“

„Wie! w s? . . Erklärt Euch, Aure.“
„Madame wird Euch Alles erklären. Zu ihr führe Euch.“
„Wie! . .“
„Stille! und keine solche erschrockene Blicke! Die ıster haben hier Augen, die Wände weite Ohren. bt die Güte, mich nicht mehr anzuschauen, macht : das Vergnügen, laut über den Regen, über das ine Wetter, über die Annehmlichkeiten Englands mit : zu sprechen.“
„Oh!“
„Ah! ich sage Euch zum Voraus, daß Madame endwo, ich weiß nicht wo, aber irgendwo ein offenes ge und ein gespanntes Ohr haben muß. Ihr beıfft, ich bekümmere mich nichts darum, ob man mich gjagt oder in die Bastille schickt. Sprechen wir, e ich Euch, oder sprechen wir vielmehr nicht?“
Raoul preßte die Fäuste zusammen, hob den Fuß und machte die Miene eines Mannes von Herz, es nicht zu leugnen, aber eines Mannes von Herz, der Folterbank geht.
Das Auge in Verwunderung, den Gang leicht, den pf im Wind, schritt ihm Montalais voran.
Raoul wurde sogleich in das Cabinet von Madame geführt.
„Gut!“ dachte er, „dieser Tag wird vorübergehen, ıe daß ich etwas erfahre. Guiche hat zu viel Mitleid : mir gehabt, er hat sich mit Madame verständigt) durch ein freundschaftliches Komplott verschieben ibe die Lösung des Räthsels. Warum habe ich nicht r einen guten Feind... die Schlange Wärdes zum Beiıl; er würde allerdings beißen, aber ich würde nicht ır zögern. Zögern . . . zweifeln . . . lieber sterben.“
Raoul war vor Madame.
Reizender als je saß Henriette halb zurückgelehnt, e niedlichen Füße auf einem gestickten Sammetkissen, einem Fauteuil; sie spielte mit einer kleinen Katze

mit buſchigen Haaren, die ihr zart in die Finger biß und ſich an die Spitzen an ihrem Kragen anhing.

Madame dachte nach; ſie dachte tief und bedurfte der Stimme von Montalais, der von Raoul, um ſie aus dieſer Träumerei aufzuwecken.

„Eure Hoheit hat mich rufen laſſen?“ wiederholte Raoul.

Madame ſchüttelte den Kopf, als ob ſie erwachte.

„Guten Morgen, Herr von Bragelonne,“ ſagte ſie, „ja, ich habe nach Euch verlangt: Ihr ſeid alſo von England zurückgekehrt?“

„Im Dienſte Eurer königlichen Hoheit.“

„Ich danke. Laßt uns allein, Montalais.“

Montalais ging hinaus.

„Ihr könnt mir wohl einige Minuten ſchenken, nicht wahr, Herr von Bragelonne?“

„Mein ganzes Leben gehört Eurer Königlichen Hoheit,“ erwiederte ehrfurchtsvoll Raoul, der etwas Düſteres unter allen dieſen Höflichkeiten von Madame errieth, und dem dieſes Düſtere nicht mißfiel, denn er war überzeugt, daß dabei eine gewiſſe Verwandtſchaft der Gefühle von Madame mit den ſeinigen obwalte.

Alle geſcheite Leute des Hofes kannten in der That den launenhaften Willen und den phantaſtiſchen Deſpotismus des ſeltſamen Charakters von Madame.

Es war Madame durch die Huldigungen des Königs über die Maßen geſchmeichelt worden, Madame hatte von ſich ſprechen gemacht und der Königin die tödtliche Eiferſucht eingeflößt, die der nagende Wurm jeder weiblichen Glückſeligkeit iſt. Madame hatte ſich, um einen verwundeten Stolz zu heilen, ein verliebtes Herz gemacht.

Wir wiſſen, was Madame gethan, um den durch Ludwig XIV. entfernten Raoul zurückzurufen. Ihren Brief an Karl II. kannte Raoul nicht, aber d'Artagnan hatte ihn wohl errathen.

Dieſe unerklärliche Miſchung von Liebe und Eitel-

tlichkeiten, diese ungeheuren
sie erklären? Niemand, nicht
der die Gefallsucht im Herzen

ne," sagte die Prinzessin, „seid
mmen?"
eberte Raoul, „womit soll ich
en sein, Madame?"
Mann von Eurem Alter und
ufrieden oder unzufrieden sein?"
Werke geht," dachte Raoul er-
sie meinem Herzen einblasen?"
as, was er erfahren sollte, und
so ersehnten, aber so furchtbaren
lles erfahren würde, zu verschieben,

ließ einen zärtlichen Freund in gu-
ck und fand ihn krank wieder."
von Herrn von Guiche?" versetzte
mit einer unstörbaren Ruhe, „er
ein sehr theurer Freund von Euch."
ne."
es ist wahr, er ist verwundet wor-
geht besser bei ihm; oh! Herr von
zu beklagen," sagte sie rasch; dann sich
fügte sie bei;
beklagen? hat er sich beklagt? hat e
ummer, den wir nicht kennen würden?
che nur von seiner Wunde, Madame."
t, denn im Uebrigen scheint Herr v
glücklich zu sein, man sieht ihn in heite
Herr von Bragelonne, ich bin überzeu
urer Wahl entsprechen, wie er, am L
a sein. Was ist eine Wunde am Leb
hebte.
kommt darauf zurück," sagte er zu sich

mit buſchigen Haaren, die ihr zart in die Finger biß und ſich an die Spitzen an ihrem Kragen anhing.

Madame dachte nach; ſie dachte tief und bedurfte der Stimme von Montalais, der von Raoul, um ſie aus dieſer Träumerei aufzuwecken.

„Eure Hoheit hat mich rufen laſſen?“ wiederholte Raoul.

Madame ſchüttelte den Kopf, als ob ſie erwachte.

„Guten Morgen, Herr von Bragelonne,“ ſagte ſie, „ja, ich habe nach Euch verlangt: Ihr ſeid alſo von England zurückgekehrt?“

„Im Dienſte Eurer königlichen Hoheit.“

„Ich danke. Laßt uns allein, Montalais.“

Montalais ging hinaus.

„Ihr könnt mir wohl einige Minuten ſchenken, nicht wahr, Herr von Bragelonne?“

„Mein ganzes Leben gehört Eurer Königlichen Hoheit,“ erwiederte ehrfurchtsvoll Raoul, der etwas Düſteres unter allen dieſen Höflichkeiten von Madame errieth, und dem dieſes Düſtere nicht mißfiel, denn er war überzeugt, daß dabei eine gewiſſe Verwandtſchaft der Gefühle von Madame mit den ſeinigen obwalte.

Alle geſcheite Leute des Hofes kannten in der That den launenhaften Willen und den phantaſtiſchen Deſpotismus des ſeltſamen Charakters von Madame.

Es war Madame durch die Huldigungen des Königs über die Maßen geſchmeichelt worden, Madame hatte von ſich ſprechen gemacht und der Königin die tödtliche Eiferſucht eingeflößt, die der nagende Wurm jeder weiblichen Glückſeligkeit iſt. Madame hatte ſich, um einen verwundeten Stolz zu heilen, ein verliebtes Herz gemacht.

Wir wiſſen, was Madame gethan, um den durch Ludwig XIV. entfernten Raoul zurückzurufen. Ihren Brief an Karl II. kannte Raoul nicht, aber d'Artagnan hatte ihn wohl errathen.

Dieſe unerklärliche Miſchung von Liebe und Eitel-

unerhörten Zärtlichkeiten, dieſe ungeheuren
keiten, wer wird ſie erklären? Niemand, nicht
er böſe Engel, der die Gefallſucht im Herzen
ten entzündet.
rr von Bragelonne," ſagte die Prinzeſſin, „ſeid
rieden zurückgekommen?"
ufrieden!" erwiederte Raoul, „womit ſoll ich
en oder unzufrieden ſein, Madame?"
Womit kann ein Mann von Eurem Alter und
urem Ausſehen zufrieden oder unzufrieden ſein?"
„Wie raſch ſie zu Werke geht," dachte Raoul er-
ken: „was will ſie meinem Herzen einblaſen?"
Aengſtlich über das, was er erfahren ſollte, und
uf bedacht, den ſo erſehnten, aber ſo furchtbaren
enblick, wo er Alles erfahren würde, zu verſchieben,
vortete Raoul:
„Madame, ich ließ einen zärtlichen Freund in gu-
Geſundheit zurück und fand ihn krank wieder."
„Sprecht Ihr von Herrn von Guiche?" verſetzte
adame Henriette mit einer unſtörbaren Ruhe, „er
wie ich höre, ein ſehr theurer Freund von Euch."
„Ja, Madame."
„Nun wohl! es iſt wahr, , er iſt verwundet wor-
n, doch es geht beſſer bei ihm; oh! Herr von
niche iſt nicht zu beklagen," ſagte ſie raſch; dann ſich
eder faſſend, fügte ſie bei;
„Iſt er zu beklagen? hat er ſich beklagt? hat er
jend einen Kummer, den wir nicht kennen würden?"
„Ich ſpreche nur von ſeiner Wunde, Madame."
„Ah! gut, denn im Uebrigen ſcheint Herr von
niche ſehr glücklich zu ſein, man ſieht ihn in heiterer
une. Ah! Herr von Bragelonne, ich bin überzeugt,
würde Eurer Wahl entſprechen, wie er, am Leibe
rwundet zu ſein. Was iſt eine Wunde am Leibe!"
Raoul bebte.
„Sie kommt darauf zurück," ſagte er zu ſich ſelbſt.
Ich!"

Er antwortete nichts.

„Wie beliebt?“ fragte ſie.

„Ich habe nichts geſagt, Madame.“

„Ihr habt nichts geſagt, Ihr mißbilligt meine Anſicht, Ihr ſeid alſo zufrieden?“

Raoul näherte ſich der Prinzeſſin und ſprach:

„Madame, Eure Königliche Hoheit will mir etwas ſagen, und ihr natürlicher Edelmuth treibt ſie an, behutſam mit ihren Worten zu ſein. Eure Hoheit wolle ohne Schonung zu Werke gehen: ich bin ſtark und ich höre.“

„Ah!“ erwiederte Henriette, „was begreift Ihr nun?“

„Was mir Eure Hoheit begreiflich machen will,“ ſagte Raoul.

Und er zitterte unwillkührlich, während er dieſe Worte ſprach.

„In der That,“ erwiederte die Prinzeſſin, „es iſt grauſam, doch da ich einmal angefangen habe . . .“

„Ja, Madame, da Eure Hoheit anzufangen die Gnade gehabt hat, wolle ſie auch vollenden.“

Henriette ſtand haſtig auf, machte ein paar Schritte im Zimmer und fragte dann plötzlich:

„Was hat Euch Herr von Guiche geſagt?“

„Nichts, Madame.“

„Nichts! er hat Euch nichts geſagt? Oh! wie erkenne ich ihn hieran.“

„Er wollte mich ohne Zweifel ſchonen.“

„Und das nennen die Freunde Freundſchaft. Aber Herr d'Artagnan, den Ihr ſo eben verlaſſen, er hat mit Euch geſprochen?“

„Nicht mehr, als Guiche, Madame.“

Henriette machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Ihr wißt wenigſtens Alles, was der Hof erfahren hat?“ ſagte ſie.

„Ich weiß gar nichts, Madame.“

„Nicht die Scene vom Sturm?“

„Nicht die Scene vom Sturm.“

„Nicht das Zuſammenſein unter vier Augen im Walde?“

„Nicht das Zuſammenſein im Walde.“

„Nicht die Flucht nach Chaillot?“

Raoul, der ſich neigte wie die von der Sichel abgeſchnittene Blume, ſtrengte ſich übermenſchlich an, um zu lächeln, und antwortete mit unendlicher Milde:

„Ich habe die Ehre gehabt, Eurer Königlichen Hoheit zu ſagen, daß ich durchaus nichts weiß, ich bin ein armer Vergeſſener, der von England ankommt.“ Zwiſchen den Leuten hier und mir waren ſo viele rauſchende Wellen, daß der Lärmen von allen den Dingen, von denen Eure Hoheit ſpricht, nicht zu meinen Ohren gelangen konnte.“

Henriette war gerührt von dieſem Blicke, von dieſer Zahmheit, von dieſem Muth.

Das vorherrſchende Gefühl ihres Herzens in dieſem Augenblick war ein lebhaftes Verlangen, das Andenken an diejenige, welche ihn ſo leiden machte, bei dem armen Liebenden zu tilgen.

„Herr von Bragelonne,“ ſagte ſie, „was Euer Freund nicht thun wollte, will ich für Euch thun, den ich ſchätze und liebe. Ich werde Eure Freundin ſein. Ihr tragt hier den Kopf wie ein ehrlicher Mann, und ich will nicht, daß Ihr ihn unter der Lächerlichkeit beuget. In acht Tagen würde man ſagen unter der Verachtung.“

„Ah!“ machte Raoul leichenbleich, „iſt es ſchon ſo weit?“

„Wenn Ihr nichts wißt, ſo ſehe ich doch, daß Ihr erröthet; nicht wahr, Ihr waret mit Fräulein de la Valliére verlobt?“

„Ja, Madame.“

„Unter dieſem Titel bin ich Euch eine Kunde

ſchuldig; da ich Fräulein de la Vallière binnen Kurzem aus meinem Hauſe wegjagen werde. . ."

„La Vallière wegjagen!" rief Bragelonne.

„Allerdings. Glaubt Ihr, ich werde ſtets Rückſicht auf Thränen und Jeremiaden des Königs nehmen? Nein, nein, mein Haus wird nicht länger für dergleichen Gebräuche bequem ſein; doch Ihr wankt. . ."

„Nein, Madame, verzeiht!" erwiederte Bragelonne, der ſich zuſammenzuraffen ſuchte; „ich glaubte nur, ich würde ſterben. Eure Königliche Hoheit erwies mir die Ehre, mir zu ſagen, der König habe geweint, geflieht. . ."

„Ja, doch vergebens."

Und ſie erzählte Raoul die Scene von Chaillot und die Verzweiflung des Königs bei der Rückkehr; ſie erzählte von ſeiner Nachſicht gegen ſie ſelbſt und von dem furchtbaren Wort, mit dem die verletzte Prinzeſſin, die gedemüthigte Coquette den königlichen Zorn niedergeſchmettert hatte.

Raoul neigte das Haupt.

„Was denkt Ihr davon?" ſagte ſie.

„Der König liebt ſie," erwiederte er.

„Ihr ſeht aber aus, als ob Ihr ſagen wolltet, ſie liebe ihn nicht."

„Ach! ich gedenke noch der Zeit, wo ſie mich geliebt hat, Madame."

Henriette hatte einen Augenblick der Bewunderung für dieſe hochherzige Ungläubigkeit, dann aber zuckte ſie die Achſeln und ſprach:

„Ihr glaubt mir nicht. Oh! wie liebt Ihr ſie und Ihr bezweifelt, daß ſie den König liebe."

„Bis zum völligen Beweiſe. Verzeiht, ich habe ihr Wort, und ſie iſt ein edles Mädchen."

„Bis zum Beweiſe? . . . Wohl! es ſei, kommt."

XII.

Hausſuchung.

Prinzeſſin ſchritt Raoul voran, führte ihn Hof nach dem Mittelgebäude, das la Vallière ſtieg die Treppe hinauf, welche Raoul am inaufgeſtiegen war, und blieb vor der Thüre rs ſtehen, wo dem jungen Mann ein ſo Empfang von Montalais zu Theil geworden. Augenblick war gut gewählt, um den von Henriette gefaßten Plan auszuführen, das ar leer. Der König, die Höflinge, die Da- n ſich nach Saint-Germain begeben; Madame e, da ſie die Rückkehr von Bragelonne wußte Vortheil aus dieſer Rückkehr zu ziehen ge- ne Unpäßlichkeit vorgeſchützt und war zu lieben.

me war alſo ſicher, ſie werde das Zimmer allière und die Wohnung von Saint-Aignan . Sie zog einen Hauptſchlüſſel aus ihrer) öffnete die Thüre ihres Ehrenfräuleins. Auge von Bragelonne tauchte in dieſes Zim- er erkannte, und der Eindruck, den der Anblick uf ihn machte, war eine der erſten Martern, harrten.

Prinzeſſin ſchaute ihn an, und ihr geübtes Auge hrnehmen, was in dem Herzen des jungen orging.

habt Beweiſe von mir verlangt," ſagte ſie, nicht erſtaunt, wenn ich ſie Euch gebe; haltet aber nicht muthig genug, um ſie zu ertragen, och Zeit, ziehen wir uns zurück."

danke, Madame, doch ich bin gekommen,

überzeugt zu werden," erwiederte Bragelonne, „Ihr habt verſprochen, mich zu überzeugen, überzeugt mich."

„Tretet ein und ſchließt die Thüre hinter uns."

Bragelonne gehorchte und wandte ſich gegen die Prinzeſſin um, die ihn mit dem Blick befragte:

„Ihr wißt, wo Ihr ſeid?" fragte Madame Henriette.

„Alles läßt mich glauben, Madame, daß ich im Zimmer von Fräulein de la Vallière bin!"

„So iſt es."

„Aber ich erlaube mir, Eurer Hoheit zu bemerken, daß dieſes Zimmer ein Zimmer und kein Beweis iſt."

„Wartet."

Die Prinzeſſin ging auf den Fuß des Bettes zu, rückte den Windſchirm zurück, bückte ſich nach dem Boden und ſagte zu Raoul:

„Bückt Euch ſelbſt und hebt dieſe Fallthüre auf."

„Dieſe Fallthüre!" rief Raoul ganz erſtaunt, denn die Worte von d'Artagnan tauchten allmälig wieder in ſeinem Gedächtniß auf, und er erinnerte ſich, daß der Musketier unbeſtimmt dieſes Wort ausgeſprochen hatte.

Raoul ſuchte mit den Augen, doch vergebens, eine Spalte, die eine Oeffnung bezeichnen, oder einen Ring, der irgend einen Theil des Bodens aufzuheben helfen würde.

„Ah! es iſt wahr," ſagte lachend Madame Henriette, „ich vergaß die verborgene Feder: am vierten Blatt des Bodens auf die Stelle drücken, wo das Holz einen Knorren hat, das iſt die Inſtruction; drückt ſelbſt darauf, Vicomte, drückt, es iſt hier."

Bleich wie ein Todter drückte Raoul den Daumen auf die bezeichnete Stelle, die Feder ſpielte in der That ſogleich und die Fallthüre hob ſich von ſelbſt.

„Das iſt ſehr ſinnreich," ſagte die Prinzeſſin, „und man bemerkt, daß der Architekt vorhergeſehen, es wäre eine kleine Hand, die dieſe Feder benützen ſollte: ſeht, wie ſich die Fallthüre ganz von ſelbſt öffnet."

„Eine Treppe!“ rief Raoul.

„Ja, und zwar eine ſehr zierliche,“ ſagte die rinzeſſin. „Seht, Vicomte, die Treppe hat ein Ge- nder, das dazu beſtimmt iſt, den Sturz delicater Per- nen zu verhindern, welche hinabzuſteigen wagen wür- n; ich kann es darum auch wohl wagen. Folgt mir, icomte, folgt mir.“

„Ehe ich Euch folge, ſagt mir, Madame, wohin eſe Treppe führt?“

„Ah! es iſt wahr, ich vergaß das.“

„Ich höre, Madame,“ ſprach Raoul, der kaum ch athmete.

„Ihr wißt vielleicht, daß Herr von Saint-Aig- n früher Thüre an Thüre beim König wohnte?“

„Ja, Madame, ich weiß das, es war ſo vor mei- r Abreiſe, und mehr als einmal hatte ich die Ehre, n in ſeiner alten Wohnung zu beſuchen.“

„Nun wohl! es ward ihm vom König geſtattet, eſe bequeme und ſchöne Wohnung, die Ihr kennt, ge- n die zwei kleinen Zimmer zu vertauſchen, zu denen eſe Treppe führt, und die eine Wohnung bilden, elche zweimal kleiner und zehnmal entfernter von der s Königs iſt, deren Nähe die Herren vom Hofe in r Regel doch nicht verachten.“

„Sehr gut, Madame, doch fahret fort, ich bitte uch, denn ich verſtehe Euch noch nicht ganz.“

„Nun wohl!“ fuhr die Prinzeſſin fort, „es hat ch zufällig gefunden, daß die Wohnung von Saint- ignan unter denen von meinen Fräulein liegt und ſonders unter der von la Vallière!“

„Doch zu welchem Ende dieſe Fallthüre und dieſe reppe?“

„Ah! ich weiß es nicht! Wollen wir zu Herrn on Saint-Aignan hinunterſteigen? Vielleicht werden ir dort die Erklärung des Räthſels finden.“

Und Madame gab das Beiſpiel und ſtieg ſelbſt inab.

Raoul folgte ihr ſeufzend.

Jede Stufe, die unter den Füßen von Bragelonne krachte, ließ ihn um einen Schritt in das geheimniß-volle Gemach dringen, das noch die Seufzer von la Vallière und die ſüßeſten Düfte ihres Körpers enthielt.

Durch keuchendes Athemholen die Luft einziehend, erkannte Raoul, das Mädchen müſſe hier geweſen ſein.

Dann nach dieſen Duftungen, unſichtbaren, aber ſicheren Beweiſen, kamen die Blumen, die ſie liebte, die Bücher, die ſie gewählt hatte. Wäre Raoul ein einziger Zweifel geblieben, er hätte ihn verloren bei dieſer geheimen Harmonie des Geſchmacks und der Bündniſſe des Geiſtes mit dem Gebrauch der Gegenſtände, die das Leben begleiten. La Vallière war für Bragelonne in lebendiger Gegenwart im Zimmergeräthe, in der Wahl der Stoffe, ſogar in der Reflexion des Bodens.

Stumm und niedergeſchmettert, hatte er nichts mehr zu erfaſſen, und er folgte ſeiner Führerin nur noch, wie der arme Sünder ſeinem Henker folgt.

Grauſam wie eine zarte und nervöſe Frau, erließ ihm Madame nicht die geringſte Einzelheit.

Doch es iſt nicht zu leugnen, trotz der Apathie, in die er verfallen, würde keine von dieſen Einzelheiten, wäre er auch allein geweſen, Raoul entgangen ſein. Das Glück der Frau, die er liebt, kommt ihr dieſes Glück von einem Nebenbuhler zu, iſt eine Marter für einen Eiferſüchtigen. Aber für einen Eiferſüchtigen, wie es Raoul war, für dieſes Herz, das ſich zum erſten Mal mit Galle ſchwängerte, war das Glück von Louiſe ein ſchmählicher Tod, der Tod des Leibes und der Seele.

Er errieth Alles, die Hände, die ſich gedrückt, die Geſichter, die ſich genähert und vor dem Spiegel vermählt, eine Art von Schwur, der ſo ſüß für die Liebenden, die ſich zweimal ſehen, um das Gemälde beſſer in ihre Erinnerung einzugraben.

Er errieth den unſichtbaren Kuß unter den dichten,

frei herabfallenden Thürvorhängen. Er übertrug in fieberhafte Wonne die Beredſamkeit der in ihren Schatten verborgenen Ruhebetten.

Dieſer Luxus, dieſe Bequemlichkeit voll Berauſchung, dieſe ängſtliche Sorge, dem geliebten Gegenſtand jedes Mißbehagen zu erſparen oder ihm eine anmuthreiche Ueberraſchung zu bereiten, dieſe Macht der durch die königliche Gewalt vermehrten Liebe brachten Raoul einen tödtlichen Schlag bei. Oh! wenn es eine Milderung für die ſtechenden Schmerzen der Eiferſucht gibt, ſo iſt es die niedrigere Lebensſtellung des Mannes, den man uns vorzieht; während im Gegentheil, wenn es eine Hölle in der Hölle, eine in der Sprache namenloſe Qual gibt, dies die mit der Jugend, der Schönheit, dem Liebreiz zur Verfügung eines Nebenbuhlers geſtellte Allmacht iſt. In ſolchen Augenblicken ſcheint Gott ſelbſt gegen den verſchmähten Liebhaber Partei ergriffen zu haben.

Dem armen Raoul war ein letzter Schmerz vorbehalten. Madame Henriette hob einen ſeidenen Vorhang auf, und hinter dieſem Vorhang erblickte er das Portrait von la Vallière. Nicht nur von la Vallière, ſondern von la Vallière jung, ſchön, freudig, das Leben durch alle Poren einathmend, weil mit achtzehn Jahren das Leben die Liebe iſt.

„Louiſe," murmelte Bragelonne, „Louiſe, es iſt alſo wahr! Oh! Du haſt mich nie geliebt, denn nie haſt Du mich ſo angeſchaut!"

Und es war ihm, als würde ſein Herz in ſeiner Bruſt zuſammengedreht.

Madame blickte ihn faſt neidiſch über dieſen Schmerz an, obgleich ſie wußte, daß ſie nichts zu beneiden hatte, und daß ſie von Guiche geliebt war, wie la Vallière von Bragelonne.

Raul gewahrte dieſen Blick von Madame Henriette und rief:

„Ah! verzeiht, verzeiht, ich weiß, ich müßte, da ich

vor Euch bin, mehr Herr über mich ſein. Aber möchte der Gott des Himmels und der Erde Euch nie mit dem Schlage berühren, der mich in dieſem Augenblicke trifft: denn Ihr ſeid eine Frau und könntet, ohne Zweifel, einen ſolchen Schmerz nicht ertragen. Verzeiht, ich bin nur ein armer Edelmann, während Ihr von dem Geſchlechte der Glücklichen, der Allmächtigen, der Auserwählten ſeid."

„Herr von Bragelonne," erwiederte Henriette, „ein Herz wie das Eurige verdient die theilnehmende Sorge und die Rückſichten des Herzens einer Königin. Ich bin Eure Freundin, mein Herr, ich wollte auch nicht, daß Euer ganzes Leben durch die Treuloſigkeit vergiftet oder durch die Lächerlichkeit befleckt werden ſollte. Ich bin es, die Euch, muthiger, als alle angebliche Freunde, — ich nehme Herrn von Guiche aus — von London zurückkommen ließ; ich bin es, die Euch die ſchmerzlichen, aber nothwendigen Beweiſe liefert, welche Euch zur Heilung gereichen werden, wenn Ihr ein muthiger Liebender und nicht ein träumeriſcher Amadis ſeid. Dankt mir nicht, beklagt mich vielmehr und dient nichtsdeſtoweniger dem König gut."

Raoul lächelte voll Bitterkeit und ſprach:

„Ah! ich vergaß das, der König iſt mein Herr."

„Es handelt ſich um Eure Freiheit, um Euer Leben," rief Madame.

Ein klarer, durchdringender Blick von Raoul belehrte Madame Henriette, ſie täuſche ſich und ihr letztes Beweismittel gehöre nicht zu denjenigen, welche dieſen jungen Mann zu berühren vermöchten.

„Nehmt Euch in Acht, Herr von Bragelonne," ſagte ſie, „legtet Ihr Eure Handlungen nicht auf die Wagſchale, ſo würdet Ihr einen Fürſten in Zorn verſetzen, der geneigt iſt, ſich über alle Schranken der Vernunft hinaus zu erboſen. Ihr würdet Euren Freunden und Eurer Familie unſäglichen Schmerz bereiten: beugt Euch nieder, unterwerft Euch, heilt Euch."

„Ich danke, Madame, ich weiß den Rath zu schätzen, den mir Euer Hoheit gibt, und werde ihn zu befolgen bemüht sein. Doch ich bitte, noch ein letztes Wort.“

„Sprecht.“

„Ist es eine Indiscretion, wenn ich Euch ersuche, mir die Bewandtniß dieser Treppe, dieser Fallthüre, dieses Portraits — ein Geheimniß, das Ihr entdeckt habt — zu erklären?“

„Oh! nichts kann einfacher sein; ich habe, der Beaufsichtigung wegen, Hauptschlüssel für die Zimmer meiner Fräulein. Es kam mir nun seltsam vor, daß la Vallière sich so oft einschloß, es kam mir seltsam vor, daß der König so täglich Herrn von Saint-Aignan besuchte; es kam mir endlich seltsam vor, daß so viele Dinge sich seit Eurer Abwesenheit ereigneten, daß die Gewohnheiten des Hofes sich verändert hatten. Ich will nicht vom König getäuscht werden, ich will ihm nicht als Deckmantel für seine Liebschaften dienen, denn nach la Vallière, die weint, wird er Montalais haben, die lacht, Tonnay-Charente, die singt; das ist keine meiner würdige Rolle. Ich beseitigte daher die Bedenklichkeiten meiner Freundschaft und entdeckte das Geheimniß; ich verwunde Euch, entschuldigt mich, doch ich hatte eine Pflicht zu erfüllen; ich bin zu Ende, Ihr seid in Kenntniß gesetzt; der Sturm naht heran, schützt Euch.“

„Ihr schließt jedoch etwas, Madame,“ entgegnete Raoul mit Festigkeit, „denn Ihr könnt nicht glauben, ich werde, ohne etwas zu sagen, die Schande, die man mir auferlegt, und den Verrath, den man an mir begeht, hinnehmen?“

„Ihr werdet in dieser Hinsicht den Entschluß fassen, der Euch gutdünkt, Herr Raoul, nur nennt die Quelle nicht, aus der Ihr die Wahrheit habt. Das ist Alles, was ich von Euch verlange, es ist der einzige Lohn, welchen ich für den Dienst fordere, den ich Euch geleistet!“

„Seid unbesorgt, Madame," erwiederte Bragelonne mit einem bittern Lächeln.

„Ich habe den Schlosser bestochen, den die Liebenden in ihr Interesse gezogen, Ihr könnt es sehr wohl gemacht haben, wie ich, nicht wahr?"

„Ja, Madame. Eure Hoheit gibt mir also keinen Rath, sie schreibt mir keine andere Zurückhaltung vor, als die, nicht auszuschwatzen?"

„Keine andere."

„Dann bitte ich Eure Hoheit, mir eine Minute Aufenthalt hier zu gestatten."

„Ohne mich?"

„Oh! nein. Was ich thue, kann ich vor Euch thun. Ich bitte Euch um eine Minute, um ein Wort an Jemand zu schreiben."

„Das ist verwegen, Herr von Bragelonne, nehmt Euch in Acht."

„Niemand kann wissen, daß Eure Königliche Hoheit mir die Ehre erwiesen hat, mich hierher zu führen. Ueberdies unterzeichne ich den Brief, den ich schreibe."

„Wohl denn, mein Herr."

Raoul hatte schon seine Brieftasche herausgezogen und rasch folgende Worte auf ein weißes Blatt Papier geschrieben:

„Herr Graf,

„Wundert Euch nicht, daß Ihr hier dieses von mir unterzeichnete Papier findet, ehe einer von meinen Freunden, den ich bald zu Euch schicken werde, die Ehre gehabt hat, Euch die Veranlassung meines Besuches zu erklären.

„Vicomte Raoul von Bragelonne."

Er rollte dieses Blatt zusammen, schob es in das Schloß der Thüre, die mit dem Zimmer der zwei Liebenden in Verbindung stand, und überzeugt, das Papier sei so sichtbar, daß es Saint-Aignan bei seiner Rück-

kehr ſehen müſſe, folgte er der Prinzeſſin nach, welche ſchon bis oben an die Treppe gekommen war.

Auf dem Ruheplatz trennten ſie ſich, Raoul dem Ausſehen nach, als dankte er Ihrer Königlichen Hoheit, Henriette ſcheinbar oder wirklich von ganzem Herzen den jungen Mann beklagend, den ſie zu einer ſo gräßlichen Qual verurtheilt hatte . . .

„Oh!“ ſagte ſie, als ſie ihn bleich und das Auge mit Blut unterlaufen weggehen ſah, „oh! wenn ich das gewußt hätte, würde ich dem armen jungen Mann die Wahrheit verborgen haben.“

XIII.

Die Methode von Porthos.

Die große Anzahl der Perſonen, die wir in dieſe lange Geſchichte eingeführt, macht, daß jede nur ihrer Reihe nach und nach den Bedürfniſſen der Erzählung erſcheinen darf. So kommt es, daß unſere Leſer nicht Gelegenheit gehabt haben, ſich wieder mit unſerem Freunde Porthos ſeit ſeiner Rückkehr von Fontainebleau zuſammenzufinden.

Die Ehrenbezeigungen, die ihm vom König zu Theil geworden waren, hatten den freundlichen und liebevollen Charakter des achtbaren Herrn nicht geändert; nur trug er den Kopf höher als gewöhnlich, und etwas Majeſtätiſches offenbarte ſich in ſeiner Haltung, ſeitdem er an der Tafel des Königs zu ſpeiſen ſo glücklich geweſen. Der Speiſeſaal Seiner Majeſtät, hatte eine gewiſſe Wirkung auf Porthos hervorgebracht. Der

Grundherr von Bracieux und Pierrefonds liebte es, ſich zu erinnern, daß, während dieſes merkwürdigen Mahles, viele Diener und eine große Anzahl von Officianten, die ſich hinter den Gäſten befanden, dem Schmauſe ein gutes Ausſehen verliehen und das Gemach meublirten.

Porthos gelobte ſich, Mousqueton mit irgend einer Würde zu bekleiden, eine Hierarchie bei ſeinen übrigen Leuten zu gründen und ſich eine Haustruppe zu ſchaffen, was nichts Ungewöhnliches unter den großen Kapitänen war, inſofern man dieſen Luxus im vorhergehenden Jahrhundert bei den Herren von Treville, von Schomberg, von Vieurville bemerkte, von den Herren von Richelieu, von Condé und von Bouillon-Turenne nicht zu ſprechen.

Warum ſollte er, Porthos, ein Freund des Königs und von Herrn Fouquet, Baron, Ingenieur u. ſ. w. nicht alle mit großen Gütern und großen Verdienſten verbundenen Annehmlichkeiten genießen?

Ein wenig verlaſſen von Aramis, der ſich, wie wir wiſſen, viel mit Herrn Fouquet beſchäftigte, ein wenig vernachläſſigt, des Dienſtes wegen, von d'Artagnan, überſättigt in Beziehung auf Trüchen und Planchet, überraſchte ſich Porthos dabei, daß er träumte, ohne genau zu wiſſen warum. Doch Jedem, der ihn gefragt haben würde: „Fehlt Euch etwas, Porthos?“ hätte er ſicherlich geantwortet: „Ja.“

Während eines von den Mahlen, bei denen ſich Porthos aller einzelner Umſtände des königlicher Mahles zu erinnern ſuchte, überließ ſich Porthos halb heiter durch den guten Wein, halb traurig in Folge von ehrgeizigen Gedanken einem Anfang von Sieſte, als ihm ſein Kammerdiener meldete, Herr von Bragelonne wolle ihn ſprechen.

Porthos ging in den anſtoßenden Saal, wo er ſeinen jungen Freund in der uns bekannten Verfaſſung fand.

Raoul drückte Porthos die Hand und erſtaunt
er ſeinen Ernſt, bot ihm dieſer einen Stuhl an.
„Lieber Herr du Vallon,“ ſagte Raoul, „ich habe
ch um einen Dienſt zu bitten.“
„Das kommt vortrefflich, mein junger Freund,“
iederte Porthos. „Man hat mir dieſen Morgen acht
ſend Livres von Pierrefonds geſchickt, und wenn es
ld iſt, was Ihr braucht . . .“
„Nein, es iſt nicht Geld, ich danke, mein vortreff-
ſer Freund.“
„Deſto ſchlimmer! Ich habe immer ſagen hören,
ſei dies der ſeltſamſte der Dienſte, aber derjenige,
ſcher ſich am leichteſten leiſten laſſe. Dieſes Wort
mir aufgefallen, ich führe gern die Worte an, die
c auffallen.“
„Euer Herz iſt eben ſo gut, als Euer Geiſt ge-
ld.“
„Ihr ſeid zu artig. Speiſt Ihr vielleicht bei mir
Mittag?“
„Oh! nein, ich habe keinen Hunger.“
„Sagt, was für ein abſcheuliches Land iſt Eng-
ld!“
„Nicht zu ſehr . . . aber . . .“
„Seht Ihr, fände man dort nicht die vortrefflichen
che und das ſchöne Fleiſch, es wäre unerträglich.“
„Ah! ich bin gekommen . . .“
„Ich höre Euch. Erlaubt mir nur, daß ich mich
wenig erfriſche. Man ſpeiſt geſalzen in Paris.
hl!“
Porthos ließ eine Flaſche Champagner bringen,
lte vor ſeinem Glas das von Raoul, that einen
eutenden Zug, und ſagte dann befriedigt:
„Es war dies ein Bedürfniß für mich, um Euch
ie Zerſtreuung anzuhören. Nun bin ich ganz zu
ren Dienſten. Was verlangt Ihr von mir, mein
ber Raoul? Was wünſcht Ihr?“

„Sagt mir Eure Meinung über die Zwiste, mein theurer Freund.“

„Meine Meinung? . . . Entwickelt mir ein wenig Eure Gedanken,“ erwiederte Porthos, indem er ſich an der Stirne kratzte.

„Ich will ſagen: Habt Ihr ein gutes Naturell, wenn ein Streit zwiſchen Euren Freunden und Fremden ſtattfindet?“

„Oh! ein vortreffliches Naturell, wie immer.“

„Sehr gut, aber was macht Ihr dann?“

„Entſpinnen ſich Streitigkeiten zwiſchen meinen Freunden, ſo habe ich einen Grundſatz.“

„Welchen?“

„Den, daß die verlorene Zeit unwiederbringlich iſt, und daß man eine Sache nie ſo gut abmacht, als wenn man noch die Erhitzung des Streites hat.“

„Ah! wahrhaftig, das iſt Euer Grundſatz?“

„Durchaus. Sobald ſich ein Streit entſponnen hat, ſtelle ich auch die Parteien einander gegenüber.“

„Ah!“

„Ihr begreift, auf dieſe Art iſt es unmöglich, daß eine Sache nicht abgemacht wird.“

„Ich hätte geglaubt,“ ſagte Raoul mit Erſtaunen, „ſo genommen müßte eine Sache im Gegentheil . . .“

„Ganz und gar nicht. Bedenkt, daß ich in meinem Leben ſo etwas wie hundert und achtzig bis hundert und neunzig Duelle gehabt habe; die Vorkommniſſe, bei denen ich ſonſt noch nach dem Degen gegriffen und die zufälligen Begegnungen nicht zu rechnen.“

„Das iſt eine ſchöne Zahl,“ verſetzte Raoul, unwillkührlich lächelnd.

„Oh! das iſt nichts; ich bin ſo ſanft. D'Artagnan zählt ſeine Duelle nach Hunderten. Es iſt wahr, er iſt hart und ſtechend, ich habe es ihm oft wiederholt.“

„Ihr macht alſo gewöhnlich die Angelegenheiten ab, die Euch Eure Freunde anvertrauen?“

„Es gibt kein Beispiel, daß ich eine nicht abgemacht habe," erwiederte Porthos mit einer Zahmheit und einem Vertrauen, wodurch Raoul sehr freudig angesprochen wurde.

„Aber," sagte er, „Eure Anordnungen sind wenigstens ehrenvoll?"

„Oh! dafür stehe ich Euch, und ich will Euch in dieser Hinsicht meinen andern Grundsatz erklären. Hat mir einmal mein Freund seinen Streit übertragen, so verfahre ich auf folgende Art. Ich suche seinen Gegner auf der Stelle auf, ich bewaffne mich mit einer Höflichkeit und einer Kaltblütigkeit, wie sie unter solchen Umständen streng nothwendig sind."

„Darum müßt Ihr die Sachen so gut und so sicher abmachen," sagte Raoul mit Bitterkeit.

„Ich glaube es. Ich suche also den Gegner auf und sage zu ihm: „„Mein Herr, Ihr müßt nothwendig begreifen, in welchem Grad Ihr meinen Freund beleidigt habt.""

Raoul faltete die Stirne.

„Zuweilen, oft sogar ist mein Freund durchaus nicht beleidigt worden," fuhr Porthos fort; „ja, er hat zuerst beleidigt: Ihr möget beurtheilen, ob meine Rede geschickt ist."

Hier brach Porthos in ein Gelächter aus.

„Ich habe entschieden Unglück," sagte Raoul zu sich selbst, während der furchtbare Donner dieser Heiterkeit erscholl. „Guiche nimmt mich kalt auf, d'Artagnan verspottet mich, Porthos ist fühllos; Niemand will diese Sache nach meiner Art anordnen. Und ich wandte mich an Porthos, um einen Degen statt eines Raisonnement zu finden! Oh! welch ein Mißgeschick!"

Porthos faßte sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe also durch ein einziges Wort den Gegner in sein Unrecht versetzt."

„Je nachdem," bemerkte Raoul zerstreut.

„Nein, das iſt ſicher. Ich habe ihn in ſein Unrecht verſetzt; in dieſem Augenblick entwickle ich meine ganze Höflichkeit, um zum glücklichen Ausgang meines Planes zu gelangen. Ich gehe mit freundlicher Miene auf den Gegner zu, nehme ihn bei der Hand . . .“

„Oh!“ machte Raoul ungeduldig.

„„Mein Herr,““ ſage ich zu ihm, „„nun, da Ihr von der Beleidigung überzeugt ſeid, ſind wir der Genugthuung verſichert. Zwiſchen meinem Freunde und Euch findet fortan ein Austauſch artigen Benehmens ſtatt. Dem zu Folge bin ich beauftragt, Euch die Länge des Degens von meinem Freunde zu geben.““

„Ah!“

„Wartet doch! . . . „„die Länge des Degens von meinem Freunde. Ich habe ein Pferd unten; mein Freund wartet da und da auf Eure liebenswürdige Gegenwart; ich nehme Euch mit; wir holen im Vorübergehen Euren Zeugen ab; die Sache iſt abgemacht.““

„Und Ihr verſöhnt die zwei Gegner auf dem Platze der Zuſammenkunft?“ fragte Raoul bleich vor Aerger.

„Wie beliebt?“ unterbrach ihn Porthos, „verſöhnen? warum denn?“

„Ihr ſagt, die Sache ſei abgemacht?“

„Allerdings, da mein Freund wartet.“

„Nun! was? wenn er wartet?“

„Wenn er wartet, ſo geſchieht es, um ſich die Beine geſchmeidig zu machen. Der Feind iſt im Gegentheil noch ganz ſteif vom Pferde. Man ſtellt ſich auf, und mein Freund tödtet den Gegner. Damit hat es ein Ende.“

„Oh! er tödtet ihn!“ rief Raoul.

„Bei Gott! . . nehme ich je Leute zu Freunden, die ſich tödten laſſen? Ich habe hundert und einen Freund, an deren Spitze Euer Herr Vater, Aramis und d'Artagnan — ich glaube, lauter lebhafte Leute — ſtehen.“

„Oh! mein theurer Baron!“ rief Raoul im Uebermaß ſeiner Freude. Und er umarmte Porthos.

„Ihr billigt alſo meine Methode?“ ſagte der Rieſe.

„Ich billige ſie ſo ſehr, daß ich heute, auf der Stelle meine Zuflucht dazu nehmen werde. Ihr ſeid der Mann, den ich ſuche.“

„Gut! hier bin ich; wollt Ihr Euch ſchlagen?“

„Gewiß!“

„Das iſt ſehr natürlich. Mit wem?“

„Mit Herrn von Saint-Aignan.“

„Ich kenne ihn ... ein reizender Junge; er iſt an dem Tage, als ich die Ehre hatte, mit dem König zu ſpeiſen, ſehr artig gegen mich geweſen. Ich werde ſeine Höflichkeit erwiedern, wenn dies auch nicht meine Gewohnheit wäre. Ah! er hat Euch alſo beleidigt?“

„Tödtlich!“

„Teufel! Ich werde ſagen können tödtlich?“

„Noch mehr, wenn Ihr wollt.“

„Das iſt ſehr bequem.“

„Nicht wahr, das iſt eine ganz abgemachte Sache?“ ſagte Raoul lächelnd.

„Das geht von ſelbſt. Wo erwartet Ihr ihn?“

„Ah! verzeiht, das iſt delicater Natur. Herr von Saint-Aignan iſt ſehr befreundet mit dem König.“

„Ich habe es ſagen hören ...“

„Und wenn ich ihn tödte ...“

„Ihr werdet ihn ſicherlich tödten. Es iſt Eure Sache, Euch vorzuſehen. Gegenwärtig erdulden dergleichen Dinge keine Schwierigkeiten mehr. Ah! ja, wenn Ihr zu unſerer Zeit gelebt hättet!“

„Theurer Freund, Ihr habt mich nicht verſtanden. Ich will damit ſagen, da Herr von Saint-Aignan ein Freund des Königs ſei, ſo laſſe ſich die Sache ſchwieriger anordnen, inſofern der König es vorher erfahren kann.“

„Ei! nein! meine Methode, Ihr wißt wohl:

„„Mein Herr, Ihr habt meinen Freund beleidigt, und . . .“

„Ja, ich weiß es.“

„Und dann: „„Mein Herr, das Pferd iſt unten.““ Ich führe ihn alſo fort, ehe er mit Jemand geſprochen hat.“

„Wird er ſich nur ſo fortführen laſſen?“

„Bei Gott! das wollte ich wohl ſehen. Er wäre der Erſte. Es iſt wahr, die jungen Leute von heute... Doch bah! ich führe ihn, wenn es Noth thut, mit Gewalt fort.“

Und die Geberde mit dem Worte verbindend, hob er Raoul und ſeinen Stuhl in die Höhe.

„Sehr gut!“ ſagte der junge Mann lachend. „Nun haben wir noch die Frage für Herrn von Saint-Aignan zu ſtellen.“

„Welche Frage?“

„Die der Beleidigung.“

„Das iſt abgethan, wie mir ſcheint.“

„Nein, mein lieber Herr du Vallon, bei uns jungen Leuten von heute, wie Ihr ſagt, heiſcht die Gewohnheit, daß man ſich die Urſachen der Beleidigung erklärt.“

„Bei Eurer neuen Methode, ja. Nun! ſo erzählt mir Eure Sache.“

„Es war . . .“

„Oh! bei Gott, das iſt langweilig. Bei uns war es früher nie nöthig, etwas zu erzählen. Man ſchlug ſich, weil man ſich ſchlug. Ich kenne keinen beſſeren Grund.“

„Ihr habt Recht, mein Freund.“

„Laßt indeſſen Eure Beweggründe hören.“

„Ich habe zu viele zu nennen. Nur da genau anzugeben iſt . . .“

„Ja, ja, Teufel! bei der neuen Methode!“

„Da, ſage ich, genau anzugeben iſt, da andererſeits

die Sache eine Menge von Schwierigkeit hat und völlige Geheimhaltung erfordert . ."

„Ho! ho!"

„So werdet Ihr so gefällig sein, Herrn von Saint-Aignan nur zu sagen, und er wird das begreifen, er habe mich beleidigt, einmal dadurch, daß er ausgezogen."

„Daß er ausgezogen? Gut!" versetzte Porthos, indem er an den Fingern recapitulirte, „hernach?"

„Dann dadurch, daß er eine Fallthüre in seiner Wohnung habe machen lassen."

„Ich begreife, eine Fallthüre. Teufel! das ist ernst! Ich glaube wohl, daß Ihr hierüber wüthend sein müßt. Und warum dürfte dieser Bursche Fallthüren machen lassen, ohne Euch zuvor um Rath zu fragen? Fallthüren! . . . alle Gewitter! Ich . . habe keine, wenn nicht etwa meine Oubliette in Bracieur!"

„Ihr fügt bei, der letzte Grund, aus dem ich mich beleidigt glaube, sei das Herrn von Saint-Aignan wohl bekannte Portrait."

„Oh! auch noch ein Portrait? . . . Wie! sein Auszug, eine Fallthüre und ein Portrait! Aber, mein Freund, nur bei einer von diesen Beschwerden wäre für den ganzen Adel von Frankreich und Spanien, was nicht wenig besagen will, Grund vorhanden, sich gegenseitig zu erwürgen."

„Mein Theurer, Ihr seid also hinreichend ausgerüstet?"

„Ich nehme ein zweites Pferd mit. Wählt den Ort der Zusammenkunft, und während Ihr wartet, macht Biegungen und fallt weit aus, das gibt eine seltene Elasticität."

„Meinen Dank! ich werde im Walde von Vincennes, bei den Minimes, warten."

„So ist es gut! Wo findet man Herrn von Saint-Aignan?"

„Im Palais-Royal."

„„Mein Herr, Ihr habt meinen Freund beleidigt, und . . .“

„Ja, ich weiß es.“

„Und dann: „„Mein Herr, das Pferd iſt unten.““ Ich führe ihn alſo fort, ehe er mit Jemand geſprochen hat.“

„Wird er ſich nur ſo fortführen laſſen?“

„Bei Gott! das wollte ich wohl ſehen. Er wäre der Erſte. Es iſt wahr, die jungen Leute von heute... Doch bah! ich führe ihn, wenn es Noth thut, mit Gewalt fort.“

Und die Geberde mit dem Worte verbindend, hob er Raoul und ſeinen Stuhl in die Höhe.

„Sehr gut!“ ſagte der junge Mann lachend. „Nun haben wir noch die Frage für Herrn von Saint-Aignan zu ſtellen.“

„Welche Frage?“

„Die der Beleidigung.“

„Das iſt abgethan, wie mir ſcheint.“

„Nein, mein lieber Herr du Vallon, bei uns jungen Leuten von heute, wie Ihr ſagt, heiſcht die Gewohnheit, daß man ſich die Urſachen der Beleidigung erklärt.“

„Bei Eurer neuen Methode, ja. Nun! ſo erzählt mir Eure Sache.“

„Es war . . .“

„Oh! bei Gott, das iſt langweilig. Bei uns war es früher nie nöthig, etwas zu erzählen. Man ſchlug ſich, weil man ſich ſchlug. Ich kenne keinen beſſeren Grund.“

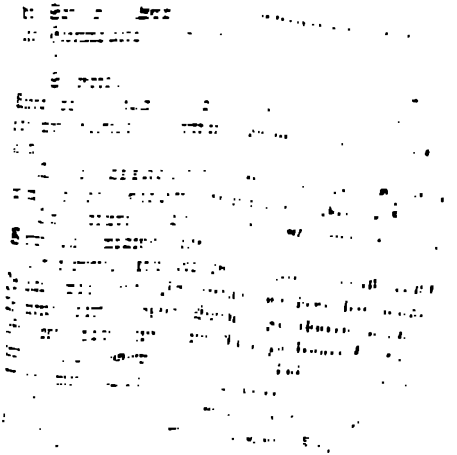
„Ihr habt Recht, mein Freund.“

„Laßt indeſſen Eure Beweggründe hören.“

„Ich habe zu viele zu nennen. Nur da genau anzugeben iſt . . .“

„Ja, ja, Teufel! bei der neuen Methode!“

„Da, ſage ich, genau anzugeben iſt, da anderer-ſei-



rait.

g be-
halbe
ſeine

bewegt
bſchickte,
Saint-

n Saint-
ch Saint-
der Herr

, und er
als dieſer

ı. Immer
der König
entwickelte

ın ſich erin-

nert, Dichter und glaubte es unter genug merkwürdigen Umſtänden bewieſen zu haben, daß man ihm dieſen Titel nicht ſtreitig machen könne.

Als ein unermüdlicher Reimeſchmied hatte er auf dem ganzen Weg zuerſt den König und dann la Vallière mit Strophen von vier, von ſechs Verſen und mit Madrigalen beſtreut.

Der König war ſeinerſeits in Begeiſterung geweſen und hatte ein Diſtichon gemacht.

La Vallière aber hatte, wie die liebenden Frauen, zwei Sonnete gemacht.

Der Tag war, wie man ſieht, nicht unfruchtbar für Apollo vergangen.

Saint-Aignan, der zum Voraus wußte, ſeine Verſe würden in alle Gemächer der Damen Eingang finden, war auch etwas ängſtlicher, als er es auf der ganzen Promenade geweſen, mit der Abfaſſung und der Idee beſchäftigt.

Einem zärtlichen Vater ähnlich, der im Begriff iſt, ſeine Kinder in die Welt einzuführen, fragte er ſich, ob das Publicum dieſen Sohn ſeiner Einbildungskraft richtig, correct und anmuthig finden würde. Um mit ſich hierüber ins Reine zu kommen, recitirte er ſich ſelbſt folgendes Madrigal, das er dem König aus dem Gedächtniß vorgeſagt und ihm geſchrieben zu geben verſprochen hatte:

Iris, vos yeux malins ne disent pas toujours
Ce que votre pensée à votre coeur confie;
Iris, pourquoi faut-il que je passe ma vie
A plus aimer vos yeux qui m'ont joué ces tours. *)

---

*) Iris, Deine ſchlauen Augen ſagen nicht immer, was Dein Geiſt Deinem Herzen anvertraut; Iris, warum muß ich mein Leben damit hinbringen, daß ich Deine Augen, die mir dieſe Streiche geſpielt, mehr liebe.

Dieſes Madrigal, ſo anmuthig es war, ſchien Saint-Aignan nicht vollkommen, ſobald er von der mündlichen Ueberlieferung zur handſchriftlichen Poeſie überging. Viele hatten es reizend gefunden, der Verfaſſer zuerſt; aber beim zweiten Anblick war er nicht mehr ſo ſehr dafür eingenommen. Vor ſeinem Tiſche ſitzend, ein Bein über das andere gekreuzt und ſich am Schlafe kratzend, wiederholte ſich auch Saint-Aignau:

Iris, vos yeux malins ne disent pas toujours . . .

„Oh! was dieſen betrifft," murmelte Saint-Aignan, „dieſer iſt tadellos. Ich darf ſogar beifügen, er hat ſo etwas von Ronſard oder Malherbe, folglich bin ich zufrieden. Leider iſt nicht dasſelbe beim zweiten der Fall. Man hat Recht, wenn man ſagt, der erſte Vers ſei am leichteſten zu machen." Und er fuhr fort:

Ce que votre pensée à votre coeur confie . . .

„Ah! der Geiſt anvertraut dem Herzen! Warum ſollte nicht auch eben ſo gut das Herz dem Geiſte anvertrauen? Meiner Treue! ich, was mich betrifft, finde kein Hinderniß hiebei. Warum des Teufels habe ich dieſe zwei Halbverſe mit einander verbunden. Ah! der dritte iſt gut:

Iris, pourquoi faut-il que je passe ma vie . . .

„Der Reim iſt zwar nicht reich — vie und confie. Meiner Treue! der Abbé Boyer, der ein großer Dichter iſt, macht in ſeinem Trauerſpiel: der falſche Tonarres, Reime, wie vie und confie, abgeſehen von Herrn Corneille, der ſich in ſeiner Tragödie: Sophonisbe, in dieſer Hinſicht auch keinen Zwang anthut. Vie und confie mag alſo ſtehen bleiben. Jedoch der Vers iſt unverſchämt . . . Ich erinnere mich, daß ſich der König in dieſem Augenblick auf den Nagel gebiſſen hat. Es ſteht in der That gerade aus, als wollte er zu la Ballidre ſagen: „„Woher des Teufels kommt es, daß

ich von Euch bezaubert bin?““ Ich hätte mich, glaube ich, beſſer ſo ausgedrückt:

„Que bénis soient les dieux qui condamnent ma vie.“ *)

„Abermals eine Artigkeit! Verurtheilen! Der König zu la Vallière verurtheilt! . . . Nein!“ Dann wiederholte er:

„Mais bénis soient les dieux qui . . . destinent ma vie . . . “ **)

„Nicht ſchlecht, obgleich destinent ma vie ſchwach iſt; doch es kann nicht Alles ſtark bei einem Quatrain ſein. A plus aimer vos yeux. Mehr lieben wen? was? Dunkelheit . . . Die Dunkelheit iſt nichts, da la Vallière und der König mich begriffen haben. Jedermann wird mich begreifen. Ja, aber nun kommt das Traurige! . . . . der letzte Halbvers! Qui m'ont joué ces tours. Der gezwungene Plural des Reimes wegen! Und dann die Schamhaftigkeit von la Vallière einen Streich nennen! Das iſt nicht glücklich! Ich werde mich dem Tadel aller Papierverſchmierer, meiner Collegen, ausſetzen. Man wird meine Poeſien Verſe eines vornehmen Mannes nennen. Und hört der König mich einen ſchlechten Dichter ſchelten, ſo wird ihm der Gedanke kommen, es zu glauben.“

Und während er dieſe Worte ſeinem Herzen anvertraute, und ſein Herz ſeinen Gedanken, entkleidete ſich der Graf vollends. Er war eben im Begriff, ſeinen Schlafrock anzuziehen, als man ihm den Beſuch des Herrn Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds meldete.

„Eil . . was iſt das für ein Klumpen von Namen?“ ſagte Saint-Aignan. „Ich kenne das nicht.“

---

*) Geſegnet ſeien die Götter, die mein Leben verurtheilen.
**) Geſegnet ſeien die Götter, die mein Leben beſtimmen.

„Es iſt ein Edelmann,“ erwiederte der Lackei, „der ie Ehre gehabt hat, mit dem Herrn Grafen an der afel des Königs während des Aufenthalts Seiner ajeſtät in Fontainebleau, zu ſpeiſen.“

„Beim König in Fontainebleau!“ rief Saint-Aignan. „Ei! führe den Herrn geſchwinde ein!“

Der Lackei beeilte ſich, zu gehorchen.

Porthos trat ein.

Saint-Aignan hatte das Gedächtniß der Höflinge: it dem erſten Blick erkannte er den Gutsherrn aus er Provinz mit dem ſeltſamen Ruf, den der König, otz einiges Lächelns der gegenwärtigen Officiere, in ontainebleau ſo gut aufgenommen hatte. Er ging aher mit allen Zeichen eines ganz natürlichen Wohlollens auf Porthos zu, der, wie wir wiſſen, wenn er ei einem Gegner eintrat, die Fahne der raffinirteſten öflichkeit aufpflanzte.

Saint-Aignan ließ durch den Lackei, der Porthos emeldet, einen Stuhl vorrücken. Der Letztere ſah ichts Uebertriebenes in dieſen Artigkeiten, ſetzte ſich nd huſtete. Es wurden die üblichen Höflichkeiten viſchen den zwei Herren ausgetauſcht, dann, da es der raf war, der den Beſuch empfing, ſagte Saint-ignan:

„Herr Baron, welchem glücklichen Zufall verdanke ch die Gunſt Eures Beſuches?“

„Das iſt es gerade, was ich Euch zu erklären die hre haben werde,“ erwiederte Porthos; „aber verſicht . . .“

„Was gibt es, mein Herr?“

„Ich ſehe, daß ich Euren Stuhl zerbreche.“

„Keines Wegs, mein Herr, keines Wegs.“

„Doch, Herr Graf, doch, ich zerbreche ihn, und zwar rgeſtalt, daß ich, wenn ich zögere, niederfallen werde, - eine ganz und gar unpaſſende Poſition bei der ernſten Rolle, die ich bei Euch zu ſpielen habe.“

Porthos ſtand auf. Es war Zeit; der Stuhl war

ſchon um ein paar Zoll zuſammengeſunken. Saint-Aignan ſuchte mit den Augen ein ſolideres Geräthe für ſeinen Gaſt.

„Die modernen Meubles,“ ſprach Porthos, während der Graf ſich dieſer Forſchung hingab, „die modernen Meubles ſind von einer lächerlichen Leichtigkeit geworden. In meiner Jugend, einer Zeit, wo ich mich mit noch viel mehr Energie ſetzte, als heute, erinnere ich mich nicht, je einen Stuhl zerbrochen zu haben, wenn nicht in den Wirthshäuſern mit meinen Armen.“

Saint-Aignan lächelte angenehm über dieſen Scherz.

„Doch,“ fuhr Porthos fort, während er ſich auf einem Ruhebett einquartierte, das zwar ſeufzte, aber widerſtand, „doch leider handelt es ſich nicht um dieſes.“

„Wie, leider! Solltet Ihr der Ueberbringer einer Botſchaft von ſchlimmer Vorbedeutung ſein, Herr Baron?“

„Von ſchlimmer Vorbedeutung ... für einen Cavalier? Oh! nein, Herr Graf,“ antwortete Porthos voll Adel. „Ich komme nur, um Euch anzuzeigen, daß Ihr einen meiner Freunde grauſam beleidigt habt.“

„Ich mein Herr?“ rief Saint-Aignan, „ich habe einen von Euren Freunden beleidigt? Und welchen, wenn ich bitten darf?“

„Herrn Raoul von Bragelonne.“

„Ich habe Herrn von Bragelonne beleidigt, ich?“ rief Saint-Aignan. „Ah! in der That, mein Herr, das iſt unmöglich, denn Herr von Bragelonne, den ich nur wenig kenne, ich möchte ſagen, gar nicht kenne, iſt in England, und da ich ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen, kann ich ihn nicht beleidigt haben.“

„Herr von Bragelonne iſt in Paris, Herr Graf,“ erwiederte Porthos unempfindlich, „und was die Beleidigung betrifft, ſo ſtehe ich dafür, denn er hat es mir ſelbſt geſagt! Ja, Herr Graf, Ihr habt ihn beleidigt, ich wiederhole das Wort, tödtlich beleidigt.“

„Unmöglich, Herr Baron, ich ſchwöre Euch, unmöglich!“

„Uebrigens kann Euch dieſer Umſtand nicht unbekannt ſein, da mir Herr von Bragelonne erklärt hat, Ihr ſeid von ihm durch ein Billet in Kenntniß geſetzt worden.“

„Ich habe kein Billet erhalten, mein Herr, darauf gebe ich mein Wort.“

„Das iſt höchſt ſeltſam!.. und was Raoul ſagt..“

„Ich will Euch überzeugen, daß ich nichts empfangen habe,“ ſagte Saint-Aignan. Und er läutete.

„Basque,“ ſprach er, „wie viel Briefe oder Billets ſind in meiner Abweſenheit gekommen?“

„Drei, Herr Graf.“

„Und zwar?“

„Das Billet von Herrn von Fiesque, das von Frau von Laferté und der Brief von Herrn de la Fuentès.“

„Das iſt Alles?“

„Alles, Herr Graf.“

„Sprich die Wahrheit vor dieſem Herrn . . . Die Wahrheit, hörſt Du wohl? Ich verbürge mich für Dich.“

„Gnädiger Herr, es war noch ein Billet von . .“

„Von . . . ſage geſchwinde.“

„Von Fräulein de la Val . . .“

„Genug,“ unterbrach ihn Porthos discreter Weiſe. „Sehr gut, ich glaube Euch, Herr Graf.“

Saint-Aignan entließ den Bedienten und ſchloß ſelbſt die Thüre; als er zufällig vor ſich hinſchauend zurückkam, ſah er aus dem Schloß des anſtoßenden Zimmers das bekannte Papier hervorſtehen, das Bragelonne vor ſeinem Abgang hineingeſchoben hatte.

„Was iſt das?“ ſagte er.

Porthos, der dieſem Zimmer den Rücken zukehrte, wandte ſich um.

„Ho! ho!“ machte Porthos.

„Ein Billet im Schloß!“ rief Saint-Aignan.

„Das könnte wohl das unſere ſein, Herr Graf,“ ſagte Porthos, „ſeht nach.“

Saint-Aignan nahm das Papier und rief:

„Ein Billet vom Herrn von Bragelonne!“

„Ihr ſeht, ich hatte Recht. Oh! wenn ich etwas ſage . . .“

„Von Herrn von Bragelonne ſelbſt hierher gebracht,“ murmelte der Graf erbleichend. „Das iſt unwürdig! Wer iſt hier eingedrungen?“

Saint-Aignan läutete abermals. Basque erſchien wieder.

„Wer iſt hier geweſen, ſo lange ich mit dem König auf der Promenade war?“

„Niemand, gnädiger Herr.“

„Das iſt unmöglich. Es muß Jemand hier geweſen ſein.“

„Es konnte Niemand herein, Herr Graf, da ich die Schlüſſel in meiner Taſche hatte.“

„Aber das Billet, das hier im Schloſſe ſtak . . . Jemand muß es hinein geſteckt haben, es kann nicht von ſelbſt gekommen ſein.“

Basque öffnete die Arme, um damit völlige Unwiſſenheit zu bezeichnen.

„Wahrſcheinlich wird es Herr von Bragelonne hinein geſteckt haben,“ ſagte Porthos.

„Dann wäre er hier geweſen?“

„Ohne Zweifel.“

„Aber da ich den Schlüſſel in der Taſche hatte,“ verſetzte Basque hartnäckig.

Saint-Aignan zerknitterte das Billet, nachdem er es geleſen.

„Darunter iſt etwas verborgen,“ murmelte er in Gedanken verſunken.

Porthos überließ ihn einen Augenblick ſeinen Betrachtungen. Dann nahm er ſeine Botſchaft wieder auf.

„Wäre es Euch gefällig, daß wir auf unſere An-

er antwortet."
n eine Ausforderung an mich zu richten."
o iſt es."
ıb er beklagt ſich, ich habe ihn beleidigt?"
rauſam, tödtlich!"
ıf welche Art, wenn's beliebt, denn ſein Schritt
rheimnißvoll, als daß ich nicht wenigſtens einen
ıvon ſuchen ſollte?"
ein Herr," antwortete Porthos, „mein Freund
cht haben, und was ſeinen Schritt betrifft,
geheimnißvoll iſt, ſo klagt nur Euch an."
:thos ſprach dieſe letzten Worte mit einem Ver-
ıus, das für einen an ſeine Manieren wenig
en Mann einen tauſendfältigen Sinn offen-
ußte.
n Geheimniß! Erklärt das Geheimniß."
:thos aber verbeugte ſich und erwiederte:
ır werdet erlauben, daß ich nicht in dasſelbe
und zwar aus vortrefflichen Gründen."
ie ich ganz gut begreife. Ja, mein Herr, ge-

„Ah! mein Herr, wie kann mein Auszug Herrn von Bragelonne Schaden zugefügt haben? Antwortet, denn ich verſtehe durchaus nichts von dem, was Ihr ſagt.“

Porthos unterbrach ihn.

„Mein Herr,“ ſprach er ernſt, „dieſe Beſchwerde iſt die erſte von denjenigen, welche Herr von Bragelonne gegen Euch vorbringt. Bringt er ſie vor, ſo geſchieht es, weil er ſich verletzt gefühlt hat.“

Saint-Aignan ſtieß vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden und rief:

„Das gleicht einem böſen Streit!“

„Man kann keinen böſen Streit mit einem ſo galanten Mann, wie der Vicomte von Bragelonne, haben,“ entgegnete Porthos, „doch nicht wahr, Ihr habt nichts mehr in Beziehung auf den Auszug beizufügen?“

„Nein. Sprecht weiter.“

„Ah! weiter! Bemerkt wohl, mein Herr, daß dies ſchon eine abſcheuliche Beſchwerde iſt, auf die Ihr nicht antwortet oder vielmehr ſchlecht antwortet. Wie! mein Herr, Ihr zieht aus; das beleidigt Herrn von Bragelonne, und Ihr entſchuldigt Euch nicht! Sehr gut!“

„Wie!“ rief Saint-Aignan, der ſich über das Phlegma dieſes Menſchen erzürnte, „wie! habe ich nöthig, Herrn von Bragelonne um Rath zu fragen, ob ich ausziehen ſoll oder nicht? Geht doch, mein Herr!“

„Verpflichtet, mein Herr, verpflichtet! Jedenfalls werdet Ihr mir zugeſtehen, daß dies nichts im Vergleich zu der zweiten Beſchwerde iſt.“

„Laßt die zweite Beſchwerde hören.“

Porthos nahm eine ſtrenge Miene an und ſprach:

„Und die Fallthüre, mein Herr, die Fallthüre.“

Saint-Aignan wurde übermäßig bleich. Er rückte ſeinen Stuhl ſo ungeſtüm zurück, daß Porthos, ſo naiv er war, bemerkte, der Schlag habe getroffen.

„Die Fallthüre?“ murmelte Saint-Aignan.

„Ja, mein Herr, erklärt Euch, wenn Ihr könnt,“ ſagte Porthos den Kopf ſchüttelnd.

Saint-Aignan neigte die Stirne und murmelte: „Oh! ich bin verrathen, man weiß Alles.“

„Man weiß ſtets Alles,“ erwiederte Porthos, der nichts wußte.

„Mein Herr,“ fuhr Saint-Aignan fort, „Ihr ſeht mich zu Boden gedrückt, und zwar dergeſtalt zu Boden gedrückt, daß ich den Kopf darüber verliere.“

„Ein ſchuldiges Gewiſſen, mein Herr! Oh! Eure Sache iſt nicht gut.“

„Mein Herr!“

„Und wenn das Publicum davon unterrichtet ſein und ſich zum Richter machen wird . . .“

„Oh! mein Herr,“ rief lebhaft der Graf, „ein ſolches Geheimniß muß unbekannt bleiben, ſelbſt für den Beichtiger.“

„Wir werden darauf bedacht ſein, und das Geheimniß wird in der That nicht weit gehen.“

„Aber ſprecht, gibt ſich Herr von Bragelonne, indem er dieſes Geheimniß ergründet, Rechenſchaft von der Gefahr, die er läuft und der er Andere bloßſtellt?“

„Herr von Bragelonne läuft keine Gefahr, mein Herr, fürchtet keine, und mit Gottes Hülfe werdet Ihr das bald erproben.“

„Dieſer Menſch iſt ein Wüthender,“ dachte Saint-Aignan. „Was will er von mir?“ Dann ſprach er laut: „Auf, mein Herr, laßt uns unſere Angelegenheit vollends in's Reine bringen.“

„Ihr vergeßt das Portrait, mein Herr!“ ſprach Porthos mit einer Donnerſtimme, die das Blut des Grafen in Eis verwandelte.

Da das Portrait das von la Vallière war und hierin keine Täuſchung ſtattfinden konnte, ſo fühlte Saint-Aignan ſeine Augen ſich ganz und gar öffnen.

„Ah! mein Herr,“ rief er,“ ah! ich erinnere mich, Herr von Bragelonne war ihr Bräutigam.“

Porthos nahm eine impoſante Miene, die Majeſtät der Unwiſſenheit, an und ſprach:

„Es kann mir nicht daran gelegen ſein, und Euch auch nicht, ob mein Freund Bräutigam von der, die Ihr ſagt, iſt oder nicht iſt. Ich wundere mich ſogar, daß Ihr dieſes indiscrete Wort ausgeſprochen habt; es dürfte Eurer Sache Eintrag thun.“

„Mein Herr, Ihr ſeid der Geiſt, das Zartgefühl und die Biederkeit in einer Perſon. Ich ſehe, um was Alles es ſich handelt.“

„Deſto beſſer.“

„Und,“ fuhr Saint-Aignan fort, „Ihr habt es mir auf die geiſtreichſte und zarteſte Weiſe zu verſtehen gegeben. Empfangt meinen Dank, mein Herr.“

Porthos warf ſich in die Bruſt.

„Nur, da ich nun Alles weiß, geſtattet, daß ich Euch erkläre . . .“

Porthos ſchüttelte den Kopf wie ein Menſch, der nicht verſtehen will. Saint-Aignan fuhr jedoch fort:

„Seht Ihr, ich bin in Verzweiflung über Alles, was geſchieht, für dieſen armen Herrn von Bragelonne; aber was hättet Ihr an meiner Stelle gethan? unter uns geſprochen, was hättet Ihr gethan?“

Porthos erhob das Haupt und erwiederte:

„Es handelt ſich nicht um das, was ich gethan hätte; nicht wahr, Ihr habt nun Kenntniß von den drei Beſchwerden?“

„Was die erſte betrifft, den Auszug, mein Herr — ich wende mich hier an den Mann von Geiſt und Ehre — wenn ein erhabener Wille mich aufforderte, auszuziehen, durfte ich, konnte ich ungehorſam ſein?“

Porthos machte eine Bewegung, welche zu vollenden Saint-Aignan ihm nicht Zeit ließ.

„Ah! meine Offenherzigkeit ergreift Euch,“ ſagte er, die Bewegung auf ſeine Weiſe auslegend, „Ihr fühlt, daß ich Recht habe.“

s erwied : nichts.
gehe zu der unglückseligen Fallthüre über,"
-Aignan fort, indem er seine Hand auf den
Porthos legte; „diese Fallthüre, die Ursache
das Mittel des Uebels, diese Fallthüre, er-
as, was Euch bekannt . . . Sprecht offen-
aubt Ihr, ich sei es gewesen, der ganz nach
n Willen, ganz aus freien Stücken habe eine
öffnen lassen, deren Bestimmung . . . Oh!
glaubt Ihr nicht, und auch hier fühlt Ihr,
ir, begreift Ihr einen Willen, der über dem
Ihr würdigt die Hinreißung . . . ich spreche
der Liebe, dieser unwiderstehlichen Tollheit . . .
t! . . . Zum Glück spreche ich mit einem Mann
voll Gefühl; sonst wie viel Unglück, wie
al über sie, das arme Kind! und über den-
elchen ich nicht nennen will!"
verwirrt, betäubt durch die Beredsamkeit
Geberden von Saint-Aignan, strengte sich
ausendfältig an, um diesen Platzregen von
en zu empfangen, von denen er nicht das
Wörtchen verstand. Gerade und unbeweglich
Sitze gelangte er hiezu.
ine Vergleichung hineingeworfen, fuhr Saint-
ndem er seiner Stimme eine neue Thätigkeit,
erde eine wachsende Höflichkeit verlieh, fort:
s das Portrait betrifft, denn ich begreife, daß
ait die Hauptbeschwerde ist; was das Por-
ifft, sagt, bin ich schuldig? Wer hat ihr Por-
iben gewünscht? Ich etwa? Wer liebt sie? Ich
r will sie? Ich etwa? Wer hat sie genommen? Ich
in, tausendmal nein! Ich weiß, daß Herr von
e in Verzweiflung sein muß; ich weiß, daß ein
glück grausam ist. Hört, auch ich leide; doch es ist
erstand möglich. Wird er kämpfen? Man
rüber lachen. Wenn er nur seinen Kopf auf-
et er sich zu Grunde. Ihr werdet t,
veiflung sei eine Tollheit, doch Ih

nünftig. Ihr habt mich begriffen. Ich ſehe an Eurer ernſten, nachdenklichen, ſogar verlegenen Miene, daß Euch die Bedeutſamkeit der Lage eingeleuchtet hat. Kehrt alſo zu Herrn von Bragelonne zurück, dankt ihm, wie ich ihm ſelbſt danke, daß er zur Vermittlung einen Mann von Eurem Verdienſt gewählt. Glaubt mir, daß ich eine ewige Dankbarkeit für denjenigen bewahren werde, der unſere Uneinigkeit auf eine ſo edelmüthige, ſo anſtändige Weiſe zum Frieden gelenkt hat. Und da es das Unglück gefügt, daß dieſes Geheimniß Vieren ſtatt Dreien gehören ſollte, dieſes Geheimniß, das das Glück des Ehrgeizigſten machen kann, ſo freue ich mich, es mit Euch zu theilen, mein Herr, ich freue mich aus dem Grunde meiner Seele. Von dieſem Augenblick an verfügt über mich; ich ſtelle mich ganz Eurem Willen zu Gebot. Was ſoll ich für Euch thun? Was ſoll ich erbitten, fordern ſogar? ſprecht, mein Herr ſprecht."

Und nach der vertraulich freundſchaftlichen Gewohnheit der Höflinge jener Zeit ſchloß Saint-Aignan Porthos in ſeine Arme und drückte ihn an ſeine Bruſt.

Porthos ließ ihn mit unerhörtem Phlegma gewähren.

„Sprecht," wiederholte Saint-Aignan, „was verlangt Ihr?"

„Mein Herr," antwortete Porthos, „ich habe unten ein Pferd, macht mir das Vergnügen, es zu beſteigen; es iſt vortrefflich und wird Euch keine ſchlimmen Streiche ſpielen."

„Zu Pferde ſteigen! warum dies?" fragte Saint-Aignan neugierig.

„Um mit mir dahin zu kommen, wo uns Herr von Bragelonne erwartet."

„Ah! er möchte mich gern ſprechen? Ich begreife das, die näheren Umſtände erfahren, ach! das iſt ſehr delicat! Doch in dieſem Augenblick kann ich nicht, der König erwartet mich."

„Der König wird warten"

„Wie! der König wird warten!“ rief mit einem Lächeln des Erſtaunens dieſer vollkommene Höfling, der nicht begriff, daß der König warten könnte.

„Mein Herr, es iſt die Sache einer kleinen Stunde,“ ſprach Porthos.

„Aber wo erwartet mich denn Herr von Bragelonne?“

„Bei den Minimes in Vincennes.“

„Ah! ah! ſpaſſen wir etwa?“

„Ich glaube nicht, ich wenigſtens nicht.“

„Aber die Minimis, das iſt ja ein Rendezvous für Duelle.“

„Nun?“

„Nun! was habe ich denn bei den Minimes zu thun?“

Porthos zog langſam ſeinen Degen und ſprach:

„Hier iſt das Maaß des Degens von meinem Freund.“

„Alle Wetter! dieſer Menſch iſt verrückt!“ rief Saint-Aignan.

Die Röthe ſtieg Porthos zu den Ohren.

„Mein Herr,“ ſagte er, „wenn ich nicht die Ehre hätte, in Eurer Wohnung zu ſein und den Intereſſen von Herrn von Bragelonne zu dienen, ſo würde ich Euch zu Eurem Fenſter hinauswerfen. Doch das iſt nur aufgeſchoben, und Ihr ſollt beim Warten nicht verlieren. Kommt Ihr zu den Minimes, mein Herr?“

„Ei . . .“

„Kommt Ihr gutwillig?“

„Aber . . .“

„Ich trage Euch dahin, wenn Ihr nicht kommt! nehmt Euch in Acht.“

„Basque!“ rief Herr von Saint-Aignan.

Basque trat ein.

„Der König läßt den Herrn Grafen rufen,“ ſagte Basque.

„Das iſt etwas Anderes,“ ſagte Porthos; „der

Dienſt des Königs vor Allem. Wir warten dort bis heute Abend, mein Herr.“

Und nachdem er Saint-Aignan mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit gegrüßt, ging Porthos, entzückt, abermals eine Sache abgethan zu haben, hinaus.

Saint-Aignan ſchaute ihm nach, zog dann haſtig ſeine Kleider wieder an, lief, unter Weges die Unordnung ſeiner Toilette verbeſſernd, weg und ſagte zu ſich ſelbſt:

„Zu den Minimes! zu den Minimes! . . Wir werden ſehen, wie der König dieſe Ausforderung aufnimmt. Sie iſt bei Gott! für ihn.“

XV.

Politiſche Nebenbuhler.

Nach der für Apollo ſo fruchtbaren Promenade, wobei Jeder, wie die Dichter jener Zeit ſagten, den Muſen ſeinen Tribut bezahlte, fand der König in ſeinen Gemächern Herrn Fouquet, der auf ihn wartete.

Hinter dem König kam Herr Colbert. Herr Colbert mit ſeinem viereckigen Kopf, mit ſeinem plumpen Luxus formloſer, nachläßig getragener Kleider; er hatte den König, als wäre er auf dem Anſtand geweſen, in einer Hausflur gleichſam gefangen genommen und folgte ihm wie ein Schatten.

Fouquet blieb beim Anblick ſeines Feindes ruhig und war während der ganzen Scene, die ſich ereignen ſollte, bemüht, das ſchwierige Benehmen des erhabenen Mannes zu beobachten, deſſen Herz von Verachtung überfüllt iſt, der aber ſeine Verachtung nicht einem kundgeben will, aus Furcht, er könnte ſeinem noch zu viel Ehre erweiſen.

Colbert verbarg eine verletzende Freude nicht. ihn war es von Seiten von Herrn Fouquet eine schlecht gespielte und rettungslos verlorene Partie, obgleich sie noch nicht beendigt. Colbert gehörte zu jener Schule von Politikern, welche nur die Geschicklichkeit bewundern, nur den günstigen Ausgang schätzen.

Mehr noch, Colbert, der nicht nur ein neidischer und eifersüchtiger Mensch war, sondern sich alle Interessen des Königs sehr angelegen sein ließ, weil er im Grunde mit der größten Redlichkeit im Zahlenwesen begabt, Colbert konnte sich selbst den, wenn man haßt, so glücklichen Vorwand geben, er handle, indem er Herrn Fouquet hasse und zu Grunde richte, im Hinblick auf das Wohl des Staates und der königlichen Würde.

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging Fouquet. Zwischen den dicken Augenbraunen seines Feindes durch, und trotz des unablässigen Spieles der Augenlider, las er durch die Augen bis in die Tiefe des Herzens von Colbert, er las also Alles, was in diesem Herzen war: Haß und Triumph.

Nur, da er, während er durchdrang, undurchdringlich bleiben wollte, erheiterte er sein Gesicht, lächelte er auf jene sympathetische Weise, die nur ihm eigenthümlich war und seinem Gruß die edelste und zugleich geschmeidigste Elasticität verlieh.

„Sire," sprach er, „ich gewahre an der freudigen Miene Eurer Majestät, daß sie eine gute Promenade gemacht hat."

„Eine reizende in der That, Herr Oberintendant, eine reizende. Ihr habt sehr Unrecht gehabt, nicht mit uns zu kommen, während ich Euch doch eingeladen."

„Sire, ich arbeitete," sagte Fouquet.

Fouquet hatte nicht einmal nöthig, den Kopf abzuwenden; er schaute Herrn Colbert nicht von der Seite an.

„Oh! das Land! Herr Fouquet," rief der König,

„Mein Gott, wie gern möchte ich ſtets auf dem Lande, in freier Luft, unter den Bäumen leben können!“

„Ah! Eure Majeſtät iſt hoffentlich des Thrones noch nicht müde,“ entgegnete Fouquet.

„Nein, aber die grünen Throne ſind ſehr ſanft.“

„Eure Majeſtät erfüllt wahrhaftig alle meine Wünſche, indem ſie ſo ſpricht. Ich hatte ihr gerade ein Geſuch vorzutragen.“

„Von wem, Herr Oberintendant?“

„Von Seiten der Nymphen von Vaux.“

„Ah! ah!“ machte Ludwig XIV.

„Der König hat die Gnade gehabt, mir ein Verſprechen zu geben.“

„Ja, ich erinnere mich desſelben.“

„Das Feſt in Vaux, das berühmte Feſt, nicht wahr, Sire?“ ſagte Colbert, der dadurch, daß er ſich in das Geſpräch miſchte, einen Beweis von ſeinem Anſehen zu geben ſuchte.

Mit einer tiefen Verachtung nahm Fouquet nicht einmal das Wort auf. Es war für ihn, als hätte Colbert weder gedacht, noch geſprochen.

„Eure Majeſtät weiß,“ ſagte er, „daß ich mein Landgut Vaux zur Aufnahme des liebenswürdigſten der Fürſten, des mächtigſten der Könige beſtimme.“

„Ich habe verſprochen, und ein König hat nur ſein Wort,“ erwiederte Ludwig XIV.

„Und ich, Sire, ich komme, um Eurer Majeſtät zu ſagen, daß ich ganz zu ihren Befehlen bin.“

„Verſprecht Ihr mir viele Wunder, Herr Oberintendant?“

Hiebei ſchaute Ludwig XIV. Colbert an.

„Wunder? oh! nein, Sire. Ich mache mich nicht hiezu anheiſchig; ich hoffe dem König ein wenig Vergnügen, vielleicht ſogar ein wenig Vergeſſen verſprechen zu können.“

„Nein, nein, Herr Fouquet. Ich beſtehe auf dem Wort Wunder. Oh! Ihr ſeid ein Zauberer, wir ken-

nen Eure Macht, wir wiſſen, daß Ihr Gold findet, und gäbe es auch keines mehr in der Welt. Das Volk ſagt auch, Ihr machet Geld.“

Fouquet fühlte, daß der Schuß aus einem doppelten Köcher kam, und daß der König zugleich einen Pfeil von ſeinem Bogen und einen von dem von Colbert auf ihn abdrückte. Er lachte.

„Oh!“ ſagte er, „das Volk weiß ganz genau, aus welchem Schacht ich dieſes Gold nehme. Es weiß das vielleicht zu gut, und überdies,“ fügte er ſtolz bei, „überdies kann ich Eure Majeſtät verſichern, daß das zu Bezahlung des Feſtes in Vaux beſtimmte Gold weder Blut, noch Thränen fließen machen wird. Schweiß vielleicht. Man wird ihn bezahlen.“

Ludwig blieb verblüfft. Er wollte Colbert anſchauen, Colbert wollte etwas entgegnen; ein Adlersblick, ein königlicher Blick, von Fouquet geſchleudert, hielt das Wort auf ſeinen Lippen zurück.

Der König faßte ſich mittlerweile. Er wandte ſich gegen Fouquet um und ſagte zu dieſem:

„Ihr macht alſo Eure Einladung?“

„Ja, Sire, wenn es Eurer Majeſtät gefällt.“

„Auf welchen Tag?“

„Auf den Tag, der Eurer Majeſtät genehm ſein wird.“

„Ihr ſprecht wie ein Zauberer, der improviſirt. Ich würde nicht ſo viel ſagen.“

„Eure Majeſtät wird, wann ſie will, Alles machen, was ein König machen kann und ſoll. Der König von Frankreich hat Diener, welche zu Allem für ſeinen Dienſt und für ſeine Vergnügungen fähig ſind.

Colbert ſuchte den Oberintendanten anzuſchauen, um zu ſehen, ob dieſes Wort eine Rückkehr zu minder feindlichen Gefühlen ſei, Fouquet hatte ſeinen Feind nicht einmal angeſchaut. . . Colbert war nicht für ihn vorhanden.

„Nun denn! in acht Tagen, wollt Ihr?“ ſagte der önig.

„In acht Tagen, Sire.“

„Heute iſt Dienſtag, wollt Ihr bis zum folgenden onntag?“

„Die Friſt, die Seine Majeſtät zu bewilligen die ade hat, wird die Arbeiten, welche meine Architek- n unternehmen, um zu der Unterhaltung des Königs ıd ſeiner Freunde beizutragen, mächtig unterſtützen.“

„Wenn Ihr von meinen Freunden ſprecht, wie denkt Ihr es mit ihnen zu halten?“ fragte Lud- ig XIV.

„Der König iſt überall Herr; der König macht ne Liſte und gibt ſeine Befehle. Alle, die er einzu- n geruht, ſind von mir ſehr geachtete Gäſte.“

„Ich danke Euch!“ ſagte der König gerührt von edlen mit einem edlen Ton ausgeſprochenen Ge- n.

Nach einigen Worten über Details gewiſſer Ange- ıenheiten nahm Fouquet nun von Ludwig XIV. Ab- ied.

Er fühlte, Colbert würde beim König bleiben, man ırde von ihm ſprechen, und weder der Eine, noch der ıdere würde ihn ſchonen. Die Befriedigung, ſeinem inde einen letzten, einen furchtbaren Schlag zu ge- n, kam ihm wie ein Erſatz für Alles vor, was man ı leiden ließe.

Er kehrte alſo raſch um, nachdem er ſchon die ıüre berührt hatte, wandte ſich an den König und :ach:

„Verzeiht, Sire, verzeiht.“

„Was verzeihen, mein Herr?“ fragte der König liebreicher Stimme.

„Ein ſchweres Verſehen, das ich beging, ohne es ihrzunehmen.“

„Ein Verſehen, Ihr! Ah! Herr Fouquet, ich werde

Euch wohl verzeihen müſſen. Gegen was habt Ihr geſündigt oder gegen wen?"

„Gegen jede Schicklichkeit, Sire. Ich vergaß, Eurer Majeſtät einen ziemlich wichtigen Umſtand mitzutheilen."

„Welchen?"

Colbert bebte; er glaubte, es würde eine Anzeige gemacht werden, ſein Benehmen ſei entlarvt worden. Ein Wort von Fouquet, ein ausgeſprochener Beweis, und vor der jugendlichen Rechtſchaffenheit Ludwigs XIV. verſchwand die ganze Gunſt, in der Colbert ſtand. Dieſer zitterte daher, ein ſo kühner Streich könnte ſein ganzes Gerüſte umſtürzen, und der Streich war wirklich ſo ſchön zu ſpielen, daß Aramis, der ſchöne Spieler, ihn nicht verfehlt hätte.

„Sire," ſprach Fouquet mit ganz ungezwungener Miene, „da Ihr mir zu verzeihen die Güte gehabt habt, ſo wird mir mein Geſtändniß ganz leicht: dieſen Morgen habe ich eine von meinen Stellen verkauft."

„Eine von Euren Stellen!" rief der König, „welche denn?"

Colbert wurde leichenbleich.

„Diejenige, welche mir eine große Robe und eine ſtrenge Miene gab: die Stelle des Generalanwalts."

Der König ſtieß unwillkührlich einen Schrei aus und ſchaute Colbert an.

Schweiß auf der Stirne, fühlte ſich dieſer einer Ohnmacht nahe.

„An wen habt Ihr dieſe Stelle verkauft, Herr Fouquet?" fragte der König.

Colbert hielt ſich am Simswerk des Kamins an.

„An einen Rath vom Parlament, Sire, Namens Banel."

„Banel?"

„Es iſt ein Freund des Herrn Intendanten Colbert," fügte Fouquet bei, der dieſe Worte mit einer unnachahmlichen Gleichgültigkeit, mit einem Ausdruck

von Vergeſſenheit und Unwiſſenheit fallen ließ, den der Maler, der Schauſpieler und der Dichter mit dem Pinſel, der Geberde oder der Feder wiederzugeben verzichten müſſen.

Dann, nachdem er geendigt, nachdem er Colbert unter dem Gewicht dieſer Ueberlegenheit niedergeſchmettert hatte, verbeugte ſich der Oberintendant abermals vor dem König und ging, halb geächt durch das Erſtaunen des Fürſten und durch die Demüthigung des Günſtlings, hinaus.

„Iſt es denn möglich?“ ſagte der König zu ſich ſelbſt, als Fouquet verſchwunden war. „Er hat ſeine Stelle verkauft?“

„Ja, Sire!“ erwiederte Colbert mit Abſicht.

„Er iſt verrückt!“ rief der König.

Colbert ſagte diesmal nichts; er hatte den Gedanken des Gebieters halb durchſchaut. Dieſer Gedanke rächte ihn auch. Mit ſeinem Haß hatte ſich eine Eiferſucht verbunden; zu ſeinem Plan, Verderben zu bereiten, hatte ſich eine Drohung von Ungnade geſellt.

Fortan, das fühlte Colbert, würden zwiſchen Ludwig XIV. und ihm die feindſeligen Ideen keine Hinderniſſe mehr finden, und der erſte Fehler von Fouquet, der zum Vorwand dienen könnte, würde der Beſtrafung von Nahem vorangehen.

Fouquet hatte ſeine Waffe fallen laſſen. Haß und Eiferſucht hatten ſie aufgehoben.

Colbert wurde vom König zum Feſte in Vaux eingeladen; er verbeugte ſich wie ein Menſch, der ſeiner ſicher, er nahm an wie ein Menſch, der verbindet.

Der König war bei dem Namen Saint-Aignan auf der Liſte, als der Huiſſier den Grafen von Saint-Aignan meldete.

Colbert zog ſich beſcheiden bei der Ankunft des königlichen Kupplers zurück.

XVI.

Liebesnebenbuhler.

Saint-Aignan hatte Ludwig XIV. kaum zwei Stunden vorher verlaſſen. Wenn aber Ludwig XIV. in dieſer erſten Inbrunſt ſeiner Liebe la Vallière nicht ſah, ſo mußte er von ihr ſprechen. Die einzige Perſon nun, mit der er von ihr ſprechen konnte, war Saint-Aignan. Saint-Aignan war ihm folglich unentbehrlich.

„Ah! Ihr ſeid es, Graf,“ rief er, doppelt erfreut, weil er Saint-Aignan ſah und Colbert nicht mehr ſah, denn das verdrießliche Geſicht des letzteren machte ihn ſtets traurig. „Deſto beſſer, es freut mich, Euch zu ſehen; Ihr werdet die Fahrt mitmachen.“

„Die Fahrt, Sire?“ fragte Saint-Aignan. „Welche Fahrt?“

„Diejenige, welche wir machen werden, um das Feſt zu genießen, das uns der Herr Oberintendant in Vaux gibt. Ah! Saint-Aignan, Du wirſt endlich ein Feſt ſehen, ein königliches Feſt, gegen das unſere Unterhaltungen in Fontainebleau Puppenſpiele ſind.“

„In Vaux! der Oberintendant gibt Eurer Majeſtät ein Feſt? und zwar in Vaux, nicht wahr?“

„Mehr nicht! ich finde es reizend, daß Du den Hochmüthigen ſpielſt! Weißt Du, daß man, wenn man erfährt, Herr Fouquet empfange mich Sonntag über acht Tage in Vaux, ſich erwürgen wird, um zu dieſem Feſt eingeladen zu werden? Ich wiederhole Dir alſo, Saint-Aignan, Du wirſt die Fahrt mitmachen.“

„Ja, wenn ich bis dahin nicht eine längere und minder angenehme mache.“

„Welche?“

„Die nach dem Styx, Sire.“

„Bah!“ rief Ludwig XIV. lachend.

„Nein, im Ernſte, Sire. Ich bin dahin eingeladen, und zwar auf eine Art, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich mich benehmen ſoll, um es auszuſchlagen.“

„Ich verſtehe Dich nicht, mein Lieber. Ich weiß, daß Du in poetiſcher Begeiſterung biſt, ſei aber bemüht, nicht ſchwülſtig zu werden.“

„Wohl alſo, wenn Eure Majeſtät mich anzuhören die Gnade hat, ſo werde ich den Geiſt meines Königs nicht länger auf die Folter ſpannen.“

„Sprich.“

„Kennt der König den Herrn Baron du Vallon?“

„Bei Gott! ja, ein guter Diener vom König, meinem Vater, und meiner Treue! ein ſchöner Tiſchgenoſſe, denn Du meinſt den, welcher mit uns in Fontainebleau geſpeiſt hat?“

„Ganz richtig. Doch Eure Majeſtät hat vergeſſen, ſeinen Eigenſchaften beizufügen: ein liebenswürdiger Umbringer.“

„Wie! Herr du Vallon will Dich umbringen?“

„Oder mich umbringen laſſen, was ganz dasſelbe iſt.“

„Ho! ho!“

„Lacht nicht, Sire, ich ſage nichts, was unter der Wahrheit wäre.“

„Und Du ſagſt, er wolle Dich umbringen laſſen?“

„Das iſt für den Augenblick der Gedanke dieſes würdigen Herrn.“

„Sei unbeſorgt, ich vertheidige Dich, wenn er Unrecht hat.“

„Ah! es gibt ein w e n n?“

„Allerdings. Sprich, antworte, als ob es ſich um einen Andern handelte, mein lieber Saint-Aignan: hat er Recht oder hat er Unrecht?“

„Euer Majeſtät ſoll darüber urtheilen.“

„Was haſt Du ihm gethan?“

„Oh! ihm nichts; doch es ſcheint, ich habe einem von ſeinen Freunden etwas gethan.“

„Das iſt das Gleiche; und ſein Freund, iſt es einer von den vier Berühmten?“

„Nein, es iſt nur der Sohn von einem von den vier Berühmten.“

„Sage, was haſt Du dieſem Sohn gethan?“

„Ich habe Einem ihm ſeine Geliebte wegnehmen geholfen.“

„Und Du geſtehſt das?“

„Ich muß es wohl geſtehen, da es wahr iſt.“

„Dann haſt Du Unrecht.“

„Ah! ich habe Unrecht?“

„Und bei meiner Treue! wenn er Dich tödtet...“

„Nun?“

„Wird er Recht haben.“

„Ah! ſo urtheilt Ihr, Sire?“

„Findeſt Du die Methode ſchlecht?“

„Ich finde ſie raſch.“

„Eine gute und raſche Juſtiz,“ ſagte mein Ahnherr Heinrich IV.“

„Dann unterzeichne der König geſchwinde die Begnadigung meines Gegners, der mich bei den Minimes erwartet.“

„Sage mir ſeinen Namen und gib mir ein Pergament.“

„Sire, es liegt ein Pergament auf dem Tiſch Eurer Majeſtät, und was ſeinen Namen betrifft...“

„Was ſeinen Namen betrifft?“

„Es iſt der Vicomte von Bragelonne, Sire.“

„Der Vicomte von Bragelonne!“ rief der König, vom Lachen zu einem tiefen Erſtaunen übergehend.

Dann, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen und den Schweiß, der von ſeiner Stirne lief, abgewiſcht hatte, murmelte er:

„Bragelonne! Bragelonne!“

„Nicht mehr, Sire?“ ſagte Saint-Aignan.

„Bragelonne, der Bräutigam von . . .“

„Oh! mein Gott! ja, Bragelonne, der Bräutigam von . . . .“

„Er war doch in London!“

„Ja, aber ich kann Euch dafür ſtehen, daß er nicht mehr dort iſt, Sire.“

„Er iſt in Paris?“

„Das heißt er iſt bei den Minimes, wo er mich erwartet, wie ich Eurer Majeſtät zu ſagen die Ehre gehabt habe.“

„Und er weiß Alles?“

„Und noch viele andere Dinge! Wenn der König das Billet ſehen will, das er mir hat zukommen laſſen?“

Hier zog Saint-Aignan das uns bekannte Billet aus der Taſche.

„Sobald Eure Majeſtät geleſen hat, werde ich ihr ſagen, wie es mir zugekommen iſt.“

Der König las mit großer Aufregung und fragte alsbald:

„Nun?“

„Nun! Eure Majeſtät kennt ein gewiſſes ciſelirtes Schloß, das eine gewiſſe Thüre von Ebenholz ſchließt, die ein gewiſſes Zimmer von einem blau und weißen Heiligthum trennt.“

„Gewiß, das Boudoir von Louiſe.“

„Ja, Sire. Nun denn! in dieſem Schloß habe ich das Billet gefunden. Wer hat es hinein geſteckt? Bragelonne oder der Teufel. Da aber das Billet nach Ambra und nicht nach Schwefel riecht, ſo ſchließe ich, daß es nicht der Teufel, ſondern Herr von Bragelonne ſein müſſe.

Ludwig neigte das Haupt und ſchien in traurige Gedanken verſunken. Vielleicht durchdrang in dieſem Augenblick etwas wie ein Gewiſſensbiß ſein Herz.

„Oh!“ ſagte er, „das Geheimniß iſt entdeckt.“

„Sire, ich will mein Möglichſtes thun, daß dieſes Geheimniß in der Bruſt ſtirbt, die es in ſich ſchließt,“ ſagte Saint-Aignan ganz mit ni haftigkeit.

Und er machte eine Bewegung, um auf die Thür zu gehen, doch der König hielt ihn zurück.“

„Wohin geht Ihr?“ fragte er.

„Dahin, wo man mich erwartet.“

„Wozu?“

„Vermuthlich, um mich zu ſchlagen.“

„Euch ſchlagen!“ rief der König. „Einen Augenblick Geduld, wenn's beliebt, Herr Graf.“

Saint-Aignan ſchüttelte den Kopf wie ein Kind, das wiederſpänſtig wird, wenn man es abhalten will, ſich in einen Brunnen zu werfen, oder mit einem Meſſer zu ſpielen.

„Aber, Sire . . .“ ſagte er.

„Vor Allem bin ich nicht aufgeklärt.“

„Oh! was dieſen Punkt betrifft, ſo frage Eure Majeſtät, und ich werde das Licht machen.“

„Wer ſagt Dir, Herr von Bragelonne ſei in das fragliche Zimmer eingedrungen?“

„Das Billet, das ich im Schloß gefunden, wie ich Eurer Majeſtät zu bemerken die Ehre gehabt habe.“

„Wer ſagt Dir, er habe es hineingeſteckt?“

„Welcher Andere, als er, hätte es gewagt, einen ſolchen Auftrag zu übernehmen?“

„Wie iſt er hineingekommen?“

„Oh! das iſt ſehr ernſt, in Betracht, daß alle Thüren geſchloſſen waren, und mein Lackei Basque die Schlüſſel in ſeiner Taſche hatte.“

„Man wird Deinen Lackei beſtochen haben.“

„Unmöglich, Sire.“

„Warum unmöglich?“

„Weil, wenn man ihn beſtochen hätte, man den armen Jungen, deſſen man noch ſpäter bedürfen könnte, nicht dadurch, daß man ſo klar gezeigt, man habe ſich ſeiner bedient, zu Grunde gerichtet haben würde.“

„Das iſt richtig. Nun bliebe nur noch eine Vermuthung.“

„Laßt hören, Sire, ob dieſe Vermuthung dieſelbe iſt, wie die, welche ſich meinem Geiſte dargeboten hat.“

„Er wird auf der Treppe hereingekommen ſein.“

„Ach! Sire, das kommt mir mehr als wahrſcheinlich vor.“

„Dazu braucht es aber, daß Jemand das Geheimniß verkauft hat.“

„Verkauft oder geſchenkt.“

„Warum dieſe Unterſcheidung?“

„Weil gewiſſe Perſonen, inſofern ſie über dem Preiſe eines Verraths ſtehen, ſchenken und nicht verkaufen.“

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Oh! Sire, Eure Majeſtät hat einen zu ſcharfen Geiſt, um mir nicht durch Errathen die Verlegenheit des Nennens zu erſparen.“

„Du haſt Recht: Madame.“

„Ah!“ machte Saint-Aignan.

„Madame, die ſich über den Auszug beunruhigt hat.“

„Madame, die die Schlüſſel zu den Zimmern ihrer Fräulein beſitzt und mächtig genug iſt, um zu entdecken, was Niemand außer Euch, Sire, und ihr entdecken würde.“

„Und Du glaubſt, meine Schwägerin habe einen Bund mit Bragelonne gemacht?“

„Ah! Sire . . .“

„Und ſie habe ihn von allen dieſen Umſtänden unterrichtet?“

„Noch mehr vielleicht.“

„Noch mehr?“

„Vielleicht ihn ſogar begleitet.“

„Wohin? Hinab zu Dir?“

„Haltet Ihr das für unmöglich, Sire?“

„Oh!“

„Höret! Der König weiß, ob Madame die Wohlgerüche liebt.“

„Ja, das iſt eine Gewohnheit, die ſie von meiner Mutter angenommen hat.“

„Eiſenkraut beſonders . . .“

„Iſt ihr Lieblingsgeruch.“

„Wohl! meine Wohnung iſt von Eiſenkraut durchduftet.“

Der König wurde nachdenkend.

„Aber,“ ſagte er, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, „warum ſollte Madame die Partei von Bragelonne gegen mich ergreifen?“

Während er dieſe Worte ſprach, worauf Saint-Aignan leicht hätte erwiedern können: Weibereiferſucht, ſondirte der König ſeinen Freund bis im Grunde ſeines Herzens, um zu ſehen, ob er das Geheimniß ſeines Liebeshandels mit ſeiner Schwägerin durchdrungen habe. Saint-Aignan war aber kein mittelmäßiger Höfling; er ſetzte ſich nicht leichtſinnig bei Entdeckung von Familiengeheimniſſen Gefahren aus; er war zu ſehr Freund der Muſen, um nicht oft an den armen Ovidius Naſo zu denken, deſſen Augen ſo viel Thränen vergoſſen, um das Verbrechen zu büßen, man weiß nicht was im Hauſe von Auguſtus geſehen zu haben. Er ging daher geſchickt an dem Geheimniß von Madame hin. Da er aber einen Beweis von Scharfſinn dadurch gegeben hatte, daß er geäußert, Madame ſei mit Bragelonne in ſeine Wohnung gekommen, ſo mußte er den Wucher dieſer Eitelkeit bezahlen und auf die Frage: „Warum iſt Madame mit Bragelonne gegen mich?“ geradezu antworten.

„Warum?“ erwiederte Saint-Aignan. „Eure Majeſtät vergißt alſo, daß der Graf von Guiche der innige Freund des Vicomte von Bragelonne iſt?“

„Ich ſehe den Zuſammenhang nicht,“ verſetzte der König.

„Ah! verzeiht, Sire; ich glaubte der Graf von Guiche wäre ein großer Freund von Madame.“

„Das iſt richtig; es iſt nicht mehr nöthig, zu ſuchen; der Streich iſt von dorther gekommen.“

„Und iſt der König nicht der Anſicht, daß man, um ihn zu pariren, einen andern führen muß?“

„Ja, aber nicht von der Art, wie man ſie im Walde von Vincennes führt.“

„Eure Majeſtät vergißt, daß ich Edelmann bin und daß man mich herausgefordert hat.“

„Das geht Dich nichts an.“

„Aber mich erwartet man bei den Minimes ſeit einer Stunde, Sire, mich, der ich im Streite begriffen und entehrt bin, gehe ich nicht dahin, wo man mich erwartet.“

„Die erſte Ehre eines Edelmanns iſt der Gehorſam gegen ſeinen König.“

„Sire . . .“

„Ich befehle, daß Du bleibſt.“

„Sire . . .“

„Gehorche.“

„Wie es Eurer Majeſtät beliebt.“

„Ueberdies will ich mir Licht in dieſer ganzen Angelegenheit verſchaffen, ich will wiſſen, wie man meiner geſpottet hat und frech genug geweſen iſt, in das Heiligthum meiner Zuneigungen einzudringen. Nicht Du biſt es, Saint-Aignan, der diejenigen, welche dies gethan, beſtrafen muß, denn es iſt nicht Deine Ehre, was ſie angegriffen, ſondern die meinige.“

„Ich flehe Eure Majeſtät an, mit ihrem Zorn nicht Herrn von Bragelonne niederzuſchmettern, der bei dieſer ganzen Sache der Klugheit ermangelt haben mag, ſich aber nicht gegen die Loyalität verfehlt hat.“

„Genug! ich werde ſelbſt im heftigſten Zorn den Theil des Gerechten und den des Ungerechten zu machen wiſſen. Nicht ein Wort hievon, zu Madame beſonders.“

„Was ſoll ich aber Herrn von Bragelonne gegenüber thun? er wird mich ſuchen, und . . .“

„Vor heute Abend habe ich mit ihm geſprochen oder mit ihm ſprechen laſſen.“

„Sire, ich flehe Euch noch einmal an, habt Nachſicht.“

„Ich bin lange genug nachſichtig geweſen, Graf,“ erwiederte Ludwig XIV. die Stirne faltend; „es iſt Zeit, daß ich gewiſſen Perſonen zeige, daß ich der Herr in meinem Hauſe bin.“

Der König hatte kaum dieſe Worte geſprochen, welche andeuteten, daß ſich mit dem neuen Groll die Erinnerung an einen alten vermiſchte, als der Huiſſier auf der Schwelle des Cabinets erſchien.

„Was gibt es?“ fragte der König, „warum kommt man, wenn ich nicht gerufen habe?“

„Sire,“ antwortete der Huiſſier, „Eure Majeſtät hat mir einmal für allemal befohlen, den Herrn Grafen de la Fère durchzulaſſen, ſo oft er mit Eurer Majeſtät zu ſprechen hätte.“

„Nun?“

„Der Herr Graf de la Fère wartet im Vorgemach.“

Der König und Saint-Aignan wechſelten bei dieſen Worten einen Blick, in dem mehr Unruhe, als Erſtaunen lag. Der König zögerte einen Augenblick, doch alsbald faßte er einen Entſchluß und ſagte zu Saint-Aignan:

„Gehe, ſuche Louiſe auf, unterrichte ſie von dem, was gegen uns angezettelt wird; laſſe ſie nicht in Unwiſſenheit darüber, daß Madame ihre Verfolgungen wieder anfängt, und daß ſie Leute ins Feld geſtellt hat, welche beſſer neutral geblieben wären.

„Erſchrickt Louiſe,“ fuhr der König fort, „ſo beruhige ſie, ſage ihr, die Liebe des Königs ſei ein undurchdringlicher Schild. Wenn ſie, was ich gern bezweifle, ſchon Alles wüßte, oder wenn ſie ihrerſeits einen Angriff erlitten hätte, ſo ſage ihr, Saint-Aignan,“ fügte der König ganz bebend vor Zorn und Fieber bei, „ſage ihr, daß ich ſie diesmal, ſtatt ſie zu vertheidigen,

rächen werde, und zwar mit einer Strenge, daß fortan Niemand die Augen bis zu ihr zu erheben wagen ſoll."

„Iſt das Alles, Sire?"

„Das iſt Alles. Gehe geſchwinde und bleibe getreu, Du, der Du inmitten dieſer Hölle lebſt, ohne, wie ich, die Hoffnung auf das Paradies zu haben."

Saint-Aignan erſchöpfte ſich in Ergebenheitsbetheurungen, nahm die Hand des Königs, küßte ſie und ging ſtrahlend weg.

Der König faßte ſich raſch, um dem Grafen de la Fère ein gutes Geſicht zu machen.

XVII.

König und Adel.

Ludwig faßte ſich bald, um Herrn de la Fère ein gutes Geſicht zu machen. Er ſah vorher, der Graf komme nicht aus Zufall. Er fühlte unbeſtimmt die Wichtigkeit dieſes Beſuches, aber einem Mann von dem Verdienſte von Athos, einem ſo ausgezeichneten Geiſt ſollte der erſte Anblick nichts Unangenehmes, nichts Ungeordnetes bieten.

Als ſich der junge König verſichert, daß er dem Anſchein nach ruhig, gab er den Huiſſiers Befehl, den Grafen einzuführen.

Nach einigen Minuten trat Athos, im Galakleid, mit den Orden geſchmückt, die er allein am franzöſiſchen Hofe zu tragen das Recht hatte, mit ſo ernſter, ſo feierlicher Miene ein, daß der König mit dem erſten

Blick beurtheilen konnte, ob er ſich in ſeinen Ahnungen getäuſcht oder nicht getäuſcht.

Ludwig ging dem Grafen einen Schritt entgegen, und er reichte ihm lächelnd eine Hand, auf die ſich Athos voll Ehrfurcht neigte.

„Herr Graf de la Fère.“ ſprach raſch der König, „Ihr ſeid ſo ſelten bei mir, daß es ein großes Glück iſt, Euch hier zu ſehen.“

Athos verbeugte ſich und erwiederte:

„Gern möchte ich das Glück haben, ſtets bei Eurer Majeſtät zu ſein.“

Dieſe Antwort, in dieſem Ton gegeben, bedeutete offenbar:

„Ich möchte gerne einer von den Räthen des Königs ſein, um ihm Fehler zu erſparen.“

Der König fühlte das und ſprach, entſchloſſen, vor dieſem Mann den Vortheil der Ruhe mit dem Vortheil des Rangs zu bewahren:

„Ich ſehe, Ihr habt mir etwas zu ſagen.“

„Ich hätte mir ſonſt nicht erlaubt, vor Eurer Majeſtät zu erſcheinen.“

„Sprecht geſchwinde, mein Herr, es drängt mich, Euch zu befriedigen.“

Der König ſetzte ſich.

„Ich bin überzeugt, daß mir Eure Majeſtät jede Befriedigung gewähren wird,“ erwiederte Athos mit leicht bewegtem Ton.

„Ah!“ ſagte der König mit einem gewiſſen Hochmuth, „es iſt eine Klage, was Ihr hier vorbringen wollt.“

„Es wäre nur eine Klage, wenn Eure Majeſtät.. doch wollt mich entſchuldigen, Sire, ich werde die Angelegenheit bei ihrem Anfang aufnehmen.“

„Ich warte.“

„Der König erinnert ſich, daß ich zur Zeit der Abreiſe von Herrn von Buckingham die Ehre gehabt habe, mit ihm zu ſprechen.“

„Ja, ungefähr um dieſe Zeit... Ja, ich erinnere mich ... Nur habe ich den Gegenſtand der Unterredung ... vergeſſen.“

Athos bebte.

„Ich werde die Ehre haben, dieſen Gegenſtand Eurer Majeſtät ins Gedächtniß zurückzurufen. Es handelte ſich um eine Bitte, die ich Eurer Majeſtät in Betreff der Heirath vortrug, die Herr von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière eingehen wollte.“

„Hier ſind wir,“ dachte der König. „Ich erinnere mich,“ ſagte er laut.

„Damals,“ fuhr Athos fort, „damals war der König ſo gut und ſo großmüthig gegen mich und Herrn von Bragelonne, daß mir keines von den Worten, die Seine Majeſtät geſprochen, aus dem Gedächtniß gekommen iſt.“

„Und ...“ verſetzte der König.

„Und der König, den ich um Fräulein de la Vallière für Herrn von Bragelonne bat, ſchlug es mir ab.“

„Das iſt wahr,“ ſprach Ludwig trocken.

„Wobei er anführte, die Braut habe keinen Stand in der Welt,“ fügte Athos raſch bei.

Ludwig bezwang ſich, um ruhig zu hören.

„Sie habe wenig Vermögen,“ ſagte Athos.

Der König verſenkte ſich in ſeinen Lehnſtuhl.

„Wenig Geburt.“

Neue Ungeduld des Königs.

„Und wenig Schönheit,“ ſprach Athos unbarmherzig.

Dieſer letzte Pfeil ins Herz des Liebenden gedrückt machte dieſen maßlos aufwallen.

„Mein Herr, Ihr habt ein ſehr gutes Gedächtniß,“ ſagte er.

„Das iſt immer bei mir der Fall, wenn mir die ſo große Ehre einer Unterredung mit dem König zu Theil geworden,“ erwiederte der Graf, ohne unruhig zu werden.

„Gut, ich habe dies Alles geſagt.“

„Und ich war Eurer Majeſtät ſehr dankbar, Sire, weil dieſe Worte eine für Herrn von Bragelonne äußerſt ehrenvolle Theilnahme beurkundeten.“

„Ihr erinnert Euch auch, daß Ihr eine große Abneigung gegen dieſe Heirath hattet,“ ſprach der König, indem er einen beſondern Nachdruck auf ſeine Worte legte.

„Das iſt wahr, Sire.“

„Und daß Ihr die Bitte wider Willen ſtelltet.“

„Ja, Eure Majeſtät.“

„Ich erinnere mich auch, denn ich habe ein Gedächtniß, das beinahe eben ſo gut iſt, als das Eurige, ich erinnere mich, ſage ich, daß Ihr die Worte geſprochen habt: „„Ich glaube nicht an die Liebe von Fräulein de la Vallière für Herrn von Bragelonne.““ Iſt dies wahr?“

Athos fühlte den Streich. Er wich nicht zurück und erwiederte:

„Sire, ich habe Eure Majeſtät ſchon um Verzeihung gebeten, aber es gibt gewiſſe Dinge bei dieſer Unterredung, die nur bei der Entwickelung verſtändlich ſein werden.“

„Die Entwickelung alſo.“

„Eure Majeſtät ſagte damals, ſie verſchiebe die Heirath zum Beſten von Herrn von Bragelonne.“

Der König ſchwieg.

„Heute iſt Herr von Bragelonne ſo unglücklich, daß er es nicht länger verſchieben kann, ſich eine Löſung von Eurer Majeſtät zu erbitten.“

Der König erbleichte. Athos ſchaute ihn feſt an.

„Und was . . . erbittet ſich . . . Herr von Bragelonne?“ fragte zögernd der König.

„Durchaus das, was ich mir vom König bei der letzten Unterredung erbat, die Einwilligung Eurer Majeſtät zu ſeiner Heirath.“

Der König ſchwieg.

„Die auf die Hinderniſſe bezüglichen Fragen ſind für uns beſeitigt," fuhr Athos fort. „Ohne Vermögen, ohne Geburt, ohne Schönheit, iſt Fräulein de la Vallière nichtsdeſtoweniger die einzige ſchöne Partie der Welt für Herrn von Bragelonne, da er dieſes Mädchen liebt."

Der König preßte ſeine Hände aneinander.

„Der König zögert?" fragte der Graf, ohne etwas von ſeiner Feſtigkeit oder von ſeiner Höflichkeit zu verlieren.

„Ich zögere nicht . . . ich ſchlage es ab," erwiederte Ludwig.

Athos ſammelte ſich einen Augenblick, dann ſprach er mit ſanftem Ton:

„Ich habe die Ehre gehabt, dem König zu bemerken, kein Hinderniß widerſetze ſich der Neigung von Herrn von Bragelonne, und ſein Entſchluß ſcheine unabänderlich."

„Mein Wille iſt dagegen, und das iſt, glaube ich, ein Hinderniß."

„Das bedeutendſte von allen," ſprach Athos.

„Ah!"

„Es ſei uns nur erlaubt, Eure Majeſtät in Demuth um den Grund dieſer Verſagung zu bitten."

„Der Grund! . . Eine Frage?" rief der König.

„Eine Bitte, Sire."

Der König ſtützte ſich mit beiden Fäuſten auf den Tiſch und ſprach mit gedrängter Stimme:

„Ihr habt die Gewohnheit des Hofes verloren, Herr Graf de la Fère. Bei Hofe befragt man den König nicht."

„Das iſt wahr, Sire; doch wenn man nicht befragt, ſo nimmt man an."

„Man nimmt an? Was will dies beſagen?"

„Sire, die Annahme des Unterthanen ſchließt beinahe immer den Mangel an Offenherzigkeit des Königs in ſich . . ."

„Mein Herr!“

„Und den Mangel an Vertrauen des Unterthanen,“ fuhr Athos unerſchrocken fort.

„Ich glaube, daß Ihr Euch verſetzt,“ entgegnete der König, unwillkührlich zum Zorn hingeriſſen.

„Sire, ich bin genöthigt, anderswo das zu ſuchen, was ich in Eurer Majeſtät zu finden glaubte. Statt eine Antwort von Euch zu bekommen, bin ich genöthigt, mir ſelbſt eine zu machen.“

Der König ſtand auf und ſprach:

„Ich habe Euch die Zeit gegeben, die ich frei hatte.“

Das war ein Abſchied.

„Sire,“ erwiederte der Graf, „ich hatte nicht die Zeit, dem König zu ſagen, was ich ihm ſagen wollte, und ich ſehe den König ſo ſelten, daß ich die Gelegenheit ergreifen muß.“

„Ihr waret bei der Annahme; Ihr werdet zu den Beleidigungen übergehen.“

„Oh! Sire, den König beleidigen! . . Ich? . . Nie! . . Ich habe mein ganzes Leben behauptet, die Könige ſtehen über den anderen Menſchen, nicht nur durch den Rang und die Macht, ſondern durch den Adel des Herzens und den Werth des Geiſtes. Ich werde mir nie den Glauben beibringen, mein König, derjenige, welcher mir ein Wort geſagt, verberge mit dieſem Worte einen Hintergedanken.“

„Was wollt Ihr damit ſagen? Welchen Hintergedanken?“

„Ich erkläre mich,“ erwiederte Athos mit kaltem Tone. „Hatte Eure Majeſtät, wenn ſie Fräulein de la Vallière Herrn von Bragelonne verweigerte, etwas Anderes im Auge, als das Glück und das Vermögen des Vicomte . . .“

„Ihr ſeht wohl, mein Herr, daß Ihr mich beleidigt.“

„Wollte Eure Majeſtät, indem ſie einen Aufſchub

vom Vicomte forderte, nur den Bräutigam von Fräulein de la Vallière entfernen . . .“

„Mein Herr! mein Herr!“

„Das habe ich überall ſagen hören, Sire. Ueberall ſpricht man von der Liebe des Königs für Fräulein de la Vallière.“

Der König zerriß ſeine Handſchuhe, in die er, um Faſſung zu behaupten, ſeit einigen Minuten biß.

„Wehe!“ rief er, „wehe denen, die ſich in meine Angelegenheiten miſchen! Ich habe einen Entſchluß gefaßt! ich werde alle dieſe Hinderniſſe brechen.“

„Welche Hinderniſſe?“ fragte Athos.

Der König hielt kurz inne, wie ein fortſtürmendes Pferd, dem das Gebiß, ſich in ſeinem Maule umdrehend, den Gaumen zerreißt.

„Ich liebe Fräulein de la Vallière!“ ſagte er plötzlich, mit eben ſo viel Adel, als Heftigkeit.

„Aber das hindert Eure Majeſtät nicht, Herrn von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière zu verheirathen,“ ſagte Athos. „Das Opfer iſt eines Königs würdig; es iſt verdient von Herrn von Bragelonne, der ſchon Dienſte geleiſtet hat und für einen wackeren Mann gelten kann. Auf ſeine Liebe verzichtend, gibt daher der König einen Beweis zugleich von ſeiner Großmuth, von ſeiner Dankbarkeit und von ſeiner guten Politik.“

„Fräulein de la Vallière liebt Herrn von Bragelonne nicht,“ ſprach der König mit dumpfem Tone.

„Der König weiß es?“ fragte Athos mit einem tiefen Blick.

„Ich weiß es.“

„Seit Kurzem alſo; denn hätte es der König bei meiner erſten Bitte gewußt, ſo würde er ſich die Mühe genommen haben, es mir zu ſagen.“

„Seit Kurzem.“

Athos ſchwieg einen Augenblick.

„Dann begreife ich nicht, daß der König Herrn

von Bragelonne nach London geſchickt hat," ſagte er. „Dieſe Verbannung ſetzt mit Recht alle diejenigen, welche die Ehre des Königs lieben, in Erſtaunen."

„Wer ſpricht von der Ehre des Königs, Herr Graf de la Fère?"

„Die Ehre des Königs, Sire, beſteht aus der Ehre ſeines ganzen Adels. Wenn der König einen von ſeinen Edelleuten beleidigt, das heißt, wenn er ihm ein Stück von ſeiner Ehre nimmt, ſo wird ihm ſelbſt, dem König, dieſer Theil der Ehre geraubt."

„Herr de la Fère!"

„Sire, Ihr habt Herrn von Bragelonne nach London geſchickt, ehe Ihr der Liebhaber von Fräulein de la Vallière waret, oder ſeitdem Ihr ihr Liebhaber ſeid."

Aufgebracht, beſonders weil er ſich beherrſcht fühlte, wollte es der König verſuchen, Athos durch eine Geberde zu entlaſſen.

„Sire, ich werde Euch Alles ſagen," ſprach Athos, „ich werde nur befriedigt durch Eure Majeſtät oder durch mich ſelbſt von hinnen gehen: befriedigt, wenn Ihr mir bewieſen, daß Ihr Recht habt, befriedigt, wenn ich Euch bewieſen, daß Ihr Unrecht habt. Oh! Ihr werdet mich anhören, Sire. Ich bin alt und halte an Allem dem, was es wahrhaft Großes und wahrhaft Starkes in Eurem Königreiche gibt. Ich bin ein Edelmann, der ſein Blut für Euch und Euren Vater vergoſſen hat, ohne je etwas von Euch oder Eurem Vater zu verlangen. Ich habe Niemand in dieſer Welt Unrecht zugefügt, und ich habe Könige verpflichtet! Ihr werdet mich anhören. Ich komme, um von Euch Rechenſchaft über die Ehre von einem von Euren Dienern zu fordern, den Ihr durch eine Lüge hintergangen oder durch eine Schwäche verrathen habt. Ich weiß, daß dieſe Worte Eure Majeſtät erzürnen, aber die Thatſachen tödten uns Andere. Ich weiß, daß Ihr Euch beſinnt, welche Strafe Ihr über meine Offenherzigkeit verhängen ſollt, aber ich weiß auch, welche Strafe

XVIII.

Folge des Sturmes.

Ohne Zweifel haben unſere Leſer ſich ſchon gefragt, wie ſich Athos ſo zur rechten Zeit beim König eingefunden, er von dem ſie ſeit langer Zeit nicht hatten ſprechen hören. Da wir uns als Romanendichter hauptſächlich die Aufgabe ſtellten, die Ereigniſſe mit einer beinahe unſeligen Logik mit einander zu verketten, ſo hielten wir uns bereit, zu antworten, und wir antworten auf dieſe Frage.

Getreu ſeiner Pflicht als Streitordner, war Porthos, nachdem er das Palais-Royal verlaſſen, Raoul zu den Minimes des Waldes von Vincennes gefolgt und hatte ihm in ihren geringſten Einzelheiten ſeine Unterredung mit Saint-Aignan erzählt. Er endigte mit der Behauptung, die Sendung des Königs an ſeinen Günſtling würde wahrſcheinlich nur eine augenblickliche Verzögerung herbeiführen, und Saint-Aignan würde ſich, wenn er vom König wegginge, beeilen, dem Ruf zu folgen, der von Raoul an ihn ergangen.

Aber minder gläubig als ſein alter Freund, ſchloß Raoul aus der Erzählung von Porthos, wenn Saint-Aignan zum König ginge, würde er dieſem Alles erzählen, und wenn Saint-Aignan dem König Alles erzählte, würde der König Saint-Aignan verbieten, ſich auf den Kampfplatz zu begeben. In Folge dieſer Betrachtung ließ er Porthos den Ort in dem ſehr unwahrſcheinlichen Fall bewachen, daß Saint-Aignan käme; er forderte ſogar Porthos auf, nicht mehr, als eine oder anderthalb Stunden auf der Wieſe zu bleiben. Dem widerſetzte ſich Porthos förmlich, er ſtellte

ſich im Gegentheil bei den Minimes feſt, als wollte er hier Wurzel faſſen, ließ Raoul verſprechen, von ſeinem Vater aus in ſeine, Raouls, Wohnung zurückzukommen, damit der Lackei von Porthos wüßte, wo er ihn finden könnte, wenn Saint-Aignan beim Rendez-vous erſcheinen würde.

Bragelonne verließ Vincennes und begab ſich geraden Weges zu Athos, der ſich ſeit zwei Tagen in Paris befand.

Der Graf war ſchon durch einen Brief von d'Artagnan benachrichtigt.

Raoul kam alſo im Ueberfluß zu ſeinem Vater, der ihm, nachdem er ihm die Hand gereicht und ihn umarmt hatte, durch ein Zeichen bedeutete, er möge ſich ſetzen.

„Ich weiß, daß Ihr zu mir kommt, wie man zu einem Freunde kommt, Vicomte, wenn man weint oder wenn man leidet; ſagt mir, welche Urſache Euch hierher führt.“

Der junge Mann verbeugte ſich und begann ſeine Erzählung. Mehr als einmal im Laufe dieſer Erzählung hemmten die Thränen ſeine Stimme und ein in ſeiner Kehle zuſammengepreßtes Schluchzen unterbrach ſeine Rede. Er vollendete indeſſen.

Athos wußte ohne Zweifel ſchon, woran er ſich zu halten hatte, da ihm, wie geſagt, d'Artagnan geſchrieben, weil ihm aber daran lag, bis zum Ende die Ruhe und die Heiterkeit zu bewahren, welche die beinahe übermenſchliche Seite ſeines Charakters bildeten, ſo erwiederte er:

„Raoul, ich glaube nichts von dem, was man ſagt; ich glaube nichts von dem, was Ihr fürchtet, nicht als ob nicht ſchon glaubwürdige Perſonen von dieſem Abenteuer mit mir geſprochen hätten, ſondern weil ich es in meiner Seele und in meinem Gewiſſen für unmöglich halte, daß der König einen Edelmann beſchimpft

hat. Ich verbürge mich alſo für den König und will Euch den Beweis von dem bringen, was ich ſage."

Wie ein Trunkener zwiſchen dem, was er mit ſeinen eigenen Augen geſehen und ſeinem unſtörbaren Glauben an den Mann, der nie gelogen, ſchwankend, verbeugte ſich Raoul und antwortete nur:

„Geht alſo, Herr Graf, ich werde warten."

Und er ſetzte ſich und verbarg den Kopf in ſeinen beiden Händen. Athos kleidete ſich an und ging weg. Beim König that er, was wir unſeren Leſern erzählt, die ihn haben bei Seiner Majeſtät eintreten und von dort ſich wieder entfernen ſehen.

Als er wieder nach Hauſe kam, hatte Raoul, bleich und düſter, ſeine verzweifelte Stellung noch nicht verlaſſen. Doch bei dem Geräuſch der Thüren, die ſich öffneten, bei dem Geräuſch der Tritte ſeines Vaters, die ſich ihm näherten, erhob der junge Mann das Haupt.

Athos war bleich, ernſt; er übergab ſeinen Hut und ſeinen Mantel dem Lackei, ſchickte ihn mit einer Geberde weg und ſetzte ſich zu Raoul.

„Nun! mein Herr," fragte der junge Mann, traurig von oben nach unten den Kopf ſchüttelnd, „ſeid Ihr nun wohl überzeugt?"

„Ich bin es, Raoul: der König liebt Fräulein de la Vallière."

„Er geſteht es alſo?" rief Raoul.

„Ganz und gar."

„Und ſie?"

„Ich habe ſie nicht geſehen."

„Nein, aber der König hat von ihr mit Euch geſprochen, was ſagt er von ihr?"

„Er ſagt, ſie liebe ihn."

„Oh! Ihr ſeht! Ihr ſeht!" rief der junge Mann. Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Raoul," ſprach der Graf, „glaubt mir, ich habe dem König Alles geſagt, was Ihr ſelbſt ihm hättet

gen können, und ich meine, ich habe es ihm in an-
kündigen, aber festen Ausdrücken gesagt."

„Und was habt Ihr ihm gesagt, mein Herr?"

„Ich habe ihm gesagt, Raoul, Alles sei zwischen
m und uns zu Ende; Ihr würdet nichts mehr für
nen Dienst sein; ich habe gesagt, ich selbst würde
fernt bleiben. Nun brauche ich nur noch Eines zu
ssen."

„Was, mein Herr?"

„Ob Ihr Euren Entschluß gefaßt habt."

„Meinen Entschluß? In welcher Hinsicht?"

„In Beziehung auf die Liebe und . . ."

„Vollendet, mein Herr."

„Und die Rache, denn ich befürchte, Ihr gedenkt
ich zu rächen."

„Oh! mein Herr, die Liebe ... eines Tages viel-
cht, später wird es mir gelingen, sie aus meinem
rzen zu reißen. Ich rechne hierauf mit der Hülfe Got-
s und Eurer weisen Ermahnungen. Die Rache, sie war
r nur unter der Herrschaft eines schlimmen Gedan-
n eingefallen, denn an dem wahren Schuldigen konnte
mich nicht rächen; ich verzichtete daher auf die Rache."

„Ihr gedenkt also nicht mehr Streit mit Herrn
n Saint-Aignan zu suchen?"

„Nein, mein Herr. Eine Ausforderung ist gesche-
n: nimmt sie Herr von Saint-Aignan an, so werde
sie behaupten. Nimmt er sie nicht an, so stehe ich
von ab."

„Und la Vallière?"

„Der Herr Graf konnte nicht im Ernste denken,
würde mich an einem Weibe rächen," erwiederte
aoul mit einem so traurigen Lächeln, daß es eine Thräne
den Rand der Augenlieder dieses Mannes zog, der
h so oft zu seinen Schmerzen und zu denen der An-
rn herabgeneigt hatte.

Er reichte Raoul die Hand. Raoul ergriff sie rasch
d fragte:

„Herr Graf, Ihr seid also fest überzeugt, daß das Uebel unheilbar ist?"

Athos schüttelte den Kopf und murmelte:

„Armes Kind!"

„Ihr denkt, ich hoffe noch, und Ihr beklagt mich," sagte Raoul. „Oh! seht Ihr, es kostet mich eine unsägliche Anstrengung, diejenige, welche ich so sehr geliebt, zu verachten, wie ich dies soll. Oh! warum habe ich nicht auch irgend ein Unrecht gegen sie, ich wäre glücklich und würde ihr verzeihen."

Athos schaute seinen Sohn traurig an. Die paar Worte, welche Raoul gesprochen, schienen aus seinem eigenen Herzen hervorgegangen zu sein.

In diesem Augenblick meldete der Lackei Herrn d'Artagnan.

Dieser Name klang auf eine ganz verschiedene Weise in den Ohren von Athos und in denen von Raoul.

Der Musketier erschien mit einem unbestimmten Lächeln auf den Lippen. Athos trat auf seinen Freund mit einem Gesichtsausdrucke zu, der Bragelonne nicht entging. D'Artagnan antwortete Athos durch ein einfaches Blinzeln mit dem Auge, dann näherte er sich Raoul, nahm ihn bei der Hand und sprach, indem er sich zugleich an den Vater und an den Sohn wandte:

„Nun! wir trösten das Kind, wie es scheint."

„Und, stets gut, kommt Ihr, um mich bei dieser schwierigen Aufgabe zu unterstützen," sagte Athos.

Und er drückte zwischen seinen beiden Händen die Hand von d'Artagnan. Raoul glaubte zu bemerken, dieser Druck habe einen besonderen Sinn abgesehen von dem der Worte.

„Ja," erwiederte der Musketier, indem er sich mit der Hand, die ihm Athos frei ließ, am Schnurrbart kratzte, „ja, ich komme auch."

„Seid willkommen, Herr Chevalier, nicht wegen

es Troſtes, den Ihr bringt, ſondern um Eurer ſelbſt illen. Ich bin getröſtet," ſagte Raoul.

Und er ſuchte zu lächeln, doch ſein Lächeln war rauriger, als irgend eine von den Thränen, welche 'Artagnan je hatte vergießen ſehen.

„Dann iſt es gut," verſetzte d'Artagnan.

„Nur," ſprach Raoul, „nur ſeid Ihr gekommen, ls mir der Herr Graf die Einzelheiten ſeiner Unter- dung mit dem König mittheilen wollte. Nicht wahr, hr erlaubt, daß der Herr Graf fortfährt?"

Und die Augen des jungen Mannes ſchienen bis n Grunde des Herzens von d'Artagnan leſen zu wollen.

„Seiner Unterredung mit dem König?" verſetzte er Musketier mit einem ſo natürlichen Ton, daß man nmöglich ſein Erſtaunen bezweifeln konnte.

„Ihr habt alſo den König geſehen, Athos?"

Lächelnd erwiederte Athos:

„Ja, ich habe ihn geſehen."

„Ah! wahrhaftig, Ihr wußtet nicht, daß der Graf Seine Majeſtät geſehen?" fragte Raoul halb beruhigt.

„Meiner Treue, durchaus nicht."

„Dann bin ich ruhiger," ſagte Raoul.

„Ruhiger, worüber?" fragte Athos.

„Mein Herr," ſprach Raoul, „verzeiht mir, doch a ich die Freundſchaft, die Ihr für mich zu hegen mir ie Ehre erweiſt, kenne, ſo befürchtete ich, Ihr hättet in wenig lebhaft Seiner Majeſtät meinen Schmerz und hre Entrüſtung ausgedrückt, und der König . . ."

„Und der König?" wiederholte d'Artagnan; „voll- ndet, Raoul."

„Entſchuldigt mich, Herr d'Artagnan. Einen Au- enblick, ich muß es geſtehen, hatte ich bange, Ihr ämet hieher nicht als Herr d'Artagnan, ſondern als kapitän der Musketiere."

„Ihr ſeid verrückt, mein armer Raoul," rief d'Ar- agnan, in ein Gelächter ausbrechend, bei dem ein

hat. Ich verbürge mich alſo für den König und will Euch den Beweis von dem bringen, was ich ſage."

Wie ein Trunkener zwiſchen dem, was er mit ſeinen eigenen Augen geſehen und ſeinem unſtörbaren Glauben an den Mann, der nie gelogen, ſchwankend, verbeugte ſich Raoul und antwortete nur:

„Geht alſo, Herr Graf, ich werde warten."

Und er ſetzte ſich und verbarg den Kopf in ſeinen beiden Händen. Athos kleidete ſich an und ging weg. Beim König that er, was wir unſeren Leſern erzählt, die ihn haben bei Seiner Majeſtät eintreten und von dort ſich wieder entfernen ſehen.

Als er wieder nach Hauſe kam, hatte Raoul, bleich und düſter, ſeine verzweifelte Stellung noch nicht verlaſſen. Doch bei dem Geräuſch der Thüren, die ſich öffneten, bei dem Geräuſch der Tritte ſeines Vaters, die ſich ihm näherten, erhob der junge Mann das Haupt.

Athos war bleich, ernſt; er übergab ſeinen Hut und ſeinen Mantel dem Lackei, ſchickte ihn mit einer Geberde weg und ſetzte ſich zu Raoul.

„Nun! mein Herr," fragte der junge Mann, traurig von oben nach unten den Kopf ſchüttelnd, „ſeid Ihr nun wohl überzeugt?"

„Ich bin es, Raoul: der König liebt Fräulein de la Vallière."

„Er geſteht es alſo?" rief Raoul.

„Ganz und gar."

„Und ſie?"

„Ich habe ſie nicht geſehen."

„Nein, aber der König hat von ihr mit Euch geſprochen, was ſagt er von ihr?"

„Er ſagt, ſie liebe ihn."

„Oh! Ihr ſeht! Ihr ſeht!" rief der junge Mann. Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Raoul," ſprach der Graf, „glaubt mir, ich habe dem König Alles geſagt, was Ihr ſelbſt ihm hättet

ſagen können, und ich meine, ich habe es ihm in anſtändigen, aber feſten Ausdrücken geſagt."

„Und was habt Ihr ihm geſagt, mein Herr?"

„Ich habe ihm geſagt, Raoul, Alles ſei zwiſchen ihm und uns zu Ende; Ihr würdet nichts mehr für ſeinen Dienſt ſein; ich habe geſagt, ich ſelbſt würde entfernt bleiben. Nun brauche ich nur noch Eines zu wiſſen."

„Was, mein Herr?"

„Ob Ihr Euren Entſchluß gefaßt habt."

„Meinen Entſchluß? In welcher Hinſicht?"

„In Beziehung auf die Liebe und . . ."

„Vollendet, mein Herr."

„Und die Rache, denn ich befürchte, Ihr gedenkt Euch zu rächen."

„Oh! mein Herr, die Liebe ... eines Tages vielleicht, ſpäter wird es mir gelingen, ſie aus meinem Herzen zu reißen. Ich rechne hierauf mit der Hülfe Gottes und Eurer weiſen Ermahnungen. Die Rache, ſie war mir nur unter der Herrſchaft eines ſchlimmen Gedanken eingefallen, denn an dem wahren Schuldigen konnte ich mich nicht rächen; ich verzichtete daher auf die Rache."

„Ihr gedenkt alſo nicht mehr Streit mit Herrn von Saint-Aignan zu ſuchen?"

„Nein, mein Herr. Eine Ausforderung iſt geſchehen; nimmt ſie Herr von Saint-Aignan an, ſo werde ich ſie behaupten. Nimmt er ſie nicht an, ſo ſtehe ich davon ab."

„Und la Vallière?"

„Der Herr Graf konnte nicht im Ernſte denken, ich würde mich an einem Weibe rächen," erwiederte Raoul mit einem ſo traurigen Lächeln, daß es eine Thräne an den Rand der Augenlieder dieſes Mannes zog, der ſich ſo oft zu ſeinen Schmerzen und zu denen der Andern herabgeneigt hatte.

Er reichte Raoul die Hand. Raoul ergriff ſie raſch und fragte:

„Herr Graf, Ihr ſeid alſo feſt überzeugt, daß das Uebel unheilbar iſt?“

Athos ſchüttelte den Kopf und murmelte:

„Armes Kind!“

„Ihr denkt, ich hoffe noch, und Ihr beklagt mich,“ ſagte Raoul. „Oh! ſeht Ihr, es koſtet mich eine unſägliche Anſtrengung, diejenige, welche ich ſo ſehr geliebt, zu verachten, wie ich dies ſoll. Oh! warum habe ich nicht auch irgend ein Unrecht gegen ſie, ich wäre glücklich und würde ihr verzeihen.“

Athos ſchaute ſeinen Sohn traurig an. Die paar Worte, welche Raoul geſprochen, ſchienen aus ſeinem eigenen Herzen hervorgegangen zu ſein.

In dieſem Augenblick meldete der Lackei Herrn d'Artagnan.

Dieſer Name klang auf eine ganz verſchiedene Weiſe in den Ohren von Athos und in denen von Raoul.

Der Musketier erſchien mit einem unbeſtimmten Lächeln auf den Lippen. Athos trat auf ſeinen Freund mit einem Geſichtsausdrucke zu, der Bragelonne nicht entging. D'Artagnan antwortete Athos durch ein einfaches Blinzeln mit dem Auge, dann näherte er ſich Raoul, nahm ihn bei der Hand und ſprach, indem er ſich zugleich an den Vater und an den Sohn wandte:

„Nun! wir tröſten das Kind, wie es ſcheint.“

„Und, ſtets gut, kommt Ihr, um mich bei dieſer ſchwierigen Aufgabe zu unterſtützen,“ ſagte Athos.

Und er drückte zwiſchen ſeinen beiden Händen die Hand von d'Artagnan. Raoul glaubte zu bemerken, dieſer Druck habe einen beſonderen Sinn abgeſehen von dem der Worte.

„Ja,“ erwiederte der Musketier, indem er ſich mit der Hand, die ihm Athos frei ließ, am Schnurrbart kratzte, „ja, ich komme auch.“

„Seid willkommen, Herr Chevalier, nicht wegen

des Troſtes, den Ihr bringt, ſondern um Eurer ſelbſt willen. Ich bin getröſtet," ſagte Raoul.

Und er ſuchte zu lächeln, doch ſein Lächeln war trauriger, als irgend eine von den Thränen, welche d'Artagnan je hatte vergießen ſehen.

„Dann iſt es gut," verſetzte d'Artagnan.

„Nur," ſprach Raoul, „nur ſeid Ihr gekommen, als mir der Herr Graf die Einzelheiten ſeiner Unterredung mit dem König mittheilen wollte. Nicht wahr, Ihr erlaubt, daß der Herr Graf fortfährt?"

Und die Augen des jungen Mannes ſchienen bis im Grunde des Herzens von d'Artagnan leſen zu wollen.

„Seiner Unterredung mit dem König?" verſetzte der Musketier mit einem ſo natürlichen Ton, daß man unmöglich ſein Erſtaunen bezweifeln konnte.

„Ihr habt alſo den König geſehen, Athos?"

Lächelnd erwiederte Athos:

„Ja, ich habe ihn geſehen."

„Ah! wahrhaftig, Ihr wußtet nicht, daß der Graf Seine Majeſtät geſehen?" fragte Raoul halb beruhigt.

„Meiner Treue, durchaus nicht."

„Dann bin ich ruhiger," ſagte Raoul.

„Ruhiger, worüber?" fragte Athos.

„Mein Herr," ſprach Raoul, „verzeiht mir, doch da ich die Freundſchaft, die Ihr für mich zu hegen mir die Ehre erweiſt, kenne, ſo befürchtete ich, Ihr hättet ein wenig lebhaft Seiner Majeſtät meinen Schmerz und Eure Entrüſtung ausgedrückt, und der König . . ."

„Und der König?" wiederholte d'Artagnan; „vollendet, Raoul."

„Entſchuldigt mich, Herr d'Artagnan. Einen Augenblick, ich muß es geſtehen, hatte ich bange, Ihr kämet hieher nicht als Herr d'Artagnan, ſondern als Kapitän der Musketiere."

„Ihr ſeid verrückt, mein armer Raoul," rief d'Artagnan, in ein Gelächter ausbrechend, bei dem ein

ſcharfer Beobachter vielleicht mehr Offenherzigkeit gewünſcht hätte.

„Deſto beſſer,“ ſagte Raoul.

„Ja, verrückt, und wißt Ihr, was ich Euch rathe?“

„Sprecht, mein Herr, da der Rath von Euch kommt, ſo muß er gut ſein.“

„Nun wohl, ich rathe Euch, nach Eurer Reiſe, nach Eurem Beſuche bei Herrn von Guiche, nach Eurem Beſuche bei Madame, nach Eurem Beſuche bei Porthos, nach Eurem Ritt nach Vincennes, ich rathe Euch, ein wenig auszuruhen; legt Euch nieder, ſchlaft zwölf Stunden, und bei Eurem Erwachen reitet mir ein gutes Pferd müde.“

Und er zog ihn zu ſich und umarmte ihn, wie er es mit ſeinem eigenen Kinde gethan hätte. Athos that dasſelbe, nur war der Kuß ſichtbar zärtlicher und der Druck noch ſtärker bei dem Vater, als bei dem Freunde.

Der junge Mann ſchaute noch einmal dieſe zwei Männer an und ſuchte ſie mit allen Kräften ſeines Verſtandes zu durchdringen. Aber ſein Blick ſtumpfte ſich an der lachenden Phyſiognomie des Musketiers und an dem ruhigen und ſanften Geſichte des Grafen de la Fère ab.

„Und wohin geht Ihr?“ fragte der Letztere, als er ſah, daß ſich Raoul wegzugehen anſchickte.

„Nach Hauſe,“ antwortete dieſer mit ſeinem milden, traurigen Ton.

„Dort wird man Euch alſo finden, Vicomte, wenn man Euch etwas zu ſagen hat?“

„Ja, mein Herr. Seht Ihr vorher, daß Ihr mir etwas zu ſagen habt?“

„Was weiß ich!“ erwiederte Athos.

„Ja, tröſtliche Nachrichten mitzutheilen,“ ſprach d'Artagnan, während er Raoul ſanft nach der Thüre ſchob.

Als Raoul dieſe Heiterkeit in jeder Geberde der beiden Freunde b ckte, ging er aus der Wohnung

des Grafen weg und nahm nichts mit ſich, als das einzige Gefühl ſeines eigenen Schmerzes.

„Gott ſei gelobt!“ ſagte er; „ich darf alſo nur noch an mich denken.“

Und er hüllte ſich ſo in ſeinen Mantel, daß er vor den Vorübergehenden ſein betrübtes Geſicht verbarg, und trat aus dem Hauſe, um ſich nach ſeiner eigenen Wohnung zu begeben, wie er es Porthos verſprochen hatte.

Die zwei Freunde hatten den jungen Mann mit einem gleichen Gefühle des Mitleids ſich entfernen ſehen.

Nur drückte es jeder auf eine andere Weiſe aus.

„Armer Raoul!“ ſagte Athos, indem er einen Seufzer entſtrömen ließ.

„Armer Raoul!“ ſagte d'Artagnan die Achſeln zuckend.

XIX.

Was Raoul errathen hatte.

Als Raoul unter den zwei Ausrufungen, die ihm folgten, weggegangen war, befanden ſich Athos und d'Artagnan einander gegenüber allein.

Athos nahm ſogleich die eifrige Miene wieder an, die er bei der Ankunft von d'Artagnan hatte.

„Nun, mein Freund, was habt Ihr mir zu verkündigen?“ fragte er.

„Ich?“ erwiederte d'Artagnan.

„Allerdings Ihr. Man ſieht Euch nicht ſo ohne Urſache.“

Athos lächelte.

„Ho! ho!“ rief d'Artagnan.

„Ich will es Euch leicht machen, lieber Freund. Nicht wahr, der König ist wüthend?“

„Ich muß Euch gestehen, daß er nicht zufrieden ist.“

„Und Ihr kommt . . .“

„In seinem Auftrag, ja.“

„Um mich zu verhaften?“

„Ihr habt es getroffen, theurer Freund.“

„Ich erwartete es. Vorwärts!“

„Ho! ho! was Teufels! wie hastig seid Ihr!“

„Ich befürchte, Euch in Verzug zu bringen,“ versetzte Athos lächelnd.

„Ich habe Zeit. Seit Ihr nicht begierig, zu erfahren, wie sich die Dinge zwischen dem König und mir ereignet haben?“

„Wenn es Euch gefällig ist, mir das zu erzählen, so werde ich mit Vergnügen hören,“ sprach Athos.

Und er wies d'Artagnan einen großen Lehnstuhl, in dem sich dieser bequem ausstreckte.

„Seht Ihr,“ sagte d'Artagnan, „ich muß es mir behaglich machen, weil die Erzählung ziemlich interessant ist.“

„Ich höre.“

„Wohl! vor Allem ließ mich der König rufen.“

„Nach meinem Abgang?“

„Ihr stieget die letzten Stufen der Treppe hinab, wie mir die Musketiere gesagt haben. Ich kam. Mein Freund, er war nicht roth, sondern veilchenblau. Ich wußte noch nicht, was vorgefallen war. Nur sah ich auf dem Boden einen in zwei Stücke zerbrochenen Degen.“

„„Kapitän d'Artagnan!““ rief der König, als er mich erblickte.

„„Sire!““ erwiederte ich.

„„So eben geht Herr de la Fère von mir, der ein Unverschämter ist.““

„„Ein Unverſchämter!““ rief ich mit einer ſolchen Betonung, daß der König raſch inne hielt.

„„Kapitän d'Artagnan,““ fuhr dann der König, die Zähne an einander preſſend, fort, „„Ihr werdet mich anhören und mir gehorchen!““

„„Das iſt meine Pflicht, Sire.““

„„Ich wollte dieſem Herrn, für den ich einige gute Erinnerungen bewahre, die Schmach, ihn bei mir verhaften zu laſſen, erſparen.““

„„Ah! ah!““ ſagte ich ruhig.

„„Aber,““ ſprach er, „„Ihr werdet einen Wagen nehmen!““

„Ich machte eine Bewegung.

„„Wenn es Euch widerſtrebt, ihn ſelbſt zu verhaften, ſchickt mir meinen Kapitän der Garden.““

„„Sire,““ erwiederte ich, „„es bedarf nicht des Kapitäns der Garden, da ich den Dienſt habe.““

„Ich wollte Euch nicht mißfällig ſein, denn Ihr habt mir immer gut gedient, Herr d'Artagnan,““ ſprach der König voll Güte.

„„Ihr ſeid mir nicht mißfällig, Sire,““ antwortete ich. „„Ich habe den Dienſt, das iſt das Ganze.““

„„Aber mir ſcheint, der Graf iſt Euer Freund,““ ſagte der König erſtaunt.

„„Wäre er mein Vater, Sire, ſo hätte ich nichtsdeſtoweniger den Dienſt.““

„Der König ſchaute mich an, er ſah, daß mein Geſicht unempfindlich, und ſchien zufrieden.

„„Ihr werdet alſo den Herrn Grafen de la Fère verhaften?““ fragte er.

„„Allerdings, Sire, wenn Ihr den Befehl gebt.““

„„Wohl! ich gebe Euch den Befehl.““

„Ich verbeugte mich.

„„Wo iſt der Graf, Sire?““

„„Ihr werdet ihn ſuchen.““

„„Und ihn verhaften, wo er auch ſein mag.““

„„Ja. Trachtet indeſſen danach, daß er ſich zu

Hauſe befindet. Sollte er auf ſeine Güter zurückkehren, ſo verlaßt Paris und nehmt ihn unter Weges.““

„Ich verbeugte mich, und da ich auf meinem Platze blieb, fragte der König:

„„Nun!““

„„Ich warte, Sire.““

„„Worauf?““

„„Auf den unterzeichneten Befehl.““

„Das ſchien den König zu ärgern.“

„Es war in der That ein neuer Autoritätsſtreich zu thun; er ſollte den Willkührakt wiederholen, wenn hiebei überhaupt von einer Willkühr die Rede ſein kann.

„Er nahm langſam und in übler Laune die Feder und ſchrieb: „„Befehl für den Herrn Chevalier d'Artagnan, Kapitän Lieutenant meiner Musketiere, den Herrn Grafen de la Fère, wo er ihn finden mag, zu verhaften.““ Dann wandte er ſich gegen mich um.

„Ich wartete, ohne eine Miene zu verziehen. Ohne Zweifel glaubte er eine verhöhnende Prahlerei in meiner Ruhe zu ſehen, denn er unterzeichnete raſch; übergab mir den Befehl und rief: „„Geht!““

„Ich gehorchte, und hier bin ich.“

Athos drückte ſeinem Freunde die Hand und ſagte: „Laßt uns gehen.“

„Oh!“ entgegnete d'Artagnan. „Ihr habt wohl einige kleine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe Ihr Eure Wohnung nur ſo verlaßt.“

„Ich? keines Wegs.“

„Wie?“

„Mein Gott! nein. Ihr wißt, d'Artagnan, ich war immer ein einfacher Wanderer auf Erden, bereit, auf den Befehl meines Königs an das Ende der Welt zu gehen, bereit, dieſe Welt mit der andern auf Befehl meines Königs zu vertauſchen. Ich brauche ein Menſch, der benachrichtigt iſt? einen [illegible] oder einen Sarg. Ich

te wie immer bereit, theurer Freund. Führt
ſo weg."
der Bragelonne?"
ch habe ihn in den Grundſätzen, die ich mir
emacht, erzogen, und Ihr ſeht, daß er, als er
rblickte, auf der Stelle die Urſache errieth, die
lerher führte. Wir haben ihn einen Augenblick
: Fährte abgebracht, doch ſeid unbeſorgt, er iſt
end darauf gefaßt, daß ich mir die Ungnade
en, um nicht zu ſehr darüber zu erſchrecken.
wir."
Sehen wir," ſprach d'Artagnan ruhig.
Nein Freund," ſagte der Graf, „da ich meinen
beim König zerbrochen und ihm die Stücke vor
ie geworfen habe, ſo überhebt mich dies, glaube
r Mühe, ihn Euch zu übergeben."
Ihr habt Recht, und was Teufels ſoll ich über-
it Eurem Degen machen?"
Geht man vor Euch oder hinter Euch?" fragte
lachend.
Man geht an meinem Arme," erwiederte d'Ar-
.
r nahm den Arm des Grafen de la Fère, um
m die Treppe hinabzugehen.
So kamen ſie auf den Ruheplatz.
rimaud, den ſie im Vorzimmer getroffen, ſchaute
Scene mit unruhiger Miene an. Er kannte das
zu genau, um nicht zu vermuthen, es ſtecke et-
erborgenes hierunter.
Ah! Du biſt es, mein lieber Grimaud?" fragte
„Wir wollen . . ."
Eine Spazierfahrt in meinem Wagen machen,"
ach d'Artagnan mit einer freundſchaftlichen Kopf-
ung.
rimaud dankte d'Artagnan durch eine Grimaſſe,
mbar ein Lächeln zu ſein beabſichtigte, und be-
e die zwei Freunde bis an den Kutſchen ag.

Athos trat zurück ein: d'Artagnan folgte ihm, ohne etwas zum Kutscher gesagt zu haben. Ganz einfach und ohne eine andere Demonstration, erregte diese Abfahrt kein Aufsehen in der Nachbarschaft. Als der Wagen die Quais erreicht hatte, sagte Athos:

„Ihr führt mich nach der Bastille, wie ich sehe?"

„Ich?" versetzte d'Artagnan: „ich führe Euch, wohin Ihr wollt, und nicht anderswohin."

„Wie so?" sagte der Graf erstaunt.

„Ihr begreift bei Gott! wohl, mein lieber Graf, daß ich den Auftrag nur übernommen habe, damit Ihr es nach Eurer Phantasie einrichten könnt. Ihr erwartet nicht, daß ich Euch nur so brutal, ohne alle Ueberlegung einsperren lasse. Hätte ich dies nicht vorhergesehen, so würde ich den Herrn Kapitän der Garden haben machen lassen."

„Somit . . ." fragte Athos.

„Somit, ich wiederhole es Euch, gehen wir, wohin Ihr wollt."

„Theurer Freund, daran erkenne ich Euch," sprach Athos.

„Ei! mir scheint, das ist ganz einfach. Der Kutscher wird Euch an die Barrière du Cours-la-Reine fahren: dort findet Ihr ein Pferd, das ich bereit zu halten befohlen habe; mit diesem Pferde macht Ihr drei Poststunden in einem Zuge, und ich werde bemüht sein, nicht eher zum König zurückzukehren, um ihm zu sagen, daß Ihr abgereist, als in dem Augenblick, wo es unmöglich ist Euch einzuholen. Während dieser Zeit erreicht Ihr das Havre, vom Havre England, wo Ihr das schöne Haus findet, das mir mein Freund Herr Monk geschenkt hat, abgesehen von der Gastfreundschaft, die Euch König Karl unfehlbar bieten wird. Nun! was sagt Ihr zu diesem Plane?"

Athos schüttelte den Kopf und [illegible] lächelnd:

„Führt mich in die Bastille."

„Schlimmer Kopf! hebe [illegible]

„Was?“

„Daß Ihr nicht mehr zwanzig Jahre alt ſeid. Glaubt mir, mein Freund, ich ſpreche nach meiner innigen Ueberzeugung. Ein Gefängniß iſt tödtlich für Leute von unſerem Alter. Nein, nein, ich werde es nicht dulden, daß Ihr im Gefängniſſe ſchmachtet. Es ſchwindelt mir, wenn ich nur daran denke.“

„Freund,“ entgegnete Athos, „Gott hat mich zum Glück ſo ſtark von Körper, als von Geiſt gemacht. Glaubt mir, ich werde ſtark ſein bis zu meinem letzten Seufzer.“

„Das iſt keine Stärke, mein Freund, das iſt Wahnſinn.“

„Nein, d'Artagnan, es iſt hohe Vernunft. Glaubt nicht, daß ich entfernt mit Euch über die Frage ſtreite, ob Ihr Euch zu Grunde richten würdet, wenn Ihr mich rettetet. Ich hätte gethan, was Ihr thut, hätte ich die Flucht zu meiner Verfügung gehabt. Ich würde alſo von Euch das angenommen haben, was Ihr unzweifelhaft unter ähnlichen Umſtänden von mir angenommen hättet. Nein, ich kenne Euch zu genau, um dieſen Gegenſtand nur obenhin zu berühren.“

„Oh! wenn Ihr mich gewähren ließet, wie würde ich den König Euch nachlaufen machen!“

„Er iſt der König, theurer Freund.“

„Oh! das iſt mir gleich, und obſchon er der König iſt, würde ich ihm doch geradezu antworten: „„Sire, kerkert Alles ein, verbannt, tödtet Alles in Frankreich und in Europa; befehlt mir, zu verhaften und zu erdolchen, wen Ihr wollt, und wäre es Euer Herr Bruder; rührt aber nie einen von den vier Musketieren an, oder Mordioux!““

„Lieber Freund,“ erwiederte Athos ruhig, „ich möchte Euch gern von Einem überzeugen, nämlich davon, daß ich verhaftet zu werden wünſche; es iſt mir über Alles an einer Verhaftung gelegen.“

Athos stieg zuerst ein: d'Artagnan folgte ihm, ohne etwas zum Kutscher gesagt zu haben. Ganz einfach und ohne eine andere Demonstration, erregte diese Abfahrt kein Aufsehen in der Nachbarschaft. Als der Wagen die Quais erreicht hatte, sagte Athos:

„Ihr führt mich nach der Bastille, wie ich sehe?"

„Ich?" versetzte d'Artagnan: „ich führe Euch, wohin Ihr wollt, und nicht anderswohin."

„Wie so?" sagte der Graf erstaunt.

„Ihr begreift bei Gott! wohl, mein lieber Graf, daß ich den Auftrag nur übernommen habe, damit Ihr es nach Eurer Phantasie einrichten könnt. Ihr erwartet nicht, daß ich Euch nur so brutal, ohne alle Ueberlegung einsperren lasse. Hätte ich dies nicht vorhergesehen, so würde ich den Herrn Kapitän der Garden haben machen lassen."

„Somit . . ." fragte Athos.

„Somit, ich wiederhole es Euch, gehen wir, wohin Ihr wollt."

„Theurer Freund, daran erkenne ich Euch," sprach Athos.

„Ei! mir scheint, das ist ganz einfach. Der Kutscher wird Euch an die Barrière du Cours-la-Reine führen; dort findet Ihr ein Pferd, das ich bereit zu halten befohlen habe; mit diesem Pferde macht Ihr drei Posten in einem Zuge, und ich werde bemüht sein, nicht eher zum König zurückzukehren, um ihm zu sagen, daß Ihr abgereist, als in dem Augenblick, wo es unmöglich ist, Euch einzuholen. Während dieser Zeit erreicht ihr das Havre, vom Havre England, wo Ihr das schöne Haus findet, das mir mein Freund Herr Monk geschenkt hat, abgesehen von der Gastfreundschaft, die Euch König Karl unfehlbar bieten wird. Nun! was sagt Ihr zu diesem Plane?"

Athos schüttelte den Kopf und erwiederte lächelnd:

„Führt mich in die Bastille."

„Schlimmer Kopf! bedenkt doch."

„Was?“

„Daß Ihr nicht mehr zwanzig Jahre alt seid. Glaubt mir, mein Freund, ich spreche nach meiner innigen Ueberzeugung. Ein Gefängniß ist tödtlich für Leute von unserem Alter. Nein, nein, ich werde es nicht dulden, daß Ihr im Gefängnisse schmachtet. Es schwindelt mir, wenn ich nur daran denke.“

„Freund,“ entgegnete Athos, „Gott hat mich zum Glück so stark von Körper, als von Geist gemacht. Glaubt mir, ich werde stark sein bis zu meinem letzten Seufzer.“

„Das ist keine Stärke, mein Freund, das ist Wahnsinn.“

„Nein, d'Artagnan, es ist hohe Vernunft. Glaubt nicht, daß ich entfernt mit Euch über die Frage streite, ob Ihr Euch zu Grunde richten würdet, wenn Ihr mich rettetet. Ich hätte gethan, was Ihr thut, hätte ich die Flucht zu meiner Verfügung gehabt. Ich würde also von Euch das angenommen haben, was Ihr unzweifelhaft unter ähnlichen Umständen von mir angenommen hättet. Nein, ich kenne Euch zu genau, um diesen Gegenstand nur obenhin zu berühren.“

„Oh! wenn Ihr mich gewähren ließet, wie würde ich den König Euch nachlaufen machen!“

„Er ist der König, theurer Freund.“

„Oh! das ist mir gleich, und obschon er der König ist, würde ich ihm doch geradezu antworten: „„Sire, verkert Alles ein, verbannt, tödtet Alles in Frankreich und in Europa; befehlt mir, zu verhaften und zu erdolchen, wen Ihr wollt, und wäre es Euer Herr Bruder; rührt aber nie einen von den vier Musketieren an, oder Mordioux!““

„Lieber Freund,“ erwiederte Athos ruhig, „ich möchte Euch gern von Einem überzeugen, nämlich davon, daß ich verhaftet zu werden wünsche; es ist mir über Alles in einer Verhaftung gelegen.“

D'Artagnan machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Was wollt Ihr?“ fuhr Athos fort, „es iſt ſo; ließet Ihr mich gehen, ſo käme ich von ſelbſt zurück und ſtellte mich als Gefangener. Ich will dieſem jungen Mann, den der Glanz ſeiner Krone ſchwindelig macht, beweiſen, er ſei der erſte der Menſchen nur unter der Bedingung, daß er zugleich der großmüthigſte und weiſeſte derſelben. Er beſtraft mich, er kerkert mich ein, er martert mich, gut! Er treibt Mißbrauch mit ſeiner Gewalt, und ich will ihn erfahren laſſen, was ein Gewiſſensbiß iſt, bis Gott ihn lehrt, was eine Züchtigung iſt.“

„Mein Freund,“ ſprach d'Artagnan, „ich weiß zu ſehr, daß es, wenn Ihr nein geſagt habt, nein iſt. Ich dringe nicht länger in Euch. Wollt Ihr in die Baſtille gehen?“

„Ich will es.“

„Gehen wir dahin! . . . Nach der Baſtille!“ rief d'Artagnan dem Kutſcher zu.

Und er warf ſich in den Wagen zurück und kaute an ſeinem Schnurrbart mit einer Heftigkeit, welche für Athos einen gefaßten oder in der Geburt begriffenen Entſchluß bezeichnete.

Es herrſchte ein Stillſchweigen in dem Wagen, der fortwährend rollte, jedoch nicht ſchneller, nicht langſamer. Athos nahm den Musketier bei der Hand und fragte:

„Ihr ſeid nicht ärgerlich über mich, d'Artagnan?“

„Ich? ei! bei Gott, nein! Was Ihr aus Heldenmuth thut, hätte ich aus Halsſtarrigkeit gethan.“

„Doch nicht wahr, Ihr ſeid wohl der Anſicht, Gott werde mich rächen, d'Artagnan?“

„Und ich kenne auf Erden Leute, die Gott unterſtützen werden.“

XX.

Drei Tischgenossen, die sich wundern, daß sie mit einander zu Nacht speisen.

Der Wagen kam vor das erste Thor der Bastille. Eine Schildwache hielt ihn an, doch d'Artagnan hatte ihr ein Wort zu sagen, um Einlaß zu erlangen.

Während man dem bedeckten Wege folgte, der nach dem Hofe des Gouvernement führte, rief d'Artagnan, dessen Luchsauge Alles, selbst durch die Wände, sah, plötzlich:

„Ei! was sehe ich?“

„Gut!“ sagte Athos ruhig, „was seht Ihr, mein Freund?“

„Schaut doch dorthin.“

„In den Hof?“

„Ja, geschwinde, beeilt Euch.“

„Nun! ein Wagen.“

„Wohl!“

„Ein armer Gefangener, wie ich, den man bringt.“

„Das wäre zu spaßhaft!“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Schaut eiligst, wer derjenige ist, welcher aus dem Wagen steigt.“

In diesem Augenblick hielt eine zweite Schildwache d'Artagnan an. Die Förmlichkeiten wurden abgethan. Athos konnte auf hundert Schritte den Mann sehen, den ihm sein Freund bezeichnet hatte.

Dieser Mann stieg wirklich gerade vor der Thüre des Gouvernement aus dem Wagen.

„Nun! fragte d'Artagnan, „Ihr seht ihn?“

„Ja, es ist ein Mann in grauem Kleide.“

„Was sagt Ihr dazu?“

„Ich weiß es nicht, es iſt, wie ich Euch ſage, ein M
in grauem Kleide, der aus dem Wagen ſteigt.“

„Athos, ich würde wetten, daß er es iſt.“

„Wer, er?“

„Aramis.“

„Aramis, verhaftet? unmöglich!“

„Ich ſage nicht, er ſei verhaftet, da wir ihn a
in ſeinem Wagen ſehen.“

„Was macht er denn hier?“

„Oh! er kennt Baſſemeaux, den Gouverneur,“
wiederte der Musketier mit hinterhältiſchem Tone. „
ner Treue! wir kommen zu rechter Zeit.“

„Wozu?“

„Um zu ſehen.“

„Dieſes Zuſammentreffen iſt mir unangene
Aramis, wenn er mich ſieht, wird er ſich ärgern,
mal, daß er mich ſieht. und dann, daß er ge
wird.“

„Gut geurtheilt.“

„Leider gibt es kein Mittel dagegen: trifft
Einen in der Baſtille, ſo iſt es unmöglich. ihn zu
meiden, wollte man auch zurückweichen.“

„Ich habe meinen Gedanken, Athos; wir m
Aramis den Aerger von dem Ihr ſprecht, erſparen.“

„Wie dies?“

„Wie ich Euch ſagen werde, oder, um mich b
zu erklären, laßt mich die Sache auf meine Weiſe
zählen, ich empfehle Euch nicht, zu lügen, denn
wäre Euch unmöglich.“

„Nun alſo?“

„Ich werde für zwei lügen; bei der Natur
der Gewohnheit des Gascogners iſt dies ſo leicht!“

Athos lächelte. Der Wagen hielt an, wo der,
wir bezeichnet, angehalten hatte, nämlich vor der Schw
des Gouvernement.

„Das iſt abgemacht,“ ſagte d'Artagnan leiſ
ſeinem Freunde.

Athos willigte durch eine Geberde ein. Sie stiegen die Treppe hinauf. Wundert man sich über die Leichtigkeit, mit der sie in die Bastille hereingekommen waren, so wird man sich erinnern, daß beim ersten Eingang, das heißt bei der schwierigsten Stelle, d'Artagnan gesagt hatte, er bringe einen Staatsgefangenen.

Bei der dritten Thüre im Gegentheil, als er einmal völlig herein war, sagte er nur zu der Schildwache:

„Zu Herrn von Baisemeaux."

Und Beide gingen vorbei. Bald waren sie im Speisesaal des Gouverneur, wo das erste Gesicht, das d'Artagnan in die Augen fiel, das von Aramis war, der neben Baisemeaux saß und auf die Ankunft eines guten Mahles wartete, dessen Geruch die ganze Wohnung durchdampfte.

Spielte d'Artagnan den Erstaunten, so spielte ihn Aramis nicht; er bebte, als er seine zwei Freunde sah, und die Erschütterung war bei ihm sichtbar.

Athos und d'Artagnan machten indessen ihre Komplimente, uns erstaunt, bestürzt, über die Gegenwart dieser drei Gäste, begann Baisemeaux tausend Schwenkungen um sie.

„Ah!" sagte Aramis, „durch welchen Zufall . . ."

„Das fragen wir Euch . . ." erwiederte d'Artagnan.

„Stellen wir uns Alle als Gefangene?" rief Aramis Heiterkeit heuchelnd.

„Ei! ei!" versetzte d'Artagnan, „die Wände riechen allerdings teufelmäßig nach dem Gefängniß. Herr Baisemeaux, Ihr wißt, daß Ihr mich vor einiger Zeit zum Mittagessen eingeladen habt."

„Ich?" rief Baisemeaux.

„Ah! man sollte wahrhaftig glauben, Ihr fallet aus den Wolken. Ihr erinnert Euch nicht?"

Baisemeaux erbleichte, erröthete, schaute Aramis an, der ihn anschaute, und stammelte am Ende:

„Gewiß . . . ich bin entzückt . . . aber auf Ehre . . . ich kann mich nicht . . . Ah! mein elendes Gedächtniß!“

„Ei! ich habe Unrecht,“ ſagte d'Artagnan, wie ein Menſch, der ſich ärgert.

„Unrecht! worin?“

„Darin, daß ich mich erinnere, wie es ſcheint.“

Baiſemeaux ſtürzte auf ihn zu und rief:

„Seid nicht ungehalten, lieber Kapitän! ich bin der ärmſte Kopf des Königreichs. Führt mich von meinen Tauben und aus meinem Taubenſchlag weg, und ich bin nicht ſo viel werth, als ein Soldat von ſechs Wochen.“

„Doch Ihr erinnert Euch nun?“ fragte d'Artagnan mit Nachdruck.

„Ja, ja,“ erwiederte zögernd der Gouverneur, „ich erinnere mich.“

„Es war beim König, Ihr erzähltet mir, ich weiß nicht was für, Geſchichten über Eure Rechnungen mit den Herren Louvières und Tremblay.“

„Ah! ja, ja.“

„Und über die Güte von Herrn d'Herblay für Euch.“

„Ah!“ rief Aramis, dem Gouverneur ins Weiße der Augen ſchauend, „Ihr ſagtet, Ihr hättet kein Gedächtniß, Herr von Baiſemeaux!“

Dieſer unterbrach den Musketier.

„Wie denn! es iſt ſo; Ihr habt Recht. Es iſt mir, als wäre ich noch dort. Ich bitte tauſend Millionenmal um Verzeihung. Doch merkt Euch wohl, lieber Herr d'Artagnan, zu dieſer Stunde wie in anderen, gebeten oder nicht gebeten, ſeid Ihr der Herr in meinem Hauſe, Ihr und Herr d'Herblay, Euer Freund,“ ſagte er ſich gegen Aramis wendend, „und dieſer Herr,“ fügte er, Athos grüßend, bei.

„Ich dachte mir dies Alles, und darum kam ich,“ erwiederte d'Artagnan. „Da ich dieſen Abend im Palais-Royal nichts zu thun habe, ſo wollte ich Eure Haus-

mannskoſt verſuchen, als ich unter Weges den Herrn Grafen traf."

Athos verbeugte ſich.

„Der Herr Graf, der eben von Seiner Majeſtät kam, übergab mir einen Befehl, der ſchleunigen Vollzug heiſcht. Ich war in der Nähe von hier und wollte meinen Gang fortſetzen, und wäre es nur, um Euch die Hand zu drücken und Euch dieſen Herrn vorzuſtellen, von dem Ihr ſo vortheilhaft beim König ſprachet, . . . an demſelben Abend, wo . . ."

„Sehr gut! ſehr gut! nicht wahr, der Herr Graf de la Fère?"

„Ganz richtig."

„Der Herr Graf iſt willkommen."

„Und er wird mit Euch Beiden ſpeiſen, nicht wahr? indeß ich, ein armer Leithund, meinem Dienſt nachlaufe. Ihr ſeid glückliche Sterbliche!" fügte er mit einem Seufzer bei, wie ihn nur Porthos hätte ausſtoßen können.

„Ihr geht alſo weg?" fragten Aramis und Baiſemeaux in einem und demſelben freudigen Gefühl des Erſtaunens.

D'Artagnan faßte dieſe Nuance auf und antwortete:

„Ich laſſe Euch ſtatt meiner einen edlen und guten Gaſt."

Und er klopfte ſanft Athos auf die Schulter, der auch erſtaunte und ſich nicht enthalten konnte, ihm dies ein wenig kundzugeben, eine Nuance, die nur von Aramis allein aufgefaßt wurde, denn Baiſemeaux war nicht von der Stärke der drei Freunde.

„Wie! wir verlieren Euch?" ſprach der gute Gouverneur.

„Ich bitte Euch um eine oder um anderthalb Stunden. Zum Nachtiſch komme ich zurück."

„Oh! wir werden warten," ſagte Baiſemeaux.

„Ihr würdet mir damit keinen Gefallen thun."

„Ihr kommt zurück?“ fragte Athos mit Miene des Zweifels.

„Sicherlich,“ erwiederte d'Artagnan, indem er vertraulich die Hand drückte; und er fügte leise „Wartet auf mich, Athos, seid heiter, und sprech Gotteswillen nicht von den Angelegenheiten.“

Ein neuer Druck der Hand bestärkte Athos i Verbindlichkeit, verschwiegen und undurchdringlic sein.

Baisemeaux geleitete d'Artagnan bis zur T zurück.

Aramis bemächtigte sich unter vielen Liebkosu der Person von Athos, entschlossen, diesen sprech machen; Athos besaß aber alle Tugenden in ihrem sten Grad. Erforderte es die Nothwendigkeit, so er der erste Redner der Welt gewesen, unter a Umständen wäre er eher gestorben, als daß er eine gesprochen hätte.

Diese drei Herren setzten sich also zehn Min nach dem Abgang von d'Artagnan an einen guten, ten, mit dem wesenhaftesten gastronomischen Luxus sehenen Tisch. Die schweren Tafelstücke, die Conse die wechselreichsten Weine erschienen nach und nach diesem auf des Königs Kosten bestellten Tisch, an d Ausgabenrechnung Herr Colbert leicht zwei Dritt ersparen gewußt hätte, ohne irgend Jemand in Bastille abmagern zu lassen.

Baisemeaux war der Einzige, der entschlosse und trank. Aramis schlug nichts aus und nippte Allem; Athos berührte nach der Suppe und den Zwischengerichten nichts mehr.

Das Gespräch war das, was es beidrei in L und Plänen einander so entgegengesetzte Männern mußte.

Aramis fragte sich unabläßig, in Folge von chen seltsamen Umständen Athos sich bei Baisem fände, während d'Artagnan nicht mehr da wäre,

arum d'Artagnan ſich nicht mehr hier befände, indeß thos geblieben. Athos durchhöhlte die ganze Tiefe es Geiſtes von Aramis, der von Liſten und Intri- uen lebte; er ſchaute ſeinen Mann wohl an und wit- rte, daß er mit einem wichtigen Plan beſchäftigt war. ann concentrirte er ſich auch in ſeine eigenen Intereſſen, nd fragte ſich, warum d'Artagnan aus der Baſtille ſo nderbar ſchnell weggegangen ſei und hier einen ſo hlecht eingeführten und ebenſo ſchlecht eingeſperrten efangenen zurückgelaſſen habe.

Doch wir werden nicht bei dieſen Perſonen mit un- rer Prüfung verweilen. Wir überlaſſen ſie ſich ſelbſt or den Trümmern von Kapaunen, Feldhühnern und rch das freigebige Meſſer von Baiſemeaux verſtümmelten iſchen.

Derjenige, welchen wir verfolgen werden, iſt d'Ar- gnan, der wieder in den Wagen ſtieg, welcher ihn ebracht hatte, und dem Kutſcher zurief:

„Zum König, was die Pferde laufen können!“

XXI.

Was im Louvre während des Mahles in der Baſtille vorfiel.

Herr von Saint-Aignan hatte ſeinen Auftrag bei r Vallière beſorgt, wie man in den vorhergehenden apiteln geſehen, aber wie groß auch ſeine Beredſam- eit war, er überzeugte ſie nicht, ſie habe im König inen hinreichend gewichtigen Beſchützer, und ſie brauche Niemand in der Welt, wenn der König für ſie ſei.

nichts gelegen iſt, denn an dem Tage, wo Eure Majeſtät König Karl die Millionen verweigerte, die ihm mein Freund Athos gegeben hat, bat ich den König um meine Entlaſſung."

„Nun! ſo macht geſchwinde."

„Nein, Sire, denn es handelt ſich hier nicht um meine Entlaſſung. Eure Majeſtät nahm die Feder, um mich nach der Baſtille zu ſchicken; warum geht ſie von ihrem Beſchluß ab?"

„D'Artagnan! Gascognerkopf! Wer iſt hier der König? Ihr oder ich?"

„Leider Ihr, Sire."

„Wie, leider?"

„Ja, Sire, denn wenn ich es wäre . . ."

„Wenn Ihr es wäret, nicht wahr, ſo würdet Ihr die Rebellion von Herrn d'Artagnan billigen?"

„Ja, gewiß."

„Wahrhaftig!" rief der König, die Achſeln zuckend.

„Und ich würde zu meinem Kapitän der Muskettere ſagen," fuhr d'Artagnan fort, „ich würde ihm ſagen, indem ich ihn mit menſchlichen Augen und nicht mit entflammten Kohlen anſchaute, ich würde ihm ſagen: „‚Herr d'Artagnan, ich habe vergeſſen, daß ich König bin. Ich bin von meinem Throne herabgeſtiegen, um einen Edelmann zu verletzen.'"

„Mein Herr!" rief der König, „glaubt Ihr, ſeine Unverſchämtheit überbieten heiße Euren Freund entſchuldigen!"

„Oh! Sire, ich werde noch viel weiter gehen, als er," ſprach d'Artagnan, „und dies iſt dann Euer Fehler. Ich ſage Euch das, was er, der Mann jeglichen Zartgefühls, Euch nicht geſagt hat; ich ſage Euch: Sire, Ihr habt ſeinen Sohn geopfert, und er vertheidigte ſeinen Sohn; Ihr habt ihn ſelbſt geopfert; er ſprach zu Euch im Namen der Ehre, der Tugend und der Religion. Ihr habt ihn zurückgeſtoßen, fortgejagt, eingekerkert. Ich werde härter ſein als er, Sire, und

ſage Euch: Sire, wählet! wollt Ihr Freunde oder Knechte? Soldaten oder Bücklingſchneider? große Männer oder Hanswurſte? wollt Ihr, daß man Euch diene oder daß man vor Euch krieche? wollt Ihr, daß man Euch liebe oder daß man Furcht vor Euch habe? Zieht Ihr die Niedrigkeit, die Intrigue, die Feigheit vor, oh! ſo ſagt es, Sire; wir werden abgehen, wir, die wir allein geblieben ſind; ich ſage mehr, wir, die einzigen Muſter der Tapferkeit von einſt, wir, die wir ſchon in der Nachwelt großen Männern gedient, und dieſe vielleicht an Muth und Verdienſt übertroffen haben. Wählet, Sire, und beeilt Euch. Was Euch an vornehmen Herren übrig bleibt, behaltet es; Ihr werdet immerhin noch Höflinge genug haben. Beeilt Euch und ſchickt mich mit meinem Freunde in die Baſtille, denn wenn Ihr den Grafen de la Fère, das heißt, die ſanfteſte und edelſte Stimme der Ehre nicht zu hören vermocht habt, wenn Ihr d'Artagnan, das heißt, die offenherzigſte und rauhſte Stimme der Aufrichtigkeit, nicht zu hören wißt, ſo ſeid Ihr ein ſchlechter König, und werdet morgen ein armer König ſein. Die ſchlechten Könige aber verabſcheut man; die armen Könige jagt man weg. Das hatte ich Euch zu ſagen; Sire, Ihr hattet Unrecht, mich ſo weit zu treiben."

Der König warf ſich kalt und leichenbleich auf ſeinen Stuhl zurück; hätte der Blitz zu ſeinen Füßen eingeſchlagen, er wäre offenbar nicht ſo ſehr erſtaunt geweſen, und man hätte glauben ſollen, der Athem ſei ihm ausgegangen, und er werde verſcheiden. Dieſe rauhe Stimme der Aufrichtigkeit, wie es d'Artagnan nannte, hatte wie eine Klinge ſein Herz durchdrungen.

D'Artagnan hatte Alles geſagt, was er zu ſagen hatte. Er begriff den Zorn des Königs, zog ſeinen Degen, näherte ſich ehrfurchtsvoll Ludwig XIV. und legte ihn auf den Tiſch.

Doch mit einer wüthenden Geberde ſtieß der König

den Degen so zurück, daß er auf den Boden fiel und vor die Füße von d'Artagnan rollte.

So sehr der Musketier auch Herr über sich war, so erbleichte er doch und sprach bebend vor Entrüstung:

„Ein König kann seine Ungnade auf seinen Soldaten werfen; er kann ihn verbannen, er kann ihn zum Tod verurtheilen; aber wäre er auch hundertmal König, so hat er doch nie das Recht, ihn, seinen Degen entehrend, zu beschimpfen. Sire, ein König von Frankreich hat nie mit Verachtung den Degen eines Mannes wie ich zurückgestoßen. Dieser befleckte Degen, bedenkt das wohl, Sire, hat fortan keine andere Scheide, als mein Herz oder das Eurige. Ich wähle das meine, Sire, dankt hiefür Gott und meiner Geduld."

Nach diesen Worten stürzte er sich auf seinen Degen und rief:

„Mein Blut falle auf Euer Haupt, Sire."

Doch mit einer Bewegung, noch schneller als die des Musketiers, eilte der König auf diesen zu, schlang den rechten Arm um den Hals von d'Artagnan, faßte mit der linken Hand den Degen mitten an der Klinge und steckte ihn stillschweigend in die Scheide.

Starr, bleich und noch bebend, ließ ihn d'Artagnan, ohne ihm zu helfen, bis zum Ende machen.

Dann kehrte Ludwig gerührt zum Tische zurück, nahm die Feder, schrieb ein paar Zeilen, unterzeichnete und streckte die Hand gegen d'Artagnan aus.

„Was bedeutet dieses Papier, Sire?" fragte der Kapitän.

„Es ist der Befehl für Herrn d'Artagnan, den Herrn Grafen de la Fère auf der Stelle in Freiheit zu setzen."

D'Artagnan ergriff die königliche Hand und küßte sie; dann legte er das Papier zusammen, steckte es in sein Koller und ging ab.

Weder der König, noch der Kapitän hatten eine Sylbe mehr gesprochen.

„O menſchliches Herz, Compaß der Könige,“ mur-
elte Ludwig, als er allein war, „wann werde ich in
einen Falten wie in den Blättern eines Buches zu
ſen verſtehen? Nein, ich bin kein ſchlechter König,
ein, ich bin kein armer König; doch ich bin noch ein
ind.“

XXII.

Der ehrliche Grimaud.

D'Artagnan hatte Herrn von Baiſemeaux beim
achtiſch zurückzuſein verſprochen; d'Artagnan hielt
Wort. Man war bei den feinen Weinen und den Li-
ueurs, mit welchen bewunderungswürdig ausgeſtattet
u ſein der Keller des Gouverneur der Baſtille im
ufe ſtand, als die Sporen des Kapitäns der Muske-
ere im Gange erklirrten und er ſelbſt auf der Schwelle
ſchien.

Athos und Aramis hatten ſich mit der größten
orſichtigkeit benommen, und ſo war es keinem von Bei-
en gelungen, den Andern zu durchdringen. Man hatte
t Nacht geſpeiſt, viel von der Baſtille, von der letzten
eiſe nach Fontainebleau und von dem Feſte geſprochen,
as Herr Fouquet in Vaux geben ſollte. Man war
it den Allgemeinheiten verſchwenderiſch geweſen, und
iemand, außer Baiſemeaux, hatte die beſonderen Dinge
erührt.

D'Artagnan fiel, noch bleich und aufgeregt von
iner Unterredung mit dem König, mitten in das Ge-
räch. Baiſemeaux beeilte ſich, einen Stuhl herbeizu-
icken. D'Artagnan nahm ein volles Glas an und leerte

es. Athos und Aramis bemerkten Beide die Aufregung von d'Artagnan. Baiſemeaux aber ſah nichts, als den Kapitän der Musketiere Seiner Majeſtät, dem er alle Ehre anzuthun ſich bemühte. Beim König Zutritt haben hieß auf die rückſichtsvollſte Zuvorkommenheit des Gouverneur Anſpruch machen können. Nur konnte Aramis, obgleich er dieſe Aufregung wahrgenommen hatte, die Urſache davon nicht errathen. Athos allein glaubte ſie ergründet zu haben. Für ihn bedeuteten die Rückkehr von d'Artagnan und beſonders die Verſtörtheit des unempfindlichen Mannes: „„Ich habe den König um etwas gebeten, was er mir abgeſchlagen.““ Ueberzeugt, er habe die Wahrheit getroffen, lächelte Athos, ſtand vom Tiſche auf und machte d'Artagnan ein Zeichen, als wollte er ihn daran erinnern, ſie hätten etwas Anderes zu thun, als zuſammen zu Nacht zu ſpeiſen.

D'Artagnan begriff und antwortete durch ein anderes Zeichen. Als Aramis und Baiſemeaux dieſen ſtummen Dialog ſahen, befragten ſie ſich mit dem Blick. Athos glaubte, es ſei an ihm, die Erklärung von dem, was vorgehe, zu geben, und ſprach mit einem Lächeln:

„Die Wahrheit, meine Freunde, iſt, daß Ihr, Aramis, mit einem Staatsverbrecher, und Ihr, Herr von Baiſemeaux, mit Eurem Gefangenen zu Nacht geſpeiſt habt.“

Baiſemeaux gab einen Ausruf des Erſtaunens und beinahe der Freude von ſich. Dieſer liebe Herr von Baiſemeaux war eitel auf ſeine Feſtung. Je mehr er Gefangene hatte, deſto glücklicher fühlte er ſich, abgeſehen vom Nutzen; je höher ſeine Gefangenen ſtanden, deſto ſtolzer war er auch.

Aramis nahm ein den Umſtänden angemeſſenes Geſicht an und erwiederte:

„Ah! mein theurer Athos, verzeiht mir, aber ich vermuthete beinahe das, was geſchieht. Nicht wahr, eine Beſchimpfung Eures Raoul und der la Vallière?“

„Ach!“ machte Baiſemeaux.

),“ fuhr Aramis fort, „Ihr als vornehmer
ht, vergeſſend, daß es nur noch Höflinge gibt,
z aufgeſucht und ihm ſeine Handlung vorge-

habt errathen, mein Freund.“
mit,“ ſagte Baiſemeaux zitternd, daß er ſo
) mit einem Mann zu Nacht geſpeiſt, der beim
Ungnade gefallen, „ſomit, Herr Graf ...“
mit, mein lieber Gouverneur,“ ſprach Athos,
in Freund, Herr d'Artagnan, Euch das Papier
, das aus der Oeffnung ſeines Kollers her-
ınd ſicherlich kein anderes iſt, als mein Ein-
befehl.“
emeaux ſtreckte die Hand mit dem geſchmeidigen
r Gewohnheit aus.
:tagnan zog wirklich zwei Papiere aus ſeiner
) reichte eines dem Gouverneur. Baiſemeaux
das Papier und las halblaut und ſich unter-
während er Athos über das Papier anſchaute:
efehl in meinem Schloſſe Baſtille.““ Sehr
n meinem Schloſſe Baſtille den ... Herrn Gra-
Fère gefangen zu halten.““ Oh! mein Herr,
e ſchmerzliche Ehre iſt es für mich, Euch zu

: werdet einen geduldigen Gefangenen an mir
erwiederte Athos mit ſeiner milden, ruhigen

) einen Gefangenen, der nicht einen Monat bei
ben wird,“ ſagte Aramis, während Baiſemeaux,
)l in der Hand, in ſein Gefangenenregiſter den
n Willen eintrug.
ht einen Tag, oder vielmehr nicht eine Nacht,“
Artagnan, indem er den zweiten Befehl des
orwies; „denn, mein lieber Herr von Baiſe-
ihr müßt nun auch dieſen Befehl, den Grafen
n Freiheit zu ſetzen, einſchreiben.“

„Ah!“ rief Aramis, „Ihr erſpart mir ein Geſchäft, d'Artagnan.“ Und er drückte auf eine bezeichnende Weiſe zugleich dem Muſketier und Athos die Hand.

„Wie!“ rief der Letztere, „der König gibt mir die Freiheit?“

„Leſet, lieber Freund,“ ſagte d'Artagnan.

Athos nahm den Befehl und las.

„Es iſt wahr,“ ſprach er.

„Solltet Ihr ärgerlich darüber ſein?“ fragte d'Artagnan.

„Oh! nein, im Gegentheil. Ich grolle dem König nicht, und das größte Uebel, das man den Königen wünſchen kann, iſt, daß ſie eine Ungerechtigkeit begehen. Doch nicht wahr, Ihr habt eine Unannehmlichkeit gehabt? Geſteht es, theurer Freund.“

„Ich? durchaus nicht,“ erwiederte lachend der Muſketier. „Der König thut Alles, was ich will.“

Aramis ſchaute d'Artagnan an und ſah wohl, daß er log. Baiſemeaux aber ſchaute nichts an, als d'Artagnan, ſo ſehr war er von tiefer Bewunderung für dieſen Mann ergriffen, der den König thun machte, was er wollte.

„Und der König verbannt Athos?“ fragte Aramis.

„Nein, nicht gerade; der König hat ſich nicht einmal hierüber erklärt,“ antwortete d'Artagnan, „doch ich glaube, daß der Graf nichts Beſſeres zu thun hat, wenn er nicht etwa einen beſonderen Werth darauf legt, dem König zu danken...“

„Wahrhaftig, nein,“ ſagte Athos lächelnd.

„Nun wohl! ich glaube, daß der Graf nichts Beſſeres zu thun hat, als ſich nach ſeinem Schloſſe zurückzuziehen. Sprecht übrigens, mein lieber Athos, fordert; iſt die eine Reſidenz Euch angenehmer, als die andere, ſo mache ich mich anheiſchig, das für Euch zu erlangen.“

„Nein, ich danke,“ erwiederte Athos; „nichts kann mir angenehmer ſein, mein Freund, als in meine Ein-

amkeit, und [illegible] großen Bäume, an das Ufer der Loire zurück[illegible]ren. Ist Gott der höchste Arzt der Seelenleiden, so ist die Natur das souveraine Heilmittel ... Ich bin nun also frei, mein Herr?" fuhr Athos, ich an Baisemeaux wendend, fort.

„Ja, Herr Graf, ich glaube es, ich hoffe es wenigstens," sprach der Gouverneur, indem er die Papiere m und um drehte, „wenn nicht etwa Herr d'Artagnan inen dritten Befehl hat."

„Nein, lieber Herr von Baisemeaux, nein," sagte er Musketier. „Ihr müßt Euch an den zweiten halten und dabei stehen bleiben."

„Ah! Herr Graf," sprach Baisemeaux, sich an Athos wendend. „Ihr wißt nicht, was Ihr verliert! Ich hätte Euch auf dreißig Livres gesetzt, wie die Generale, was sage ich, auf fünfzig Livres wie die Prinzen, und Ihr hättet alle Abende gespeist, wie heute Abend."

„Erlaubt mir, mein Herr, daß ich meine Mittelmäßigkeit vorziehe," erwiederte Athos; dann wandte er sich gegen d'Artagnan um und sprach:

„Laßt uns gehen, mein Freund."

„Laßt uns gehen," wiederholte d'Artagnan.

„Wird mir die Freude zu Theil werden, Euch als Befährten zu besitzen?" fragte Athos.

„Nur bis zum Thore, Theuerster," antwortete d'Artagnan; „sodann sage ich Euch, was ich zum König gesagt: Ich habe den Dienst."

„Und Ihr, mein lieber Aramis," sagte Athos lächelnd, „begleitet Ihr mich? La Fère liegt auf dem Wege nach Vannes."

„Ich, mein lieber Freund," antwortete der Prälat, „ich habe diesen Abend eine Zusammenkunft in Paris und vermöchte mich nicht zu entfernen, ohne daß gewichtige Interessen darunter leiden würden."

„Dann erlaubt, mein theurer Freund, daß ich Euch umarme und scheide," sprach Athos. „Mein lieber Herr von Baisemeaux, großen Dank für Euren guten Willen,

und besonders für die Probe, die Ihr mir von der Hausmannskost der Bastille gegeben habt."

Und nachdem er Aramis umarmt, und Herrn von Baisemeaux die Hand gedrückt hatte, nachdem ihm Beide eine glückliche Reise gewünscht, entfernte sich Athos mit d'Artagnan.

Während die Scene im Palais Royal ihre Entwickelung in der Bastille fand, sagen wir, was im Hause von Athos und bei Bragelonne vorging.

Grimaud hatte, wie wir gesehen, seinen Herrn nach Paris begleitet. Er war, wie wir erwähnt, beim Abgang von Athos zugegen gewesen; er hatte d'Artagnan auf seinen Schnurrbart beißen, seinen Herrn in den Wagen steigen sehen, und die eine und die andere Physiognomie befragt, und er kannte Beide seit hinreichend langer Zeit, um durch die Maske der Unempfindlichkeit begriffen zu haben, daß große Ereigniſſe vorgingen.

Sobald Athos sich entfernt hatte, dachte er nach. Da erinnerte er sich der seltsamen Art, wie Athos von ihm Abschied genommen, und der für jeden Andern als ihn unmerklichen Verlegenheit dieses Herrn mit den so klaren Ideen, mit dem so geraden Willen. Er wußte, daß Athos nichts mit sich genommen, als was er auf dem Leibe trug, und dennoch glaubte er zu sehen, Athos gehe nicht nur auf eine Stunde, nicht einmal nur auf einen Tag weg. Es lag eine lange Abwesenheit in der Art und Weise, wie Athos, Grimaud verlassend, das Wort Lebewohl ausgesprochen hatte.

Dies Alles kehrte in seinen Geist zurück mit allen seinen Gefühlen tiefer Zuneigung für Athos, mit allem jenem Widerwillen gegen die Leere und die Einsamkeit, der stets die Einbildungskraft der Leute, welche lieben, beschäftigt; dies Alles, sagen wir, machte den ehrlichen Grimaud sehr traurig und besonders sehr unruhig. Ohne sich von dem, was er seit dem Abgang seines Gebieters that, Rechenschaft zu geben, irrte er

eres die Vernunft des Menſchen verdunkelt,
d zugleich verdrießlich und beſorgt.
s er kein Anzeichen fand, das ihn zu leiten ver-
als er nichts ſah, nichts entdeckte, was ſeinen
n ein Ziel ſteckte, fing Grimaud an auszuſinnen,
ſchehen ſein könnte. Die Einbildungskraft iſt
e Hülfsquelle oder vielmehr die Marter guter
Es kommt in der That nie vor, daß ein gutes
ch ſeinen Freund glücklich oder froh vorſtellt.
ßt die Taube, welche wandert, der Taube, die
ſe geblieben, etwas Anderes ein, als Angſt.
rimaud ging daher von der Unruhe zu der Angſt
Er wiederholte ſich in Gedanken noch einmal
was vorgefallen war: den Brief von d'Artag-
Athos, einen Brief, in deſſen Folge Athos ſo
geſchienen hatte; dann den Beſuch von Raoul
os, einen Beſuch, in deſſen Folge Athos ſeinen
und ſein Galakleid verlangt; ſodann die Er-
zwiſchen dem Vater und Sohn, eine Erklärung, in
folge Athos Raoul ſo traurig umarmt, wonach

kunft über das Benehmen von Fräulein de la Vallière während des Aufenthalts unſeres jungen Freundes in London gebeten. Ich bin ein armer Musketier-Kapitän, dem die Ohren alle Tage von Kaſernen- und Gaſſenwitzen wehe thun. Hätte ich Raoul geſagt, was ich zu wiſſen glaubte, ſo wäre der arme Junge darüber geſtorben; doch ich, der ich im Dienſte des Königs bin, kann die Angelegenheiten des Königs nicht erzählen. Sagt es Euch das Herz, ſo ſchreitet zu! Die Sache geht Euch mehr an als mich und beinahe eben ſo viel als Raoul."

Grimaud riß ſich ein halbes Pfötchen Haare aus. Er hätte mehr gethan, wäre reichlicher Haar bei ihm vorhanden geweſen.

„Das iſt der Knoten des Räthſels," ſagte er. „Das Mädchen hat dumme Streiche gemacht. Was man von ihr und dem König ſagt, iſt wahr. Unſer junger Herr iſt betrogen. Er muß es wiſſen. Der Herr Graf de la Fère iſt zum König gegangen und hat ihm ſein Benehmen vorgehalten. Und dann hat der König Herrn d'Artagnan abgeſchickt, um die Sache in Ordnung zu bringen. Ah! mein Gott!" fuhr Grimaud fort, „der Herr Graf iſt ohne ſeinen Degen zurückgekehrt."

Dieſe Entdeckung machte den Schweiß auf die Stirne des braven Mannes ſteigen. Er hielt ſich nicht länger bei Vermuthungen auf, drückte ſeinen Hut auf den Kopf und lief nach der Wohnung von Raoul.

Nach dem Abgang von Louiſe, auf deren Erſcheinung wir ſpäter zurückkommen werden, bezähmte Raoul ſeinen Schmerz, wenn nicht ſeine Liebe; und genöthigt vorwärts zu ſchauen auf den gefahrvollen Weg, auf dem ihn die Tollheit und die Rebellion fortzogen, ſah er mit dem erſten Blick ſeinen Vater im Kampf mit dem königlichen Widerſtand, da ſich Athos zuerſt zu dieſem Widerſtand dargeboten.

In dieſem Augenblick ganz ſympathetiſcher Hellſichtigkeit, erinnerte ſich der unglückliche junge Mann der geheimnißvollen Zeichen von Athos, des unerwar-

ten Besuchs von d'Artagnan, und die Folge dieses anzen Streites zwischen einem Fürsten und einem nterthanen erschien vor seinen erschrockenen Augen.

Im Dienst, das heißt an seinen Posten gefesselt, m d'Artagnan sicherlich nicht zu Athos, nur um sich as Vergnügen zu machen, Athos zu sehen. Er kam, m ihm etwas zu sagen. Dieses Etwas war unter so ißlichen Cunjuncturen ein Unglück oder eine Gefahr. laoul bebte, daß er selbstsüchtig gewesen, daß er sei- en Vater um seiner Liebe willen vergessen, daß er die räumerei oder den Genuß der Verzweiflung gesucht, ährend es sich vielleicht darum handelte, den dräuen- en, gegen Athos gerichteten Angriff zurückzuschlagen.

Dieses Gefühl machte, daß er aufsprang. Er gür- te seinen Degen um und lief zuerst nach der Woh- ung seines Vaters. Unter Weges stieß er auf Gri- aud, der, vom entgegengesetzten Pol ausgegangen, it gleichem Eifer seine Nachforschungen verfolgte. iese zwei Männer umschlossen sich; sie waren Beide uf demselben Punkte der von ihrer Einbildungskraft eschriebenen Parabel.

„Grimaud!“ rief Raoul.

„Herr Raoul!“ rief Grimaud.

„Der Herr Graf befindet sich wohl.“

„Du hast ihn gesehen?“

„Nein; wo ist er?“

„Ich suche ihn.“

„Und Herr d'Artagnan?“

„Hat sich mit ihm entfernt.“

„Wann?“

„Zehn Minuten nach Eurem Abgang.“

„Wie haben sie sich entfernt?

„Im Wagen.“

„Wohin gehen sie?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hat mein Vater Geld mitgenommen?“

„Nein.“

„Einen Degen?“

„Nein.“

„Grimaud!“

„Herr Raoul.“

„Meiner Anſicht nach iſt Herr d'Artagnan gekommen, um . . .“

„Nicht wahr, um den Herrn Grafen zu verhaften?“

„Ja, Grimaud.“

„Ich hätte darauf geſchworen.“

„Welchen Weg haben ſie genommen?“

„Den über die Quais.“

„Nach der Baſtille?“

„Oh! mein Gott, ja.“

„Geſchwinde, laufen wir.“

„Ja, laufen wir.“

„Aber wohin?“ ſagte plötzlich Raoul ganz niedergeſchlagen.

„Gehen wir zu Herrn d'Artagnan, wir werden vielleicht etwas erfahren.“

„Nein; hat man ſich bei meinem Vater vor mir verborgen, ſo wird man ſich überall verbergen. Gehen wir zu . . . O mein Gott! ich bin heute ganz toll, mein guter Grimaud.“

„Was denn?“

„Ich habe Herrn du Vallon vergeſſen.“

„Herrn Porthos?“

„Ja, der immer noch auf mich wartet! Ah! ich ſagte es Dir, ich bin toll!“

„Der auf Euch wartet, wo dies?“

„Bei den Minimes in Vincennes.“

„Ah! mein Gott! das iſt zum Glück in der Richtung der Baſtille.“

„Gehen wir geſchwinde.“

„Herr, ich will die Pferde ſatteln laſſen.“

„Ja, mein Freund, gehe.“

XXIII.

Worin Porthos überzeugt iſt, ohne begriffen zu haben.

Getreu allen Geſetzen des alten Ritterthums, hatte ſich der würdige Porthos vorgenommen, bis Sonnenuntergang auf Herrn von Saint-Aignan zu warten. Und da Saint-Aignan nicht kommen ſollte, da Raoul vergaß, ſeinen Secundanten zu benachrichtigen, da die Schildwache ſehr lang und peinlich zu werden anfing, ſo ließ ſich Porthos durch einen Thorwächter ein paar Flaſchen guten Wein und ein Viertel Fleiſch holen, um wenigſtens die Zerſtreuung zu haben, von Zeit zu Zeit einen Pfropf zu ziehen und einen Biſſen zu eſſen. Er war bei den letzten Extremitäten, das heißt bei den letzten Krümchen angelangt, da ſprengte Raoul, in Begleitung von Grimaud, Beide mit verhängten Zügeln, herbei.

Als Porthos auf dem Wege dieſe zwei ſo haſtigen Reiter ſah, bezweifelte er nicht mehr, es wären ſeine Leute; er erhob ſich ſogleich von dem Grasboden, auf den er ſich niedergelaſſen hatte, fing an ſeinen Knieen und ſeinen Fauſtgelenken die Steife zu benehmen und ſprach:

„Das iſt es, wenn man ſchöne Gewohnheiten hat. Der Burſche iſt am Ende doch noch gekommen. Hätte ich mich entfernt, ſo fand er Niemand und wäre im Vortheil.“

Dann ſtützte er ſich mit einer martialiſchen Haltung auf eine Hüfte und ließ durch eine mächtige Wendung der Lenden ſeine gewölbte, rieſige Geſtalt ſ hervorheben. Doch ſtatt Saint-Aignan, ſah er n Raoul, der ihm unter verzweifelten Geberden zurief

„Ah! lieber Freund! ah! verzeiht! ah! wie unglücklich bin ich!“

„Raoul!“ erwiederte Porthos ganz erſtaunt.

„Ihr ſeid mir böſe!“ rief Raoul, während er Porthos umarmte.

„Ich! und worüber?“

„Daß ich Euch ſo vergeſſen. Doch ſeht Ihr, ich habe den Kopf verloren!“

„Ah! bah!“

„Wenn Ihr wüßtet, mein Freund! . .“

„Ihr habt ihn getödtet?“

„Wen?“

„Saint-Aignan.“

„Ah! es handelt ſich wohl um Saint-Aignan.“

„Was gibt es denn?“

„Der Herr Graf de la Fère muß zu dieſer Stunde verhaftet ſein.“

Porthos machte eine Bewegung, die eine Mauer umgeworfen hätte.

„Verhaftet . . . Durch wen?“

„Durch Herrn d'Artagnan.“

„Das iſt unmöglich,“ entgegnetete Porthos.

Porthos wandte ſich gegen Grimaud wie ein Menſch um, der einer zweiten Beſtätigung bedarf. Grimaud machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Und wohin hat man ihn geführt?“ fragte Porthos.

„Wahrſcheinlich in die Baſtille.“

„Was bringt Euch auf dieſen Glauben?“

„Unter Weges befragten wir Leute, die den Wagen haben vorüberfahren ſehen, und noch andere, die ihn ſogar in die Baſtille hineinfahren ſahen.“

„Ho! ho!“ murmelte Porthos.

Und er machte zwei Schritte.

„Was habt Ihr im Sinne?“ fragte Raoul.

„Ich? nichts. Nur darf Athos nicht in der Baſtille bleiben.“

Raoul näherte ſich dem würdigen Porthos.

„Wißt Ihr, daß die Verhaftung auf Befehl des Königs geſchehen iſt?“

Porthos ſchaute den jungen Mann an, als wollte er zu ihm ſagen: „Was kümmere ich mich darum?“ Dieſe ſtumme Sprache erſchien Raoul ſo beredt, daß er nicht mehr forderte. Er ſtieg zu Pferde. Unterſtützt von Grimaud hatte Porthos ſchon dasſelbe gethan.

„Entwerfen wir unſern Plan,“ ſagte Raoul.

„Ja,“ ſprach Porthos, „unſern Plan, das iſt es, entwerfen wir ihn.“

Raoul ſtieß einen tiefen Seufzer aus und hielt plötzlich inne.

„Was habt Ihr?“ fragte Porthos. „Eine Schwäche?“

„Nein, die Ohnmacht! Bilden wir uns ein, zu Drei die Baſtille nehmen zu können?“

„Ah! wenn d'Artagnan da wäre, dann ſagte ich nicht nein,“ erwiederte Porthos.

Raoul wurde von Bewunderung ergriffen beim Anblick dieſes, gerade durch ſeine ungeheure Naivetät, heldenmüthigen Vertrauens. Es waren hier die berühmten Männer, die, zu drei bis vier, Heere angriffen und Schlöſſer ſtürmten! Dieſe Männer, die den Tod erſchreckt hatten und die, ein ganzes in Trümmern liegendes Jahrhundert überlebend, noch ſtärker waren, als die Kräftigſten unter den jungen.

„Mein Herr,“ ſagte er zu Porthos, „Ihr habt einen Gedanken in mir rege gemacht: wir müſſen ſchlechterdings Herrn d'Artagnan ſehen.“

„Ganz gewiß.“

„Er muß nach Hauſe zurückgekehrt ſein, nachdem er meinen Vater in die Baſtille geführt hat; gehen wir zu ihm.“

„Erkundigen wir uns zuvor in der Baſtille,“ ſagte Grimaud, der wenig, aber gut ſprach.

Sie beeilten ſich in der That, vor die Baſtille zu kommen. Einer von den Zufällen, wie ſie Gott den Leuten von großem Willen gibt, machte, daß Grimaud

plötzlich den Wagen erblickte, der sich um das Thor der Zugbrücke wandte. Es war dies in dem Augenblick, wo d'Artagnan, wie man gesehen, vom König zurückkam.

Vergebens spornte Raoul sein Pferd, um den Wagen zu erreichen und zu sehen, was für Personen darin wären. Die Pferde hatten schon jenseits des großen Thores, das sich wieder schloß, angehalten, während ein Schildwache stehender Garde dem Pferde von Raoul mit der Muskete auf die Nase stieß.

Raoul drehte um, glücklich, daß er wußte, was er von der Anwesenheit dieser Carrosse, in der sein Vater gesessen, zu halten hatte.

„Wir haben ihn," sagte Grimaud.

„Wenn wir ein wenig warten, können wir überzeugt sein, daß er herauskommt, nicht wahr, mein Freund?"

„Wenn d'Artagnan nicht auch Gefangener ist," bemerkte Porthos, „in diesem Fall wäre Alles verloren."

Raoul antwortete nichts. Alles war zuläßig. Er gab Grimaud den Rath, die Pferde in die kleine Rue Jean-Beaufire zu führen, um weniger Verdacht zu erregen, und er selbst lauerte mit seinem durchdringenden Blick auf das Herauskommen von d'Artagnan oder das des Wagens.

Das war das Beste, was er thun konnte. Es waren in der That nicht zwanzig Minuten abgelaufen, als sich die Thüre wieder öffnete und der Wagen erschien. Eine Blendung verhinderte Raoul, zu erkennen, was für Personen den Wagen einnahmen. Grimaud schwur, er habe zwei Personen gesehen, und sein Herr sei eine von beiden gewesen. Porthos schaute abwechselnd Raoul und Grimaud an, in der Hoffnung, ihre Gedanken zu begreifen.

„Es ist unleugbar," sprach Grimaud, „daß, wenn der Herr Graf in diesem Wagen fährt, man ihn in Freiheit setzt oder in ein and- aniß bringt."

„Wir werden es aus dem Wege erſehen, den er nimmt," ſagte Porthos.

„Setzt man ihn in Freiheit, ſo wird man ihn nach Hauſe führen," ſprach Grimaud.

„Das iſt wahr," bemerkte Porthos.

„Der Wagen nimmt nicht dieſen Weg," ſagte Raoul.

Die Pferde waren wirklich im Faubourg Saint-Antoine verſchwunden.

„Eilen wir," ſprach Porthos, „wir greifen den Wagen auf der Straße an und ſagen Athos, er möge fliehen."

„Rebellion!" murmelte Raoul.

Porthos warf Raoul einen zweiten Blick, ein würdiges Seitenſtück des erſten, zu. Raoul erwiederte ihn nur dadurch, daß er ſeinem Pferde die Seiten preßte.

Wenige Augenblicke nachher hatten die drei Reiter den Wagen wieder eingeholt, und ſie folgten ihm ſo nahe, daß der Athem der Pferde den Kutſchenkaſten befeuchtete.

D'Artagnan, deſſen Sinne beſtändig wachten, hörte den Trab der Pferde. Es war dies in dem Augenblick, wo Raoul zu Porthos ſagte, er möge am Wagen vorbeireiten, um zu ſehen, wer die Perſon, welche Athos begleitete. Porthos gehorchte, er konnte jedoch nichts ſehen; die Schirmleder waren niedergelaſſen.

Raoul wurde von Zorn und Ungeduld ergriffen. Er hatte das geheimnißvolle Weſen der Gefährten von Athos wahrgenommen und entſchloß ſich zum Aeußerſten.

Auf der andern Seite hatte d'Artagnan Porthos vollkommen erkannt; er hatte unter den Schirmledern durch auch Raoul erkannt und den Erfolg ſeiner Beobachtung Athos mitgetheilt. Sie wollten ſehen, ob Porthos und Raoul die Dinge bis zum letzten Grade treiben würden.

Dies fehlte nicht; die Piſtolen in der Fauſt ſtürzte

Raoul auf das erste Pferd der Carrosse zu und befahl dem Kutscher, zu halten.

Porthos packte den Kutscher und hob ihn von seinem Bock herab.

Grimaud hielt schon den Kutschenschlag fest.

Raoul öffnete seine Arme und rief:

„Herr Graf! Herr Graf!"

„Ah! Ihr seid es, Raoul?" sagte Athos freudetrunken.

„Nicht übel!" fügte d'Artagnan mit einem Gelächter bei.

Und Beide umarmten den jungen Mann und Porthos, die sich ihrer bemächtigt hatten.

„Mein braver Porthos, vortrefflicher Freund!" rief Athos; „immer Ihr!"

„Er hat noch seine zwanzig Jahre," sagte d'Artagnan. „Bravo, Porthos!"

„Teufel!" erwiederte Porthos, etwas verwirrt, „wir glaubten, man verhafte Euch!"

„Während es sich nur um eine Spazierfahrt im Wagen von Herrn d'Artagnan handelte," sagte Athos.

„Wir folgten Euch von der Bastille an," sprach Raoul mit einem Tone des Vorwurfs und des Argwohnes.

„Wo wir mit dem guten Herrn Baisemeaux zu Nacht speisten. Ihr erinnert Euch des Herrn Baisemeaux, Porthos?"

„Bei Gott! sehr gut!"

„Und wir haben dort Aramis gesehen."

„In der Bastille?"

„Beim Abendbrod."

„Ah!" rief Porthos athmend.

„Er hat uns tausend schöne Dinge für Euch gesagt."

„Ich danke."

„Wohin fährt der Herr Graf?" fragte Grimaud, den sein Herr schon durch ein Lächeln belohnt hatte.

„Wir wollen nach Blois, nach Hauſe.“

„Wie ſo? geraden Weges?“ ſagte Raoul.

„Ganz geraden Weges.“

„Ohne Gepäcke?“

„Oh! mein Gott! Raoul wäre von d'Artagnan beauftragt worden, mir das meinige zu ſchicken oder es mir zu bringen, wenn er zu mir kommt, falls er wirklich kommt.“

„Wenn ihn nichts mehr in Paris zurückhält,“ ſprach d'Artagnan mit einem Blick feſt und einſchneidend wie der Stahl, ſchmerzlich wie er, denn er öffnete wieder die Wunden des jungen Mannes, „wenn ihn nichts mehr zurückhält, wird er wohl daran thun, Euch zu folgen, Athos.“

„Es hält mich nichts mehr in Paris zurück,“ erwiederte Raoul.

„Dann brechen wir auf,“ ſagte Athos raſch.

„Und Herr d'Artagnan?“

„Ah! ich begleite nur Athos bis an die Barrière und kehre mit Porthos zurück.“

„Sehr gut!“ rief dieſer.

„Kommt mein, Sohn,“ fügte der Graf bei. Und er ſchlang ſanft den Arm um den Hals von Raoul, um ihn in den Wagen zu ziehen, und küßte ihn abermals.

„Grimaud!“ fuhr der Graf fort. „Du kehrſt ſachte nach Paris mit Deinem Pferd und dem von Herrn du Vallon zurück, denn Raoul und ich, wir ſteigen hier zu Pferde und laſſen den Wagen dieſen beiden Herren, um nach Paris zurückzufahren; in meiner Wohnung nimmſt Du meine Kleider und meine Briefe und expedirſt das Ganze zu uns.“

„Aber,“ bemerkte Raoul, der den Grafen ſprechen zu machen ſuchte, „wenn Ihr nach Paris zurückkommt, findet Ihr weder Wäſche, noch Effecten mehr; das wird unbequem ſein.“

„Ich denke, ich werde ſehr lange nicht mehr nach Paris zurückkehren. Raoul, unſer letzter Aufenthalt

dort hat mich nicht ermuthigt, ferner daſelbſt zu verweilen."

Raoul neigte das Haupt und ſprach kein Wort mehr.

Athos ſtieg aus dem Wagen und ſchwang ſich auf das Pferd, das Porthos gebracht hatte, und das über den Tauſch ſehr glücklich zu ſein ſchien.

Man hatte ſich umarmt, die Hände gedrückt und tauſendfach ewige Freundſchaft bezeigt. Porthos verſprach, einen Monat bei Athos bei ſeiner erſten Muße zuzubringen. D'Artagnan verſprach, ſeinen erſten Urlaub zu benützen, dann umarmte er Raoul zum letzten Mal und ſagte nur noch:

„Mein Kind, ich werde Dir ſchreiben."

Es lag Alles in dieſen Worten von d'Artagnan, der nie ſchrieb. Raoul war bis zu Thränen gerührt. Er entriß ſich den Händen des Muskettiers und ritt weg.

D'Artagnan ſtieg zu Porthos in den Wagen.

„Nun! mein lieber Freund," ſagte er, „das iſt ein Tag!"

„Ja, ja," erwiederte Porthos.

„Ihr müßt kreuzlahm ſein."

„Nicht zu ſehr. Ich werde mich indeſſen frühzeitig zu Bette legen, um morgen bereit zu ſein."

„Warum dies?"

„Bei Gott! um zu beendigen, was ich angefangen habe."

„Ihr macht mich beben, mein Freund; ich ſehe Euch ganz unwirſch. Was Teufels habt Ihr angefangen, das nicht beendigt iſt?"

„Höret: Raoul hat ſich nicht geſchlagen. Alſo muß ich mich ſchlagen."

„Mit wem? . . . mit dem König?"

„Wie! mit dem König?" ſagte Porthos verwundert.

„Ja wohl, großes Kind, mit dem König!"

„Ich verſichere Euch, mit Herrn von Saint-
lignan.“

„Das wollte ich ſagen. Schlagt Ihr Euch mit
ieſem Cavalier, ſo zieht Ihr den Degen gegen den
König.“

„Ah!“ verſetzte Porthos, die Augen weit aufreißend,
ſeid Ihr deſſen ſicher?“

„Bei Gott!“

„Nun? wie läßt ſich dann das abmachen?“

„Wir wollen bemüht ſein, gut zu Nacht zu ſpeiſen,
orthos. Der Tiſch des Kapitäns der Musketiere iſt
ngenehm. Ihr werdet den braven Saint-Aignan ſehen
nd auf ſeine Geſundheit trinken.“

„Ich!“ rief Porthos mit einer Geberde des Ab-
heus.

„Wie!“ verſetzte d'Artagnan, „Ihr weigert Euch,
uf die Geſundheit des Königs zu trinken?“

„Aber ich ſpreche nicht vom König, ich ſpreche von
errn von Saint-Aignan.“

„Wenn ich Euch wiederhole, daß dies dasſelbe iſt.“

„Ah! dann iſt es gut,“ ſprach Porthos beſiegt.

„Ihr begreift, nicht wahr?“

„Nein, doch gleichviel,“ rief Porthos.

„Ja, gleichviel,“ erwiederte d'Artagnan. „Laßt
ns zu Nacht ſpeiſen, Porthos.“

XXIV.

Die Gesellschaft von Herrn von Baisemeaux.

Man hat nicht vergessen, daß d'Artagnan und der Graf de la Fère, als sie sich aus der Bastille entfernten, Aramis unter vier Augen mit Baisemeaux zurückließen.

Baisemeaux bemerkte entfernt nicht, als seine zwei Tischgenossen weggegangen waren, daß das Gespräch durch ihre Abwesenheit litt. Er glaubte, der Wein vom Dessert und der der Bastille seien vortrefflich; er glaubte, sagen wir, der Wein vom Dessert sei ein hinreichendes Reizmittel, um einen rechtschaffnen Mann zum Sprechen zu bringen. Er kannte Seine Herrlichkeit schlecht, denn sie war nie undurchdringlicher, als gerade beim Nachtisch. Aber Seine Herrlichkeit kannte vortrefflich Herrn von Baisemeaux, und sie rechnete, um ihn sprechen zu machen, auf das Mittel, das dieser als wirksam betrachtete.

Ohne scheinbar zu erlahmen, erlahmte die Conversation doch in Wirklichkeit; denn Baisemeaux sprach nicht nur beinahe allein, sondern er sprach sogar nur von dem seltsamen Ereigniß der Einkerkerung von Athos, worauf der so rasche Befehl, ihn in Freiheit zu setzen, gefolgt war.

Baisemeaux hatte indessen nicht übersehen, daß die beiden Befehle, der Einkerkerungsbefehl und der Freilassungsbefehl, von der Hand des Königs waren. Der König ließ sich aber nur unter bedeutenden Umständen herbei, solche Befehle zu schreiben. Dies Alles war sehr interessant und besonders sehr dunkel für Baisemeaux; da dies Alles aber sehr klar für Aramis war, so legte der letztere diesem Ereigniß nicht dasselbe Gewicht bei, das ihm der gute Gouverneur beilegte.

es bemühte sich Aramis nicht um nichts,
e Herrn von Baisemeaux noch nicht gesagt,
Ursache er sich bemüht.
Augenblick, wo Baisemeaux in seiner stärk-
tion begriffen war, unterbrach ihn Aramis
der Frage:
mir, mein lieber Herr von Baisemeaux,
der Bastille nie andere Zerstreuungen, als
ich während der paar Besuche beigewohnt,
zu machen die Ehre hatte?"
rede war so unerwartet, daß der Gouver-
ine Wetterfahne, welche plötzlich einen dem
entgegengesetzten Impuls erhält, ganz be-
blieb.
nungen?" erwiederte er, „ich habe bestän-
gneur."
chön. Und diese Zerstreuungen?"
von jeder Art."
e ohne Zweifel?"
e, nein. Die Besuche sind nicht gewöhn-
Bastille."
die Besuche sind selten?"
selten."
von Seiten Eurer Gesellschaft?"
nennt Ihr meine Gesellschaft? . . Meine
?"
nein. Eure Gefangenen! ... Ich weiß, daß
Besuch macht, und daß sie nicht Euch machen.
Gesellschaft, mein lieber Herr von Baise-
he ich die Gesellschaft, zu der Ihr gehört."
eaux schaute Aramis starr an; denn da
einen Augenblick vermuthet hatte, unmög-
ach er:
ich habe gegenwärtig sehr wenig Gesell-
Allgemeinen, wenn ich es Euch gestehen
eber Herr d'Herblay, kommt der Aufenthalt
le den Weltmännern zurückstoßend und ver-

XXIV.

Die Gesellschaft von Herrn von Baisemeaux.

Man hat nicht vergessen, daß d'Artagnan und der Graf de la Fère, als sie sich aus der Bastille entfernten, Aramis unter vier Augen mit Baisemeaux zurückließen.

Baisemeaux bemerkte entfernt nicht, als seine zwei Tischgenossen weggegangen waren, daß das Gespräch durch ihre Abwesenheit litt. Er glaubte, der Wein vom Dessert und der der Bastille seien vortrefflich; er glaubte, sagen wir, der Wein vom Dessert sei ein hinreichendes Reizmittel, um einen rechtschaffnen Mann zum Sprechen zu bringen. Er kannte Seine Herrlichkeit schlecht, denn sie war nie undurchdringlicher, als gerade beim Nachtisch. Aber Seine Herrlichkeit kannte vortrefflich Herrn von Baisemeaux, und sie rechnete, um ihn sprechen zu machen, auf das Mittel, das dieser als wirksam betrachtete.

Ohne scheinbar zu erlahmen, erlahmte die Conversation doch in Wirklichkeit; denn Baisemeaux sprach nicht nur beinahe allein, sondern er sprach sogar nur von dem seltsamen Ereigniß der Einkerkerung von Athos, worauf der so rasche Befehl, ihn in Freiheit zu setzen, gefolgt war.

Baisemeaux hatte indessen nicht übersehen, daß die beiden Befehle, der Einkerkerungsbefehl und der Freilassungsbefehl, von der Hand des Königs waren. Der König ließ sich aber nur unter bedeutenden Umständen herbei, solche Befehle zu schreiben. Dies Alles war sehr interessant und besonders sehr dunkel für Baisemeaux; da dies Alles aber sehr klar für Aramis war, so legte der letztere diesem Ereigniß nicht dasselbe Gewicht bei, das ihm der gute Gouverneur beilegte.

Ueberdies bemühte ſich Aramis nicht um nichts, und er hatte Herrn von Baiſemeaux noch nicht geſagt, aus welcher Urſache er ſich bemüht.

In dem Augenblick, wo Baiſemeaux in ſeiner ſtärkſten Diſſertation begriffen war, unterbrach ihn Aramis plötzlich mit der Frage:

„Sagt mir, mein lieber Herr von Baiſemeaux, habt Ihr in der Baſtille nie andere Zerſtreuungen, als die, welchen ich während der paar Beſuche beigewohnt, die ich Euch zu machen die Ehre hatte?“

Die Anrede war ſo unerwartet, daß der Gouverneur wie eine Wetterfahne, welche plötzlich einem dem des Windes entgegengeſetzten Impuls erhält, ganz betäubt davon blieb.

„Zerſtreuungen?“ erwiederte er, „ich habe beſtändig, Monſeigneur.“

„Ah! ſchön. Und dieſe Zerſtreuungen?“

„Sind von jeder Art.“

„Beſuche ohne Zweifel?“

„Beſuche, nein. Die Beſuche ſind nicht gewöhnlich in der Baſtille.“

„Wie! die Beſuche ſind ſelten?“

„Sehr ſelten.“

„Selbſt von Seiten Eurer Geſellſchaft?“

„Was nennt Ihr meine Geſellſchaft? . . Meine Gefangenen?“

„Oh! nein. Eure Gefangenen! ... Ich weiß, daß Ihr ihnen Beſuch macht, und daß ſie nicht Euch machen. Unter Eurer Geſellſchaft, mein lieber Herr von Baiſemeaux, verſtehe ich die Geſellſchaft, zu der Ihr gehört.“

Baiſemeaux ſchaute Aramis ſtarr an; denn da das, was er einen Augenblick vermuthet hatte, unmöglich war, ſprach er:

„Oh! ich habe gegenwärtig ſehr wenig Geſellſchaft. Im Allgemeinen, wenn ich es Euch geſtehen ſoll, mein lieber Herr d'Herblay, kommt der Aufenthalt in der Baſtille den Weltmännern zurückſtoßend und ver-

drießlich vor. Was die Damen betrifft, ſo gelangen ſie nie ohne eine gewiſſe Angſt, die ich nur mit der größten Mühe zu beſchwichtigen vermag, bis zu mir. Warum ſollten ſie nicht auch wirklich ein wenig zittern, die armen Frauen, wenn ſie dieſe traurigen Thürme ſehen und denken, ſie ſeien von Gefangenen bewohnt, die . . ."

Und je mehr ſich die Augen von Baiſemeaux auf das Geſicht von Aramis hefteten, deſto mehr verwickelte ſich die Zunge des guten Gouverneur ſo daß ſie am völlig erlahmte.

„Nein, Ihr verſteht mich nicht, mein lieber Herr von Baiſemeaux," ſagte Aramis, „Ihr verſteht mich nicht. Ich meine nicht die Geſellſchaft im Allgemeinen, ich ſpreche von einer beſonderen Geſellſchaft, bei der Ihr affiliirt ſeid.

Baiſemeaux ließ beinahe das Glas voll Muscat fallen, das er an ſeine Lippen ſetzen wollte.

„Affiliirt!" rief er, „affiliirt!"

„Allerdings affiliirt," wiederholte Aramis mit der größten Kaltblütigkeit. „Seid Ihr denn nicht Mitglied einer geheimen Geſellſchaft, mein lieber Herr von Baiſemeaux?"

„Geheim?"

„Geheim oder myſteriös."

„Oh! Herr d'Herblay."

„Vertheidigt Euch nicht."

„Glaubt mir doch . . ."

„Ich glaube, was ich weiß."

„Ich ſchwöre Euch."

„Höret mich, mein lieber Herr von Baiſemeaux; ich ſage ja; Ihr ſagt nein; der Eine von uns Beiden behauptet nothwendig das Wahre, der Andere unvermeidlich das Falſche."

„Nun?"

„Nun! wir werden ſogleich zur Erkenntniß kommen."

„Sprecht," ſagte Baiſemeaux, „ſprecht."

„Leert doch Euer Glas Muscat, lieber Herr von Baiſemeaux. Was Teufel! Ihr ſeht ganz beſtürzt aus."

„Nein, nein, nicht im Geringſten."

„Trinkt doch."

Baiſemeaux trank, aber er ſchluckte ſchief.

„Nun," ſprach Aramis, „gehört Ihr, ſagte ich, icht zu einer geheimen Geſellſchaft, zu einer myſteriöſen, wenn Ihr wollt, das Beiwort thut nichts zur Sache, gehört Ihr, ſage ich, nicht zu einer Geſellſchaft, ie die, welche ich bezeichnen will, wohl! ſo werdet Ihr icht ein Wort von dem begreifen, was ich Euch zu agen im Begriff bin; das iſt das Ganze."

„Oh! ſeid zum Voraus überzeugt, daß ich nichts egreifen werde."

„Vortrefflich."

„Verſucht es, laßt hören."

„Das werde ich thun. Seid Ihr dagegen eines on den Mitgliedern dieſer Geſellſchaft, ſo werdet Ihr ir ſogleich ja oder nein antworten."

„Stellt die Frage," fuhr Baiſemeaux zitternd fort.

„Denn Ihr werdet zugeben, mein lieber Herr on Baiſemeaux," ſprach Aramis mit derſelben Unempfindlichkeit, „es iſt unleugbar, daß man nicht zu einer Geſellſchaft gehören kann, es iſt unleugbar, daß an nicht die Vortheile genießen kann, welche die Geſellſchaft den Affiliirten bringt, ohne ſelbſt zu einigen Dienſtleiſtungen verbunden zu ſein."

„In der That," ſtammelte Baiſemeaux, „das ließe ich begreifen, wenn . . ."

„Wohl denn!" fuhr Aramis fort, „es gibt bei der Geſellſchaft, von der ich ſprach, und zu der Ihr, wie es ſcheint, nicht gehört . . ."

„Erlaubt, ich wollte übrigens nicht ſchlechterdings agen . . ."

„Es gibt eine Verpflichtung, welche von allen dem

Orden affiliirten Gouverneurs und Kapitänen von Festungen übernommen worden ist."

Baisemeaux erbleichte.

„Diese Verpflichtung," fuhr Aramis mit fester Stimme fort, „vernehmt sie."

Baisemeaux stand, von einer unsäglichen Bangigkeit ergriffen, auf.

„Laßt hören, lieber Herr d'Herblay, laßt hören," sagte er.

Aramis sprach nun oder recitirte vielmehr folgenden Paragraphen mit demselben Ton, als ob er aus einem Buche gelesen hätte:

„Genannter Festungs-Kapitän oder Gouverneur wird, wenn es nöthig ist und auf das Verlangen des Gefangenen, einen dem Orden affiliirten Beichtvater einlassen."

Er hielt inne. Baisemeaux war peinlich anzuschauen, so bleich sah er aus, so gewaltig zitterte er.

„Ist dies der Text der Verpflichtung?" fragte Aramis ruhig.

„Monseigneur," stammelte Baisemeaux.

„Ah! gut, ich glaube, Ihr fangt an zu begreifen."

„Monseigneur," rief Baisemeaux, „treibt nicht so Euer Spiel mit meinem armen Geist; ich fühle mich sehr gering gegen Euch, habt Ihr das boshafte Verlangen, mir die kleinen Geheimnisse meiner Verwaltung zu entlocken."

„Oh! nein, Ihr täuscht Euch, lieber Herr von Baisemeaux, ich will nichts von den kleinen Geheimnissen Eurer Verwaltung, wohl aber von denen Eures Gewissens."

„Gut, es sei! meines Gewissens, lieber d'Herblay. Doch nehmt ein wenig Rücksicht auf meine Lage, die keine gewöhnliche ist."

„Sie ist keine gewöhnliche," fuhr der unbeugsame Aramis fort, „wenn Ihr nämlich in dieser Gesellschaft aufgenommen seid; aber sie ist eine ganz natürliche,

ſeid Ihr, frei von jeder Verbindlichkeit, nur dem Könige verantwortlich."

„Wohl, mein Herr, nein, ich gehorche nur dem König. Guter Gott! wem ſoll denn ein franzöſiſcher Edelmann gehorchen, wenn nicht dem König?"

Aramis rührte ſich nicht; aber mit ſeiner ſo weichen Stimme ſprach er:

„Es iſt ſehr ſüß für einen franzöſiſchen Edelmann, für einen Prälaten Frankreichs einen Mann von Eurem Verdienſt, mein lieber Herr von Baiſemeaux, ſich ſo gut ausdrücken zu hören und, nachdem er Euch gehört, nur Euch zu glauben."

„Habt Ihr gezweifelt, mein Herr?"

„Ich? oh! nein."

„Ihr zweifelt alſo nicht mehr?"

„Mein Herr," antwortete Aramis mit ernſtem Ton, „ich zweifle nicht, daß ein Mann, wie Ihr, den Gebietern, die er ſich ſelbſt gegeben, treu dient."

„Den Gebietern!" rief Baiſemeaux.

„Ich habe geſagt, den Gebietern."

„Herr d'Herblay, nicht wahr, Ihr ſcherzt abermals?"

„Ja, ich begreife, die Lage iſt ſchwieriger, wenn man mehrere Herren, als wenn man nur einen einzigen hat; doch dieſe Schwierigkeit kommt von Euch, lieber Herr von Baiſemeaux, und ich bin nicht die Urſache davon."

„Nein, gewiß nicht," erwiederte der arme Gouverneur, verlegener als je, „doch was macht Ihr? . . . Ihr ſteht auf?"

„Allerdings."

„Ihr geht?"

„Ich gehe, ja."

„Aber wie fremd ſeid Ihr doch gegen mich, Monſeigneur!"

„Ich, fremd, woraus ſeht Ihr das?"

„Sagt, habt Ihr denn geſchworen, mich auf die Folter zu ſpannen?“

„Nein, ich wäre darüber in Verzweiflung.“

„So bleibt.“

„Ich kann nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nichts mehr hier zu thun und im Gegentheil anderswo Pflichten habe.“

„Pflichten, ſo ſpät?“

„Ja, begreift doch, mein lieber Herr von Baiſemeaux, man hat mir da, woher ich komme, geſagt: „„Genannter Gouverneur oder Kapitän wird, wenn es nöthig iſt, auf das Verlangen des Gefangenen, einen dem Orden affiliirten Beichtvater einlaſſen.““ Ich bin gekommen, Ihr wißt nicht, was ich meine; ich kehre zurück und ſage den Leuten, ſie werden ſich getäuſcht haben und ſollen mich anderswohin ſchicken.“

„Wie! Ihr ſeid?“ rief Baiſemeaux, indem er Aramis beinahe mit Schrecken anſchaute.

„Der dem Orden affiliirte Beichtvater,“ antwortete Aramis, ohne den Ton zu verändern.

Doch ſo weich auch dieſe Worte geſprochen wurden, ſie machten auf den armen Gouverneur die Wirkung eines Donnerſchlags. Baiſemeaux wurde leichenbleich, und es kam ihm vor, als wären die ſchönen Augen von Aramis zwei feurige Klingen, die ſich bis in die Tiefe ſeines Herzens tauchten.

„Der Beichtvater?“ murmelte er, „Ihr, Monſeigneur, der Beichtvater des Ordens!“

„Ja, ich; doch wir haben nichts mit einander zu verhandeln, da Ihr nicht affiliirt ſeid.“

„Monſeigneur . . .“

„Und ich begreife, daß Ihr, da Ihr nicht affiliirt ſeid, Euch weigert, die Befehle zu befolgen.“

„Monſeigneur, ich flehe Euch an, habt die Gnade, mich zu hören.“

„Warum?“

„Monſeigneur, ich ſage nicht, ich gehöre nicht zum Orden.“

„Ah! ah!“

„Ich ſage nicht, ich weigere mich, zu gehorchen.“

„Was indeſſen vorgegangen, gleicht ungemein dem Widerſtand, Herr von Baiſemeaux.“

„Oh! nein, Monſeigneur, nein; ich wollte mich nur verſichern . . .“

„Worüber verſichern?“ fragte Aramis mit einer Miene erhabener Verachtung.

„Ueber nichts, Monſeigneur.“

Baiſemeaux dämpfte die Stimme, verbeugte ſich vor dem Prälaten und ſprach:

„Ich bin jeder Zeit und überall zur Verfügung meiner Gebieter, aber . . .“

„Sehr gut, ſo liebe ich Euch mehr, mein Herr.“

Aramis nahm wieder ſeinen Stuhl und reichte ſein Glas Baiſemaux, der es nicht zu füllen vermochte, ſo ſehr zitterte ſeine Hand.

„Ihr ſagtet: aber,“ fuhr Aramis fort.

„Aber,“ ſprach der arme Mann, „da ich nicht zuvor unterrichtet war, ſo erwartete ich entfernt nicht . . .“

„Sagt nicht das Evangelium: „„Wachet, denn der Augenblick iſt nur Gott bekannt?““ Sagen die Vorſchriften des Ordens nicht: „„Wachet, denn was ich will, das müßt Ihr immer wollen!““ Und aus welchem Grunde erwartetet Ihr den Beichtvater nicht, Herr von Baiſemeaux?“

„Weil es in dieſem Augenblick keine kranke Gefangene in der Baſtille gibt, Monſeigneur.“

Aramis zuckte die Achſeln.

„Was wißt Ihr davon?“

„Mir ſcheint . . .“

„Herr von Baiſemaux,“ ſprach Aramis, indem er ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurückwarf, „hier iſt Euer Bedienter, der mit Euch ſprechen will.“

In dieſem Augenblick erſchien wirklich der Bediente von Baiſemeaux auf der Thürſchwelle.

„Was gibt es?“ fragte Baiſemeaux lebhaft.

„Herr Gouverneur, man bringt Euch den Bericht des Arztes.“

Aramis ſchaute Herrn von Baiſemeaux mit ſeinem klaren, ſicheren Auge an.

„Nun, ſo laßt den Boten eintreten,“ ſagte er.

Der Bote trat ein, verbeugte ſich und übergab den Bericht.

Baiſemeaux warf einen Blick darauf, erhob dann den Kopf und ſprach voll Erſtaunen:

„Der zweite Bertaudière iſt krank.“

„Was ſagtet Ihr denn, mein lieber Herr von Baiſemeaux? alle Welt befinde ſich wohl in Eurem Hauſe?“ verſetzte Aramis mit nachläßigem Tone.

Und er trank einen Schluck Muscat, ohne mit dem Auge von Baiſemeaux zu laſſen. Dann, nachdem er dem Boten ein Zeichen gemacht und dieſer weggegangen war, ſprach der Gouverneur beſtändig zitternd:

„Ich glaube, es heißt in dem Paragraph: „„Auf das Verlangen des Gefangenen.““

„Ja, ſo heißt es,“ antwortete Aramis; „aber ſeht doch, was man will, lieber Herr von Baiſemeaux.“

Es ſtreckte in der That ein Sergent ſeinen Kopf durch die etwas geöffnete Thüre.

„Was gibt es wieder?“ rief Baiſemeaux. „Kann man mir denn nicht zehn Minuten Ruhe laſſen!“

„Herr Gouverneur,“ erwiederte der Sergent, „der Kranke der zweiten Bertaudière hat ſeinen Schließer beauftragt, einen Beichtvater zu verlangen.“

Baiſemeaux wäre beinahe rückwärts gefallen.

Aramis verſchmähte es, ihn aufzuheben, wie er es verſchmäht hatte, ihn zu erſchrecken.

„Was ſoll ich antworten?“ fragte Baiſemeaux.

„Was Ihr wollt,“ erwiederte Aramis, der ſich die

, „wie hatte [illegible] ihet: .. wie [illegible]
jen!“
Wer sagte Euch, Ihr sollet vermuthen? wer bat
vorherzusehen?“ erwiederte Aramis verächtlich.
Orden vermuthet, der Orden weiß, der Orden
rher. Genügt das nicht?“
Was befehlt Ihr?“ fügte Baisemeaux bei.
ich? nichts. Ich bin nur ein armer Priester,
acher Beichtvater. Befehlt Ihr mir, den Kran-
besuchen?“
Oh! Monseigneur, ich befehle Euch nicht, ich
uch.“
is ist gut. So führet mich.“
eit der seltsamen Verwandlung von Aramis in
Beichtvater des Ordens war Baisemeaux nicht
erselbe Mensch.
s dahin war Aramis für den würdigen Gou-
ein Prälat gewesen, dem er Achtung, ein
, dem er Dankbarkeit schuldig; aber von der
rung an, die alle seine Ideen niedergestürzt,

der drei Männer erſchollen auf den geplatteten Terr
und das Geklirre der am Gürtel des Schließers hä
den Schlüſſel ſtieg bis zu den Stockwerken der Tl
empor, als wollte es die Gefangenen daran erin
die Freiheit ſei außer ihrem Bereiche.

Man hätte glauben ſollen, die Veränderung
bei Baiſemeaux vorgegangen, habe ſich auch a
Schließer erſtreckt. Dieſer Menſch, derſelbe, de
beim erſten Beſuch von Aramis ſo neugierig und
ſüchtig gezeigt, war nicht nur ſtumm, ſondern auc
empfindlich geworden. Er ſenkte den Kopf und
bange zu haben, er könnte die Ohren öffnen.

So kam man zum Fuß der Bertaudière,
zwei Stockwerke ſtillſchweigend und mit einer ge
Langſamkeit erſtiegen wurden, denn Baiſemeaux war, ob
er gehorchte, doch weit entfernt, hiebei mit gr
Eifer zu Werke zu gehen.

Endlich gelangte man zu der Thüre; der S
ßer hatte nicht nöthig, den Schlüſſel zu ſuchen,
er hielt ihn ſchon bereit. Die Thüre öffnete ſich.

Baiſemeaux ſchickte ſich an, zu dem Gefan
hinein zu gehen, doch er blieb auf der Schwelle ſt

„Es ſteht nicht geſchrieben, der Gouve
werde die Beichte des Gefangenen hören," ſprach
mis.

Baiſemeaux verbeugte ſich und ließ Aramis
beigehen; dieſer nahm die Laterne aus den Händen
Schließers und trat ein; dann machte er mit
Geberde ein Zeichen, daß man die Thüre hinter
ſchließe.

Einen Augenblick ſtand er ſtille und horchte
geſpanntem Ohr, ob Baiſemeaux und der Schließe
entfernten; dann, als er ſich durch das Abnehmen
Geräuſches überzeugt hatte, daß ſie den Thurm
laſſen, ſtellte er die Laterne auf den Tiſch und ſa
umher.

Auf einem Bett von grüner Sarſche, das im

ſeine Kerze auslöſchen müſſen. Man ſieht,
der Gefangene begünſtigt war, da er ſich des
Vorrechtes, bis zum Augenblick der Feierglocke
behalten, erfreute.

dieſem Bett lagen auf einem ledernen Lehn-
it gedrehten Füßen Kleider von merkwürdiger
Ein kleiner Tiſch, ohne Federn, ohne Tinte,
pier, ohne Bücher, ſtand traurig und verlaſſen
ſter. Mehrere noch volle Teller bezeugten,
Gefangene ſein letztes Mahl kaum berührt

mis ſah den jungen Mann, das Geſicht halb
n unter ſeinen beiden Armen, auf dem Bett
ckt.

Ankunft des Beſuches bewog ihn nicht, ſeine
verändern; er wartete oder ſchlief.

mis zündete die Kerze mit Hülfe der Laterne
ſachte den Lehnſtuhl zurück und näherte ſich
t mit einer ſichtbaren Miſchung von Theil-
nd Ehrfurcht.

Dann, nachdem er einige Sekunden geſchwi
fuhr er fort:

„Ich habe Euch ſchon geſehen.“

Aramis verbeugte ſich. Ohne Zweifel wa
Forſchung, die der Gefangene angeſtellt, — dieſe Of
rung eines kalten, liſtigen und beherrſchenden Ei
ters, der ſich als entſchiedenes Gepräge in der
ſiognomie des Biſchofs von Vannes herausſtellte, -
nig beruhigend in der Lage des jungen Mannes,
er fügte bei:

„Es geht beſſer bei mir.“

„Somit?“ fragte Aramis.

„Somit, da es beſſer geht, habe ich nicht
daſſelbe Bedürfniß eines Beichtvaters, wie mir ſch

„Nicht einmal des Bußkleides, das Euch der
tel verkündigte, den Ihr in Eurem Brode gef
habt?“

Der junge Mann bebte, doch ehe er geantw
oder geleugnet hatte, fuhr Aramis fort:

„Nicht einmal des Geiſtlichen, aus deſſen M
Ihr eine wichtige Offenbarung zu erwarten habt?

„Wenn dem ſo iſt,“ ſprach der junge Mann,
ſein Kopfkiſſen zurückſinkend, „dann iſt es etwas
deres . . . ich höre.“

Aramis ſchaute ihn nun noch aufmerkſamer an
war erſtaunt über dieſe Miene einfacher, ungezwu
ner Majeſtät, die man nie erlangt, hat ſie Gott
in das Blut oder in das Herz gelegt.

„Setzt Euch, mein Herr,“ ſagte der Gefange

Aramis verbeugte ſich und gehorchte.

„Wie befindet Ihr Euch in der Baſtille,“ f
der Biſchof.

„Sehr wohl.“

„Ihr leidet nicht?“

„Nein.“

„Ihr bedauert nichts?“

„Nein.“

„Nicht einmal den Mangel an Freiheit?“

„Was nennt Ihr Freiheit, mein Herr?“ fragte der Gefangene mit dem Ausdrucke eines Menschen, der sich zu einem Kampfe anschickt.

„Ich nenne die Freiheit die Blumen, die Luft, das Licht, die Sterne, das Glück, dahin zu laufen, wohin ich will, Eure nervigen zwanzigjährigen Beine tragen.“

Der junge Mann lächelte; es wäre schwer zu sagen gewesen, ob dies Folge von Resignation oder von Verachtung.

„Schaut,“ sagte er, „ich habe hier in dieser japanischen Vase zwei Rosen, zwei schöne Rosen, welche mir gestern Abend als Knospen im Garten des Gouverneurs gepflückt worden sind; sie haben diesen Morgen vor meinen Augen ihren rothen Kelch erschlossen; in jeder Falte ihrer Blätter öffneten sie den Schatz ihres Wohlgeruches; mein ganzes Zimmer ist davon balsamisch durchduftet. Diese zwei Rosen, seht sie: sie sind schön unter den Rosen und die Rosen sind die duftesten Blumen. Warum soll ich mir also andere Blumen wünschen, da ich die schönsten von allen habe?“

Aramis schaute den jungen Mann mit Erstaunen an.

„Sind die Blumen die Freiheit,“ fuhr der junge Mann schwermüthig fort, „so habe ich die Freiheit, da die Blumen besitze.“

„Oh! doch die Luft?“ rief Aramis; „die für das Leben so nothwendige Luft?“

„Wohl! mein Herr, tretet näher zum Fenster, es ist offen,“ sprach der Gefangene. „Zwischen dem Himmel und der Erde rollt der Wind seine Wirbel von Eis, von Feuer, von lauen Dünsten oder sanften Lüften. Es spielt von dort die Luft mein Gesicht, wenn ich auf diesen Stuhl steige, mich auf die Lehne setze und den Arm um die Gitterstange schlinge, die mich hält, so scheint mir, als schwämme ich im leeren Raume.“

Die Stirne von Aramis verdüsterte sich mehr, während der junge Mann so sprach.

„Das Licht?“ fuhr dieser fort; „ich habe Besseres, als das Licht, ich habe die Sonne, Freund, der mich jeden Tag ohne die Erlaubn Gouverneur, ohne die Begleitung des Kerkern besucht. Sie kommt durch das Fenster herein, fl net in meinem Zimmer ein großes langes Viere von diesem Fenster ausgeht und am Vorhang Bettes bis zu den Fransen fortläuft. Dieses li Viereck wächst von zehn Uhr bis Mittag und von ein Uhr bis drei Uhr ab, langsam ab, als erte es, mich zu verlassen, während es sich bee mir zu kommen. Verschwindet der letzte Stra Sonne, so habe ich ihre Gegenwart fünf Stund nossen. Ist das nicht genügend? Man hat n sagt, es gebe Unglückliche, welche Steinbrüche a den, Leute, die in Bergwerken arbeiten und die die nie sehen.“

Aramis wischte sich die Stirne ab.

„Was die Sterne betrifft, die so milde anzu lad,“ fuhr der junge Mann fort, „sie gleichen sich a zeichen vom Glanz und der Größe. Ich bin ligt, denn wäre diese Kerze nicht von Euch ang worden, so hättet Ihr den schönen Stern sehen k [illegible] von meinem Bette aus vor Eurem Eintri [illegible] dessen Strahlen meine Augen liebkosten.“

Aramis neigte das Haupt: er fühlte sich u [illegible] unter die bittere Woge der unseligen Philo [illegible] Religion der Gefangenschaft ist.

„Dies, was die Blumen, die Luft, das Lic [illegible] betrifft,“ sprach der junge Man [illegible] Ende. „Es bleibt der Spaziergang. [illegible] ganzen Tag spazieren, im [illegible] wenn es schön Wetter ist, hier, [illegible] Kühle, wenn es heiß, in der [illegible] mit Hülfe dieses Kamins im W

Ah! glaubt mir, mein Herr," fügte der Gefangene mit einem Ausdruck bei, der nicht ganz von einer gewissen Bitterkeit frei war, „die Menschen haben für mich Alles gethan, was ein Mensch hoffen, was ein Mensch wünschen kann."

„Die Menschen? es mag sein," sprach Aramis das Haupt erhebend; „doch mir scheint, Ihr vergeßt Gott."

„Ich habe in der That Gott vergessen," erwiederte der Gefangene, ohne bewegt zu werden; „aber warum sagt Ihr mir das? wozu nützt es, mit den Gefangenen von Gott zu reden?"

Aramis schaute dem seltsamen jungen Mann, der die Resignation eines Märtyrers mit dem Lächeln eines Atheisten hatte, ins Gesicht und murmelte dann:

„Ist Gott nicht in jedem Ding?"

„Sagt am Ende jedes Dings," antwortete der Gefangene mit festem Ton.

„Gut," sprach Aramis, „doch kehren wir zu dem Punkt zurück, von dem wir ausgegangen sind."

„Das ist mir ganz lieb."

„Ich bin Euer Beichtiger."

„Ja."

„Wohl, als mein Beichtkind seid Ihr mir die Wahrheit schuldig."

„Ich verlange nichts Anderes, als sie Euch zu sagen."

„Jeder Gefangene hat das Verbrechen begangen, das ihn ins Gefängniß gebracht. Welches Verbrechen habt Ihr begangen?"

„Ihr habt mich das schon gefragt, als Ihr mich das erste Mal besuchtet."

„Und Ihr habt die Antwort zu vermeiden gesucht, wie heute."

„Warum denkt Ihr, ich werde heute antworten?"

„Weil ich heute Euer Beichtvater bin."

„Wollt Ihr, daß ich Euch das Verbrechen sa-

das ich begangen, so sagt mir, was ein Verbr
ist. Denn da ich nichts in mir weiß, das mir
würfe macht, so sage ich, ich sei kein Verbrecher.

„Man ist zuweilen Verbrecher in den Augen
Großen, nicht allein, weil man Verbrechen bega
sondern auch, weil man weiß, daß Verbrechen b
gen worden sind."

Der Gefangene horchte mit der größten Auf
samkeit.

„Ja," sagte er, nachdem er einen Augenblick
schwiegen; „ja, ich begreife; ja, Ihr habt Recht,
Herr; es könnte wohl sein, daß ich auf diese Ar
Verbrecher in den Augen der Großen wäre."

„Ah! Ihr wißt also etwas?" sagte Aramis
Glauben, er habe nicht die Blöße, sondern die Fu
des Panzers erschaut.

„Nein, ich weiß nichts," antwortete der j
Mann, „aber ich denke zuweilen und sage mir in
chen Augenblicken . . ."

„Was sagt Ihr Euch?"

„Wenn ich mehr denken wollte, so würde ich
weder ein Narr, oder ich errieth sehr viele Ding

„Nun! und dann?" fragte Aramis ungeduld

„Dann halte ich inne."

„Ihr haltet inne?"

„Ja, mein Kopf ist schwer, meine Gedanken
den traurig; ich fühle den Verdruß, der mich er
ich wünsche . . ."

„Was?"

„Ich weiß es nicht; denn ich will mich nicht
Verlangen nach Dingen ertappen lassen, die ich
habe, ich, der ich so zufrieden mit Dem bin, wa
habe."

„Ihr fürchtet den Tod?" fragte Aramis mit
leichten Bangigkeit.

„Ja," antwortete lächelnd der junge Mann.

Aramis fühlte die Kälte dieses Lächelns und b

!, da Ihr vor dem Tod Angſt habt, ſo wiſſt
, als Ihr ſagt," rief er.
ch Ihr, der Ihr mich nach Euch verlangen
r Ihr, da ich nach Euch verlangt habe, hier
und mir eine Welt von Offenbarungen ver-
die kommt es, daß Ihr nun ſchweigt, und daß
e? Da wir jeder eine Maske tragen, ſo be-
ir ſie entweder Beide, oder legen wir ſie mit
ab."
nis fühlte zugleich die Stärke und die Richtig-
s Einwurfs.
habe nicht mit einem gewöhnlichen Menſchen
' dachte er. „Wir wollen ſehen."
bt Ihr Ehrgeiz?" ſagte er laut, ohne den
en auf dieſen Uebergang vorbereitet zu haben.
s iſt das, Ehrgeiz?" fragte der junge Mann.
s iſt ein Gefühl, das den Menſchen antreibt,
wünſchen, als er hat," antwortete Aramis.
habe geſagt, ich ſei zufrieden, mein Herr;
ſt möglich, daß ich mich täuſche. Ich weiß
as Ehrgeiz iſt, doch es iſt möglich, daß ich
)effnet mir den Geiſt, das iſt mir ganz lieb."
i Ehrgeiziger iſt der, welcher über ſeinen Stand
egehrt."
begehre nichts über meinen Stand hinaus,"
:r junge Mann mit einer Sicherheit, die den
on Vannes abermals beben machte.
chwieg. Sah man aber die glühenden Augen, die
Stirne, die nachdenkende Haltung des Gefan-
fühlte man wohl, daß er etwas Anderes, als
:igen erwartete. Dieſes Stillſchweigen brach

: habt mich belogen, als ich Euch das erſte
chte," ſagte er.
ogen?" rief der junge Mann, ſich auf ſeinem
richtend, mit einem ſolchen Ausdruck in der

Stimme, mit einem ſolchen Blitz in den Augen, daß Aramis unwillkührlich zurückwich.

„Ich will ſagen," verſetzte Aramis, indem er ſich verbeugte, „Ihr habt mir verborgen, was Ihr von Eurer Kindheit wißt."

„Die Geheimniſſe eines Menſchen gehören ihm mein Herr, und nicht dem Erſten dem Beſten."

„Es iſt wahr," ſprach Aramis, der ſich tiefer, als das erſte Mal verbeugte, „es iſt wahr, verzeiht, doch heute bin ich für Euch noch der Erſte der Beſte. Ich flehe Euch an, antwortet, Monſeigneur."

Dieſer Titel verſetzte den Gefangenen in eine kleine Unruhe; er ſchien indeſſen nicht erſtaunt, daß man ihm denſelben gab.

„Ich kenne Euch nicht, mein Herr," ſagte er.

„Oh! wenn ich es wagte, würde ich Eure Hand nehmen und ſie küſſen."

Der junge Mann machte eine Bewegung, als wollte er Aramis die Hand geben, aber der Blitz, der aus ſeinem Auge hervorgeſprungen, erloſch am Rande ſeines Lides, und ſeine Hand zog ſich kalt und mißtrauiſch zurück.

„Einem Gefangenen die Hand küſſen!" ſprach er „wozu ſoll das nützen?"

„Warum ſagtet Ihr mir, Ihr befändet Euch hier wohl?" fragte Aramis. „Warum ſagtet Ihr mir, Ihr liebtet nichts? Warum endlich verhindert Ihr mich indem Ihr ſo ſprecht, meinerſeits offenherzig zu ſein?"

Derſelbe Blitz erſchien zum dritten Mal in den Augen des jungen Mannes, aber wie die zwei erſten Male erloſch er, ohne etwas herbeizuführen.

„Ihr mißtraut mir," ſagte Aramis.

„Warum, mein Herr?"

„Oh! aus einem ganz einfachen Grunde: weil Ihr, was Ihr wiſſen müßt, ſo müßt Ihr Jedermann mißtrauen."

undert C..., nicht, daß ich mißtraue,
Verdacht habt, ich wiſſe, was ich nicht weiß."
ar von Bewunderung erfüllt für dieſen
derſtand.
bringt mich in Verzweiflung, Monſeig-
indem er mit der Fauſt auf den Lehn-

ich verſtehe Euch nicht, mein Herr."
o ſucht mich zu verſtehen."
igene ſchaute Aramis feſt an.
," fuhr dieſer fort, „zuweilen ſcheint mir,
Mann vor den Augen, den ich ſuche . . .
"
n . . . verſchwindet dieſer Mann, nicht
lächelnd der Gefangene. „Deſto beſſer."
and auf und ſprach:
: entſchieden einem Menſchen nichts zu
in dem Grade mißtraut, wie Ihr es

erwiederte der Gefangene in demſelben
habe dem Manne nichts zu ſagen, der
will, daß ein Gefangener Allem mißt-

einen alten Freunden? Oh! das iſt zu
Monſeigneur."
lten Freunden? Ihr gehöret zu meinen
, mein Herr?"
erinnert Ihr Euch nicht mehr, einſt in
) Eure erſte Kindheit verlief . . ."
r den Namen dieſes Dorfes?" fragte

Sec," antwortete Aramis mit feſtem

ort," ſagte der junge Mann, ohne daß
geſtand oder leugnete.
lonſeigneur, wollt Ihr dieſes Spiel durch-
ſo bleiben wir hiebei ſtehen. Es iſt wahr,

ich komme, um Euch viele Dinge zu sagen
müßt mir zeigen, daß Ihr Euererseits diese
nen zu lernen wünschet. Gesteht zu, daß
ich gesprochen, bevor ich die so wichtigen Ding
wenig Beistand, wenn nicht Offenherzigkeit, ein
pathie, wenn nicht Vertrauen nöthig gehabt hä
haltet Euch verschlossen in einer vorgeblichen V
die mich lähmt. Oh! nicht wegen dessen, was
denn so unwissend Ihr auch sein möget, so
Ihr auch zu sein Euch stellt, Ihr seid
minder, was Ihr seid, Monseigneur, und ni
höret Ihr wohl, wird machen, daß Ihr es

„Ich verspreche, Euch ohne Ungeduld
antwortete der Gefangene. „Nur scheint
berechtigt, Euch die Frage zu wiederholen,
einmal an Euch gemacht habe: Wer seid

„Erinnert Ihr Euch, vor fünfzehn
Jahren in Noisy-le-Sec einen Reiter gesehe
der mit einer Dame kam, welche gewöhnlich
Seide, mit feuerfarbenen Bändern in den
kleidet war?"

„Ja, ich fragte einmal nach dem N
Reiters, und man sagte mir, er heiße Cher
blay. Ich wunderte mich, daß dieser Abb
risch aussah, und man antwortete mir, m
nicht hierüber wundern, in Betracht, daß e
ketier von König Ludwig XIII. sei."

„Wohl," sprach Aramis, dieser ehema
tier, dann Abbé, ferner Bischof von Va
Euer Beichtvater, das bin ich."

„Ich weiß es. Ich erkannte Euch."

„Nun! Monseigneur, wenn Ihr das
ich etwas beifügen, was Ihr nicht wißt:
Anwesenheit hier dieses Musketiers, dieses
Bischofs, dieses Beichtvaters dem König heu
kannt, so sähe morgen derjenige, welcher Alles
um zu Euch zu kommen, das Beides Henkers

s glänzen, der finsterer und verborgener,
Kurige ist."
d der junge Mann diese fest betonten Worte
er sich auf seinem Bett und tauchte mehr
ierige Blicke in die Augen von Aramis.
folg dieser Forschung war, daß der Gefan-
Vertrauen zu fassen schien.
murmelte er, „ja, ich erinnere mich voll-
ie Frau, von der Ihr sprecht, kam einmal
und zwei andere Male mit der Frau . . ."
t inne.
er Frau, die Euch alle Monate besuchte,
Monseigneur?"

Ihr, wer diese Dame war?"
itz schien im Begriff, aus dem Auge des
hervorzuspringen.
eiß, daß es eine Dame von Hofe war,"

rt Ihr Euch dieser Dame genau?"
meine Erinnerungen können in dieser Hin-
hr verworren sein," sprach der junge Ge-
ch habe einmal diese Dame mit einem
ungefähr fünf und vierzig Jahren gesehen;
nmal diese Dame mit Euch und mit der
chwarzen Kleid und mit den feuerfarbenen
sehen. Ich habe sie zweimal seitdem mit
erson gesehen. Diese vier Personen mit
her und der alten Perronnette, mein Schließer
uverneur sind die einzigen Personen, mit
gesprochen, und in der That beinahe die
ich je gesehen."
aret also im Gefängniß?"
h hier im Gefängniß, so war ich dort be-
e frei, obgleich meine Freiheit sehr be-
Haus, aus dem ich nicht herauskam, ein
en, umgeben von Mauern, die ich n

überſteigen konnte: das war meine Wohnſtätte. Ihr kennt ſie, da Ihr dort geweſen ſeid. Gewohnt, innerhalb der Grenzen dieſer Mauern und dieſes Hauſes zu wohnen, verlangte ich übrigens nie danach, hinaus zu kommen. Ihr begreift daher, mein Herr, da ich nichts von dieſer Welt geſehen, ſo kann ich auch nichts wünſchen, und wenn Ihr mir etwas erzählt, ſo werdet Ihr genöthigt ſein, mir Alles zu erklären."

„Das werde ich thun, Monſeigneur, denn es iſt meine Pflicht," ſprach Aramis ſich verbeugend.

„Wohl! ſo fangt damit an, daß Ihr mir ſagt, wer mein Erzieher war."

„Ein guter Edelmann, Monſeigneur, ein redlicher Edelmann beſonders, ein Lehrer zugleich für Euren Leib und Eure Seele. Habt Ihr Euch je über ihn zu beklagen gehabt?"

„Oh! nein, mein Herr, ganz im Gegentheil; doch dieſer Edelmann ſagte mir oft, mein Vater und meine Mutter ſeien todt; log er oder ſprach er die Wahrheit?"

„Er war genöthigt, die Befehle zu befolgen, die man ihm gegeben."

„Alſo log er?"

„In einem Punkt. Euer Vater iſt todt."

„Und meine Mutter?"

„Sie iſt todt für Euch.

„Aber für die Anderen lebt ſie, nicht wahr?"

„Ja."

„Und ich (der junge Mann ſchaute Aramis an ich bin verdammt, in der Dunkelheit eines Gefängniſſes zu leben?"

„Ach! ich glaube."

„Und dies, weil meine Gegenwart in der Welt ein großes Geheimniß enthüllen würde?"

„Ein großes Geheimniß, ja."

„Um ein Kind, wie ich es war, in die Baſtille einzuſperren, muß mein Feind ſehr mächtig ſein?"

„Er iſt es."

„Mächtiger, als meine Mutter alſo?“

„Warum?“

„Weil meine Mutter mich beſchützt hätte.“

Aramis zögerte.

„Mächtiger, als Euer Vater, ja, Monſeigneur.“

„Daß meine Amme und der Edelmann entführt orden ſind und daß man mich von ihnen getrennt hat, ar ich alſo oder waren ſie eine ſehr große Gefahr r meinen Feind?“

„Ja, eine Gefahr, von der ſich Euer Feind dadurch freit hat, daß er den Edelmann und die Amme verhwinden ließ,“ antwortete Aramis ruhig.

„Verſchwinden?“ fragte der Gefangene. „Auf elche Art ſind ſie verſchwunden?“

„Auf die ſicherſte Art,“ erwiederte Aramis; „ſie nd geſtorben.“

Der junge Mann erbleichte leicht und ſtrich mit ner zitternden Hand über ſein Geſicht.

„An Gift?“ fragte er.

„An Gift.“

Der Gefangene dachte einen Augenblick nach.

„Mein Feind muß ſehr grauſam oder ſehr durch e Nothwendigkeit gezwungen geweſen ſein, daß dieſe vei unſchuldigen Geſchöpfe, meine einzigen Stützen, n demſelben Tag ermordet worden ſind, denn dieſer ürdige Edelmann und dieſe brave Frau haben nie emand etwas zu Leide gethan.“

„Die Nothwendigkeit iſt hart in Eurer Zuſammenellung. Es iſt auch eine Nothwendigkeit, was mich, n meinem großen Bedauern, veranlaßt, Euch zu ſagen, aß ſie ermordet worden ſind.“

„Oh! Ihr theilt mir nichts Neues mit,“ ſagte der efangene, die Stirne faltend.

„Wie ſo?“

„Ich vermuthete es.“

„Warum?“

„Ich will es Euch ſagen.“

In dieſem Augenblick näherte ſich der junge Mann, der ſich auf ſeine beiden Ellenbogen ſtützte, dem Geſichte von Aramis mit einem ſolchen Ausdruck von Würde, Verleugnung und Herausforderung ſogar, daß der Biſchof die Electricität der Begeiſterung aus ſeinem verwelkten Herzen in verzehrenden Funken zu ſeinem ſtahlharten Schädel aufſteigen fühlte.

„Sprecht, Monſeigneur. Ich habe ſchon geſagt, daß ich mein Leben ausſetze, indem ich mit Euch rede. So wenig mein Leben ſein mag, ich flehe Euch an, es als Löſegeld des Eurigen anzunehmen.“

„Wohl!“ ſagte der junge Mann, „höret, warum ich ahnete, man habe meine Amme und meinen Erzieher getödtet . . .“

„Euren Erzieher, den Ihr Euren Vater nanntet?“

„Ja, den ich meinen Vater nannte, während ich aber wohl wußte, daß ich nicht ſein Sohn.“

„Was ließ Euch dies annehmen?“

„Ebenſo wie Ihr zu ehrerbietig für einen Freund ſeid, war er zu ehrerbietig für einen Vater.“

„Ich,“ ſagte Aramis, „ich habe nicht die Abſicht, mich zu verſtellen.“

Der junge Mann machte ein Zeichen mit dem Kopf und fuhr fort:

„Ohne Zweifel war ich nicht beſtimmt, ewig eingeſperrt zu bleiben, und was mich dies, jetzt beſonders, glauben macht, iſt die Sorgfalt, mit der man mich zu einem möglichſt vollkommenen Cavalier heranzubilden bemüht war. Der erwähnte Edelmann lehrte mich Alles, was er ſelbſt wußte: Mathematik, ein wenig Geometrie, Aſtronomie, Fechten, Reiten. Jeden Morgen übte ich mich in den Waffen in einem Saale im Erdgeſchoß, jeden Morgen ritt ich auch im Garten. Wohl! eines Morgens, es war im Sommer, denn es herrſchte eine drückende Hitze, war ich in dem genannten Saal entſchlafen. Abgeſehen von dem ehrerbietigen Benehmen meines Hofmeiſters, hatte mich nichts bis

ahin belehrt oder Verdacht bei mir erregt. Ich lebte ie die Kinder, wie die Vögel, wie die Pflanzen von er Luft und der Sonne; ich zählte fünfzehn Jahre."

„Das iſt alſo acht Jahre her?"

„Ja, ungefähr; ich habe das Maaß der Zeit verren."

„Verzeiht . . . was ſagte Euch Euer Lehrer, um uch zur Arbeit anzuſpornen?"

„Er ſagte, ein Menſch müſſe ſich auf Erden ein lück zu gründen ſuchen, das Gott ihm bei ſeiner Geburt erweigert habe; er fügte bei, eine arme Waiſe, könne ch nur auf mich zählen, und Niemand außer ihm würde ich je für mich intereſſiren. . . Ich war alſo in dem untern Saal, ermüdet durch meine Lection im Fechten, entlafen. Mein Erzieher befand ſich in ſeinem Zimmer n erſten Stock, gerade über mir. Plötzlich höre ich twas wie einen kurzen Schrei von meinem Erzieher usſtoßen. Dann rief er: „„Perronnette! Perronnette!"" is war meine Amme, der er rief."

„Ja, ich weiß," ſagte Aramis, „fahret fort, fahret ort, Monſeigneur."

„Ohne Zweifel war ſie im Garten, denn mein rzieher ſtieg haſtig die Treppe hinab. Ich ſtand auf, eſorgt, ihn zu ſehen. Er öffnete die Thüre, die vom Vorhaus in den Garten führte, und rief beſtändig: „Perronnette! Perronnette!"" Die Fenſter des unteen Saales gingen auf den Hof; die Läden dieſer Fenter waren geſchloſſen; aber durch einen Spalt des Laen ſah ich meinen Hofmeiſter ſich einem weiten Brunen nähern, der beinahe unter den Fenſtern ſeines Arbeitscabinets lag. Er neigte ſich über das ſteinerne Geländer, ſchaute in den Brunnen und ſtieß unter gewaltigen Geberden des Schreckens einen neuen Schrei us. Von der Stelle, wo ich war, konnte ich nicht ur ſehen, ſondern auch hören. Ich ſah alſo; ich hörte lſo."

„Ich bitte Euch, fahret fort, Monseigneur,“ sagte Aramis.

„Frau Perronnette lief auf das Geschrei meines Hofmeisters rasch herbei. Er ging ihr entgegen, nahm sie beim Arm und zog sie ungestüm an das Geländer, neigte sich dann mit ihr in den Brunnen und sagte: „„Schaut, schaut, welch ein Unglück!““ „„Beruhigt Euch doch,““ erwiederte Frau Perronnette, „„was gibt es denn?““ „„Dieser Brief,““ rief mein Hofmeister, „„seht Ihr diesen Brief?““ und er streckte die Hand gegen die Tiefe des Brunnen aus. „„Welcher Brief?““ fragte die Amme. „„Der Brief, den Ihr da unten seht: es ist der letzte Brief der Königin!““

„Bei diesem Worte bebte ich. Mein Erzieher, derjenige, welcher für meinen Vater galt, derjenige, welcher mir unabläßig Bescheidenheit und Demuth anempfahl, stand im Briefwechsel mit der Königin!

„„Der letzte Brief der Königin!““ rief Perronnette, ohne daß sie über etwas Anderes erstaunt zu sein schien, als darüber, daß sie den Brief im Grunde des Brunnen sah: „„weil wie ist er denn dahin gekommen?““ „„Durch einen Zufall, Frau Perronnette, durch einen seltsamen Zufall. Ich gehe in mein Zimmer zurück, öffne die Thüre, das Fenster steht auch offen, es entsteht ein Luftzug, ich sehe ein Papier entfliegen, ich erkenne, daß dieses Papier der Brief der Königin ist, ich laufe ans Fenster, stoße einen Schrei aus, das Papier schwebt einen Augenblick in der Luft und fällt dann in den Brunnen.““ „„Nun!““ versetzte Frau Perronnette, „„wenn der Brief in den Brunnen gefallen ist, so ist es, als wäre er verbrannt, und da die Königin selbst alle ihre Briefe verbrennt, so oft sie kommt...““

„So oft sie kommt! die Frau, welche alle Monate kam, war also die Königin,“ unterbrach sich der Gefangene.

„Ja,“ machte Aramis [illegible] dem Kopf.

„„Allerdings, allerdings,“ fuhr der alte Edelmann fort, „„[illegible] die [illegible] Instructionen.

„Wie soll ich es machen, um sie zu befolgen?“ „„Schreibt geschwinde an die Königin, erzählt ihr die Sache, wie sie vorgefallen ist, und die Königin wird Euch einen zweiten Brief für den letzten schreiben.““ „„Oh! die Königin wird nicht an diesen Zufall glauben,““ sagte der gute Mann den Kopf schüttelnd, „„sie wird denken, ich habe den Brief, statt ihr denselben wie die anderen zurückzugeben, behalten wollen, um mir eine Waffe daraus zu machen. Sie ist so mißtrauisch und Herr von Mazarin so . . . Dieser Teufel von einem Italiener ist im Stande, uns beim ersten Verdacht vergiften zu lassen!““

Aramis lächelte und machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopf.

„„Ihr wißt, Frau Perronnette, Beide sind so argwöhnisch in Beziehung auf Philipp.““

„Philipp ist der Name, den man mir gab,“ unterbrach sich der Gefangene.

„„Dann darf man nicht zögern,““ sprach Frau Perronnette, „„man muß Jemand in den Brunnen hinabsteigen lassen.““ „„Ja, daß der, welcher das Papier zurückbringt, es beim Heraufsteigen liest.““ „„Nehmen wir aus dem Dorf eine Person, die nicht lesen kann; so werdet Ihr ruhig sein.““ „„Gut! wird aber derjenige, welcher hinabsteigt, nicht die Wichtigkeit eines Papieres errathen, für das man das Leben eines Menschen wagt? Doch Ihr habt mir einen Gedanken eingegeben, Frau Perronnette, ja, es wird Jemand in den Brunnen hinabsteigen, und dieser Jemand werde ich sein.““

„Ueber dieses Vorhaben fing jedoch Frau Perronnette dergestalt an zu schreien, weinend flehte sie den alten Edelmann so inständig an, daß er ihr versprach, er wolle eine Leiter aufsuchen, welche groß genug, daß man in den Brunnen hinabsteigen könne, während sie nach dem Pachthofe laufe, um einen entschlossenen Burschen aufzusuchen, dem man glauben mache, es sei ein

Juwel in den Brunnen gefallen, dieſes Juwel ſei in Papier eingewickelt, und da das Papier, bemerkte mein Erzieher, im Waſſer auseinander gehe, ſo werde er ſich nicht darüber wundern, daß man nichts, als den offenen Brief finde.“

„„Der Brief hat vielleicht ſchon Zeit gehabt, ſich zu verwiſchen.““ ſagte Frau Perronnette. „„Gleichviel, wenn wir ihn nur bekommen. Geben wir den Brief der Königin zurück, ſo wird ſie ſehen, daß wir ſie nicht verrathen, und folglich werden wir, da wir kein Mißtrauen bei Herrn von Mazarin erregen, nichts von dieſem zu befürchten haben.““

„Als dieſer Entſchluß gefaßt war, trennten ſie ſich. Ich zog den Laden zu, und da ich ſah, daß mein Erzieher in das Haus zurückzukehren ſich anſchickte, warf ich mich auf meine Polſter mit einem Geſumme im Kopf, das durch Alles, was ich gehört, verurſacht worden war.

„Mein Erzieher öffnete ein wenig die Thüre einige Secunden, nachdem ich mich auf meine Polſter geworfen hatte, und da er glaubte, ich ſei eingeſchlafen, ſo machte er ſie ſachte wieder zu.

„Kaum war dies geſchehen, als ich aufſtand; ich horchte und vernahm das Geräuſch von Tritten, die ſich entfernten. Da kehrte ich zu meinem Laden zurück und ſah meinen Erzieher und Frau Perronnette ausgehen.

„Ich war allein im Hauſe.

„Sie hatten nicht ſobald die Thüre geſchloſſen, als ich, ohne mir die Mühe zu machen, durch das Vorhaus zu gehen, aus dem Fenſter ſprang und auf den Brunnen zulief.

„Dann neigte ich mich ebenfalls, wie ſich mein Erzieher geneigt hatte.

„Etwas Weißliches, Leuchtendes zitterte in den ſchwankenden Kreiſen des grünlichen Waſſers. Dieſer glänzende Gegenſtand blendete mich und lockte mich an; meine Augen waren ſtarr, ich keuchte; der Brunnen

n mit ſein ten Mund und ſeinem eiſ-
; es kam ...., als läſe ich im Grunde
feurige Buchſtaben, auf das Papier ge-
s die Königin berührt hatte.
zu wiſſen, was ich that, und belebt von
enen inſtinktartigen Bewegungen, die den
f unheilvolle Abhänge fortſtoßen, rollte ich
es Ziehſeils vom Balken ab und ließ den
ungefähr auf drei Fuß Tiefe in das Waſſer
bei ich mir ſehr wehe that, um das koſtbare
t zu verrücken, das ſeine weißliche Farbe
grünliche Tinte zu vertauſchen anfing, ein
ß es unterſank; dann glitt ich, ein Stück
Leinwand in der Hand, in den Abgrund

ich mich über dieſer dunklen Waſſerlache
, als ich den Himmel über meinem Kopf
ah, da bemächtigte ſich meiner die Kälte,
bel ergriff mich und machte meine Haare ſich
ber mein Wille beherrſchte Alles, Angſt und
Ich erreichte das Waſſer und tauchte raſch
t ich mich mit einer Hand zurückhielt, wäh-
andere ausſtreckte und das koſtbare Papier
zwiſchen meinen Fingern entzwei riß.
erbarg die zwei Stücke in meinem Rock und
dem ich mir mit den Füßen an der Wand
n half und mich mit meinen Händen an-
de und in Eile zum Geländer hinauf, das
es berührte, mit dem Waſſer benetzte, wel-
ganzen unteren Theil meines Leibes herab-

b ich mit meiner Beute außerhalb des Brun-
ef ich in die Sonne, und ich erreichte den
des Gartens, wo eine Art von Wäldchen
n wollte ich mich flüchten.
b den Fuß in mein Verſteck ſetzte, klang die

Glocke, welche ertönte, wenn die große Thüre geöffnet wurde. Mein Erzieher kam nach Hause. Es war [illegible]

„Ich berechnete, daß mir zehn Minuten blieben, ehe er mich erreichte, wenn er errieth, wo ich war und geraden Weges zu mir kam; zwanzig Minuten, wenn er mich zu suchen sich bemühte.

„Das war genug, um den kostbaren Brief zu lesen, dessen zwei Bruchstücke ich rasch an einander hielt. Die Buchstaben fingen an sich zu verwischen; dessen ungeachtet gelang es mir, den Brief zu entziffern.“

„Und was habt Ihr gelesen, Monseigneur?“ fragte Aramis lebhaft interessirt.

„Genug Dinge, mein Herr, um zu glauben, der Diener sei ein Edelmann, und Perronnette, ohne gerade eine vornehme Dame zu sein, doch mehr als eine Magd, endlich daß ich einiger Maßen von hoher Geburt, da mich die Königin Anna von Oesterreich und der erste Minister Mazarin so angelegentlich empfahlen.

„Und was geschah?“ fragte Aramis.

„Es geschah,“ antwortete der junge Mann, „daß der von meinem Erzieher herbeigerufene Arbeiter nichts in dem Brunnen fand, nachdem er ihn in allen Richtungen durchwühlt hatte; mein Erzieher bemerkte, daß das steinerne Geländer ganz naß war; ich hatte mich nicht so gut getrocknet, daß Frau Perronnette nicht wahrnahm, meine Kleider seien ganz feucht; mich selbst endlich ergriff ein heftiges Fieber, verursacht durch die Kälte des Wassers und die Aufregung in Folge meiner Entdeckung, und mit diesem Fieber verband sich ein Delirium, in welchem ich Alles erzählte, so daß mein Hofmeister, durch meine eigenen Geständnisse geleitet, unter meinem Kopfkissen die zwei Bruchstücke des von der Königin geschriebenen Briefes fand.“

„Ah!“ rief Aramis, „nun verstehe ich.“

„Von da an ist Alles Vermuthung. Der arme Edelmann und die arme Frau wagten es ohne Zweifel nicht, das, was vorgefallen, geheim zu halten, schrieben

'Suigie und ſchickten ihr den zerriſſenen Brief

ich Ihr feſtgenommen und in die Baſtille ge-
et," ſagte Aramis.
ſeht es."
i verſchwanden Eure zwei Diener?"

bäftigen wir uns nicht mit den Todten und
was man mit dem Lebenden thun kann. Ihr
geſagt, Ihr ſeid ergeben?"
ich wiederhole es Euch."
kümmert Euch nichts um die Freiheit?"
habe das geſagt."
: Ehrgeiz, ohne Bedauern, ohne Gedanken?"
unge Mann antwortete nicht.
!" fragte Aramis, „Ihr ſchweigt?"
glaube, daß ich ſchon genug geſprochen, und
eihe nun an Euch iſt," antwortete der Ge-
„Ich bin müde."
werde Euch gehorchen," ſprach Aramis.
ls ſammelte ſich und eine Färbung tiefer
t verbreitete ſich über ſeinem ganzen Antlitz.
te, daß er zu dem wichtigen Theile der Rolle
war, die er in dem Gefängniß zu ſpielen be-
jatte.
erſte Frage," ſagte er.
he? ſprecht."
t wahr, in dem Hauſe, das Ihr bewohntet,
ne Spiegel?"
i für ein Wort iſt das und was bedeutet es?
es nicht."
: verſteht unter Spiegel ein Geräthe, das die
)e zurückſtrahlt, das zum Beiſpiel erlaubt,
)ie Züge ſeines eigenen Geſichts in einem be-
laſe ſieht, wie Ihr die meinigen mit bloßem
."

Glocke, welche ertönte, wenn die große Thüre geöffnet wurde. Mein Erzieher kam nach Hause. Es war [illegible]

„Ich berechnete, daß mir zehn Minuten blieben, ehe er mich erreichte, wenn er errieth, wo ich war, in geraden Weges zu mir kam; zwanzig Minuten, wenn er mich zu suchen sich bemühte.

„Das war genug, um den kostbaren Brief zu lesen, dessen zwei Bruchstücke ich rasch an einander hielt. Die Buchstaben fingen an sich zu verwischen; dessen ungeachtet gelang es mir, den Brief zu entziffern."

„Und was habt Ihr gelesen, Monseigneur?" fragte Aramis lebhaft interessirt.

„Genug Dinge, mein Herr, um zu glauben, der Diener sei ein Edelmann, und Perronnette, ohne gerade eine vornehme Dame zu sein, doch mehr als eine Magd, endlich daß ich einiger Maßen von hoher Geburt, da mich die Königin Anna von Oesterreich und der erste Minister Mazarin so angelegentlich empfahlen.

„Und was geschah?" fragte Aramis.

„Es geschah," antwortete der junge Mann, „daß der von meinem Erzieher herbeigerufene Arbeiter nichts in dem Brunnen fand, nachdem er ihn in allen Richtungen durchwühlt hatte; mein Erzieher bemerkte, daß das steinerne Geländer ganz naß war; ich hatte mich nicht so gut getrocknet, daß Frau Perronnette nicht wahrnahm, meine Kleider seien ganz feucht; mich selbst endlich ergriff ein heftiges Fieber, verursacht durch die Kälte des Wassers und die Aufregung in Folge meiner Entdeckung, und mit diesem Fieber verband sich ein Delirium, in welchem ich Alles erzählte, so daß mein Hofmeister, durch meine eigenen Geständnisse geleitet, unter meinem Kopfkissen die zwei Bruchstücke des von der Königin geschriebenen Briefes fand."

„Ah!" rief Aramis, „nun verstehe ich."

„Von da an ist Alles Vermuthung. Der arme Edelmann und die arme Frau wagten es ohne Zweifel nicht, das, was vorgefallen, geheim zu halten, schrieben

der Königin und ſchickten ihr den zerriſſenen Brief

„Wonach Ihr feſtgenommen und in die Baſtille geführt wurdet," ſagte Aramis.

„Ihr ſeht es."

„Dann verſchwanden re zwei Diener?"

„Ich!"

„Beſchäftigen wir uns nicht mit den Todten und ſehen wir, was man mit dem Lebenden thun kann. Ihr habt mir geſagt, Ihr ſeid ergeben?"

„Und ich wiederhole es Euch."

„Ihr kümmert Euch nichts um die Freiheit?"

„Ich habe das geſagt."

„Ohne Ehrgeiz, ohne Bedauern, ohne Gedanken?" Der junge Mann antwortete nicht.

„Nun!" fragte Aramis, „Ihr ſchwatzt?"

„Ich glaube, daß ich ſchon genug geſprochen, und die Reihe nun an Euch iſt," antwortete der Gegene. „Ich bin müde."

„Ich werde Euch gehorchen," ſprach Aramis.

Aramis ſammelte ſich und eine Färbung tiefer Verlichkeit verbreitete ſich über ſeinem ganzen Antlitz. Er fühlte, daß er zu dem wichtigen Theile der Rolle gekommen war, die er in dem Gefängniß zu ſpielen beabſichtigt hatte.

„Eine erſte Frage," ſagte er.

„Welche? ſprecht."

„Nicht wahr, in dem Hauſe, das Ihr bewohntet, gab es keine Spiegel?"

„Was für ein Wort iſt das und was bedeutet es? Ich kenne es nicht."

„Man verſteht unter Spiegel ein Geräthe, das die Gegenſtände zurückſtrahlt, das zum Beiſpiel erlaubt, daß man die Züge ſeines eigenen Geſichts in einem beſtimmten Glaſe ſieht, wie Ihr die meinigen mit bloßem Auge ſeht."

„Nein, es gab in dem Hause keinen Spie
antwortete der junge Mann.

Aramis schaute umher und sprach dann:

„Es ist auch keiner hier; man hat hier dies
Vorsichtsmaßregeln genommen wie dort."

„In welcher Absicht?"

„Ihr werdet es sogleich erfahren. Verzeiht
Ihr sagtet mir, man habe Euch Mathematik, Ast
mie, Fechten, Reiten gelehrt, Ihr sprachet aber
von der Geschichte?"

„Zuweilen erzählte mir mein Erzieher die G
thaten vom heiligen Ludwig, von König Franz I.
König Heinrich IV."

„War dies Alles?"

„Ungefähr Alles."

„Wohl, ich sehe, das ist abermals Berechn
wie man Euch die Spiegel entzogen hatte, die
Gegenwärtige wiederscheinen, so hat man Euch in
wissenheit in der Geschichte gelassen, welche die
gangenheit wiederscheint. Seit Eurer Einkerk
sind Euch die Bücher versagt gewesen, so daß Ihr
Thatsachen nicht kennt, mit deren Hülfe Ihr da
gestürzte Gebäude Eurer Erinnerungen oder Inte
wiedererrichten könntet."

„Das ist wahr," sprach der junge Mann.

„Höret; ich will Euch mit wenigen Worten s
was in Frankreich seit drei und zwanzig oder vie
zwanzig Jahren, das heißt seit dem wahrschein
Datum Eurer Geburt, seit dem Augenblicke, der
interessirt, vorgefallen ist."

„Sprecht," sagte der junge Mann.

Und er nahm wieder seine ernste, gesammelte
tung an.

„Wißt Ihr, wer der Sohn von Heinrich IV. w

„Ich weiß wenigstens, wer sein Nachfolger

„Woher wißt Ihr dies?"

„Durch ein Geldstück mit dem Jahre 1610,

ch weiß es," antwortete der junge Mann leicht
id.
un wohl! das war ein Fürſt voll guter Ge-
voll großartiger Entwürfe, deren Ausführung
wieder durch das Unglück der Zeiten und durch
ıpfe verſchoben wurden, die ſein Miniſter Riche-
ien den hohen Adel Frankreichs zu beſtehen hatte.
önlich (ich ſpreche von Ludwig XIII.) war ſchwa-
ıarakters. Er ſtarb noch jung und traurig."
ch weiß das."
ange war er von der Sorge um ſeine Nachkom-
ſt in Anſpruch genommen. Das iſt eine ſchmerz-
orge für die Fürſten, für die es ein Bedürfniß,
Erde mehr als ein Andenken zurückzulaſſen, auf
Geiſt fortlebe, auf daß ihr Werk fortgehe."
ſt König Ludwig XIII. ohne Kinder geſtorben?"
ächelnd der Gefangene.
ein, aber er entbehrte lange des Glückes, zu
nein, aber lange glaubte er, er würde ganz
und dieſer Gedanke verſenkte ihn in tiefe

und alle Wünſche waren auf eine glückliche Entbindung gerichtet. Endlich am 5. September 1638 gebar ſie einen Sohn.“

Hier ſchaute Aramis den Gefangenen an und glaubte zu bemerken, er erbleiche.

„Ihr werdet,“ ſprach Aramis, „Ihr werdet eine Erzählung hören, die wenige Leute zu dieſer Stunde zu geben im Stande ſind, denn dieſe Erzählung iſt ein Geheimniß, das man mit den Todten geſtorben oder im Abgrund der Beichte begraben wähnt.“

„Und Ihr werdet mir dieſes Geheimniß ſagen?“ verſetzte der junge Mann.

„Oh!“ erwiederte Aramis mit einem Ausdruck, in dem man ſich nicht täuſchen konnte, „ich glaube nichts zu wagen, wenn ich dieſes Geheimniß einem Gefangenen anvertraue, der kein Verlangen hat, aus der Baſtille herauszukommen.“

„Ich höre, mein Herr.“

„Die Königin gebar alſo einen Sohn. Als aber der ganze Hof bei dieſer Kunde Freudenſchreie von ſich gegeben hatte, als der König den Neugeborenen ſeinem Volk und ſeinem Adel gezeigt und ſich, um dieſes glückliche Ereigniß zu feiern, heiter an die Tafel geſetzt hatte, da wurde die Königin, die allein in ihrem Zimmer geblieben war, zum zweiten Male von Geburtsſchmerzen ergriffen und gebar einen zweiten Sohn.“

„Oh!“ verſetzte der Gefangene, eine größere Belehrtheit verrathend, als die, welch er ſcheinbar hatte, „ich glaubte, Monſieur ſei erſt ...“

Aramis hob den Finger auf und ſprach:

„Wartet und laßt mich fortfahren.“

Der Gefangene gab einen Seufzer der Ungeduld von ſich und wartete.

„Ja,“ ſprach Aramis, „die Königin hatte einen zweiten Sohn, den Frau Perronnette, die Hebamme, in ihren Armen empfing.“

„Frau Perronnette!“ murmelte der junge Mann.

„Man lief ſogleich in den Saal, wo der König ſpeiſte, und unterrichtete ihn leiſe von dem, was vorging; er ſtand von der Tafel auf und eilte herbei. Diesmal war es aber nicht mehr Heiterkeit, was ſein Geſicht ausdrückte, es war ein Gefühl, das dem Schrecken glich. Die Zwillingsſöhne verwandelten in Bitterkeit die Freude, die ihm die Geburt eines einzigen Sohnes bereitet hatte, in Betracht, daß (was ich Euch nun ſagen werde, wißt Ihr ohne Zweifel nicht), in Betracht, daß in Frankreich der Aelteſte von den Söhnen nach dem Vater regiert."

„Ich weiß das."

„Und daß die Aerzte und die Rechtsgelehrten behaupten, man habe Grund, zu zweifeln, ob der Sohn, der zuerſt aus dem Schooße ſeiner Mutter hervorgehe, der ältere durch das Geſetz Gottes und der Natur ſei."

Der Gefangene gab einen unterdrückten Seufzer von ſich und wurde weißer, als das Leintuch, unter dem er ſich verbarg.

„Ihr begreift nun, daß der König, der ſich mit ſo großer Freude in einem Erben hatte fortleben ſehen, in Verzweiflung bei dem Gedanken ſein mußte, er habe nun zwei, und derjenige, welcher ſo eben geboren worden, und der unbekannt war, werde vielleicht dem Andern, der zwei Stunden zuvor geboren und zwei Stunden zuvor anerkannt worden, dieſes Altersvorrecht ſtreitig machen. Dieſer zweite Sohn konnte eines Tags, indem er ſich mit den Launen oder den Intereſſen einer Partei waffnete, Uneinigkeit und Krieg im Königreich ausſtreuen, und eben dadurch die Dynaſtie zerſtören, die er hätte befeſtigen müſſen."

„Oh! ich begreife, ich begreife," murmelte der junge Mann.

„Wohl!" fuhr Aramis fort, „das iſt es, was man berichtet, das iſt es, was man verſichert; das iſt es, warum einer von den beiden Söhnen von na[illegible] Oeſterreich unwürdig getrennt von ſeinem [illegible]r

und alle Wünſche waren auf eine glückliche Entbindun gerichtet. Endlich am 5. September 1638 gebar ſ einen Sohn."

Hier ſchaute Aramis den Gefangenen an und glaub zu bemerken, er erbleiche.

„Ihr werdet," ſprach Aramis, „Ihr werdet ei Erzählung hören, die wenige Leute zu dieſer Stun zu geben im Stande ſind, denn dieſe Erzählung iſt e Geheimniß', das man mit den Todten geſtorben ob im Abgrund der Beichte begraben wähnt."

„Und Ihr werdet mir dieſes Geheimniß ſagen! verſetzte der junge Mann.

„Oh!" erwiederte Aramis mit einem Ausdruck, dem man ſich nicht täuſchen konnte, „ich glaube nich zu wagen, wenn ich dieſes Geheimniß einem Gefang nen anvertraue, der kein Verlangen hat, aus der B ſtille herauszukommen."

„Ich höre, mein Herr."

„Die Königin gebar alſo einen Sohn. Als ab der ganze Hof bei dieſer Kunde Freudenſchreie von ſi gegeben hatte, als der König den Neugeborenen ſeine Volk und ſeinem Adel gezeigt und ſich, um dieſes glü liche Ereigniß zu feiern, heiter an die Tafel geſetzt hatt da wurde die Königin, die allein in ihrem Zimmer g blieben war, zum zweiten Male von Geburtsſchmerz ergriffen und gebar einen zweiten Sohn."

„Oh!" verſetzte der Gefangene, eine größere B lehrtheit verrathend, als die, welch er ſcheinbar hatt „ich glaubte, Monſieur ſei erſt ..."

Aramis hob den Finger auf und ſprach:

„Wartet und laßt mich fortfahren."

Der Gefangene gab einen Seufzer der Ungedul von ſich und wartete.

„Ja," ſprach Aramis, „die Königin hatte eine zweiten Sohn, den Frau Perronnette, die Hebamme, i ihren Armen empfing."

„Frau Perronnette!" murmelte der junge Mann.

m lief ſogleich in den Saal, wo der König
nd unterrichtete ihn leiſe von dem, was vor-
: ſtand von der Tafel auf und eilte herbei.
war es aber nicht mehr Heiterkeit, was ſein
ausdrückte, es war ein Gefühl, das dem Schre-
b. Die Zwillingsſöhne verwandelten in Bitter-
Freude, die ihm die Geburt eines einzigen Soh-
:eitet hatte, in Betracht, daß (was ich Euch nun
werde, wißt Ihr ohne Zweifel nicht), in Betracht,
. Frankreich der Aelteſte von den Söhnen nach dem
regiert."

„Ich weiß das."

„Und daß die Aerzte und die Rechtsgelehrten be-
ten, man habe Grund, zu zweifeln, ob der Sohn,
nerſt aus dem Schooße ſeiner Mutter hervorgehe,
ältere durch das Geſetz Gottes und der Natur ſei."

Der Gefangene gab einen unterdrückten Seufzer
ſich und wurde weißer, als das Leintuch, unter dem
ich verbarg.

„Ihr begreift nun, daß der König, der ſich mit
großer Freude in einem Erben hatte fortleben ſehen,
Verzweiflung bei dem Gedanken ſein mußte, er habe
zwei, und derjenige, welcher ſo eben geboren worden,
der unbekannt war, werde vielleicht dem Andern,
zwei Stunden zuvor geboren und zwei Stunden zu-
anerkannt worden, dieſes Altersvorrecht ſtreitig machen.
ſer zweite Sohn konnte eines Tags, indem er ſich
den Launen oder den Intereſſen einer Partei waff-
, Uneinigkeit und Krieg im Königreich ausſtreuen,
eben dadurch die Dynaſtie zerſtören, die er hätte
:ſtigen müſſen."

„Oh! ich begreife, ich begreife," murmelte der
ge Mann.

„Wohl!" fuhr Aramis fort, „das iſt es, was man
ichtet, das iſt es, was man verſichert; das iſt es,
rum einer von den beiden Söhnen von Anna von
ſterreich unwürdig getrennt von ſeinem Bruder,

würdig auf die Seite gebracht und zur tiefſten Du
heit verurtheilt, das iſt es, warum dieſer zweite
verſchwunden iſt, und zwar ſo gut verſchwunden iſt,
Niemand heute in Frankreich weiß, daß er gelebt
ſeine Mutter ausgenommen."

„Ja, ſeine Mutter, die ihn verlaſſen," rief der
fangene mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

„Ausgenommen," fuhr Aramis fort, „die
im ſchwarzen Kleide und mit den feuerfarbenen Bän
und endlich ausgenommen..."

„Euch ausgenommen, nicht wahr? Euch, der
mir dies Alles erzählt, der Ihr in meiner Seel
Neugierde, den Haß, den Ehrgeiz und, wer weiß,
leicht den Durſt nach Rache erregt habt; Euch a
nommen, mein Herr, der Ihr, wenn Ihr der
ſeid, den ich erwarte, der Mann, den mir das
verſpricht, bei Euch haben müßt..."

„Was?" fragte Aramis.

„Ein Portrait von König Ludwig XIV., d
dieſem Augenblick auf dem Throne von Frankrei
giert."

„Hier iſt das Portrait," erwiederte der Bi
Und er reichte dem Gefangenen ein ausgezeich
Email, worauf Ludwig XIV. ſtolz, ſchön und
ſagen lebendig erſchien.

Der Gefangene ergriff mit Begierde das Po
und heftete ſeine Augen auf daſſelbe, als hätte
verſchlingen wollen.

„Und nun, Monſeigneur," ſagte Aramis, „hi
ein Spiegel."

Aramis ließ dem Gefangenen Zeit, ſeine
wieder zu verknüpfen.

„So hoch! ſo hoch!" murmelte der junge M
das Portrait von Ludwig XIV. und ſein eigene
Spiegel erſcheinendes Bild mit dem Blicke verſchlin

„Was denkt Ihr davon?" fragte Aramis.

„Ich denke, daß ich verloren bin, daß mir der Kö-
g nie verzeihen wird," antwortete der Gefangene.

„Und ich frage mich," fügte der Biſchof, indem er
f den Gefangenen einen von Bedeutung glänzenden
lick heftete, bei, „ich frage mich, welcher von Beiden
r König ſei, derjenige, welchen dieſes Portrait dar-
llt, oder der, welchen der Spiegel wiederſtrahlt."

„Der König, mein Herr, iſt derjenige, welcher auf
n Throne ſitzt," erwiederte traurig der junge Mann,
s iſt derjenige, welcher ſich nicht im Gefängniß be-
det und im Gegentheil die Andern hineinbringen läßt.
s Königthum iſt die Macht, und Ihr ſeht wohl, daß
ohnmächtig bin."

„Monſeigneur," ſprach Aramis mit einer Ehrfurcht,
er bis jetzt noch nicht bezeigt hatte, „der König,
t wohl hierauf Acht, wird, ſobald Ihr wollt, verſe-
ge ſein, der, wenn er das Gefängniß verläßt, ſich auf
n Throne zu halten weiß, auf den ihn Freunde ſetzen
rden."

„Mein Herr, führet mich nicht in Verſuchung,"
gegnete der Gefangene mit Bitterkeit.

„Monſeigneur, werdet nicht ſchwach," ſprach Ara-
s mit beharrlicher Kraft. „Ich habe alle Beweiſe
rer Geburt gebracht; zieht ſie zu Rathe, beweiſet
ch ſelbſt, daß Ihr ein Königsſohn ſeid, und dann
ſet uns handeln."

„Nein, nein, es iſt unmöglich."

„Wofern es nicht," verſetzte Aramis ironiſch, „wo-
n es nicht im Geſchicke Eures Geſchlechtes liegt, daß
e vom Throne ausgeſchloſſenen Prinzen lauter Prin-
n ohne Werth und ohne Ehre ſind, wie Herr Gaſton
n Orleans, Euer Oheim, der zehnmal gegen König
dwig XIII., ſeinen Bruder, conſpirirte."

„Mein Oheim Gaſton von Orleans conſpirirte ge-
n ſeinen Bruder!" rief der Prinz erſchrocken; „er
nſpirirte, um ihn zu entthronen?"

„Ja, Monſeigneur, aus keinem andern Grunde."

„Was ſagt Ihr mir da, mein Herr?“

„Die Wahrheit.“

„Und er hatte Freunde, die ihm . . . ergebe

„Wie ich Euch.“

„Nun! was that er? er ſcheiterte.“

„Er ſcheiterte, doch immer durch ſeine Schuld, nicht, um ſein Leben, denn das Leben des Bruder Königs iſt heilig, unverletzlich, ſondern um ſeine heit zu erkaufen, opferte Euer Oheim das Leben ſeiner Freunde hinter einander. Er iſt auch heut Schmach der Geſchichte und die Verwünſchung von dert edlen Familien dieſes Königreichs.“

„Ich begreife, mein Herr, und durch Schwäche durch Verrath tödtete mein Oheim ſeine Freunde

„Durch Schwäche, was bei den Fürſten imme Verrath iſt.“

„Kann man nicht auch durch Unwiſſenheit, Unfähigkeit ſcheitern? Glaubt Ihr denn, es ſei armen Gefangenen, wie mir, der ich nicht nur en vom Hofe, ſondern entfernt von der Welt erzogen den bin, möglich, diejenigen von ſeinen Freunde unterſtützen, die ihm zu dienen verſuchen würden?“

Und als Aramis antworten wollte, rief der Mann plötzlich mit einer Heftigkeit, welche die E des Blutes verrieth:

„Wir ſprechen hier von Freunden! aber durch chen Zufall ſollte ich Freunde haben, ich, den Nie kennt, und der ich, um mir zu machen, weder Fre noch Geld, noch Macht habe!“

„Mir ſcheint, ich habe die Ehre gehabt, mich Königlichen Hoheit anzubieten.“

„Oh! nennt mich nicht ſo, mein Herr, mir ſc das iſt ein Hohn oder eine Barbarei. Laßt mich an etwas Anderes denken, als an die Mauern de fängniſſes, das mich einſchließt; laßt mich meine verei und meine Dunkelheit lieben oder wenigſte tragen.“

nſeigneur! Monſeigneur! wenn Ihr mir noch
ieſe muthloſen Worte wiederholt, wenn Ihr,
Ihr den Beweis Eurer Geburt gehabt, arm
Athem und Willen bleibt, ſo nehme ich Euren
m, ich verſchwinde, ich verzichte darauf, dem
dienen, dem ich ſo eifrig und glühend mein
d meine Unterſtützung zu widmen beabſichtigte."
in Herr!" rief der Prinz, „wäre es nicht, ehe
Alles ſagtet, was Ihr geſagt, beſſer geweſen,
r überlegt hättet, daß Ihr mir das Herz auf
brochen?"
wollte ich es machen, Monſeigneur."
in Herr, mußtet Ihr, um mir von Größe, von
on Königthum ſogar zu ſprechen, ein Gefäng-
en? Ihr wollt mich an den Glanz glauben
und wir verbergen uns in der Nacht; Ihr prei-
en Ruhm, und wir erſticken unſere Worte unter
jängen dieſes elenden Bettes; Ihr laßt mich
erne eine Allmacht erſchauen, und ich höre den
Kerkermeiſters in der Flur, dieſen Tritt, der
hr als mich zittern macht. Soll ich etwas
ungläubig ſein, ſo bringt mich aus der Baſtille
gebt meiner Lunge Luft, meinen Füßen Spo-
nem Arm ein Schwert, und wir werden an-
ins zu verſtändigen."
iſt meine Abſicht, Euch dies Alles und mehr
geben. Doch es fragt ſich: wollt Ihr es,
eur?"
ret mich weiter, mein Herr," unterbrach der
Ich weiß, daß Wachen in jeder Gallerie, Rie-
der Thüre, Kanonen und Soldaten bei jeder
ſind. Womit werdet Ihr die Wachen beſiegen,
nen vernageln? Womit werdet Ihr die Rie-
die Barrièren zerbrechen?"
nſeigneur, wie iſt Euch das Billet zugekommen,
geleſen und das Euch meine Erſcheinung ver-

„Man besticht einen Schließer für ein Billet.“

„Besticht man einen Schließer, so kann man auch zehn bestechen.“

„Wohl! ich gebe zu, daß es möglich ist, einen armen Teufel von einem Gefangenen aus der Bastille herauszubringen, gut zu verbergen, daß ihn die Leute des Königs nicht wieder erwischen, möglich auch, diesen Unglücklichen auf entsprechende Weise in einem unbekannten Asyl zu nähren ...“

„Monseigneur!“ versetzte Aramis lächelnd.

„Ich gebe zu, daß der, welcher dies für mich thäte, schon mehr als ein Mensch wäre; da Ihr aber sagt, ich sei ein Prinz, ein Bruder des Königs, wie werdet Ihr mir den Rang und die Stärke geben, die mir meine Mutter und mein Bruder entzogen haben? Wie werdet Ihr mich, da ich ein Leben der Kämpfe und der Gehässigkeiten hinbringen soll, zum Sieger in diesen Kämpfen und unverwundbar für meine Feinde machen? Ah! mein Herr, bedenkt doch: werft mich morgen in eine finstere Höhle, in die Tiefe eines Gebirges; bereitet mir die Freude, daß ich in Freiheit das Geräusch des Flusses und der Ebene hören, in Freiheit die Sonne am Azurhimmel oder die vom Sturm gepeitschten Wolken sehen kann, das ist genug. Versprecht mir nicht mehr, denn Ihr könnt mir in der That nicht mehr geben, und es wäre ein Verbrechen, mich zu täuschen, da Ihr Euch meinen Freund nennt.“

Aramis hörte beständig stillschweigend zu.

„Monseigneur,“ sagte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, „ich bewundere den so richtigen und festen Sinn, der Euch diese Worte dictirt; ich bin glücklich, meinen König errathen zu haben.“

„Abermals! ah! habt Mitleid!“ rief der Prinz, indem er seine eisigen Hände an seine mit glühendem Schweiß bedeckte Stirne preßte, „gönnt mir meine Ruhe, ich habe nicht nöthig, K[illegible]u sein, um der glücklichste der Menschen zu sein.“

„Und ich, Monſeigneur, ich habe nöthig, daß Ihr
n König für das Glück der Menſchheit ſeid.“

„Ah!“ verſetzte der Prinz mit einem neuen durch
eſes Wort erregten Mißtrauen; „ah! was hat denn die
lenſchheit meinem Bruder vorzuwerfen?“

„Ich vergaß, zu ſagen, Monſeigneur, daß Ihr, wenn
hr Euch durch mich leiten zu laſſen die Gnade haben
ollt und der mächtigſte Fürſt der Erde zu werden ein-
illigt, den Intereſſen aller Freunde gedient haben
erdet, die ich dem Erfolge unſerer Sache widme, und
eſe Freunde ſind zahlreich.“

„Zahlreich?“

„Noch weniger, als mächtig.“

„Erklärt Euch.“

„Unmöglich; ich werde mich, das ſchwöre ich vor
ott, der mich hört, an dem Tage erklären, wo ich
ich auf dem Throne von Frankreich ſitzen ſehe.“

„Aber mein Bruder?“

„Ihr werdet über ſein Schickſal gebieten. Beklagt
ir ihn?“

„Ihn, der mich in einem Kerker ſterben läßt?“
Nein, ich beklage ihn nicht.“

„Gut! gut!“

„Er konnte ſelbſt in dieſes Gefängniß kommen,
ich bei der Hand nehmen und zu mir ſagen: „„Gott
t uns geſchaffen, daß wir uns lieben, nicht daß wir
s bekämpfen. Ich komme zu Euch. Ein rohes Vor-
theil verdammte Euch, in der Dunkelheit, fern von
len Menſchen, aller Freuden beraubt zu ſterben. Ich
ill Euch neben mir ſitzen laſſen; ich will Euch das
chwert unſeres Vaters an die Seite hängen. Wer-
t Ihr dieſe Nähe benützen, um mich zu erſticken oder
ir Gewalt anzuthun? Werdet Ihr dieſes Schwert
brauchen, um mein Blut zu vergießen?““ „„Oh!
in,““ hätte ich ihm geantwortet; „„ich betrachte Euch
s meinen Retter und werde Euch als meinen Herrn
ren. Ihr gebt mir viel mehr, als mir Gott gegeben.

Durch Euch habe ich die Freiheit, durch Euch habe ich das Recht, zu lieben und auf dieser Welt geliebt zu sein.“

„Und Ihr hättet Wort gehalten, Monseigneur?“

„Oh! bei meinem Leben!“

„Während nun . . .“

„Während nun, da ich Schuldige zu bestrafen habe . . .“

„Auf welche Art, Monseigneur?“

„Was saget Ihr von der Aehnlichkeit, die mir Gott mit meinem Bruder gegeben?“

„Ich sage, in dieser Aehnlichkeit liege ein Fingerzeig der Vorsehung, den der König nicht hätte müssen aus der Acht lassen; ich sage, Eure Mutter habe ein Verbrechen dadurch begangen, daß sie verschieden dem Glücke und dem Vermögen nach diejenigen gemacht, welche die Natur so ähnlich in ihrem Schooße geschaffen, und ich schließe, daß die Strafe nichts Anderes sein muß, als die Wiederherstellung des Gleichgewichts.“

„Dies bedeutet . . .“

„Daß, wenn ich Euch je Euren Platz auf dem Throne Eures Bruders gebe, Euer Bruder den Eurigen in Eurem Gefängniß einnehmen wird.“

„Ach! man leidet sehr im Gefängniß! besonders wenn man so lange aus dem Becher des Lebens getrunken hat.“

„Es wird Eurer Königlichen Hoheit stets frei stehen, zu thun, was sie will, sie wird, wenn es ihr gut dünkt, verzeihen, nachdem sie bestraft hat.“

„Gut. Und wißt Ihr nun Eines, mein Herr?“

„Sprecht, mein Prinz.“

„Daß ich nur noch etwas von Euch außer der Bastille anhören werde.“

„Ich war im Begriff, Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, ich werde nur noch einmal die Ehre haben, sie zu sehen.“

„Wann ?“

dem Tage, wo mein Fürſt aus dieſem ſchwar-
ern hervorgehen wird."
tt höre Euch! Wie werdet Ihr mich benach-

durch, daß ich Euch hier abhole."
r ſelbſt?"
in Prinz, verlaſſet dieſe Stube nur mit mir,
n man Euch in meiner Abweſenheit Zwang
ſo erinnert Euch, daß dies nicht von mir her-

o kein Wort mit irgend Jemand, wenn nicht
?"
nn nicht mit mir."
nis verbeugte ſich tief; der Prinz reichte ihm
und ſprach mit einem Ton, der aus dem Her-
rkam:
in Herr, ich habe Euch ein letztes Wort zu
habt Ihr Euch an mich gewendet, um mich
rben zu bringen, ſeid Ihr nur ein Werkzeug
änden meiner Feinde geweſen, entſpringt aus
nterredung, in der Ihr mein Herz erforſcht
mich etwas Schlimmeres, als die Gefangen-
s heißt der Tod, nun! ſo ſeid geſegnet, denn
meine Leiden geendigt, und auf die fieberhaf-
en, von denen ich ſeit acht Tagen verzehrt
e Ruhe folgen gemacht."
nſeigneur, wartet, um mich zu beurtheilen."
habe geſagt, ich ſegne Euch und verzeihe
eid Ihr im Gegentheil gekommen, um mir
zu geben, den mir Gott in der Sonne des
nd des Ruhmes beſtimmt hatte, kann ich durch
ſe im Andenken der Menſchen leben und mei-
hlechte durch einige Großthaten oder durch
einen Völkern geleiſtete Dienſte Ehre machen,
mich vom unterſten Rang, wo ich hinſchmachte,
el der Ehre, unterſtützt durch Eure edle Hand,
h, den ich ſegne und dem ich danke, die Hälfte

meiner Macht und meines Ruhmes! Ihr werdet noch zu wenig belohnt sein, Euer Theil wird unvollständig sein, denn nie wird es mir gelingen, mit Euch all das Glück zu theilen, das Ihr mir gegeben."

„Monseigneur!" sagte Aramis, bewegt von der Blässe und dem Erguß des jungen Mannes, „der Adel Eures Herzens erfüllt mich mit Freude und Bewunderung. Es ist nicht an Euch, mir zu danken, es ist an den Völkern, die Ihr glücklich machen, es ist an Euren Nachkommen sein, die Ihr verherrlichen werdet. Ja, ich werde Euch mehr als das Leben gegeben haben, ich werde Euch die Unsterblichkeit geben."

Der junge Mann reichte Aramis die Hand, dieser kniete nieder und küßte sie.

„Ah!" rief der Prinz mit einer reizenden Bescheidenheit.

„Es ist das die erste Huldigung, unserem zukünftigen König dargebracht," sprach Aramis. „Sehe ich Euch wieder, so sage ich: Guten Morgen, Sire!"

„Bis dahin," rief der Prinz, indem er seine weißen, abgemagerten Finger an sein Herz drückte, „bis dahin keine Träume, keine Stöße meinem Leben mehr, es würde zerbrechen! Oh! mein Herr, wie klein ist mein Gefängniß und wie niedrig sind diese Fenster! wie eng sind diese Thüren! Wie konnten so viel Stolz, so viel Glanz, so viel Glückseligkeit hier hereinkommen und hier aushalten!"

„Eure Königliche Hoheit macht mich stolz, da sie behauptet, ich habe ihr dies Alles gebracht," sagte Aramis.

Er klopfte sogleich an die Thüre.

Der Schließer öffnete mit Baisemeaux, der, von Unruhe und Furcht verzehrt, unwillkührlich an der Stubenthüre zu horchen anfing.

Zum Glück hatte weder der eine, noch der andere von den Redenden die Stimme, selbst bei den Ergüssen der Leidenschaft, zu dämpfen zu vergessen.

h eine Beichte!" ſagte der Gouverneur, in-
lachen verſuchte; „ſollte man je glauben,
perrter, ein beinahe todter Menſch habe ſo
ınd ſo lange Sünden begangen!"
s ſchwieg. Es drängte ihn, aus der Baſtille
kommen, wo das Geheimniß, das auf ihm
Gewicht der Mauern verdoppelte.
wieder bei Baiſemeaux waren, ſagte Aramis:
chen wir von Geſchäften, mein lieber Gou-

' ſeufzte Baiſemeaux.
habt von mir einen Schein für hundert und
ſend Livres zu verlangen," ſprach Aramis.
das erſte Drittel der Summe zu bezahlen,"
nals ſeufzend der Gouverneur bei.
iſt Eure Quittung," ſprach Aramis.
hier das Geld," erwiederte Baiſemeaux mit
achen Seufzer.
Orden hat mir nur geſagt, ich ſoll eine
ür fünfzig tauſend Livres geben, er hat mich
tragt, Geld in Empfang zu nehmen. Gott
)err Gouverneur," ſprach Aramis.
: entfernte ſich und ließ Baiſemeaux gleich-
t durch das Erſtaunen und die Freude über
roßartig durch den außerordentlichen Beicht-
Baſtille gemachte königliche Geſchenk zurück.

Der

Graf von Bragelonne

oder:

Zehn Jahre nachher.

von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung
der „drei Musketiere."

Dreiunddreißigstes bis sechsunddreißigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.

I.

Heu! miser!

Der Leſer erinnert ſich vielleicht, oder erinnert ſich nicht, daß wir in einem früheren Kapitel die Worte niederſchrieben *): Nach dem Abgang von Louiſe, auf deren Erſcheinung wir ſpäter zurückkommen werden, bezähmte Raoul ſeinen Schmerz u. ſ. w. Er gürtete ſein Schwert um, traf mit Grimaud zuſammen und ritt mit dieſem zu den Minimes von Vincennes, wo Porthos auf ihn wartete.

Kehren wir alſo wirklich zu der Erſcheinung von Louiſe de la Vallière zurück.

Armer Raoul! hatte Athos mit einem Seufzer geſagt. Armer Raoul! hatte d'Artagnan geſagt **). Als Raoul weggegangen war, nachdem ihm d'Artagnan den Rath ertheilt, ſich nach allen den Strapazen, die er durchgemacht, nach allen Gemüthsbewegungen, denen er unterworfen geweſen, ſich einem Schlafe von zwölf Stunden hinzugeben.

Von dieſen zwei ſo ſtarken Männern beklagt, mußte Raoul wirklich ein ſehr unglücklicher Menſch ſein.

---

*) Kap. XXII. S. 190.

**) In der Ueberſetzung: Schluß des Kapitel XVIII. im vorhergehenden Band VIII. S. 159.

Als er sich allein nur sich gegenüber fand, als den unerschrockenen Freund und den zärtlichen Va hinter sich gelassen hatte, als er sich des Geständni erinnerte, das der König von der Zärtlichkeit gemacht, d ihm seine Geliebte, Louise de la Vallière, raubte, d fühlte er sein Herz brechen, wie es Jeder von uns bei der ersten zerstörten Illusion, bei der ersten getäuschten Liebe brechen gefühlt hat.

„Oh!" murmelte er, „es ist also vorbei! Nichts mehr im Leben! Nichts mehr zu erwarten, nichts mehr zu hoffen! Guiche hat es mir gesagt, mein Vater hat es mir gesagt, Herr d'Artagnan hat es mir gesagt. Es ist also Alles ein Traum auf dieser Welt! Sie war ein Traum, diese seit zehn Jahren verfolgte Zukunft! Diese Verbindung unserer Herzen war ein Traum! Dieses Leben voll Liebe und Glück war ein Traum!

„Ich armer Narr, der ich so ganz laut und öffentlich in Gegenwart meiner Freunde und Feinde träumte, damit sich meine Freunde über meine Leiden betrüben und meine Feinde über meine Schmerzen lachen.

„Also wird mein Unglück eine Geschrei machende Ungnade, ein öffentlicher Scandal sein! Morgen wird man schmählich mit dem Finger auf mich deuten!"

Und trotz der Ruhe, die er seinem Vater und d'Artagnan gelobt, ließ Raoul einige Worte dumpfer Drohung vernehmen.

„Und dennoch," fuhr er fort, „wenn ich Wardes hieße, wenn ich zugleich die Geschmeidigkeit und die Stärke von d'Artagnan besäße, lachte ich mit den Lippen und würde die Frauen überzeugen, diese Treulose, die ich mit meiner Liebe beehrt, lasse nur ein Bedauern bei mir zurück: das, daß ich durch ihren Anschein von Redlichkeit hintergangen worden sei; einige Spötter würden dem König auf meine Kosten fuchsschwänzen; ich würde am Wege auf die Spötter lauern und einige davon züchtigen. Die Männer würden mich fürchten,

ıb bei dem Dritten, den ich zu meinen Füßen nieder-
ſtreckt hätte, wäre ich von den Frauen angebetet.

„Ja, das iſt ein Entſchluß, den ich zu faſſen habe,
ıb dem Graf de la Fère ſelbſt wird nicht widerſtre-
n. Iſt er nicht in der Mitte ſeiner Jugend geprüft
orden, wie ich geprüft worden bin? Hat er nicht die
ebe durch die Trunkenheit erſetzt? Er hat es mir
t geſagt. Warum ſollte ich nicht die Liebe durch das
ergnügen erſetzen?

„Er hatte ſo viel gelitten, als ich leide, mehr
elleicht noch! Die Geſchichte eines Menſchen iſt alſo
e Geſchichte aller Menſchen: eine mehr oder minder
nge, mehr oder minder ſchmerzliche Prüfung! Die
eſchichte der ganzen Menſchheit iſt alſo nur ein lan-
r Schrei!

„Was liegt aber dem, der leidet, an den Schmer-
n anderer Menſchen? Mildert die offene Wunde in
ner andern Bruſt die gähnende Wunde in der unſe-
gen? Stillt das Blut, das an unſerer Seite fließt,
nſer Blut? Vermindert die allgemeine Herzensangſt
ie Bangigkeit der Einzelnen? Nein, Jeder leidet für
ch, Jeder kämpft mit ſeinem Schmerz, Jeder weint
ine eigenen Thränen.

„Und überdies, was iſt bis jetzt das Leben für
ich geweſen? Eine kalte, unfruchtbare Arena, auf
er ich immer für die Anderen und nie für mich ge-
ämpft habe.

„Bald für einen König, bald für ein Weib.

„Der König hat mich verrathen, das Weib hat
ich verachtet.

„Oh! Unglücklicher!... Die Weiber! Könnte
h nicht alle das Verbrechen von einem derſelben büßen
ſſen?

„Was iſt hiezu erforderlich? Kein Herz mehr ha-
n, oder vergeſſen, daß man eines gehabt hat; ſtark
in ſelbſt gegen die Schwäche; immer daraufdrücken,
lbſt wenn man es brechen fühlt.

„Was iſt erforderlich, um hiezu zu gelangen? Jung, ſchön, ſtark, muthig, reich ſein. Ich bin oder werde dies Alles ſein.

„Aber die Ehre? ... Was iſt die Ehre? Eine Theorie, die Jeder auf ſeine Weiſe verſteht. Mein Vater würde mir ſagen: „„Die Ehre iſt die Achtung vor dem, was man den Anderen, und beſonders vor dem, was man ſich ſelbſt ſchuldig iſt.““ Guiche jedoch, Manicamp, Saint-Aignan beſonders würden mir ſagen: „„Die Ehre? die Ehre beſteht darin, daß man den Leidenſchaften und Vergnügungen ſeines Königs dient.““ Dieſe Ehre iſt leicht und fruchtbar. Mit dieſer Ehre kann ich mir meinen Poſten bei Hofe erhalten, Kammerherr werden, ein ſchönes und gutes Regiment für mich haben. Mit dieſer Ehre kann ich Herzog und Pair werden.

„Der Flecken, den mir dieſe Frau aufgedrückt, der Schmerz, durch den ſie mein, Raouls, ihres Freundes aus der Kindheit, Herz gebrochen hat, berührt in keiner Beziehung Herrn von Bragelonne, einen guten Officier, einen braven Kapitän, der ſich beim erſten Treffen mit Ruhm bedecken und hundertmal mehr werden wird, als heute de la Vallière, die Geliebte des Königs iſt, denn der König wird Fräulein de la Vallière nicht heirathen, und je mehr er ſie öffentlich für ſeine Geliebte erklärt, deſto mehr wird er das Band der Schmach verdicken, das er ihr in der Geſtalt einer Krone um die Stirne wirft, und in demſelben Maße, in dem man ſie verachten wird, wie ich ſie verachte, werde ich mich verklären.

„Ach! wir gingen mit einander während des erſten, während des ſchönſten Drittels unſeres Lebens; wir hielten uns an der Hand den reizenden, blumenreichen Pfad der Jugend entlang, und nun kommen wir zu dem Scheideweg, wo ſie ſich von mir trennt, wo wir eine verſchiedene Straße werden uns immer [illegible] ein

nde dieſes erreichen, o Herr! bin ich
llein, bin ich ungsvoll, bin ich vernichtet!
„Oh! Unglücklicher! . .“
Raoul war [illegible]elt in ſeinen düſteren Betrachtun-
en, als ſich [illegible]uß maſchinenmäßig auf die Schwelle
ines Hauſe[illegible] Er war hieher gekommen, ohne
le Straßen zu ſehen, durch die er ging, ohne zu wiſ-
n, wie er gekommen; er ſtieß die Thüre auf, ſchritt
eiter und ſtieg die Treppe hinauf.
Wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, war die
reppe finſter, waren die Ruheplätze dunkel. Raoul
ohnte im erſten Stock; er blieb ſtehen, um zu läuten.
livain erſchien und nahm ihm Degen und Mantel
. Raoul öffnete ſelbſt die Thüre, welche von einem
orzimmer in einen für einen jungen Mann ziemlich
ich meublirten Salon führte; dieſer Salon war von
livain ganz mit Blumen ausgeſchmückt; der Diener
nnte den Geſchmack ſeines Herrn und hatte ſich be-
ſert, ihn zu befriedigen, ohne ſich darum zu bekün-
ern, ob er dieſe Aufmerkſamkeit wahrnähme oder nicht
ahrnähme.
Es war in dem Salon ein Portrait von la Val-
ère, das la Vallière ſelbſt gezeichnet und Raoul ge-
enkt hatte. Dieſes Portrait, das über einer großen
it dunkelfarbigem Damaſt überzogenen Chaiſe-longue
ng, war der erſte Punkt, gegen den ſich Raoul wandte,
r erſte Gegenſtand, auf den er die Augen heftete.
aoul gab übrigens ſeiner Gewohnheit nach; es war
i ihm dieſes Portrait, was vor Allem ſeine Augen
af ſich zog. Diesmal, wie immer, ging er gerade auf
as Portrait zu, ſtützte ſeine Kniee auf die Chaiſe-
ngue und ſchaute es traurig an.
Er hatte die Arme über der Bruſt gekreuzt, den
opf ſachte emporgehoben, das Auge ruhig und ver-
hleiert und den Mund durch ein bitteres Lächeln zu-
ammengezogen.
Er betrachtete das angebetete Bild; dann du

„Was ist erforderlich, um hiezu zu gelan
Jung, schön, stark, muthig, reich sein. Ich bin
werde dies Alles sein.

„Aber die Ehre? ... Was ist die Ehre?
Theorie, die Jeder auf seine Weise versteht.
Vater würde mir sagen: „„Die Ehre ist die Ac
vor dem, was man den Anderen, und besonder
dem, was man sich selbst schuldig ist.““ Guiche
Manicamp, Saint-Aignan besonders würden mir
„„Die Ehre? die Ehre besteht darin, daß ma
Leidenschaften und Vergnügungen seines Königs di
Diese Ehre ist leicht und fruchtbar. Mit dieser
kann ich mir meinen Posten bei Hofe erhalten,
merherr werden, ein schönes und gutes Regime
mich haben. Mit dieser Ehre kann ich Herzo
Pair werden.

„Der Flecken, den mir diese Frau aufgedrück
Schmerz, durch den sie mein, Raouls, ihres Fre
aus der Kindheit, Herz gebrochen hat, berührt i
ner Beziehung Herrn von Bragelonne, einen gute
ficier, einen braven Kapitän, der sich beim ersten
fen mit Ruhm bedecken und hundertmal mehr v
wird, als heute de la Vallière, die Geliebte de
nigs ist, denn der König wird Fräulein de la Va
nicht heirathen, und je mehr er sie öffentlich für
Geliebte erklärt, desto mehr wird er das Ban
Schmach verdicken, das er ihr in der Gestalt
Krone um die Stirne wirft, und in demselben
in dem man sie verachten wird, wie ich sie ver
werde ich mich verklären.

„Ach! wir gingen mit einander während d
sten, während des schönsten Drittels unseres Le
wir hielten uns an der Hand den reizenden, bl
reichen Pfad der Jugend entlang, un
wir zu d beweg, wo sie si
wo wir eine ver dene Straße v
uns immer m uuv

gekommen; er ſtieß die Thüre auf, ſchritt
ſtieg die Treppe hinauf.
i den meiſten Häuſern jener Zeit, war die
:er, waren die Ruheplätze dunkel. Raoul
:rſten Stock; er blieb ſtehen, um zu läuten.
chien und nahm ihm Degen und Mantel
öffnete ſelbſt die Thüre, welche von einem
in einen für einen jungen Mann ziemlich
rten Salon führte; dieſer Salon war von
ıg mit Blumen ausgeſchmückt; der Diener
Geſchmack ſeines Herrn und hatte ſich be-
zu befriedigen, ohne ſich darum zu bekün-
dieſe Aufmerkſamkeit wahrnähme oder nicht

r in dem Salon ein Portrait von la Val-
la Vallière ſelbſt gezeichnet und Raoul ge-
:. Dieſes Portrait, das über einer großen
:rbigem Damaſt überzogenen Chaiſe-longue
:er erſte Punkt, gegen den ſich Raoul wandte,
egenſtand, auf den er die Augen heftete.

„Was ist erforderlich, um hiezu zu gelangen! Jung, schön, stark, muthig, reich sein. Ich bin ode werde dies Alles sein.

„Aber die Ehre? ... Was ist die Ehre? Ein Theorie, die Jeder auf seine Weise versteht. Mei Vater würde mir sagen: „„Die Ehre ist die Achtun vor dem, was man den Anderen, und besonders vo dem, was man sich selbst schuldig ist.““ Guiche jedoch Manicamp, Saint-Aignan besonders würden mir sagen „„Die Ehre? die Ehre besteht darin, daß man de Leidenschaften und Vergnügungen seines Königs dient.“ Diese Ehre ist leicht und fruchtbar. Mit dieser Ehr kann ich mir meinen Posten bei Hofe erhalten, Kam merherr werden, ein schönes und gutes Regiment fü mich haben. Mit dieser Ehre kann ich Herzog un Pair werden.

„Der Flecken, den mir diese Frau aufgedrückt, d Schmerz, durch den sie mein, Raouls, ihres Freund aus der Kindheit, Herz gebrochen hat, berührt in ke ner Beziehung Herrn von Bragelonne, einen guten O ficier, einen braven Kapitän, der sich beim ersten Tre fen mit Ruhm bedecken und hundertmal mehr werth wird, als heute de la Vallière, die Geliebte des Kö nigs ist, denn der König wird Fräulein de la Vallièr nicht heirathen, und je mehr er sie öffentlich für sein Geliebte erklärt, desto mehr wird er das Band de Schmach verdicken, das er ihr in der Gestalt eine Krone um die Stirne wirft, und in demselben Maß in dem man sie verachten wird, wie ich sie verachte werde ich mich verklären.

„Ach! wir gingen mit einander während des er sten, während des schönsten Drittels unseres Lebens wir hielten uns an der Hand den reizenden, blumen reichen Pfad der Jugend entlang, und nun komme wir zu dem Scheideweg, wo sie sich von mir trenn wo wir eine verschiedene Straße v[illegible]den, d uns [illegible] mehr von einander

Ende dieſes [illegible] erreichen, o Herr! bin ich allein, bin ich [illegible] ngsvoll, bin ich vernichtet!

„Oh! Ungl[illegible] . . .“

Raoul war [illegible] k in ſeinen düſteren Betrachtungen, als ſich [illegible] maſchinenmäßig auf die Schwelle ſeines Hauſe[illegible] Er war hieher gekommen, ohne die Straßen zu ſehen, durch die er ging, ohne zu wiſſen, wie er gekommen; er ſtieß die Thüre auf, ſchritt weiter und ſtieg die Treppe hinauf.

Wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, war die Treppe finſter, waren die Ruheplätze dunkel. Raoul wohnte im erſten Stock; er blieb ſtehen, um zu läuten. Olivain erſchien und nahm ihm Degen und Mantel ab. Raoul öffnete ſelbſt die Thüre, welche von einem Vorzimmer in einen für einen jungen Mann ziemlich reich meublirten Salon führte; dieſer Salon war von Olivain ganz mit Blumen ausgeſchmückt; der Diener kannte den Geſchmack ſeines Herrn und hatte ſich beeifert, ihn zu befriedigen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er dieſe Aufmerkſamkeit wahrnähme oder nicht wahrnähme.

Es war in dem Salon ein Portrait von la Vallière, das la Vallière ſelbſt gezeichnet und Raoul geſchenkt hatte. Dieſes Portrait, das über einer großen mit dunkelfarbigem Damaſt überzogenen Chaiſe-longue hing, war der erſte Punkt, gegen den ſich Raoul wandte, der erſte Gegenſtand, auf den er die Augen heftete. Raoul gab übrigens ſeiner Gewohnheit nach; es war bei ihm dieſes Portrait, was vor Allem ſeine Augen auf ſich zog. Diesmal, wie immer, ging er gerade auf das Portrait zu, ſtützte ſeine Kniee auf die Chaiſe-longue und ſchaute es traurig an.

Er hatte die Arme über der Bruſt gekreuzt, den Kopf ſachte emporgehoben, das Auge ruhig und verſchleiert und den Mund durch ein bitteres Lächeln zuſammengezogen.

Er betrachtete das angebetete Bild; dann du

„Was ist erforderlich, um hiezu zu gelangen? Jung, schön, stark, muthig, reich sein. Ich bin oder werde dies Alles sein.

„Aber die Ehre? ... Was ist die Ehre? Eine Theorie, die Jeder auf seine Weise versteht. Mein Vater würde mir sagen: „„Die Ehre ist die Achtung vor dem, was man den Anderen, und besonders von dem, was man sich selbst schuldig ist.““ Guiche jedoch, Manicamy, Saint-Aignan besonders würden mir sagen: „„Die Ehre? die Ehre besteht darin, daß man der Leidenschaften und Vergnügungen seines Königs dient.“ Diese Ehre ist leicht und fruchtbar. Mit dieser Ehre kann ich mir meinen Posten bei Hofe erhalten, Kammerherr werden, ein schönes und gutes Regiment für mich haben. Mit dieser Ehre kann ich Herzog und Pair werden.

„Der Flecken, den mir diese Frau aufgedrückt, der Schmerz, durch den sie mein, Raouls, ihres Freundes aus der Kindheit, Herz gebrochen hat, berührt in keiner Beziehung Herrn von Bragelonne, einen guten Officier, einen braven Kapitän, der sich beim ersten Treffen mit Ruhm bedecken und hundertmal mehr werde wird, als heute de la Vallière, die Geliebte des Königs ist, denn der König wird Fräulein de la Vallière nicht heirathen, und je mehr er sie öffentlich für sein Geliebte erklärt, desto mehr wird er das Band der Schmach verdicken, das er ihr in der Gestalt einer Krone um die Stirne wirft, und in demselben Maße in dem man sie verachten wird, wie ich sie verachte werde ich mich verklären.

„Ach! wir gingen mit einander während des ersten, während des schönsten Drittels unseres Lebens wir hielten uns an der Hand den reizenden, blumenreichen Pfad der Jugend entlang, und nun kommen wir zu dem Scheideweg, wo sie sich von mir trennt wo wir eine verschiedene Straße [illegible], die uns immer [illegible] von einander [illegible]

Ende dieses [redacted] erreichen, o Herr! bin ich allein, bin ich [redacted]ungsvoll, bin ich vernichtet!

„Oh! Ungl[redacted]

Raoul war [redacted] in seinen düsteren Betrachtungen, als sich [redacted] maschinenmäßig auf die Schwelle seines Hause[redacted] Er war hieher gekommen, ohne die Straßen zu sehen, durch die er ging, ohne zu wissen, wie er gekommen; er stieß die Thüre auf, schritt weiter und stieg die Treppe hinauf.

Wie bei den meisten Häusern jener Zeit, war die Treppe finster, waren die Ruheplätze dunkel. Raoul wohnte im ersten Stock; er blieb stehen, um zu läuten. Olivain erschien und nahm ihm Degen und Mantel ab. Raoul öffnete selbst die Thüre, welche von einem Vorzimmer in einen für einen jungen Mann ziemlich reich meublirten Salon führte; dieser Salon war von Olivain ganz mit Blumen ausgeschmückt; der Diener kannte den Geschmack seines Herrn und hatte sich beeifert, ihn zu befriedigen, ohne sich darum zu bekümmern, ob er diese Aufmerksamkeit wahrnähme oder nicht wahrnähme.

Es war in dem Salon ein Portrait von la Vallière, das la Vallière selbst gezeichnet und Raoul geschenkt hatte. Dieses Portrait, das über einer großen mit dunkelfarbigem Damast überzogenen Chaise-longue hing, war der erste Punkt, gegen den sich Raoul wandte, der erste Gegenstand, auf den er die Augen heftete. Raoul gab übrigens seiner Gewohnheit nach; es war bei ihm dieses Portrait, was vor Allem seine Augen auf sich zog. Diesmal, wie immer, ging er gerade auf das Portrait zu, stützte seine Kniee auf die Chaise-longue und schaute es traurig an.

Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf sachte emporgehoben, das Auge ruhig und verschleiert und den Mund durch ein bitteres Lächeln zusammengezogen.

Er betrachtete das angebetete Bild; dann durch-

„Was iſt erforderlich, um hiezu zu gelangen? Jung, ſchön, ſtark, muthig, reich ſein. Ich bin oder werde dies Alles ſein.

„Aber die Ehre? . . . Was iſt die Ehre? Eine Theorie, die Jeder auf ſeine Weiſe verſteht. Mein Vater würde mir ſagen: „„Die Ehre iſt die Achtung vor dem, was man den Anderen, und beſonders vor dem, was man ſich ſelbſt ſchuldig iſt.““ Guiche jedoch, Manicamp, Saint-Aignan beſonders würden mir ſagen: „„Die Ehre? die Ehre beſteht darin, daß man den Leidenſchaften und Vergnügungen ſeines Königs dient.““ Dieſe Ehre iſt leicht und fruchtbar. Mit dieſer Ehre kann ich mir meinen Poſten bei Hofe erhalten, Kammerherr werden, ein ſchönes und gutes Regiment für mich haben. Mit dieſer Ehre kann ich Herzog und Pair werden.

„Der Flecken, den mir dieſe Frau aufgedrückt, der Schmerz, durch den ſie mein, Raouls, ihres Freundes aus der Kindheit, Herz gebrochen hat, berührt in keiner Beziehung Herrn von Bragelonne, einen guten Officier, einen braven Kapitän, der ſich beim erſten Treffen mit Ruhm bedecken und hundertmal mehr werden wird, als heute de la Vallière, die Geliebte des Königs iſt, denn der König wird Fräulein de la Vallière nicht heirathen, und je mehr er ſie öffentlich für ſeine Geliebte erklärt, deſto mehr wird er das Band der Schmach verdicken, das er ihr in der Geſtalt einer Krone um die Stirne wirft, und in demſelben Maße, in dem man ſie verachten wird, wie ich ſie verachte, werde ich mich verklären.

„Ach! wir gingen mit einander während des erſten, während des ſchönſten Drittels unſeres Lebens; wir hielten uns an der Hand den reizenden, blumenreichen Pfad der Jugend entlang, und nun kommen wir zu dem Scheideweg, wo ſie ſich von mir trennt, wo wir eine verſchiedene Straße verfolgen werden, die uns immer mehr von einander entfernt, und um das

Ende dieſes [illegible]u erreichen, o Herr! bin ich allein, bin ich v[illegible]weiflungsvoll, bin ich vernichtet!

„Oh! Unglücklicher! . .“

Raoul war [illegible]weit in ſeinen düſteren Betrachtungen, als ſich [illegible]uß maſchinenmäßig auf die Schwelle ſeines Hauſe[illegible] Er war hieher gekommen, ohne die Straßen zu ſehen, durch die er ging, ohne zu wiſſen, wie er gekommen; er ſtieß die Thüre auf, ſchritt weiter und ſtieg die Treppe hinauf.

Wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, war die Treppe finſter, waren die Ruheplätze dunkel. Raoul wohnte im erſten Stock; er blieb ſtehen, um zu läuten. Olivain erſchien und nahm ihm Degen und Mantel ab. Raoul öffnete ſelbſt die Thüre, welche von einem Vorzimmer in einen für einen jungen Mann ziemlich reich meublirten Salon führte; dieſer Salon war von Olivain ganz mit Blumen ausgeſchmückt; der Diener kannte den Geſchmack ſeines Herrn und hatte ſich beeifert, ihn zu befriedigen, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er dieſe Aufmerkſamkeit wahrnähme oder nicht wahrnähme.

Es war in dem Salon ein Portrait von la Vallière, das la Vallière ſelbſt gezeichnet und Raoul geſchenkt hatte. Dieſes Portrait, das über einer großen mit dunkelfarbigem Damaſt überzogenen Chaiſe-longue hing, war der erſte Punkt, gegen den ſich Raoul wandte, der erſte Gegenſtand, auf den er die Augen heftete. Raoul gab übrigens ſeiner Gewohnheit nach; es war bei ihm dieſes Portrait, was vor Allem ſeine Augen auf ſich zog. Diesmal, wie immer, ging er gerade auf das Portrait zu, ſtützte ſeine Kniee auf die Chaiſe-longue und ſchaute es traurig an.

Er hatte die Arme über der Bruſt gekreuzt, den Kopf ſachte emporgehoben, das Auge ruhig und verſchleiert und den Mund durch ein bitteres Lächeln zuſammengezogen.

Er betrachtete das angebetete Bild; dann durch-

zog Alles, was er geſagt, ſeinen Geiſt, dann beſtürmte Alles, was er gelitten, ſein Herz; und nach einem langen Stillſchweigen ſprach er zum dritten Mal:

„Oh! Unglücklicher!“

Kaum hatte er dieſe zwei Worte geſprochen, als ſich ein Seufzer und eine Klage [redacted] ihm hörbar machten.

Er drehte ſich raſch um und ſah in der Ecke des Zimmers, ſtehend, gebückt, verſchleiert, eine Frau, die er bei ſeinem Eintritt durch die Ausbreitung der Thüre bedeckt und ſeitdem, weil er ſich nicht umgedreht, nicht geſehen hatte.

Er ging auf die Frau zu, deren Gegenwart ihm Niemand gemeldet hatte, grüßte und erkundigte ſich zugleich, als ſich plötzlich der geſenkte Kopf erhob, der auf die Seite geſchobene Schleier das Geſicht ſehen ließ und eine weiße, traurige Geſtalt vor ihm erſchien.

Raoul wich zurück, als hätte er ein Geſpenſt vor ſich.

„Louiſe!“ rief er mit einem ſo verzweifelten Ausdruck, daß man nicht hätte glauben ſollen, die menſchliche Stimme könnte einen ſolchen Schrei ausſtoßen, ohne daß alle Fibern des Herzens zerreißen würden.

II.

[redacted]en auf Wunden.

Fräulein de la Vallière, denn ſie war es, machte nen Schritt vorwärts.

„Ja, Louiſe,“ murmelte ſie.

Doch in dieſem Zwiſchenraum, ſo kurz er war, itte Raoul Zeit gehabt, ſich zu erholen.

„Ihr, mein Fräulein,“ ſagte er. Dann fügte er it einem unbeſchreiblichen Tone bei: „Ihr hier?“

„Ja, Raoul,“ erwiederte das Mädchen, „ich, die) auf Euch wartete.“

„Verzeiht, als ich nach Hauſe kam, erfuhr ich cht . . .“

„Ja, ich hatte Olivain empfohlen, Euch in Unſſenheit zu laſſen . . .“

Sie zögerte; und da ſich Raoul nicht beeilte, ihr antworten, ſo trat einen Augenblick Stillſchweigen n, ein Stillſchweigen, bei dem man das Geräuſch von ei Herzen, welche, nicht mehr im Einklang, ſondern nes ſo heftig als das andere ſchlugen, hören konnte.

Es war an Louiſe, zu ſprechen. Sie ſtrengte ſich und ſagte:

„Ich hatte mit Euch zu reden; ich mußte Euch thwendig ſehen . . . ich ſelbſt . . allein. Ich bin cht vor einem Schritte zurückgewichen, der geheim eiben muß, denn Niemand außer Euch, Herr von ragelonne, würde ihn begreifen.“

„In der That, mein Fräulein,“ ſtammelte Raoul ſtürzt, keichend, „und ich ſelbſt, trotz der guten Mei- ng, die Ihr von mir habt, muß geſtehen . . .“

„Wollt die Güte haben, Euch zu ſetzen und mich

anzuhören," unterbrach ihn Louiſe mit ihrem weichſten Tone.

Bragelonne ſchaute ſie einen Augenblick an, ſchüttelte dann traurig den Kopf, ſetzte ſich oder ſank vielmehr auf einen Stuhl, und ſagte:

„Sprecht."

Sie warf einen verſtohlenen Blick umher; dieſer Blick war eine Bitte und forderte viel beſſer Geheimhaltung, als es eine Minute früher ihre Worte gethan hatten. Raoul ſtand auf, ging nach der Thüre, öffnete ſie und rief:

„Olivain, ich bin für Niemand zu Hauſe."

Dann ſich gegen la Vallière umwendend, fragte er:

„Iſt es das, was Ihr wünſchtet?"

Nichts kann den Eindruck ſchildern, den auf Louiſe dieſes Wort hervorbrachte, welches bezeichnete: Ihr ſeht, ich verſtehe Euch noch.

Sie fuhr mit ihrem Sacktuch über ihre Augen, um eine widerſpänſtige Thräne zu trocknen; dann, nachdem ſie ſich ein wenig geſammelt hatte, ſprach ſie:

„Raoul, wendet Euren ſo guten und treuherzigen Blick nicht von mir ab; Ihr ſeid keiner von den Männern, die eine Frau verachten, weil ſie ihr Herz verſchenkt hat, und ſollte ihnen dieſe Liebe auch zum Unglück gereichen oder ihren Stolz verletzen."

Raoul antwortete nicht.

„Ach!" fuhr la Vallière fort, „es iſt nur zu wahr, meine Sache iſt ſchlimm, und ich weiß nicht, wie ich anfangen ſoll. Höret, ich glaube, ich werde am Beſten daran thun, wenn ich Euch ganz einfach erzähle, was mir begegnet. Da ich die Wahrheit ſagen werde, ſo werde ich immer meinen rechten Weg in der Finſterniß, in der Stockung, in den Hinderniſſen finden, die ich zu überwinden habe, um mein Herz zu erleichtern, das überſtrömt und ſich zu Euren Füßen ergießen will."

Raoul ſchwieg fortwährend.

alliere ſchaute ihn mit einer Miene an, welche
vollte:
nuthigt mich! habt Mitleid! nur ein Wort!"
: Raoul ſchwieg und das Mädchen mußte fort-

eben iſt Herr von Saint-Aignan im Auftrage
gs bei mir geweſen," ſagte ſie.
ſie ſchlug die Augen nieder.
ul wandte die ſeinigen ab, um nichts zu

r von Saint-Aignan iſt im Auftrage des Kö-
mir geweſen," wiederholte ſie, „und hat mir
ihr wüßtet Alles."
ſie ſuchte demjenigen, welcher dieſe Wunde
ielen Wunden empfing, ins Geſicht zu ſchauen;
war ihr unmöglich, den Augen von Raoul zu

ſagt mir, Ihr habet einen gerechten Zorn
ch gefaßt."
mal ſchaute Raoul das Mädchen an, und ein
bes Lächeln hob ſeine Lippen in die Höhe.
!" fuhr ſie fort, „ich flehe Euch an, behauptet
ihr habet gegen mich etwas Anderes, als Zorn
n. Raoul wartet, bis ich Euch Alles geſagt,
usgeſprochen habe."
Stirne von Raoul klärte ſich durch die Macht
Willens auf; die Falte ſeines Mundes ver-

d vor Allem," ſagte la Vallière, die Hände
die Stirne geſenkt, „vor Allem bitte ich Euch,
großmüthigſten, als den edelherzigſten Menſchen,
eihung. Wenn ich Euch unbekannt mit dem
s in meinem Innern vorging, ſo hätte ich doch
willigt, Euch zu hintergehen! Ah! ich flehe
, Raoul, ich bitte Euch kniefällig, antwortet
wäre es auch mit einer Beleidigung. Eine

Beleidigung Eurer Lippen iſt mir lieber, als ein Verdacht Eures Herzens."

„Ich bewundere Eure Feinheit, mein Fräulein," ſprach Raoul, der ſich anſtrengte, um ruhig zu bleiben, „nicht wiſſen laſſen, daß man hintergeht, iſt redlich; aber hintergehen, es ſcheint, das wäre ſchlimm, und Ihr würdet das nicht thun."

„Mein Herr, lange glaubte ich, ich liebe Euch mehr, als Alles, und ſo lange ich an meine Liebe für Euch glaubte, ſagte ich Euch, daß ich Euch liebte. In Blois liebte ich Euch. Der König kam nach Blois. Ich glaubte Euch noch zu lieben. Ich hätte es auf einen Altar geſchworen; doch es kam ein Tag, der mich enttäuſchte."

„Wohl! an dieſem Tag, mein Fräulein, da Ihr ſahet, ich liebe Euch fortwährend, mußte Euch die Redlichkeit gebieten, mir zu ſagen, Ihr liebet mich nicht mehr."

„An dieſem Tage, Raoul, an dem Tag, wo ich bis im Grunde meines Herzens las, wo ich mir ſelbſt geſtand, Ihr erfüllet nicht meinen ganzen Geiſt, an dieſem Tag, wo ich eine andere Zukunft erblickte, als die, Eure Freundin, Eure Geliebte, Eure Gattin zu ſein, an dieſem Tag, Raoul, waret Ihr leider nicht bei mir."

„Ihr wußtet, wo ich war, mein Fräulein, Ihr mußtet mir ſchreiben."

„Raoul, ich habe das nicht gewagt, Raoul, ich bin feige geweſen! Was wollt Ihr, Raoul, ich kannte Euch ſo gut, ich wußte ſo wohl, daß Ihr mich liebtet, daß ich ſchon bei dem Gedanken an den Schmerz, den ich Euch machen ſollte, zitterte; und das iſt ſo wahr, Raoul, daß in dieſem Augenblick, wo ich, vor Euch gebeugt, das Herz gepreßt, die Stimme voll Seufzer, die Augen voll Thränen, mit Euch ſpreche, ſo wahr, daß ich wie ich keine andere Vertheidigung habe, als meine Offenherzigkeit, auch keinen andern Schmerz habe, als den, welchen ich in Euren Augen leſe."

uchte zu
ſagte das [illegible] mit einer tiefen Ueber-
ein, Ihr werdet mi die Beleidigung nicht
Ihr Euch vor mir verſtellt. Ihr liebtet
waret ſicher, daß Ihr mich liebtet, Ihr
h nicht über Euch ſelbſt. Ihr beloget nicht
Herz, während ich . . .“
ż bleich, die Arme über ihrem Kopfe aus-
ſie auf ihre Kniee.
nd Ihr mir ſagtet, Ihr liebet mich, und
liebtet,“ ſprach Raoul.
ı,“ rief das arme Kind; „ach! ja, ich liebe
, und dieſer Andere . . . mein Gott! laßt
ſagen, denn das iſt meine einzige Ent-
Raoul . . . Dieſen Andern liebe ich mehr,
Leben liebe, mehr, als ich Gott liebe!
meinen Fehler, oder ſtrafet meinen Ver-
Ich bin hierher gekommen, nicht, um
ɔeidigen, ſondern um Euch zu ſagen: Ihr
:ben heißt? wohl! ich liebe! ich liebe, um
um meine Seele demjenigen zu geben,
ebe! Hört er je auf, mich zu lieben, ſo
Schmerz ſterben, wenn Gott mich nicht
ɔenn ſich der Herr nicht meiner erbarmt!
n hier, um mich Eurem Willen zu unter-
er es auch ſein mag, um zu ſterben, wenn
aß ich ſterbe! Tödtet mich alſo, Raoul,
ıubt, ich verdiene den Tod!“
Euch in Acht, mein Fräulein,“ erwiederte
Frau, welche den Tod verlangt, iſt dieſe-
dem verrathenen Liebhaber nur noch ihr
ann.“
ɔt Recht,“ ſagte ſie.
eß einen tiefen Seufzer aus.
r liebet, ohne vergeſſen zu können!“ rief

ıe, ohne vergeſſen zu wollen, ohne

Wunſch, je anderswo zu lieben," antwortete la Vallière.

„Gut," ſprach Raoul, „Ihr habt mir in der That Alles geſagt, was Ihr mir zu ſagen hattet, Alles, was ich zu wiſſen wünſchen konnte. Und nun, mein Fräulein, bin ich es, der Euch um Verzeihung bittet, ich, der ein Hinderniß in Eurem Leben geweſen, ich, der Unrecht gehabt hat, ich, der ich, indem ich mich täuſchte, Euch Euch ſelbſt täuſchen half."

„Oh!" rief la Vallière, „ich verlange nicht ſo viel von Euch, Raoul."

„Dies Alles iſt mein Fehler, mein Fräulein," fuhr Raoul fort. „In den Schwierigkeiten des Lebens mehr unterrichtet, als Ihr, hatte ich die Aufgabe, Euch aufzuklären. Ich mußte mich nicht auf das Ungewiſſe verlaſſen, ich mußte Euer Herz ſprechen machen, während ich kaum Euren Mund ſprechen gemacht habe. Ich wiederhole Euch, mein Fräulein, ich bitte um Verzeihung."

„Das iſt unmöglich! das iſt unmöglich! Ihr ſpottet meiner!" rief ſie.

„Wie, unmöglich?"

„Ja, es iſt unmöglich, in dieſem Grade gut, vortrefflich, vollkommen zu ſein!"

„Nehmt Euch in Acht," entgegnete Raoul mit einem bitteren Lächeln, „denn Ihr werdet vielleicht ſogleich ſagen, ich liebe Euch nicht."

„Oh! Ihr liebet mich wie ein zärtlicher Bruder, laßt mich das hoffen, Raoul."

„Wie ein zärtlicher Bruder? Ihr täuſcht Euch, Louiſe. Ich liebte Euch wie ein Liebhaber, wie ein Gatte, wie der Zärtlichſte der Menſchen, welche lieben."

„Raoul! Raoul!"

„Wie ein Bruder! Oh! Louiſe, ich liebte Euch, um für Euch all mein Blut Tropfen für Tropfen, all mein

Fleisch Fetzen um Fetzen, meine ganze Ewigkeit Stunde für Stunde hinzugeben!"

„Raoul, Raoul, habet Mitleid!"

„Ich liebte Euch so sehr, Louise, daß mein Herz todt ist, daß mein Glaube wankt, daß meine Augen erlöschen; ich liebte Euch so sehr, daß ich weder auf Erden, noch im Himmel mehr etwas sehe."

„Raoul, Raoul, mein Freund, ich beschwöre Euch, schonet meiner!" rief la Vallière. „Oh! wenn ich gewußt hätte . . ."

„Es ist zu spät, Louise, Ihr liebet, Ihr seid glücklich; ich lese diese Freude durch Eure Thränen; hinter den Thränen, welche Eure Redlichkeit vergießt, fühle ich die Seufzer, die Eure Liebe aushaucht. Louise, Louise, Ihr habt aus mir den Letzten der Menschen gemacht. Geht, ich beschwöre Euch. Gott befohlen!"

„Verzeiht mir, Raoul, verzeiht mir, ich flehe Euch an."

„Ei! habe ich nicht mehr gethan? Habe ich Euch nicht gesagt, ich liebe Euch immer noch?"

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

„Und Euch dies sagen, begreift Ihr, Louise? Euch es sagen in einem solchen Augenblick, Euch es sagen, wie ich es sage, heißt Euch mein Todesurtheil aussprechen. Gott befohlen!"

La Vallière wollte ihre beiden Hände gegen ihn ausstrecken.

„Wir dürfen uns in dieser Welt nie mehr sehen," sprach er.

Sie wollte aufschreien: er verschloß ihr den Mund mit der Hand. Sie küßte diese Hand und wurde ohnmächtig.

„Olivain," sagte Raoul, „nehmt diese junge Dame und tragt sie in ihre Sänfte, die vor der Thüre ihrer harrt."

Olivain hob sie auf, Raoul machte eine Bewegung, um sich auf la Vallière zu stürzen, um ihr den ersten

und den letzten Kuß zu geben; doch er hielt plötzlich inne und sprach:

„Nein, dieses Gut gehört nicht mir. Ich bin nicht der König von Frankreich, um zu stehlen."

Und er kehrte in sein Zimmer zurück, während der Lackei la Vallière, welche immer noch ohnmächtig, forttrug.

. . . . . .

Was nach dieser Scene mit Raoul geschah, wie er seinen Vater suchte und fand, und mit diesem nach Blois zurückkehrte, weiß der Leser. Er weiß auch, was in der Bastille zwischen dem Gefangenen und Aramis vorfiel. Und so fahren wir fort.

III.

Wie Mouston fett geworden, ohne daß er Porthos zuvor davon in Kenntniß gesetzt hatte, und von den Unannehmlichkeiten, welche hieraus entsprungen waren.

Seit der Abreise von Athos nach Blois, hatten sich Porthos und d'Artagnan selten zusammengefunden. Der Eine hatte einen anstrengenden Dienst beim König gehabt, der Andere hatte viele Meubles eingekauft, die er auf seine Güter mitzunehmen beabsichtigte, und mit deren Hülfe er in seinen Residenzen ein wenig von jenem Hoflurus zu gründen hoffte, dessen glänzende Helle er [illegible] t erschaut.

[illegible] eines Morgens,

lb nackt, die Beine hängend, und betr
ige von Kleidern, die mit ihren Franſen,
ilonen, mit ihren Stickereien und mit ih-
ig unharmoniſcher Farben zerſtreut auf dem
erlagen.

urig und träumeriſch, wie der Haſe von La
, ſah Porthos d'Artagnan nicht eintreten, den
dies auch im Augenblick Mouſton verbarg, deſ-
nliche Beleibtheit, in jedem Fall ſehr genü-
i einen Menſchen vor einem andern zu verber-
nentan dadurch verdoppelt wurde, daß er vor
rrn an den Aermeln einen ſcharlachrothen Rock
itet hielt, um ihn von allen Seiten anſchau-
machen.

rtagnan blieb auf der Schwelle ſtehen und
te den nachdenkenden Porthos; dann, da der
ieſer zahlloſen, zerſtreut auf dem Boden umher-
Kleider der Bruſt des würdigen Edelmanns
ſzer entwand, dachte d'Artagnan, es ſei Zeit,
r ſchmerzlichen Beſchauung zu entreißen, und

tigen Kniee krachen, durchmaß mit zwei Schritten das Zimmer, ſtand vor d'Artagnan und preßte dieſen mit einer Zärtlichkeit ans Herz, die von Tag zu Tag eine neue Stärke zu gewinnen ſchien.

„Ah!“ wiederholte er, „Ihr ſeid ſtets willkommen, theurer Freund, doch heute ſeid Ihr es mehr, als je.“

„Oho! man iſt traurig bei Euch?“ ſagte d'Artagnan.

Porthos antwortete durch einen Blick, der Niedergeſchlagenheit ausdrückte.

„Nun! erzählt mir das, Porthos, mein Freund, wenn es nicht etwa ein Geheimniß iſt.“

„Vor Allem, mein Freund,“ ſprach Porthos, „Ihr wißt, daß ich kein Geheimniß für Euch habe. Höret alſo, was mich betrübt.“

„Wartet, Porthos, laßt mich zuerſt meine Füße aus dieſer Streu von Atlas- und Sammetſtoffen loswickeln.“

„Oh! geht immer zu,“ erwiederte Porthos mit kläglichem Ton, „dies Alles iſt nur Brack.“

„Teufel! Brack, Porthos! Tuch zu zwanzig Livres die Elle! herrlicher Atlas! königlicher Sammet!“

„Ihr findet alſo dieſe Kleider . . .“

„Glänzend, Porthos, glänzend! Ich wette, Ihr allein habt ſo viel in Frankreich, und angenommen, Ihr laſſet nicht mehr ein einziges machen, und Ihr werdet hundert Jahre leben, worüber ich mich nicht wundern würde, könntet Ihr noch neue Kleider an Eurem Todestag tragen, ohne daß Ihr von heute bis zu dieſem Tag die Naſe eines einzigen Schneiders zu ſehen nöthig hättet.“

Porthos ſchüttelte den Kopf.

„Höret, mein Freund,“ fuhr d'Artagnan fort, „dieſe Schwermuth, die nicht in Eurem Charakter liegt, erſchreckt mich. Mein lieber Porthos, machen wir uns je eher, deſto beſſer, davon frei.“

„Ja, mein Freund, thun wir das,“ erwiederte hos, „wenn es überhaupt möglich iſt.“

„Habt Ihr ſchlimme Nachrichten von Bracieux er:n, mein Freund?“

„Nein, man hat Holz geſchlagen, und es hat ein tel über die Schätzung ertragen.“

„Hat eine Flucht in den Teichen von Pierrefonds gefunden?“

„Nein, mein Freund, man hat ſie ausgefiſcht, und dem Ueberfluß vom Verkauf hätte man alle Teiche jungen Fiſchen beſetzen können.“

„Sollte das Ballon in Folge eines Erdbebens eſtürzt ſein?“

„Nein, mein Freund, im Gegentheil, der Blitz hat dert Schritte vom Schloß eingeſchlagen und eine :lle an einem Orte ſpringen gemacht, wo es völlig Waſſer mangelte.“

„Nun! was gibt es denn?“

„Ich habe eine Einladung zu dem Feſte in Baux lten.“

„Ei! beklagt Euch doch ein wenig! Der König in den Haushaltungen des Hofes mehr als hundert ſtigkeiten auf Leben und Tod dadurch veranlaßt, er Einladungen verweigert. Ah! wahrhaftig, rer Freund, Ihr ſeid bei der Fahrt nach Baux? ah! ah!“

„Mein Gott, ja.“

„Ihr werdet einen herrlichen Anblick genießen, n Freund.“

„Ach! ich vermuthe es.“

„Alles, was es in Frankreich Großes gibt, wird t verſammelt ſein.“

„Ah!“ machte Porthos. Und er raufte ſich aus zweiflung ein Pfötchen voll Haare aus.

„Guter Gott!“ rief d'Artagnan, „ſeid Ihr krank, n Freund?“

„Alle Wetter! ich befinde mich wie der Pont-Neuf. Das iſt es nicht.“

„Aber was iſt es denn?“

„Ich habe keine Kleider.“

D'Artagnan blieb verſteinert.

„Keine Kleider! Porthos!“ rief er, „keine Kleider! während ich mehr als fünfzig auf dem Boden ſehe!“

„Fünfzig, ja, und nicht eines, das mir taugt.“

„Wie! nicht eines, das Euch taugt? Man nimmt alſo kein Maß von Euch, wenn man Euch kleidet?“

„Doch, doch,“ erwiederte Mouſton, „aber leider bin ich ſtärker geworden.“

„Wie, Ihr ſeid ſtärker geworden?“

„So, daß ich nun dicker, viel, viel dicker bin, als der Herr Baron. Solltet Ihr das glauben, gnädiger Herr?“

„Bei Gott! das ſieht man wohl.“

„Siehſt Du, Dummkopf, man ſieht das!“ rief Porthos.

„Aber, mein lieber Porthos,“ ſagte d'Artagnan mit einer leichten Ungeduld, „ich weiß nicht, warum Eure Kleider für Euch nicht paſſend ſind, weil Mouſton dicker geworden iſt.“

„Ich will Euch das erklären, mein Freund, Ihr erinnert Euch, mir die Geſchichte von einem römiſchen General, Antonius, erzählt zu haben, der immer ſieben Wildſchweine, zu verſchiedenen Punkten gekocht, am Spieß hatte, um ſein Mittagsmahl, zu welcher Stunde des Tages es ihm beliebte, verlangen zu können. Wohl! ich beſchloß, da ich jeden Augenblick zu Hofe berufen werden und dort acht Tage verweilen könnte, für dieſe Veranlaſſung immer ſieben Kleider bereit zu halten.“

„Vortrefflich geurtheilt, Porthos! Nur muß man Euer Vermögen haben, um ſich ſolche Phantaſien zu erlauben, abgeſehen von der Zeit, die man dadurch verliert, daß man ſich anmeſſen läßt. Die Moden wechſeln ſo oft!“

„Gerade hierin ſchmeichelte ich mir, etwas ſeh eiſtreiches gefunden zu haben.“

„Sprecht, laßt hören. Ich zweifle, bei Gott cht an Eurem Genie.“

„Ihr erinnert Euch, daß Mouſton mager war?“

„Ja, zur Zeit, wo er Mousqueton hieß.“

„Ihr erinnert Euch auch der Zeit, wo er fett zu erden anfing?“

„Nein, nicht genau. Ich bitte Euch um Verzeiung, mein lieber Mouſton.“

„Oh! der gnädige Herr iſt nicht mangelhaft,“ erieberte Mouſton mit einer liebenswürdigen Miene, er gnädige Herr war in Paris, und wir waren in lerrefonds.“

„Nun, Porthos, es gab alſo eine Zeit, wo Mouon ſtark zu werden anfing? Nicht wahr, das wollt hr ſagen?“

„Ja, mein Freund, und darüber freute ich mich jener Zeit ungemein.“

„Peſt, das glaube ich wohl,“ rief d'Artagnan.

„Ihr begreift, daß das mir Mühe erſparte,“ fuhr rthos fort.

„Nein, mein Freund, ich begreife noch nicht; doch n Ihr mir genau erklärt . . .“

„Ich komme zur Sache, mein Freund. Vor Allem s, wie Ihr ſagt, ein Zeitverluſt, daß man ſich ſoll ſſen laſſen, und wäre es nur einmal alle vierzehn . Und dann kann man auf der Reiſe ſein, und man immer ſieben Anzüge im Gange haben will . . . mein Freund, ich haſſe es, irgend Jemand mein zu geben. Was Teufels, man iſt Edelmann iſt es nicht! Sich von einem ſolchen Burſchen, ien nach Fuß, Zoll und Linie analyſirt, meſſen nterſuchen zu laſſen, iſt demüthigend. Dergleichen inden uns hier zu hohl, dort zu hervorragend; en unſere Stärke und unſere Schwäche. Geht s den Händen eines ſolchen Anmeſſers hervor,

ſo gleicht man jenen Feſtungen, deren Winkel und Dicken ein Spion ausgekundſchaftet hat.“

„In der That, mein lieber Porthos, Ihr habt Ideen, die nur Euch eigenthümlich ſind.“

„Ah! Ihr begreift, wenn man Ingenieur iſt ...“

„Und Belle-Isle befeſtigt hat, ganz richtig, mein Freund.“

„Ich hatte alſo einen Gedanken, und ohne Zweifel wäre er ohne die Nachläſſigkeit von Herrn Mouſton gut geweſen.“

D'Artagnan warf einen Blick auf Mouſton, der dieſen Blick mit einer Bewegung des Körpers erwiederte, welche beſagen wollte: „Ihr werdet ſehen, ob ich an dem Allem Schuld bin.“

„Ich wünſchte mir alſo Glück, da ich Mouſton fett werden ſah,“ fuhr Porthos fort, „und ich half ſelbſt mit allen meinen Kräften dazu, ihm Beleibtheit mittelſt einer weſenhaften Nahrung zu verſchaffen, beſtändig in der Hoffnung, es würde ihm gelingen, mir an Umfang gleich zu kommen, und er könnte ſich dann ſtatt meiner anmeſſen laſſen.“

„Ah! beim Gewitter, ich begreife,“ rief d'Artagnan, „das erſparte Euch die Mühe und die Demüthigung.“

„Denkt Euch alſo meine Freude, als ich nach anderthalb Jahren einer gut ausgedachten Nahrung, denn ich gab mir die Mühe, dieſen Burſchen ſelbſt zu ſpeiſen . . .“

„Ah! und ich habe treulich dabei geholfen, gnädiger Herr,“ verſetzte Mouſton beſcheiden.

„Das iſt wahr. Denkt Euch alſo meine Freude, als ich eines Morgens bemerkte, daß Mouſton genöthigt war, ſich zuſammenzuziehen, wie ich mich ſelbſt zuſammenzog, um durch die kleine Geheimthüre zu gehen, welche dieſe Teufel von Baumeiſtern in dem Zimmer von Madame du Vallon in Pierrefonds angebracht haben. Bei Gelegenheit dieſer Thüre frage ich

Fuch, mein nd. : Ihr Alles wißt, wie es dieſen
ſſeln von ! welche von ihrem Handwerke
us den Compaß im Kop haben müſſen, einfallen kann,
Thüren zu machen, dur welche nur magere Leute zu
ehen im Stande ſind."

„Solche Thüren," erwiederte d'Artagnan, „ſind für
ie Liebhaber beſtimmt; ein Liebhaber aber iſt in der
Regel von ſchlankem, hageren Wuchſe."

„Madame du Vallon hatte keinen Liebhaber," ent-
egnete Porthos mit Majeſtät.

„Ganz richtig, mein Freund," ſagte d'Artagnan;
doch die Baumeiſter haben an den Fall gedacht, daß
Ihr vielleicht wieder heirathen würdet."

„Ah! das iſt möglich," ſprach Porthos. „Und
nun, da mir die Erklärung der zu engen Thüren gege-
ben iſt, kommen wir auf das Fettwerden von Mou-
ſton zurück. Doch bemerkt, daß ſich dieſe beiden Dinge
berühren, mein Freund. Ich habe immer wahrgenommen,
daß die Ideen ſich paarten. So bewundert folgendes
Phänomen, d'Artagnan: ich ſprach mit Euch von
Mouſton, der dick wurde, und wir ſind dadurch auf
Madame du Vallon gekommen."

„Welche mager war."

„Hm! iſt das nicht wunderbar!"

„Mein lieber, ein mir befreundeter Gelehrter, Herr
Coſtar, hat dieſelbe Bemerkung gemacht, wie Ihr, und
er benennt das mit einem griechiſchen Namen, deſſen
ich mich nicht mehr erinnere."

„Ah! meine Bemerkung iſt alſo nicht neu?" rief
Porthos erſtaunt; „ich glaubte ſie erfunden zu haben."

„Mein Freund, das war eine vor Ariſtoteles, das
heißt, vor etwa zweitauſend Jahren bekannte Thatſache."

„Wohl! darum iſt es nicht minder richtig," ſagte
Porthos, entzückt, mit den Gelehrten des Alterthums
zuſammengetroffen zu ſein.

„Vortrefflich! Doch wenn wir auf n
rückkämen . . . mich dünkt, wir haben
lich ſtärker werdend verlaſſen."

„Ja, gnädiger Herr,“ ſagte Mouſton.

„Gut, ich bin dabei,“ ſprach Porthos. „Mouſton nahm alſo dergeſtalt zu, daß er alle meine Hoffnungen erfüllte, denn er erreichte mein Maß; hievon konnte ich mich eines Tags überzeugen, als ich auf dem Leibe dieſes Burſchen ein Kamiſol von mir erblickte, aus dem er ſich einen Rock gemacht hatte, das, nur was die Stickerei betrifft, hundert Piſtolen werth war.“

„Das geſchah, um es zu probiren, gnädiger Herr,“ ſagte Mouſton.

„Von dieſem Augenblick an,“ fuhr Porthos fort, „beſchloß ich, daß Mouſton mit meinem Schneider in Verbindung treten und ſich an meiner Stelle anmeſſen laſſen ſollte.“

„Herrlich erſonnen, Porthos; doch Mouſton iſt anderthalb Fuß kleiner, als Ihr.“

„Ganz richtig, man nahm das Maß bis auf den Boden, und das Ende des Kleides ging mir gerade bis über das Knie.“

„Welches Glück habt Ihr doch, Porthos! Dergleichen Dinge widerfahren nur Euch.“

„Ah! ja, macht mir Euer Kompliment, es iſt Urſache dazu vorhanden. Gerade um dieſe Zeit, nämlich vor ungefähr drittehalb Jahren, reiſte ich nach Belle-Isle ab; ich beauftragte Mouſton, um immer und im Fall der Noth ein Muſter von allen Moden zu haben, ſich jeden Monat ein Kleid machen zu laſſen.“

„Sollte es Monſton verſäumt haben, Euren Auftrag zu befolgen? Oh! das wäre ſchlimm, Mouſton.“

„Im Gegentheil, gnädiger Herr, im Gegentheil.“

„Nein, er hat nicht vergeſſen, ſich die Kleider machen zu laſſen, aber er hat vergeſſen, mich zu benachrichtigen, daß er noch dicker wurde.“

„Ah! das iſt nicht mein Fehler, gnädiger Herr, Euer Schneider hat es mir nicht geſagt.“

„So,“ ſprach Porthos, „ſo, daß der Burſche ſeit zwei Jahren um achtzehn Zoll Umfang zugenommen

ıt, und daß meine zwölf letzten Röcke alle ſtufenweiſe
m einen bis anderthalb Fuß zu weit ſind."

„Doch die anderen, diejenigen, welche ſich der Zeit
ihern, wo Eure Taille dieſelbe war?"

„Sie ſind nicht mehr in der Mode, mein lieber
reund. Zöge ich ſie an, ſo würde ich ausſehen, als
ıme ich von Siam, und als wäre ich zwei Jahre von
ofe entfernt geweſen."

„Ich begreife Eure Verlegenheit. Wie viel neue
leider habt Ihr? nicht wahr, ſechs und dreißig? und
hr habt kein einziges. Wohl! Ihr müßt Euch ein
eben und dreißigſtes machen laſſen; die ſechs und
:eißig anderen ſind für Mouſton."

„Ah! gnädiger Herr!" rief Mouſton mit zufrie-
:ner Miene. „Doch der gnädige Herr iſt allerdings
ıamer gütig gegen mich geweſen."

„Bei Gott! glaubt Ihr, dieſer Gedanke ſei mir
icht auch gekommen, oder ich habe die Ausgabe ge-
heut? Aber es ſind nur noch zwei Tage von jetzt
ıs zu dem Feſte in Vaux; ich habe die Einladung ge-
ern erhalten, ich habe Mouſton mit Poſt mit meiner
Garderobe kommen laſſen, ich habe das Unglück, das
ir begegnete, erſt dieſen Morgen wahrgenommen, und
ı gibt keinen Schneider, der nur ein wenig in der
Mode wäre und es übernähme, mir bis übermorgen
n Kleid zu verfertigen."

„Nämlich ein mit Gold bedecktes Kleid, nicht wahr?"

„Ich will überall Gold haben."

„Wir werden das in Ordnung bringen. Ihr geht
ſt in drei Tagen ab. Die Einladungen ſind für Mitt-
och gemacht, und wir ſind am Sonntag Morgen."

„Das iſt wahr, doch Aramis hat mir eingeſchärft,
er und zwanzig Stunden vorher in Vaux zu ſein."

„Wie, Aramis?"

„Ja, Aramis hat mir die Einladung gebracht."

„Ah! ſehr gut, ich begreife. Ihr ſeid von Herrn
ouquet eingeladen?"

„Nein, von Seiten des Königs, lieber Freund. Auf dem Zettel ſtand mit allen Buchſtaben geſchrieben: „„Der Herr Baron du Vallon wird benachrichtigt, daß der König die Gnade gehabt hat, ihn auf die Liſte ſeiner Einladungen zu ſetzen.““

„Sehr gut; doch Ihr werdet mit Herrn Fouquet abgehen?“

„Und wenn ich bedenke,“ rief Porthos, mit einem Fußtritt den Boden einſtoßend, „wenn ich bedenke, daß ich keine Kleider haben werde, ſo berſte ich vor Zorn. Ich möchte gern Einen erwürgen oder Etwas zerreißen!“

„Erwürgt Niemand und zerreißt Nichts, Porthos; ich werde Alles in Ordnung bringen. Zieht eines von Euren ſechs und dreißig Kleidern an und kommt mit mir zu einem Schneider.“

„Bah! mein Kammerdiener iſt ſeit dem Morgen bei allen geweſen.“

„Auch bei Herrn Percerin?“

„Wer iſt Herr Percerin?“

„Er iſt der Schneider des Königs, bei Gott!“

„Ah! ja, ja,“ rief Porthos, der ſich das Anſehen geben wollte, als kennete er den Schneider des Königs, während er ſeinen Namen zum erſten Mal hörte; „bei Herrn Percerin, dem Schneider des Königs, bei Gott! Ich dachte, er wäre zu ſehr beſchäftigt.“

„Ohne Zweifel wird er zu ſehr beſchäftigt ſein; doch ſeid unbeſorgt, Porthos, er wird für mich thun, was er für einen Andern nicht thun würde. Nur müſſen wir ihn das Maß nehmen laſſen, mein Freund.“

„Oh!“ verſetzte Porthos mit einem Seufzer, „das iſt ärgerlich, doch was kann man am Ende thun!“

„Ihr werdet es machen, wie die Anderen, Ihr werdet es machen, wie der König.“

„Wie, man mißt auch dem König an? Und er duldet es.“

„Der König iſt eitel, mein Lieber, und Ihr, Ihr
ib es auch, was Ihr auch ſagen möget.“
Porthos lächelte mit einer ſiegreichen Miene und
rach:
„Gehen wir zum Schneider des Königs; und da
: dem König anmißt, ſo kann ich mir, bei Gott! wohl
ich anmeſſen laſſen.“

VI.

Wer das war, der Herr Jean Percerin.

Der Schneider des Königs, Meſſire Jean Perce-
n, bewohnte ein ziemlich großes Haus in der Rue
aint-Honoré, bei der Rue de l'Arbre-Sec. Er war
n Mann, der Geſchmack für ſchöne Stoffe, für ſchöne
tickereien, für Sammete hatte; die Kundſchaft des
önigs hatte ſich vom Vater auf den Sohn vererbt.
ieſe Erbfolge beſchränkte ſich indeſſen nicht hierauf,
e ging bis zu Karl IX. zurück, bei dem, wie man
eiß, häufig Bravourlaunen vorkamen, welche ſehr
hwer zu befriedigen waren.

Der Percerin jener Zeit war ein Hugenot, wie
mbroiſe Paré; die Königin von Navarra, die ſchöne
Margot, hatte ihn verſchont, weil er der Einzige ge-
eſen, dem es gelungen war, ihr die herrlichen Reit-
eider zu verfertigen, die ſie ſo gern trug, weil ſie
eeignet waren, gewiſſe anatomiſche Mängel zu ver-
ergen, welche die Königin von Navarra ſo ſorgfältig
erbarg.

Der gerettete Percerin machte aus Dankbarkeit

schöne, schwarze, sehr ökonomische Leibchen für die Königin Catharina, welche am Ende dem Hugenoten, dem sie lange ein böses Gesicht gemacht hatte, für seine Erhaltung sehr gewogen war. Doch Percerin war ein kluger Mann; er hatte sagen hören, nichts sei für einen Hugenoten gefährlicher, als das Lächeln der Königin Catharina, und da er bemerkte, daß sie ihm öfter, als gewöhnlich, zulächelte, so beeilte er sich, katholisch mit seiner ganzen Familie zu werden, und durch diese Bekehrung tadellos geworden, gelangte er zu der hohen Stellung des Schneidermeisters der Krone von Frankreich.

Unter Heinrich III., der ein äußerst eitler König war, erlangte diese Stellung die Höhe von einer der erhabensten Bergspitzen der Cordilleren. Percerin war sein ganzes Leben ein geschickter Mann gewesen, und um diesen Ruf auch über sein Grab hinaus zu bewahren, hütete er sich wohl, seinen Tod zu verfehlen: er starb also sehr geschickt, und gerade zur Stunde, wo seine Einbildungskraft nachzulassen anfing.

Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter, Beide würdig des Namens, den sie zu führen berufen waren: der Sohn ein unerschrockener Schneider und pünktlich wie ein Winkelmaß: die Tochter eine Stickerin und Ornamentenzeichnerin.

Die Hochzeit von Heinrich IV. und Maria von Medicis, die schöne Trauer der genannten Königin machten, nebst einigen Herrn von Bassompierre, dem König der Elegants jener Zeit, entschlüpften Worten, das Glück der zweiten Generation der Percerin.

Herr Concino Concini und seine Frau Galigai, welche hernach am französischen Hofe glänzten, wollten die Kleider italienisiren und ließen Schneider von Florenz kommen; aber in seiner Vaterlandsliebe und in seiner Eitelkeit gestachelt, vernichtete Percerin diese Fremdlinge durch die Anwendung seiner Dessins von

tell und se n Plumetis *), der-
, daß Concino zuerst auf seine Landsleute verzich-
ab eine solche Zuneigung zu dem Schneider faßte,
nur noch von ihm gekleidet sein wollte; er trug
in Wamms von ihm an dem Tag, wo ihm Bitry
inem Pistolenschuß auf der kleinen Brücke des
: die Hirnschale zerschmetterte.
ieses Wamms, das aus der Werkstätte von Mei-
ercerin kam, hatten die Pariser das Vergnügen,
m darin enthaltenen Menschenfleisch, in so viele
zu zerreißen.
roz der Gunst, der sich Percerin bei Concino
i erfreut hatte, war König Ludwig XIII. edel-
j genug, keinen Groll gegen seinen Schneider zu
und ihn in seinem Dienste zu behalten. In dem
blick, wo Ludwig der Gerechte dieses große Bei-
on Billigkeit gab, hatte Percerin zwei Söhne
n, von denen der Eine sein Probestück bei der Hochzeit
nna von Oesterreich machte, für den Cardinal von
ieu das schöne spanische Kleid erfand, mit dem er
ande tanzte, die Costumes des Trauerspiels Mi-
verfertigte und auf den Mantel von Buckingham
zunten Perlen nähte, die auf den Böden des
ausgestreut zu werden bestimmt waren.
an wird bald berühmt, wenn man Herrn von
gham, Herrn von Cinq-Mars, Mademoiselle
, Herrn von Beaufort und Marion de Lorme
et hat. Percerin III. hatte den Culminations-
seines Ruhmes erreicht, als sein Vater starb.
lt, mit Ruhm bekränzt und reich, kleidete noch
e Percerin Ludwig XIV., und da er keinen Sohn
was für ihn ein großer Kummer war, insofern
m seine Dynastie erlosch, so hatte er mehrere
ge von schönen Hoffnungen herangebildet. Er
einen Wagen, ein Landgut, Lackeien, die größten

*) Art von Stickerei in Baumwolle.

in Paris, und durch beſondere Erlaubniß von Ludwig XIV. eine Meute. Er kleidete die Herren von Lyonne und Letellier mit einer Art von Protection, aber ihm, dem Politiker, genährt von den Staatsgeheimniſſen, war es nie gelungen, ein Kleid für Herrn Colbert zu verfertigen. Das läßt ſich nicht erklären, es erräth ſich. Die großen Geiſter jeder Art leben von unfaßbaren, unſichtbaren Vorſtellungen; ſie handeln, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Der große Percerin, denn gegen die Gewohnheit der Dynaſtien, war es beſonders der letzte der Percerin, der den Beinamen der Große verdient hatte, der große Percerin, ſagen wir, ſchnitt in Folge einer Eingebung einen Rock für die Königin oder eine enge Hoſe für den König; er erſann einen Mantel für Monſieur, einen Strumpfzwickel für Madame; doch trotz ſeines erhabenen Genies konnte er das Maß von Herrn Colbert nicht feſthalten: „Dieſer Mann," ſagte er oft, „liegt außer meinem Talent, und ich wäre nicht im Stande, ihn im Deſſin meiner Nadeln zu ſehen!"

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Percerin der Schneider von Herrn Fouquet war, und daß ihn der Herr Oberintendant hochſchätzte.

Herr Percerin zählte gegen achtzig Jahre, und dennoch war er ſo friſch und zu gleicher Zeit ſo dürr, wie die Hofleute ſagten, als er ſpröde war. Sein Ruf und ſein Vermögen waren groß genug, daß der Herr Prinz, dieſer König der Zierlinge, ihm, während er ſich über Coſtumes mit ihm unterhielt, den Arm gab, und daß die im Bezahlen am wenigſten eifrigen Hofleute es nie wagten, die Rechnungen bei ihm zu lange anſtehen zu laſſen; denn Percerin machte einmal Kleider auf Kredit, doch nie zum zweiten Mal, wenn er nicht für das erſte Mal bezahlt war.

Man begreift, daß ein ſolcher Schneider, ſtatt Kunden nachzulaufen, nur mit Schwierigkeiten neue annahm. Percerin weigerte ſich auch, die Bürger und die zu neu Geadelten zu kleiden. Es ging ſogar das

das Haus dieſer künſtleriſchen Vornehmheit
lrtagnan den troſtloſen Porthos.
r ſagte unter Weges zu ſeinem Freunde:
n lieber d'Artagnan, nehmt Euch in Acht, daß
Zuſammenſtoß der Würde eines Mannes, wie
mit der Unverſchämtheit dieſes Percerin gibt,
ınhöflich ſein muß, denn ich ſage Euch zum
›aß ich ihn, wenn er ſich gegen mich verfehlte,
würde."
:ch mich vorgeſtellt," erwiederte d'Artagnan,
r nichts zu befürchten, und wäret Ihr auch,
nicht ſeid."
! es iſt . . ."
s denn? Solltet Ihr etwas gegen Percerin
›rthos?"
glaube, ich habe ſeiner Zeit . . ."
ı, was denn: ſeiner Zeit?"
habe Mouſton zu einem Burſchen dieſes Na-
hickt."
iter?"

verlaſſen? Ah! Herr d'Artagnan, wie ſchlecht l
delt Ihr mich!"

„Wenn Ihr nicht auf der Stelle Herrn P
meldet, ich ſei da, mein lieber Herr Molière,"
d'Artagnan leiſe, „ſo erkläre ich Euch Eines: ic
Euch den Freund nicht ſehen, den ich mitg
habe."

Molière bezeichnete mit einer unmerklichen G
Porthos.

„Dieſen, nicht wahr?" ſagte er.

„Ja."

Molière heftete auf Porthos einen von den B
welche die Gehirne und die Herzen durchwühlen.
Prüfung kam ihm ohne Zweifel vielverſprechen
denn er ſtand ſogleich auf und ging in das anſt
Zimmer.

V.

Die Muſter.

Mittlerweile verlief ſich die Menge langſam,
ſie indeſſen an jeder Ecke des Arbeitstiſches e
murre oder eine Drohung zurückließ, wie an den
bänken des Meeres die Wellen ein wenig Schaum
zermalmtes Meergras hinterlaſſen, wenn ſie ſi
Eintritt der Ebbe zurückziehen.

Nach zehn Minuten erſchien Molière wiede
machte d'Artagnan unter dem Thürvorhang ein
res Zeichen. Dieſer eilte. Porthos mit ſich z
fort, und führte ih- -ſchiedene ziemlich v
rene Gänge in d- Percerin. Die

zurückgeſchlagen, unterſuchte der Greis ein Stück Brocat mit großen goldenen Blumen, um ſchöne Reflexe darauf hervorzubringen. Als er d'Artagnan erblickte, ließ er ſeinen Stoff liegen und ging ihm entgegen, nicht ſtrahlend, nicht höflich, doch im Ganzen ziemlich artig.

„Herr Kapitän der Garden," ſagte er, „nicht wahr, Ihr werdet mich entſchuldigen? doch ich habe zu thun."

„Ah! ja, Ihr ſeid mit den Kleidern des Königs beſchäftigt; ich weiß das, mein lieber Herr Percerin, Ihr macht drei, wie man mir geſagt hat?"

„Fünf, mein lieber Herr, fünf."

„Drei oder fünf, das kümmert mich nichts, Meiſter Percerin, und ich weiß, daß Ihr die ſchönſten der Welt machen werdet."

„Man weiß es, ja, einmal gemacht, werden ſie die ſchönſten der Welt ſein, damit es aber die ſchönſten der Welt ſind, müſſen ſie zuvor gemacht werden, und hiezu, mein lieber Herr Kapitän, brauche ich Zeit."

„Ah bah! noch zwei Tage! das iſt mehr, als Ihr braucht, mein lieber Herr Percerin," ſagte d'Artagnan mit dem größten Phlegma.

Percerin ſchaute empor, wie ein Menſch, der wenig an den Widerſpruch gewöhnt iſt, ſelbſt nicht einmal in ſeinen Launen; d'Artagnan merkte aber nicht auf die Miene, welche der erhabene Brocatſchneider allmälig annahm.

„Mein lieber Herr Percerin," fuhr er fort, „ich bringe Euch einen Kunden."

„Ah! ah!" machte Percerin mit einem verdrießlichen Tone.

„Den Herrn Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds," ſagte d'Artagnan.

Percerin verſuchte eine Begrüßung, welche nichts Sympathetiſches bei dem furchtbaren Porthos fand,

der ſeit ſeinem Eintritt in das Cabinet den Schneider ſchel anſchaute.

„Einen von meinen Freunden,“ vollendete d'Artagnan.

„Ich werde den Herrn bedienen, aber ſpäter,“ erwiederte Percerin.

„Später! und wann dies?“

„Wann . . . wann ich Zeit haben werde.“

„Ihr habt das ſchon meinem Bedienten geſagt!“ rief Porthos unzufrieden.

„Das iſt möglich, ich bin beinahe immer mit dringenden Geſchäften überhäuft.“

„Mein Freund,“ entgegnete Porthos pathetiſch, „man hat immer Zeit, wenn man will.“

Percerin wurde carmeſinroth; was bei den durch das Alter weiß gewordenen Greiſen ein ärgerliches Merkmal iſt.

„Es ſteht dem Herrn, meiner Treue! frei, ſich anderswo bedienen zu laſſen,“ ſagte er.

„Ah! ah! Percerin,“ flüſterte d'Artagnan, „Ihr ſeid heute nicht liebenswürdig. Wohl denn! ich will Euch ein letztes Wort ſagen, wonach Ihr auf die Kniee fallen werdet: dieſer Herr iſt nicht nur ein Freund von mir, ſondern auch ein Freund von Herrn Fouquet.“

„Ah! ah!“ verſetzte der Schneider, „das iſt etwas Anderes.“ Dann ſich gegen Porthos wendend, fragte er: „Der Herr Baron gehört dem Herrn Oberintendanten?“

„Ich gehöre mir,“ brach Porthos gerade in dem Augenblick los, wo der Thürvorhang aufgehoben wurde, um eine neue Perſon durchzulaſſen.

Molière beobachtete. D'Artagnan lachte. Porthos fluchte.

„Mein lieber Herr Percerin,“ ſagte d'Artagnan, „Ihr werdet dem Herrn Baron ein Kleid machen, ich bitte Euch darum.“

i Euch sage ich nicht nein, Herr Kapitän."
ch das ist nicht Alles, Ihr werdet ihm das
gleich machen."
unmöglich vor acht Tagen."
ann ist es, als ob Ihr es abschläget, ihm
machen, da das Kleid bei dem Feste in Baux
inen bestimmt ist."
h wiederhole, daß es unmöglich ist," entgegnete
näckige Greis.
ein, lieber Herr Percerin, besonders, wenn ich
rum bitte," sagte an der Thüre eine sanfte
, eine metallische Stimme, welche d'Artagnan
: spitzen machte. Es war die Stimme von

rr d'Herblay," rief der Schneider.
amis!" murmelte d'Artagnan.
l unser Bischof!" sagte Porthos.
uten Morgen, d'Artagnan, guten Morgen, theure
." sprach Aramis. „Auf, Herr Percerin, macht
d für diesen Herrn, und ich stehe Euch dafür,
, indem Ihr es macht, Herrn Fouquet etwas
mes erweist."
er begleitete diese Worte mit einem Zeichen,
besagen wollte: Bewilligt und entlaßt. Es
Aramis hatte auf Percerin einen höheren Ein-
s selbst d'Artagnan, denn der Schneider ver-
ich zum Zeichen der Einwilligung, wandte sich
orthos um und sprach ungeschlacht:
ßt Euch das Maß auf der andern Seite
"

thos erröthete auf eine furchtbare Art.
Artagnan sah den Sturm kommen und sagte
er Stimme zu Molière:
ein lieber Herr, der Mann, den Ihr seht, hält
entehrt, wenn man das Fleisch und die Kno-
st, die ihm Gott zugetheilt hat; studirt mir
ppus, Meister Aristophanes, und benützt es."

Molière bedurfte der Ermuthigung nicht; er faßte mit den Augen die ganze Perſon von Po und ſagte dann zu ihm:

„Mein Herr, wenn es Euch gefällig iſt, mi zu kommen, ſo werde ich Euch das Maß von Kleid nehmen laſſen, ohne daß Euch der Meſſe rührt.“

„Ah! was ſagt Ihr da, mein Freund?“ rief thos.

„Ich ſage, man werde weder die Elle, noc Fuß auf Eure Nähte anwenden. Das iſt ein Verfahren, das wir erſonnen haben, um das Ma Leuten von Stand zu nehmen, deren Empfindlichk widerſtrebt, ſich von gemeinen Burſchen berühr laſſen. Wir haben empfindliche Leute, die es nic tragen können, gemeſſen zu werden, eine Cere die, meines Erachtens, die natürliche Majeſtät Menſchen verletzt, und ſolltet Ihr zufällig zu Leuten gehören . . . ?“

„Alle Hagel! ich glaube wohl, daß ich da höre.“

„Wohl! das kommt vortrefflich, Herr Baron bei Euch ſoll von unſerer Erfindung zuerſt Ge gemacht werden.“

„Wie, des Teufels, benimmt man ſich aber hie fragte Porthos entzückt.

„Mein Herr,“ antwortete Molière, ſich verbeu „wollt Ihr die Gnade haben, mir zu folgen, ſo w Ihr es ſehen.“

Aramis ſchaute dieſe Scene mit allen ſeinen gen an. Vielleicht glaubte er an der Beleibtheit von tagnan zu erkennen, dieſer würde mit Porthos w hen, um das Ende von einer ſo gut begonnenen nicht zu verlieren; doch ſo ſcharfſichtig Aramis war, er täuſchte ſich. Porthos und Molière g allein weg. D'Artagnan blieb bei Percerin. Wa aus Neugierde, das iſt das Ganze; wahrſcheinli

einige Augenblicke länger die Gegenwart seines Freundes Aramis zu genießen. Sobald Molière Porthos verschwunden waren, näherte sich d'Artagnan dem Bischof von Vannes, was diesem besonders erlich zu sein schien, und sagte:

„Nicht wahr, auch ein Kleid für Euch, lieber nd?"

„Nein," erwiederte Aramis lächelnd.

„Ihr geht doch nach Baur?"

„Ich gehe dahin, doch ohne ein neues Kleid. Ihr ßt, mein lieber d'Artagnan, daß ein armer Bi von Vannes nicht reich genug ist, um sich für alle neue Kleider machen zu lassen."

„Bah!" versetzte lachend der Musketier, „und die hte, machen wir keine mehr?"

„Oh! d'Artagnan," erwiederte Aramis, „es ist her, daß ich nicht mehr an alle diese Nichtsigkeiten denke."

„Gut," sagte d'Artagnan, schlecht überzeugt. Percerin hatte sich wieder in seine Brocatbetrachn versenkt.

„Bemerkt Ihr nicht, daß wir diesem braven Mann zur Last sind, mein lieber d'Artagnan," sagte Aramächelnd.

„Ah! ah!" murmelte mit halber Stimme der Mus, „das heißt, ich bin Dir zur Last, mein lieber nd." Dann sprach er laut: „Wohl! so gehen wir. habe nichts mehr hier zu thun, und wenn Ihr so seid, als ich, lieber Aramis . . ."

„Nein, ich wollte . . ."

„Ah! Ihr wolltet Herrn Percerin etwas insgesagen?"

„Insgeheim," wiederholte Aramis, „ja, gewiß, nicht für Euch. Nie, das bitte ich Euch, mir zu en, nie werde ich etwas Geheimes haben, das ein nd, wie Ihr, nicht hören darf.

„Oh! nein, nein, ich entferne mich," erwiederte

d'Artagnan, wobei jedoch seine Stimme einen merklichen Ausdruck von Neugierde hatte, denn die Bewegung von Aramis, so gut sie auch verkleidet war, entging ihm nicht, und er wußte, daß in dieser unerforschlichen Seele Alles, selbst die scheinbar geringfügigsten Dinge, gewöhnlich auf ein Ziel losging, ein unbekanntes Ziel, das aber, wie der Musketier bei seiner genauen Kenntniß des Charakters seines Freundes wohl begriff, wichtig sein mußte.

Aramis aber sah seinerseits, daß d'Artagnan nicht ohne Verdacht war, und entgegnete beharrlich:

„Ich bitte, bleibt und höret, wie sich die Sache verhält." Dann sich an den Schneider wendend: „Mein lieber Herr Percerin . . . Ich freue mich sogar sehr, daß Ihr da seid."

„Ah! wahrhaftig!" sagte zum dritten Mal der Gascogner, diesmal so wenig bethört, als die anderen Male.

Percerin rührte sich nicht. Aramis weckte ihn gewaltsam dadurch auf, daß er ihm den Stoff, den Gegenstand seines Nachsinnens, aus den Händen zog.

„Mein lieber Herr Percerin," sagte er, „ich habe hier nebenan Herrn Lebrun, einen der Maler von Herrn Fouquet."

„Ah! sehr gut," dachte d'Artagnan, „doch warum Herr Lebrun?"

Aramis schaute d'Artagnan an, der sich die Miene gab, als betrachtete er Kupferstiche.

„Und Ihr wollt ihm ein Kleid, dem der Epicuräer ähnlich, machen lassen?" fragte Percerin.

Und indem er dies auf eine ganz zerstreute Art sagte, suchte der gute Schneider sein Stück Brocat wieder zu erwischen.

„Ein Epicuräer-Kleid?" fragte d'Artagnan mit ausforschendem Tone.

„Ah!" sagte Aramis mit seinem reizenden Lächeln, „es steht geschrieben, daß dieser liebe d'Artagnan heute

Abend alle unſere Geheimniſſe erfahren ſolk; ja, mein Freund; nicht wahr, Ihr habt wohl von den Epicuräern von Herrn Fouquet reden hören?"

„Gewiß. Iſt es nicht eine Art von Geſellſchaft von Dichtern, bei der die Herren La Fontaine, Loret, Pelliſſon, Molière ſind, was weiß ich? und die ihre Academie in Saint-Mandé hält?"

„Ganz richtig. Wohl! wir geben unſeren Dichtern eine Uniform und reihen ſie in den Dienſt des Königs ein."

„Oh! ſehr gut, ich errathe, eine Ueberraſchung, die Herr Fouquet dem König bereitet. Oh! ſeid unbeſorgt, wenn hierin das Geheimniß von Herrn Fouquet liegt, ich werde es nicht ſagen."

„Immer zum Entzücken, mein Freund. Nein, Herr Lebrun hat nichts auf dieſer Seite zu thun; das Geheimniß, das ihn betrifft, iſt noch viel wichtiger, als das andere."

„Wenn es ſo wichtig iſt, will ich es lieber nicht wiſſen," erwiederte d'Artagnan, indem er ſich einen falſchen Abgang machte.

„Tretet ein, Herr Lebrun, tretet ein," rief Aramis. Und er öffnete mit der rechten Hand eine Seitenthüre, während er mit der linken d'Artagnan zurückhielt.

„Meiner Treue, ich begreife nicht mehr," ſagte Percerin.

Aramis nahm ein Tempo, wie man in Theaterſachen ſagt.

„Mein lieber Herr Percerin," ſprach er, „nicht wahr, Ihr macht fünf Kleider für den König? eines von Brocat, eines von Jagdtuch, eines von Sammet, eines von Atlas und eines von Florentiner Stoff?"

„Ja. Doch woher wißt Ihr dies Alles, Monſeigneur?" fragte Percerin erſtaunt.

„Das iſt ganz einfach, mein lieber Freund wird Jagd, Feſtmahl, Concert, Spazierfahrt und

pfang ſtattfinden, dieſe fünf Stoffe ſind nach der Etiquette."

„Ihr wißt Alles, Monſeigneur."

„Und noch viele andere Dinge," murmelte d'Artagnan.

„Aber was Ihr nicht wißt," rief der Schneider triumphirend, „obgleich Ihr Kirchenfürſt ſeid, Monſeigneur, was Niemand erfahren wird, was der König allein, Fräulein de la Vallière und ich wiſſen, das iſt die Farbe der Stoffe und die Art der Verzierungen, es iſt der Schnitt, es iſt die Tournüre von dem Allem."

„Wohl!" ſagte Aramis, „das iſt es gerade, womit ich Euch mich bekannt zu machen bitte, lieber Herr Percerin."

„Ah bah!" rief der Schneider erſchrocken, obgleich Aramis dieſe Worte mit ſeinem weichſten, honigreichſten Tone geſprochen hatte. Das Verlangen erſchien Percerin, wenn er darüber nachdachte, ſo übertrieben lächerlich, ſo ungeheuer, daß er Anfangs ganz leiſe, dann laut lachte und endlich in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. D'Artagnan ahmte ihn nach, nicht als hätte er die Sache ſo tief lächerlich gefunden, ſondern um Aramis nicht erkalten zu laſſen. Dieſer ließ Beide gewähren, dann, als ſie wieder ruhig waren, ſagte er:

„Beim erſten Anblick, nicht wahr, ſehe ich aus, als ließe ich mir eine Albernheit zu Schulden kommen? doch d'Artagnan, der die eingefleiſchte Weisheit iſt, wird Euch wohl ſagen, daß ich nicht umhin kann, Euch dies zu fragen."

„Laßt hören," rief der aufmerkſame Musketier, der mit ſeinem wunderbaren Geruchsſinn witterte, man habe bis jetzt nur ſcharmutzirt, und der Augenblick der Schlacht nahe heran.

„Laßt hören," ſagte Percerin ungläubig.

„Warum gibt Herr Fouquet dem König ein Feſt?" fuhr Aramis fort. „Nicht wahr, um ihm zu gefallen?"

„Sicherlich," erwiederte Percerin.

Artagnan nickte billigend mit dem Kopf.
urch eine Galanterie, durch eine gute Erfin-
urch eine Reihe von Ueberraſchungen, ähnlich der,
cher wir vorhin in Beziehung auf die Einrei-
r Epicuräer ſprachen?"
ortrefflich."
un alſo die Ueberraſchung, mein guter Freund.
brun hier iſt ein Mann, der ſehr pünktlich
"
n," ſagte Percerin, „ich habe Gemälde von dem
eſehen und bemerkt, daß die Kleider ſehr ſorg-
handelt waren. Darum habe ich ſogleich ein-
t, ihm eine Kleidung zu machen, ſei es eine mit
r Herren Epicuräer übereinſtimmende, ſei es eine-
e."
ber Herr, wir nehmen Euer Wort an und
ſpäter davon Gebrauch machen; für den Augen-
er bedarf Herr Lebrun nicht der Kleider, die
ihn machen werdet, ſondern derjenigen, welche
den König gemacht habt."
cerin machte einen Sprung rückwärts, den
an, der ruhige Mann und der vorzugsweiſe
, nicht zu übertrieben fand, ſo viel ſeltſame
auer erregende Seiten enthielt das Verlangen,
mis geſtellt hatte.
ie Kleider des Königs! irgend Jemand in der
Kleider des Königs geben! Oh! oh! Herr
[illegible]

pfang ſtattfinden, dieſe fünf Stoffe ſind nach der Etiquette."

„Ihr wißt Alles, Monſeigneur."

„Und noch viele andere Dinge," murmelte d'Artagnan.

„Aber was Ihr nicht wißt," rief der Schneider triumphirend, „obgleich Ihr Kirchenfürſt ſeid, Monſeigneur, was Niemand erfahren wird, was der König allein, Fräulein de la Vallière und ich wiſſen, das iſt die Farbe der Stoffe und die Art der Verzierungen, es iſt der Schnitt, es iſt die Tournüre von dem Allem."

„Wohl!" ſagte Aramis, „das iſt es gerade, womit ich Euch mich bekannt zu machen bitte, lieber Herr Percerin."

„Ah bah!" rief der Schneider erſchrocken, obgleich Aramis dieſe Worte mit ſeinem weichſten, honigreichſten Tone geſprochen hatte. Das Verlangen erſchien Percerin, wenn er darüber nachdachte, ſo übertrieben lächerlich, ſo ungeheuer, daß er Anfangs ganz leiſe, dann laut lachte und endlich in ein ſchallendes Gelächter ausbrach. D'Artagnan ahmte ihn nach, nicht als hätte er die Sache ſo tief lächerlich gefunden, ſondern um Aramis nicht erkalten zu laſſen. Dieſer ließ Beide gewähren, dann, als ſie wieder ruhig waren, ſagte er:

„Beim erſten Anblick, nicht wahr, ſehe ich aus, als ließe ich mir eine Albernheit zu Schulden kommen? doch d'Artagnan, der die eingefleiſchte Weisheit iſt, wird Euch wohl ſagen, daß ich nicht umhin kann, Euch dies zu fragen."

„Laßt hören," rief der aufmerkſame Musketier, der mit ſeinem wunderbaren Geruchsſinn witterte, man habe bis jetzt nur ſcharmutzirt, und der Augenblick der Schlacht nahe heran.

„Laßt hören," ſagte Percerin ungläubig

„Warum gibt Herr Fouquet dem Kö

fuhr Aramis fort. „N wahr, um

„Sicherlich," e cer

D'Artagnan nickte billigend mit dem Kopf.

„Durch eine Galanterie, durch eine gute Erfin-
ung, durch eine Reihe von Ueberraſchungen, ähnlich der,
n welcher wir vorhin in Beziehung auf die Einrei-
ung der Epicuräer ſprachen?"

„Vortrefflich."

„Nun alſo die Ueberraſchung, mein guter Freund.
err Lebrun hier iſt ein Mann, der ſehr pünktlich
ichnet."

„Ja," ſagte Percerin, „ich habe Gemälde von dem
errn geſehen und bemerkt, daß die Kleider ſehr ſorg-
iltig behandelt waren. Darum habe ich ſogleich ein-
willigt, ihm eine Kleidung zu machen, ſei es eine mit
nen der Herren Epicuräer übereinſtimmende, ſei es eine
ſondere."

„Lieber Herr, wir nehmen Euer Wort an und
erden ſpäter davon Gebrauch machen; für den Augen-
ick aber bedarf Herr Lebrun nicht der Kleider, die
hr für ihn machen werdet, ſondern derjenigen, welche
hr für den König gemacht habt."

Percerin machte einen Sprung rückwärts, den
Artagnan, der ruhige Mann und der vorzugsweiſe
chätzer, nicht zu übertrieben fand, ſo viel ſeltſame
nd Schauer erregende Seiten enthielt das Verlangen,
s Aramis geſtellt hatte.

„Die Kleider des Königs! irgend Jemand in der
elt die Kleider des Königs geben! Oh! oh! Herr
iſchof, Eure Herrlichkeit iſt toll!" rief der arme
chneider außer ſich.

„Helft mir doch, d'Artagnan," ſagte Aramis im-
er lächelnder und ruhiger; „helft mir doch den Herrn
berreden, denn nicht wahr, Ihr begreift?"

„Ei! ich geſtehe, nicht ganz."

„Wie! Ihr begreift nicht, daß Herr Fouquet dem Kö-
die Ueberraſchung, bei ſeiner Ankunft in Vaux ſein
n, bereiten will, und daß das Portrait,
ffend ſein wird, gekleidet

gerade wie der König an dem Tage, wo das Portrait erscheinen soll, gekleidet sein wird.

„Ah! ja, ja," rief der Musketier, beinahe überzeugt, so wahrscheinlich war der Grund; „ja, mein lieber Aramis, Ihr habt Recht; ja, der Gedanke ist glücklich. Wetten wir, daß er von Euch kommt, Aramis?"

„Ich weiß nicht," erwiederte der Bischof mit nachläßigem Tone, „von mir oder von Herrn Fouquet."

Dann das Gesicht von Percerin befragend, nachdem er die Unentschiedenheit von d'Artagnan wahrgenommen hatte, sprach er:

„Nun! Herr Percerin, was sagt Ihr?"

„Ich sage, daß . . ."

„Ich weiß wohl, es steht Euch frei, es abzuschlagen, und ich gedenke Euch durchaus nicht zu zwingen, lieber Herr; ich sage mehr, ich begreife sogar, mit welchem Zartgefühl Ihr zu Werke geht, daß Ihr dem Gedanken von Herrn Fouquet nicht entgegenkommt. Ihr befürchtet, es habe den Anschein, als wolltet Ihr dem Könige schmeicheln. Adel des Herzens, Herr Percerin, Adel des Herzens!"

Der Schneider stammelte ein unverständliches Wort.

„Es wäre allerdings eine sehr schöne Schmeichelei, die man dem jungen Fürsten machen könnte," fuhr Aramis fort; „doch, sagte der Herr Oberindendant zu mir, schlägt es Herr Percerin ab, so erklärt ihm, es thue ihm dies in meinem Geiste keinen Eintrag, und ich schätze ihn immerhin. Nur . . ."

„Nur . . ." wiederholte der Schneider unruhig.

„Nur," fuhr Aramis fort, „werde ich genöthigt sein, dem König zu sagen: „„Sire, ich beabsichtigte Eurer Majestät ihr Bild anzubieten, doch in einem vielleicht übertriebenen, obgleich achtungswerthen Zartgefühl hat sich Herr Percerin widersetzt.""

„Widersetzt!" rief der Schneider, erschrocken über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lasten sollte; „ich

mich dem widerſetzen, was Herr Fouquet will, wenn es ſich darum handelt, dem König ein Vergnügen zu machen! Oh! was für ein abſcheuliches Wort habt Ihr da geſagt, Herr Biſchof! ich mich widerſetzen! Oh! Gott ſei Dank! ich habe es nicht ausgeſprochen! Ich nehme den Herrn Kapitän der Musketiere zum Zeugen. Nicht wahr, Herr d'Artagnan, ich widerſetze mich nichts?"

D'Artagnan machte ein Zeichen der Zurückweiſung, welches bedeutete, er wünſche neutral zu bleiben; er fühlte, daß hierunter eine Intrigue, ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel ſtak; er wußte es durchaus noch nicht zu errathen, vor der Hand wollte er ſich aber jeder Einmiſchung enthalten.

Doch von dem Gedanken verfolgt, man könnte dem König ſagen, er habe ſich dem, daß man ihm eine Ueberraſchung bereite, widerſetzt, hatte Percerin ſchon einen Stuhl zu Lebrun gerückt; geſchäftig zog er ſodann aus einem Schranke vier glänzende Kleidungen — die fünfte war noch in den Händen der Arbeiter — und legte die genannten Meiſterwerke auf eben ſo viele Gliedermänner von Bergamo, die, zur Zeit von Concini nach Frankreich gekommen, Percerin vom Marſchall d'Ancre nach der Niederlage der in ihrer Concurrenz zu Grunde gerichteten italieniſchen Schneider geſchenkt worden waren.

Der Maler fing an die Kleider zu zeichnen und dann zu malen.

Doch Aramis, der mit den Augen alle Phaſen ſeiner Arbeit verfolgte, von Nahem überwachte, unterbrach ihn plötzlich und ſagte;

„Ich glaube, Ihr ſeid nicht im rechten Ton, Herr Lebrun; Eure Farben werden Euch täuſchen, und auf der Leinwand wird ſich dieſe vollkommene Aehnlichkeit verlieren, die für uns durchaus nothwendig iſt. Ihr müßtet mehr Zeit haben, um die Nuancen aufmerkſam zu betrachten."

gerade wie der König an dem Tage, wo das Portrait erscheinen soll, gekleidet sein wird.

„Ah! ja, ja," rief der Musketier, beinahe überzeugt, so wahrscheinlich war der Grund; „ja, mein lieber Aramis, Ihr habt Recht; ja, der Gedanke ist glücklich. Wetten wir, daß er von Euch kommt, Aramis?"

„Ich weiß nicht," erwiederte der Bischof mit nachläßigem Tone, „von mir oder von Herrn Fouquet."

Dann das Gesicht von Percerin befragend, nachdem er die Unentschiedenheit von d'Artagnan wahrgenommen hatte, sprach er:

„Nun! Herr Percerin, was sagt Ihr?"

„Ich sage, daß . . ."

„Ich weiß wohl, es steht Euch frei, es abzuschlagen, und ich gedenke Euch durchaus nicht zu zwingen, lieber Herr; ich sage mehr, ich begreife sogar, mit welchem Zartgefühl Ihr zu Werke geht, daß Ihr dem Gedanken von Herrn Fouquet nicht entgegenkommt. Ihr befürchtet, es habe den Anschein, als wolltet Ihr dem Könige schmeicheln. Adel des Herzens, Herr Percerin, Adel des Herzens!"

Der Schneider stammelte ein unverständliches Wort.

„Es wäre allerdings eine sehr schöne Schmeichelei, die man dem jungen Fürsten machen könnte," fuhr Aramis fort; „doch, sagte der Herr Oberindendant zu mir, schlägt es Herr Percerin ab, so erklärt ihm, es thue ihm dies in meinem Geiste keinen Eintrag, und ich schätze ihn immerhin. Nur . . ."

„Nur . . ." wiederholte der Schneider unruhig.

„Nur," fuhr Aramis fort, „werde ich genöthigt sein, dem König zu sagen: „„Sire, ich beabsichtigte Eurer Majestät ihr Bild anzubieten, doch in einem vielleicht übertriebenen, obgleich achtungswerthen Zartgefühl hat sich Herr Percerin widersetzt.""

„Widersetzt!" rief der Schneider, erschrocken über die Verantwortlichkeit, die auf ihm lasten sollte; „ich

mich dem widerſetzen, was Herr Fouquet will, wenn es ſich darum handelt, dem König ein Vergnügen zu machen! Oh! was für ein abſcheuliches Wort habt Ihr da geſagt, Herr Biſchof! ich mich widerſetzen! Oh! Gott ſei Dank! ich habe es nicht ausgeſprochen! Ich nehme den Herrn Kapitän der Musketiere zum Zeugen. Nicht wahr, Herr d'Artagnan, ich widerſetze mich nichts?"

D'Artagnan machte ein Zeichen der Zurückweiſung, welches bedeutete, er wünſche neutral zu bleiben; er fühlte, daß hierunter eine Intrigue, ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel ſtak; er wußte es durchaus noch nicht zu errathen, vor der Hand wollte er ſich aber jeder Einmiſchung enthalten.

Doch von dem Gedanken verfolgt, man könnte dem König ſagen, er habe ſich dem, daß man ihm eine Ueberraſchung bereite, widerſetzt, hatte Percerin ſchon einen Stuhl zu Lebrun gerückt; geſchäftig zog er ſodann aus einem Schranke vier glänzende Kleidungen — die fünfte war noch in den Händen der Arbeiter — und legte die genannten Meiſterwerke auf eben ſo viele Gliedermänner von Bergamo, die, zur Zeit von Concini nach Frankreich gekommen, Percerin vom Marſchall d'Ancre nach der Niederlage der in ihrer Concurrenz zu Grunde gerichteten italieniſchen Schneider geſchenkt worden waren.

Der Maler fing an die Kleider zu zeichnen und dann zu malen.

Doch Aramis, der mit den Augen alle Phaſen ſeiner Arbeit verfolgte, von Nahem überwachte, unterbrach ihn plötzlich und ſagte;

„Ich glaube, Ihr ſeid nicht im rechten Ton, Herr Lebrun; Eure Farben werden Euch täuſchen, und auf der Leinwand wird ſich dieſe vollkommene Aehnlichkeit verlieren, die für uns durchaus nothwendig iſt. Ihr müßtet mehr Zeit haben, um die Nuancen aufmerkſam zu betrachten."

„Es iſt wahr,“ erwiederte Lebrun; „doch es gebricht uns an Zeit, und hiebei, Ihr werdet das zugeben, Herr Biſchof, vermag ich nichts.“

„Dann wird die Sache verfehlt ſein, und zwar in Ermangelung der Wahrheit der Farben,“ ſprach Aramis ruhig.

Lebrun copirte indeſſen Stoffe und Zierrathen mit der größten Treue, was Aramis mit einer ſchlecht verhehlten Ungeduld anſchaute.

„Ei! welch ein verteufeltes Imbroglio ſpielt man hier?“ fragte ſich der Musketier.

„Das wird offenbar nicht gehen,“ ſagte Aramis; „Herr Lebrun, ſchließt Eure Schachteln und rollt Eure Leinwand zuſammen.“

„Das Licht iſt aber auch abſcheulich hier!“ rief der Maler ärgerlich.

„Ein Gedanke, Herr Lebrun, ein Gedanke! . . .“ Wenn man, zum Beiſpiel, ein Muſter von den Stoffen hätte, und mit der Zeit und bei beſſerem Licht! . . .“

„Oh! dann würde ich für Alles ſtehen,“ rief Lebrun.

„Gut!“ ſagte d'Artagnan, „das muß der Knoten der Handlung ſein; man bedarf eines Muſters von jedem Stoff. Mordioux! wird er es geben, dieſer Percerin?“

In ſeinen letzten Verſchanzungen geſchlagen, überdies bethört durch die geheuchelte Treuherzigkeit von Aramis, ſchnitt Percerin fünf Muſter ab und übergab ſie dem Biſchof von Vannes.

„Das iſt mir lieber. Nicht wahr, es iſt auch Eure Anſicht?“ ſagte Aramis zu d'Artagnan.

„Meine Anſicht iſt, daß Ihr immer derſelbe ſeid,“ antwortete d'Artagnan.

„Und folglich immer Euer Freund,“ ſprach Aramis mit ſeinem reizendſten Stimmtone.

„Ja, ja,“ ſagte d'Artagnan laut. Dann fügte er leiſe bei: „Wenn ich mich von Dir bethören laſſe, ſo

ßt ich wenigſtens nicht Dein Genoſſe ſein, und damit
h nicht Dein Genoſſe bin, iſt es Zeit, daß ich von
ier weggehe. Gott befohlen, Aramis," ſprach er
mt, „Gott befohlen, ich will zu Porthos zurückkehren."

„So wartet auf mich," verſetzte Aramis, die Mu-
er einſackend, „denn ich bin fertig, und es wäre mir
icht unangenehm, unſerem Freunde ein letztes Wort
u ſagen."

Lebrun packte zuſammen, Percerin legte ſeine Klei-
er wieder in den Schrank, Aramis drückte mit ſeiner
and an ſeine Taſche, um ſich zu verſichern, daß die
Luſter wohl eingeſchloſſen waren, und Alle verließen
as Cabinet.

VI.

Worin Molière vielleicht den erſten Gedanken zu ſeinem Bürger-Edelmann faßte.

D'Artagnan fand Porthos im anſtoßenden Zim-
ier, aber nicht mehr den zornigen, aufgebrachten Por-
hos, ſondern Porthos aufgeheitert, ſtrahlend, reizend
nd mit Molière plaudernd, der ihn mit einer Art von
ergötterung und wie ein Menſch anſchaute, welcher noch
ie etwas Beſſeres, aber auch noch nie etwas Aehn-
ches geſehen hat.

Aramis ging gerade auf Porthos zu, reichte ihm
ine zarte, weiße Hand, welche von der Rieſenh
ines alten Freundes verſchlungen werd- ſollte —
peration, welche Aramis nie ohne ein t von
agte. Doch als der freundſchaftliche
oßen Schmerz vor ſich gegangen war, ſo

der Biſchof von Vannes gegen Molière um und ſagte zu ihm:

„Nun, mein Herr, werdet Ihr mit mir nach Saint-Mandé kommen?“

„Ich werde überallhin gehen, wohin Ihr wollt, Monſeigneur,“ antwortete Molière.

„Nach Saint-Mandé!“ rief Porthos erſtaunt, daß er den ſtolzen Biſchof von Vannes ſo vertraulich mit einem Schneidergeſellen ſah. „Wie! Aramis, Ihr nehmt den Herrn nach Saint-Mandé mit?“

„Ja,“ antwortete Aramis lächelnd, „die Arbeit hat Eile.“

„Und dann, mein lieber Porthos,“ fuhr d'Artagnan fort, „Herr Molière iſt nicht gerade das, was er zu ſein ſcheint.“

„Wie?“ fragte Porthos.

„Ja, der Herr iſt einer der erſten Gehülfen von Herrn Percerin, und man erwartet ihn in Saint-Mandé, um den Epicuräern die Feſtkleider anzuprobiren, welche von Herrn Fouquet beſtellt worden ſind.“

„Ganz richtig,“ ſagte Molière. „Ja, mein Herr.“

„Kommet alſo, mein lieber Herr Molière, wenn Ihr mit Herrn du Vallon fertig ſeid,“ ſagte Aramis.

„Wir ſind fertig,“ ſprach Porthos.

„Und Ihr ſeid zufrieden?“ fragte d'Artagnan.

„Vollkommen zufrieden,“ antwortete Porthos.

Molière nahm unter vielen Verbeugungen von Porthos Abſchied, und drückte die Hand, die ihm verſtohlen der Kapitän der Muskетiere reichte.

„Mein Herr,“ ſagte Porthos zum Schluß, „ſeid beſonders pünktlich.“

„Herr Baron, Ihr werdet Euer Kleid morgen haben,“ erwiederte Molière.

Und er ging mit Aramis weg.

Da nahm d'Artagnan Porthos beim Arm und frägte ihn:

„Was hat denn dieſer Schneider mit Euch gemacht, daß Ihr ſo zufrieden mit ihm ſeid?“

„Was er mit mir gemacht hat, mein Freund! was gemacht hat!“ rief Porthos voll Begeiſterung.

„Ja, ich frage, was er mit Euch gemacht hat.“

„Er hat zu thun gewußt, was noch nie ein Schneider gethan hat; er hat mir das Maß genommen, ohne ich zu berühren.“

„Ah! bah! erzählt mir das, mein Freund.“

„Vor Allem, mein Freund, hat man, ich weiß nicht, o, eine Reihenfolge von Gliedermännern von jeder röße geholt, in der Hoffnung, es würde ſich darunter ner von der meinigen finden; aber der größte, der m Tambour-Major der Schweizer, war zwei Zoll zu rz und einen Fuß zu mager.“

„Ah! wahrhaftig!“

„Wie ich Euch zu ſagen die Ehre habe, mein lier d'Artagnan; doch er iſt ein großer Mann, oder enigſtens ein großer Schneider, dieſer Herr Molière. r war deshalb nicht im Geringſten verlegen.“

„Und was hat er gethan?“

„Oh! etwas ganz Einfaches. Es iſt meiner Treue erhört, daß man ſo plump geweſen, dieſes Mittel icht ſogleich zu finden. Welche Mühe, welche Demüigungen hätte man mir erſpart!“

„Abgeſehen von den Kleidern, mein lieber Porthos.“

„Ja, dreißig Kleider.“

„Wohl! ſagt mir die Methode von Herrn Molière.“

„Molière? Nicht wahr, ſo nennt Ihr ihn? Es gt mir daran, ſeinen Namen zu behalten.“

„Ja, oder Poquelin, wenn Ihr lieber wollt.“

„Nein, Molière iſt mir lieber. Will ich mich ſeines Namens erinnern, ſo werde ich an Volière denken, nd da ich eine in Pierrefonds habe ...“

„Vortrefflich, mein Freund. Und die Methode von errn Molière?“

„Höret, ſtatt mich zu zergliedern, wie es alle dieſe Lumpenkerle machen, ſtatt mich die Lenden biegen und die Knochenfügungen recken zu laſſen, lauter entehrende, gemeine Practiken . . .“

D'Artagnan nickte billigend mit dem Kopf.

„Sagte er zu mir: „„Mein Herr, ein galanter Mann muß ſich ſelbſt meſſen. Habt die Güte, vor den Spiegel zu treten.““ Da näherte ich mich dem Spiegel. Ich muß geſtehen, daß ich nicht vollkommen begriff, was dieſer brave Herr Volière von mir wollte.“

„Molière.“

„Ah! ja, Molière, Molière. Und da mich die Furcht, gemeſſen zu werden, immer noch gefangen hielt, ſo ſagte ich zu ihm: „„Gebt wohl Acht auf das, was Ihr mit mir machen wollt. Ich bin ſehr kitzelig, das ſage ich Euch zum Voraus.““ Er aber mit ſeiner ſanften Stimme (mein Freund, man muß geſtehen, es iſt ein artiger Junge), er aber mit ſeiner ſanften Stimme erwiederte: „„Soll das Kleid gut ſtehen, ſo muß es nach Eurem Bilde gemacht ſein. Euer Bild wird von dieſem Spiegel genau zurückgeſtrahlt. Wir nehmen das Maß von Eurem Bilde.““

„In der That, Ihr ſaht Euch in dem Spiegel,“ ſprach d'Artagnan; „doch wie hat man einen Spiegel gefunden, in dem Ihr Euch ganz ſehen konntet?“

„Mein Freund, es iſt derſelbe Spiegel, in dem ſich der König beſchaut.“

„Ja, doch der König iſt anderthalb Fuß kleiner als Ihr.“

„Wohl! ich weiß nicht, wie das kommt, es war ohne Zweifel eine Art, dem König zu ſchmeicheln, aber der Spiegel war zu groß für mich. Allerdings war ſeine Höhe aus drei über einander geſetzten Venetianer Gläſern und ſeine Breite aus ähnlichen angeſetzten Gläſern gemacht.“

„Oh! mein Freund, was für bewunderungswürdige

Worte besitzt Ihr da! Wo des Teufels habt Ihr sie gesammelt?“

„In Belle-Isle; Aramis erklärte sie dem Baumeister.“

„Ah! sehr gut. Kommen wir auf den Spiegel zurück, lieber Freund.“

„Der brave Herr Volière ...“

„Molière.“

„Ja, Molière, ganz richtig. Ihr werdet sehen, mein Freund, daß ich mich nun seines Namens ganz genau erinnere. Der brave Herr Molière fing nun an mit einem Stückchen weißer Kreide Linien auf dem Spiegel zu ziehen, wobei er der Zeichnung meiner Arme und meiner Schultern folgte und dabei den Grundsatz aussprach, welchen ich vortrefflich fand: „„Ein Rock darf denjenigen, welcher ihn trägt, nicht beengen.““

„In der That, das ist eine schöne Maxime, welche aber nicht immer in Anwendung gebracht wird.“

„Darum fand ich sie um so wunderbarer, besonders, als er sie entwickelte.“

„Ah! er entwickelte diese Maxime?“

„Bei Gott!“

„Laßt diese Entwickelung hören.“

„„In Betracht,““ fuhr er fort, „„daß man unter einem schwierigen Umstande oder in einer beschwerlichen Lage seinen Rock auf der Schulter haben und ihn nicht auszuziehen wünschen kann!““

„Das ist wahr,“ bemerkte d'Artagnan.

„„So,““ fuhr Herr Volière fort.

„Molière.“

„Molière, ja. „„So,““ fuhr Herr Molière fort, „müßt Ihr nothwendig den Degen ziehen, mein Herr, und Ihr habt Euren Rock auf dem Rücken. Wie macht Ihr es?““

„Ich lege ihn ab,“ antwortete ich.

„„Nein,““ erwiederte er.

„„Wie! nein?““

„‚Ich ſage, das Kleid muß ſo gemacht ſein, daß es Euch in keiner Hinſicht beengt, nicht einmal, um den Degen zu ziehen.‘“

„„Ah! ah!““

„„Legt Euch aus,““ fuhr er fort. Ich legte mich mit einer ſo wunderbaren Feſtigkeit aus, daß davon zwei Fenſterſcheiben ſprangen.

„„Es iſt nichts, es iſt nichts,‘“ ſagte er, „„bleibt ſo.‘“

„Ich hob den linken Arm, den Vorderarm anmuthig gebogen, die Manchette zurückgeſchlagen und das Fauſtgelenke circumflex in die Luft, während der rechte Arm, halb ausgeſtreckt, den Gürtel mit dem Ellenbogen und die Bruſt mit dem Fauſtgelenke ſchützte.“

„Ja,“ rief d’Artagnan, „die wahre Auslage, die academiſche Auslage.“

„Ihr habt das rechte Wort geſagt, mein theurer Freund. Während dieſer Zeit ſkizzirte Volière . . .“

„„Molière.““

„Mein Freund, ich nenne ihn entſchieden lieber . . . wie habt Ihr ſeinen andern Namen genannt?“

„Poquelin.“

„Ich will ihn lieber Poquelin nennen.“

„Und wie werdet Ihr Euch beſſer dieſes Namens, als des andern erinnern?“

„Ihr begreift, er heißt Poquelin . . . nicht wahr?“

„Ja.“

„Ich werde an Madame Coquenard denken.“

„Gut.“

„Ich verwandle Coc in Poc, nard in lin, und ſtatt Coquenard habe ich Poquelin.“

„Vortrefflich!“ rief d’Artagnan. „Oh! mein Freund, ich höre Euch mit Bewunderung.“

„Dieſer Coquelin ſkizzirte alſo meinen Arm auf dem Spiegel.“

„Verzeiht, Poquelin.“

„Wie habe ich denn geſagt?“

„Ihr habt geſagt Coquelin.“

„Ah! richtig. Dieſer Poquelin ſkizzirte alſo mei- n Arm auf dem Spiegel; aber er brauchte Zeit dazu, ſchaute mich viel an ... ich war allerdings ſchön. Das ſtrengt Euch ſehr an?““ fragte er. „„Ein nig,““ erwiederte ich, indem ich die Kniee etwas , „„doch ich will es noch eine Stunde aushalten.““ Nein, nein, das werde ich nicht dulden! Wir haben r gefällige Burſche, die es ſich zur Pflicht machen rden, Euch die Arme zu halten, wie man einſt die Propheten hielt, wenn ſie den Herrn anriefen.““ Sehr gut,““ erwiederte ich. „„Wird Euch das de- thigen?““ „„Nein, Freund,““ ſagte ich, „„ich ube, es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen unterſtützt rden und gemeſſen werden.““

„Der Unterſchied iſt ſehr ſinnreich,“ ſagte d'Ar- gnan.

„Da machte er ein Zeichen,“ fuhr Porthos fort; wei Geſellen kamen herbei; der eine unterſtützte mei- n linken Arm, während der andere mit unendlicher eſchicklichkeit den rechten unterſtützte.

„„Ein dritter Geſelle!““ rief er.

„Ein dritter Geſelle näherte ſich.

„„Unterſtützt die Lenden des Herrn,““ ſagte er.

„Der Geſelle hielt meine Lenden.

„Somit ſtandet Ihr Modell?“ fragte d'Artagnan.

„Ganz und gar, und Herr Pocquenard zeichnete ch auf den Spiegel.“

„Poquelin, mein Freund.“

„Poquelin, Ihr habt Recht. Oh! ich will ihn enbar lieber Molière nennen.“

„Ja, und damit ſei es abgethan, nicht wahr?“

„Mittlerweile zeichnete mich Molière auf den piegel.“

„Das war artig.“

„Ich liebe dieſe Methode ungemein; ſie iſt ehrer- tig und ſtellt Jeden an ſeinen Platz.“

„Und das endigte?“

„Ohne daß mich Jemand berührt hatte.“

„Die drei Gesellen ausgenommen, die Euc
stützten.“

„Allerdings, doch ich habe Euch, wie ich
schon auseinandergesetzt, welcher Unterschied
unterstützen und messen stattfindet.“

„Es ist wahr,“ erwiederte d'Artagnan.
sagte dann zu sich selbst: „Meiner Treue! we
nicht Alles täuscht, habe ich diesem Schelm
einen schönen Hasen in die Küche gejagt, und
den sicherlich die Scene, nach der Natur gezeic
irgend einem Lustspiele sehen.“

Porthos lächelte.

„Was macht Euch lachen?“ fragte d'Arta

„Soll ich es Euch gestehen? Wohl! i
darüber, daß ich so viel Glück gehabt habe.“

„Oh! das ist wahr; ich kenne keinen glü
Menschen, als Euch.“

„So wünscht mir Glück, mein Freund.“

„Von Herzen.“

„Es scheint ich bin der Erste, dem man d
auf diese Art genommen hat.“

„Wißt Ihr das gewiß?“

„So ungefähr! Gewisse zwischen Volid
den andern Gesellen ausgetauschte Zeichen d
ständnisses haben mir das klar gemacht.“

„Nun wohl! mein lieber Freund, das
mich bei Molière nicht.“

„Volière, mein Freund.“

„Oh! nein, nein! Ich will Euch wohl
sagen lassen, doch ich werde fortfahren, Molièr
gen. Nun! ich sagte also, das wundere mich
lière nicht, der ein geistreicher Junge ist, und
diese schöne Idee eingegeben habt.“

„Ich bin überzeugt, sie wird ihm später
sein.“

„Wie! ob ſie ihm dienlich ſein wird! Ich glaube
ohl, daß ſie ihm dienlich ſein wird, und zwar ſehr;
enn ſeht Ihr, mein Freund, Molière iſt von allen un-
ren bekannten Schneidern derjenige, der am Beſten
nſere Barone, unſere Grafen und unſere Marquis . . .
ach ihrem Maße kleidet."

Nach dieſem Worte, deſſen Richtigkeit und Tiefe
ir nicht beſtreiten werden, gingen d'Artagnan und
orthos von Meiſter Percerin weg und kehrten zu
rem Wagen zurück. Wir laſſen ſie dort, wenn es
m Leſer gefällt, um Molière und Aramis nach Saint-
andé zu folgen.

VII.

Der Bienenkorb, die Bienen und der Honig.

Sehr ärgerlich, daß er d'Artagnan bei Meiſter
ercerin getroffen hatte, kehrte der Biſchof von Van-
s, ziemlich übler Laune, nach Saint-Mandé zurück.

Molière dagegen, der entzückt war, daß er eine ſo
ute Skizze zu machen Gelegenheit gehabt, von der er das
riginal wiederzufinden wußte, kehrte in der freudigſten
aune dahin zurück.

Den ganzen erſten Stock der linken Seite hatten
ie berühmteſten Epicuräre in Paris und die vertraute-
en im Hauſe inne; Jeder war in ſeiner Abtheilung,
ie die Bienen in ihren Zellen, beſchäftigt, einen Honig
eſtimmt für den königlichen Kuchen zu erzeugen, den
err Fouquet Seiner Majeſtät König Ludwig XIV. bei
em Feſte in Vaux bieten wollte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon über die Grundlagen für den Prolog zu den Facheux (Aergerlichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche Poquelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und Coquelin von Volière, wie Porthos ſagte, aufführen laſſen ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als Zeitungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in allen Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzählung von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefunden hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen und den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerlicher, unerträglicher Schatten, der an der Schulter von Jedem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte und ſurrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſer den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Reim, da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parnaß ſpazieren.“

„Was für einen Reim wollt Ihr haben,“ fragte das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte.“

„Ich will einen Reim auf lumière?“ (Licht.)

„Ornière (Geleiſe),“ antwortete La Fontaine.

„Fi! mein lieber Freund, man kann unmöglich von ornière ſprechen, wenn man die Reize von Vaux rühmt,“ ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht,“ bemerkte Peliſſon.“

„Wie! das reimt ſich nicht!“ rief La Fontaine erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, mein Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wird, ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige.“

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?“

„Ja, mein Lieber, ich finde. Erinnert Euch, daß

n Reim ni[illegible] gut ist, so lange sich ein [illegible]
ßt."

„Dann werde ich im [illegible] nur in [illegible] ose
gte La Fontaine, der [illegible]
rnste genommen hatte. „Oh! [illegible]
i ein Lumpenkerl von einem D[illegible]
ine Wahrheit."

„Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu aus-
ließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln."

„Und um anzufangen," fuhr La Fontaine seinen
edanken verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verse,
e ich so eben gemacht habe, verbrennen."

„Wo sind sie, Eure Verse?"

„In meinem Kopf."

„Nun! wenn sie in Eurem Kopfe sind, könnt Ihr
nicht verbrennen . . ."

„Das ist wahr," sagte La Fontaine. „Wenn ich
jedoch nicht verbrenne . . ."

„Was wird geschehen, wenn Ihr sie nicht ver-
ennt?"

„Es wird geschehen, daß sie mir im Kopf bleiben,
d daß ich sie nie vergesse."

„Teufel!" rief Loret, „das ist gefährlich, man wird
n Narr darüber."

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte La Fon-
ine, „was ist da zu machen?"

„Ich habe ein Mittel gefunden," sagte Molière,
r bei den letzten Worten eingetreten war.

„Welches?"

„Schreibt sie zuerst und verbrennt sie hernach."

„Wie einfach das ist! Ich hätte das nie erson-
n. Wie viel Geist hat er, dieser Teufel von einem
olière!" sprach La Fontaine. Dann schlug er sich
r die Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fon-
ine, Du wirst stets nur ein Esel sein."

„Was sagt Ihr da, mein Freund?" [illegible]rbr
n Molière, der sein Beiseit gehört hatte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon ü
Grundlagen für den Prolog zu den **Facheux** (
lichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welc
quelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und
lin von Volière, wie Porthos ſagte, aufführen
ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als
tungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in
Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzäh
von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefun
hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen
den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerlich
unerträglicher Schatten, der an der Schulter von J
dem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte u
ſurrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſe
den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Reim,
da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parnaß
ſpazieren.“

„Was für einen Reim wollt Ihr haben,“ fragte
das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte.“

„Ich will einen Reim auf lumière?“ (Licht.)

„Ornière (Geleiſe),“ antwortete La Fontaine.

„Ei! mein lieber Freund, man kann unmöglich
von Ornière ſprechen, wenn man die Reize von Vaux
rühmt,“ ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht,“ bemerkte Pe
liſſon.“

„Wie! das reimt ſich nicht!“ rief La Fontaine
erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, mein
Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wird,
ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige.“

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?“

„Ja, mein Lieber, ich finde. Eri

ı nie gut iſt, ſo lange ſich ein beſſerer finden

nn werde ich immer nur in Proſa ſchreiben,“
Fontaine, der den Vorwurf von Peliſſon im
nommen hatte. „Oh! ich vermuthete oft, ich
umpenkerl von einem Dichter! Ja, das iſt die
ıhrheit.“
ıgt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu aus-
, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln.“
d um anzufangen,“ fuhr La Fontaine ſeinen
ı verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verſe,
) eben gemacht habe, verbrennen.“
) ſind ſie, Eure Verſe?“
meinem Kopf.“
n! wenn ſie in Eurem Kopfe ſind, könnt Ihr
verbrennen . . .“
s iſt wahr,“ ſagte La Fontaine. „Wenn ich
nicht verbrenne . . .“
ıs wird geſchehen, wenn Ihr ſie nicht ver-

wird geſchehen, daß ſie mir im Kopf bleiben,
ich ſie nie vergeſſe.“
ufel!“ rief Loret, „das iſt gefährlich, man wird
darüber.“
ufel! Teufel! Teufel!“ wiederholte La Fon-
vas iſt da zu machen?“
) habe ein Mittel gefunden,“ ſagte Molière,
en letzten Worten eingetreten war.
ılches?“
hreibt ſie zuerſt und verbrennt ſie hernach.“
ie einfach das iſt! Ich hätte das nie erſon-
ie viel Geiſt hat er, dieſer Teufel von einem
“ ſprach La Fontaine. Dann ſchlug er ſich
Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fon-
u wirſt ſtets nur ein Eſel ſein.“
ſagt Ihr da, mein Freund?“ unterbrach
r ſein Beiſeit gehört hatte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon über die Grundlagen für den Prolog zu den **Facheux** (Aergerlichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche Poquelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und Coquelin von Molière, wie Porthos ſagte, aufführen laſſen ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als Zeitungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in allen Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzählung von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefunden hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen und den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerlicher, unerträglicher Schatten, der an der Schulter von Jedem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte und ſurrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſer den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Reim, da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parnaß ſpazieren.“

„Was für einen Reim wollt Ihr haben,“ fragte das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte.“

„Ich will einen Reim auf lumière?“ (Licht.)

„Ornière (Geleiſe),“ antwortete La Fontaine.

„Ei! mein lieber Freund, man kann unmöglich von Ornière ſprechen, wenn man die Reize von Vaux rühmt,“ ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht,“ bemerkte Peliſſon.“

„Wie! das reimt ſich nicht!“ rief La Fontaine erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, mein Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wird, ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige.“

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?“

„Ja, mein Lieber, ich finde. Er-

n Reim ni gut iſt, ſo
ißt."

„Dann werde ich in [illegible]
gte La Fontaine, der
ruſte genommen hatte. „[illegible]
i ein Lumpenkerl von einem D[illegible]
ine Wahrheit."

„Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu ausſchließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln."

„Und um anzufangen," fuhr La Fontaine ſeinen Gedanken verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verſe, die ich ſo eben gemacht habe, verbrennen."

„Wo ſind ſie, Eure Verſe?"

„In meinem Kopf."

„Nun! wenn ſie in Eurem Kopfe ſind, könnt Ihr ſie nicht verbrennen . . ."

„Das iſt wahr," ſagte La Fontaine. „Wenn ich ſie jedoch nicht verbrenne . . ."

„Was wird geſchehen, wenn Ihr ſie nicht verbrennt?"

„Es wird geſchehen, daß ſie mir im Kopf bleiben, und daß ich ſie nie vergeſſe."

„Teufel!" rief Loret, „das iſt gefährlich, man wird ein Narr darüber."

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte La Fontaine, „was iſt da zu machen?"

„Ich habe ein Mittel gefunden," ſagte Molière, der bei den letzten Worten eingetreten war.

„Welches?"

„Schreibt ſie zuerſt und verbrennt ſie hernach."

„Wie einfach das iſt! Ich hätte das nie erſonnen. Wie viel Geiſt hat er, dieſer Teufel von einem Molière!" ſprach La Fontaine. Dann ſchlug er ſich vor die Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fontaine, Du wirſt ſtets nur ein Eſel ſein."

„Was ſagt Ihr da, mein Freund?" unterbrach Molière, der ſein Beiſeit gehört hatte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon über die Grundlagen für den Prolog zu den Facheux (Aergerlichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche Poquelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und Coquelin von Volière, wie Porthos ſagte, aufführen laſſen ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als Zeitungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in allen Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzählung von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefunden hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen und den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerlicher, unerträglicher Schatten, der an der Schulter von Jedem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte und ſurrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſer den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Reim, da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parnaß ſpazieren.“

„Was für einen Reim wollt Ihr haben,“ fragte das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte.“

„Ich will einen Reim auf lumière?“ (Licht.)

„Ornière (Geleiſe),“ antwortete La Fontaine.

„Fi! mein lieber Freund, man kann unmöglich von ornière ſprechen, wenn man die Reize von Vaux rühmt,“ ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht,“ bemerkte Peliſſon.“

„Wie! das reimt ſich nicht!“ rief La Fontaine erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, mein Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wird, ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige.“

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?“

„Ja, mein Lieber, ich finde. Er[illegible]

ein Reim nie gut iſt, ſo lange ſich ein beſſerer finden läßt."

„Dann werde ich immer nur in Proſa ſchreiben," ſagte La Fontaine, der den Vorwurf von Peliſſon im Ernſte genommen hatte. „Oh! ich vermuthete oft, ich ſei ein Lumpenkerl von einem Dichter! Ja, das iſt die reine Wahrheit."

„Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu ausſchließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln."

„Und um anzufangen," fuhr La Fontaine ſeinen Gedanken verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verſe, die ich ſo eben gemacht habe, verbrennen."

„Wo ſind ſie, Eure Verſe?"

„In meinem Kopf."

„Nun! wenn ſie in Eurem Kopfe ſind, könnt Ihr e nicht verbrennen . . ."

„Das iſt wahr," ſagte La Fontaine. „Wenn ich jedoch nicht verbrenne . . ."

„Was wird geſchehen, wenn Ihr ſie nicht ver-nnt?"

„Es wird geſchehen, daß ſie mir im Kopf bleiben, daß ich ſie nie vergeſſe."

„Teufel!" rief Loret, „das iſt gefährlich, man wird Narr darüber."

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte La Fon-, „was iſt da zu machen?"

„Ich habe ein Mittel gefunden," ſagte Molière, el den letzten Worten eingetreten war.

„Welches?"

„Schreibt ſie zuerſt und verbrennt ſie hernach."

„Wie einfach das iſt! Ich hätte das nie erſon-Wie viel Geiſt hat er, dieſer Teufel von einem e!" ſprach La Fontaine. Dann ſchlug er ſich Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fon-Du wirſt ſtets nur ein Eſel ſein."

Das ſagt Ihr da, mein Freund?" unterbrach liére, der ſein Beiſeit gehört hatte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon über die Grundlagen für den Prolog zu den Facheux (Aergerlichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche Boquelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und Coquelin von Volière, wie Porthos ſagte, aufführen laſſen ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als Zeitungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in allen Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzählung von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefunden hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen und den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerlicher, unerträglicher Schatten, der an der Schulter von Jedem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte und ſurrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſer den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Reim, da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parnaß ſpazieren.“

„Was für einen Reim wollt Ihr haben,“ fragte das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte.“

„Ich will einen Reim auf lumière?“ (Licht.)

„Ornière (Geleiſe),“ antwortete La Fontaine.

„Ei! mein lieber Freund, man kann unmöglich von Ornière ſprechen, wenn man die Reize von Vaux rühmt,“ ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht,“ bemerkte Peliſſon.“

„Wie! das reimt ſich nicht!“ rief La Fontaine erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, mein Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wird, ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige.“

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?“

„Ja, mein Lieber, ich finde. Ein[illegible] haß

i Reim nie gut iſt, ſo lange ſich ein beſſerer finde
ßt."

„Dann werde ich immer nur in Proſa ſchreiben,"
zte La Fontaine, der den Vorwurf von Peliſſon im
nſte genommen hatte. „Oh! ich vermuthete oft, ich
ein Lumpenkerl von einem Dichter! Ja, das iſt die
ne Wahrheit."

„Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu aus-
ließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln."

„Und um anzufangen," fuhr La Fontaine ſeinen
danken verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verſe,
ich ſo eben gemacht habe, verbrennen."

„Wo ſind ſie, Eure Verſe?"

„In meinem Kopf."

„Nun! wenn ſie in Eurem Kopfe ſind, könnt Ihr
nicht verbrennen . . ."

„Das iſt wahr," ſagte La Fontaine. „Wenn ich
jedoch nicht verbrenne . . ."

„Was wird geſchehen, wenn Ihr ſie nicht ver-
nnt?"

„Es wird geſchehen, daß ſie mir im Kopf bleiben,
daß ich ſie nie vergeſſe."

„Teufel!" rief Loret, „das iſt gefährlich, man wird
Narr darüber."

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte La Fon-
, „was iſt da zu machen?"

„Ich habe ein Mittel gefunden," ſagte Molière,
ei den letzten Worten eingetreten war.

Welches?"

Schreibt ſie zuerſt und verbrennt ſie hernach."

Wie einfach das iſt! Ich hätte das nie erſon-
Wie viel Geiſt hat er, dieſer Teufel von einem
e!" ſprach La Fontaine. Dann ſchlug er ſich
Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fon-
Du wirſt ſtets nur ein Eſel ſein."

as ſagt Ihr da, mein Freund?" unterbrach
ière, der ſein Beiſeit gehört hatte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon über d
Grundlagen für den Prolog zu den Facheux (Aerge
lichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche P
quelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und Coqu
lin von Volière, wie Porthos ſagte, aufführen laſſ
ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als Z
tungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in all
Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzählu
von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefund
hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen u
den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerliche
unerträglicher Schatten, der an der Schulter von J
dem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte u
furrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſ
den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Rei
da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parn
ſpazieren.“

„Was für einen Reim wollt Ihr haben,“ frag
das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte.“

„Ich will einen Reim auf lumière?“ (Licht.)

„Ornière (Geleiſe),“ antwortete La Fontaine.

„Ei! mein lieber Freund, man kann unmögli
von ornière ſprechen, wenn man die Reize von Ba
rühmt,“ ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht,“ bemerkte P
liſſon.“

„Wie! das reimt ſich nicht!“ rief La Fontai
erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, me
Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wi
ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige.“

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?“

„Ja, mein Lieber, ich finde. Er

n Reim ni gut iſt, ſo lange
iſt."

„Dann werde ich immer
gte La Fontaine, der den
rnſte genommen hatte. „Oh:
i ein Lumpenkerl von einem D
ine Wahrheit."

„Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu ausſchließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln."

„Und um anzufangen," fuhr La Fontaine ſeinen edanken verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verſe, e ich ſo eben gemacht habe, verbrennen."

„Wo ſind ſie, Eure Verſe?"

„In meinem Kopf."

„Nun! wenn ſie in Eurem Kopfe ſind, könnt Ihr e nicht verbrennen . . ."

„Das iſt wahr," ſagte La Fontaine. „Wenn ich e jedoch nicht verbrenne . . ."

„Was wird geſchehen, wenn Ihr ſie nicht verennt?"

„Es wird geſchehen, daß ſie mir im Kopf bleiben, nd daß ich ſie nie vergeſſe."

„Teufel!" rief Loret, „das iſt gefährlich, man wird n Narr darüber."

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte La Fonaine, „was iſt da zu machen?"

„Ich habe ein Mittel gefunden," ſagte Molière, er bei den letzten Worten eingetreten war.

„Welches?"

„Schreibt ſie zuerſt und verbrennt ſie hernach."

„Wie einfach das iſt! Ich hätte das nie erſonen. Wie viel Geiſt hat er, dieſer Teufel von einem Molière!" ſprach La Fontaine. Dann ſchlug er ſich or die Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fonaine, Du wirſt ſtets nur ein Eſel ſein."

„Was ſagt Ihr da, mein Freund?" unterbrach Molière, der ſein Beiſeit gehört hatte.

Den Kopf in der Hand, ſann Peliſſon über die Grundlagen für den Prolog zu den Facheux (Aergerlichen) nach, einer Komödie in drei Akten, welche Boquelin von Molière, wie d'Artagnan ſagte, und Coquelin von Volière, wie Porthos ſagte, aufführen laſſen ſollte.

In der ganzen Naivetät ſeines Standes als Zeitungsſchreiber — die Zeitungsſchreiber ſind in allen Zeiten naiv geweſen — verfaßte Loret die Erzählung von den Feſten in Vaux, ehe dieſe Feſte ſtattgefunden hatten.

La Fontaine ſchwamm zwiſchen den Einen und den Anderen, ein irrender, zerſtreuter, beſchwerlicher, unerträglicher Schatten, der an der Schulter von Jedem tauſend poetiſche Ungereimtheiten ſummte und ſurrte. Er fiel Peliſſon ſo oft beſchwerlich, daß dieſer den Kopf erhob und dem Läſtigen zurief:

„La Fontaine, pflückt mir wenigſtens einen Reim, da Ihr ſagt, Ihr gehet in den Gärten des Parnaß ſpazieren."

„Was für einen Reim wollt Ihr haben," fragte das Fabelbuch, wie ihn Frau von Sévigné nannte."

„Ich will einen Reim auf lumière?" (Licht.)

„Ornière (Geleiſe)," antwortete La Fontaine.

„Ei! mein lieber Freund, man kann unmöglich von Ornière ſprechen, wenn man die Reize von Vaux rühmt," ſagte Loret.

„Ueberdies reimt ſich das nicht," bemerkte Peliſſon."

„Wie! das reimt ſich nicht!" rief La Fontaine erſtaunt.

„Ja, Ihr habt eine abſcheuliche Gewohnheit, mein Theurer; eine Gewohnheit, die Euch ſtets hindern wird, ein Dichter erſten Rangs zu ſein. Ihr reimt feige."

„Ho! ho! Ihr findet das, Peliſſon?"

„Ja, mein Lieber, ich finde. Er[illegible] das

n Reim nie gut iſt, ſo lange ſich ein b
ißt."

„Dann werde ich in [illegible]
igte La Fontaine, der von [illegible]
rnſte genommen hatte. „Oh: [illegible]
i ein Lumpenkerl von einem D [illegible]r! Ja, das
ine Wahrheit."

„Sagt das nicht, mein Lieber, Ihr werdet zu ausſchließlich, und Ihr habt Gutes in Euren Fabeln."

„Und um anzufangen," fuhr La Fontaine ſeinen Gedanken verfolgend fort, „werde ich ein hundert Verſe, die ich ſo eben gemacht habe, verbrennen."

„Wo ſind ſie, Eure Verſe?"

„In meinem Kopf."

„Nun! wenn ſie in Eurem Kopfe ſind, könnt Ihr ſie nicht verbrennen . . ."

„Das iſt wahr," ſagte La Fontaine. „Wenn ich ſie jedoch nicht verbrenne . . ."

„Was wird geſchehen, wenn Ihr ſie nicht verbrennt?"

„Es wird geſchehen, daß ſie mir im Kopf bleiben, und daß ich ſie nie vergeſſe."

„Teufel!" rief Loret, „das iſt gefährlich, man wird ein Narr darüber."

„Teufel! Teufel! Teufel!" wiederholte La Fontaine, „was iſt da zu machen?"

„Ich habe ein Mittel gefunden," ſagte Molière, der bei den letzten Worten eingetreten war.

„Welches?"

„Schreibt ſie zuerſt und verbrennt ſie hernach."

„Wie einfach das iſt! Ich hätte das nie erſonnen. Wie viel Geiſt hat er, dieſer Teufel von einem Molière!" ſprach La Fontaine. Dann ſchlug er ſich vor die Stirne und fügte bei: „Ah! Jean de La Fontaine, Du wirſt ſtets nur ein Eſel ſein."

„Was ſagt Ihr da, mein Freund?" unterbrach Molière, der ſein Beiſeit gehört hatte.

„Ich ſage, ich werde ſtets nur ein Eſel ſein, mein lieber College,“ antwortete La Fontaine mit einem ſchweren Seufzer und die Augen ganz angeſchwollen von Traurigkeit. „Ja, mein Freund,“ fuhr er mit wachſender Betrübniß fort, „es ſcheint, ich reime ſchlecht.“

„Das iſt ein Unrecht.“

„Ihr ſeht wohl, ich bin ein verächtlicher Burſche!“

„Wer hat das geſagt?“

„Wahrhaftig! Peliſſon. Nicht wahr, Peliſſon?“

Wieder in ſeine Compoſition verſunken, hütete ſich Peliſſon wohl, zu antworten.

„Aber wenn Peliſſon geſagt hat, Ihr ſeid ein verächtlicher Burſche, ſo hat er Euch ſchwer beleidigt,“ rief Molière.

„Ihr glaubt?“

„Ah! mein Lieber, ich rathe Euch, da Ihr Edelmann ſeid, eine ſolche Beleidigung nicht unbeſtraft hingehen zu laſſen.“

„Ei!“ machte La Fontaine.

„Habt Ihr Euch nie geſchlagen?“

„Einmal, mein Freund, mit einem Lieutenant von den Chevaulegers.“

„Was hatte er Euch gethan?“

„Es ſcheint, er hatte meine Frau verführt.“

„Ah! ah!“ rief Molière leicht erbleichend.

Da ſich aber bei dem Geſtändniß von La Fontaine die Anderen umgewandt hatten, ſo behielt er auf ſeinen Lippen das ſpöttiſche Lächeln, das beinahe verſchwunden wäre, und fuhr fort, mit La Fontaine zu ſprechen:

„Und was iſt aus dieſem Duell erfolgt?“

„Es iſt daraus erfolgt, daß mich mein Gegner auf dem Kampfplatz entwaffnete, ſich dann entſchuldigte und mir verſprach, nie mehr einen Fuß in mein Haus zu ſetzen.“

„Und Ihr hieltet Euch für befriedigt?“ fragte Molière.

„Nein! im Gegentheil. Ich hob meinen Degen uf und ſprach: „„Verzeiht, mein Herr, ich habe mich icht mit Euch geſchlagen, weil Ihr der Liebhaber meiner rau waret, ſondern weil man mir geſagt hat, ich müßte ich ſchlagen. Da ich aber nun ſeit dieſer Zeit glück- ch geweſen bin, ſo macht mir das Vergnügen, mein aus zu beſuchen wie früher, oder, alle Teufel! fan- en wir wieder an!““ So daß," fuhr La Fontaine ort, „ſo daß er genöthigt geweſen iſt, der Liebhaber einer Frau zu bleiben, und daß ich fortwährend der lücklichſte Ehemann der Erde bin."

Alle brachen in ein Gelächter aus. Molière al- ein fuhr mit ſeiner Hand über ſeine Augen. Warum? Vielleicht, um eine Thräne abzuwiſchen, vielleicht, um inen Seufzer zu erſticken. Ah! es iſt bekannt, Mo- ère war Moraliſt, aber Molière war kein Philoſoph.

„Gleichviel," ſagte er, auf den Ausgangspunkt des Streites zurückkommend, „Peliſſon hat Euch beleidigt."

„Ah! es iſt wahr, ich hatte es ſchon vergeſſen."

„Und ich will ihn in Eurem Auftrag heraus- rdern."

„Das mag ſein, wenn Ihr es für unerläßlich er- chtet."

„Ich halte es für unerläßlich, und ich gehe."

„Wartet," ſagte La Fontaine. „Ich will Euren Rath hören."

„Worüber? über dieſe Beleidigung?"

„Nein, ſagt mir, ob ornière ſich wirklich nicht auf amière reimt?"

„Ich ließe dieſe zwei Wörter reimen."

„Bei Gott! ich wußte es wohl."

„Und ich habe hundert tauſend ähnliche Verſe in einem Leben gemacht."

„Hundert tauſend," rief La Fontaine. „Viermal ie Pucelle *), welche Herr Chapelain dichtet! habt

*) La Pucelle, die Jungfrau von Orleans, ein klägliches Heldenge- dicht von Chapelain.

hr etwa auch über dieſen Gegenſtand hundert tauſend Verſe gemacht, mein lieber Freund."

„Hört mich doch an, ewig Zerſtreuter!" rief Molière.

„Es iſt gewiß," fuhr La Fontaine fort, „daß ſich zum Beiſpiel légume (Gemüſe) auf posthume (nachgeboren) reimt."

„Im Plural beſonders."

„Ja, beſonders im Plural, in Betracht, daß es dann nicht mehr mit drei Buchſtaben, ſondern mit vier reimt; das iſt wie ornière mit lumière. Setzt ornières und lumières im Plural, mein lieber Peliſſon," ſagte La Fontaine, ſeinem Collegen, deſſen Beleidigung er ſchon völlig vergeſſen hatte, auf die Schulter klopfend, „und es wird ſich reimen."

„Wie?" machte Peliſſon.

„Gewiß! Molière ſagt es, und Molière verſteht ſich darauf; er bekennt ſelbſt, hundert tauſend Verſe gemacht zu haben."

„Ah!" ſagte Molière lachend, „nun iſt er abgefahren!"

„Es iſt wie rivage (Ufer), das ſich vortrefflich auf herbage (Gras) reimt; ich wollte meinen Kopf darauf verwetten."

„Aber . . ." machte Molière.

„Ich ſage Euch dies Alles, weil Ihr ein Luſtſpiel für Vaux macht, nicht wahr?"

„Ja, „Les Facheux!"

„Ah! Les Facheux, ſo iſt es; ja, ich erinnere mich. Es iſt mir eingefallen, daß ein Prolog ſehr gut für Euer Luſtſpiel wäre."

„ja, das ginge vortrefflich."

„Ihr ſeid auch meiner Anſicht?"

„bin es ſo ſehr, daß ich Euch gebeten hatte

„me , dieſen Prolog."

„ch gebeten, ihn zu machen?"

„auf Eure Weigerung habe ich E

ar gebeten, Peliſſon darum zu erſuchen, der ihn ſem Augenblick macht."

„Ah! das iſt es, was Peliſſon macht? Mein eue, mein lieber Molière, Ihr könntet wohl zuweil cht haben."

„Wenn dies?"

„Wenn Ihr ſagt, ich ſei zerſtreut. Das iſt ei ſcheulicher Fehler; ich werde mich in dieſer Hinſich ſern, und ich will Euch Euren Prolog machen."

„Peliſſon macht ihn ja!"

„Ah! richtig! ah! ich doppelter Dummkopf! Loret te Recht, wenn er ſagte, ich ſei ein verächtlicher rſche."

„Nicht Loret hat es geſagt, mein Freund."

„Wohl alſo, derjenige, welcher es geſagt hat, ichviel wer! Euer Luſtſpiel heißt alſo: Les Facheux? n werdet Ihr nicht heureux (glücklich) auf facheux nen laſſen?"

„Ja, das kann ich wohl thun."

„Und auch capricieux (eigenſinnig)?"

„Oh! nein, diesmal, nein."

„Nicht wahr, das wäre gewagt? Doch warum ſollte m Ende gewagt ſein?"

„Weil die Endung zu verſchieden iſt."

„Ich dachte," ſagte La Fontaine, der Molière ver- um Loret aufzuſuchen, „ich dachte . . ."

Was dachtet Ihr?" fragte Loret mitten in einer : „Sprecht geſchwinde."

Nicht wahr, Ihr macht den Prolog der Facheux?"

Fi! nein, alle Teufel! Peliſſon!"

lh! Peliſſon?" rief La Fontaine. Und er ging ſſon, „Ich dachte," fuhr er fort, „die Nymphe ur . . ."

h! ſchön!" rief Loret. „Die Nymphe von Vaux! , La Fontaine, Ihr habt mir die zwei letzten einer Zeitung gegeben:

Et l'on vit la nymphe de Vaux
onner le prix à leurs travaux."

(Und man ſah die Nymphe von Vaux den Preis ihren Arbeiten geben.)

„Gut, gut! das iſt gereimt!“ rief Peliſſon: „wenn Ihr ſo reimtet, La Fontaine, das wäre ſchön.“

„Mir ſcheint, ich reime ſo, da Loret ſagt, ich habe ihm die zwei Verſe gegeben, die er ſo eben geſprochen.“

„Nun, wenn Ihr ſo reimt, ſo ſagt mir, wie Ihr meinen Prolog anfangen würdet?“

„Ich würde zum Beiſpiel ſagen: „„„O nymphe . . . qui . . .““ (O Nymphe . . . die . . .) Nach qui, würde ich ein Verbum in der zweiten Perſon des Plurals vom Präſens des Indicativs ſetzen, und dann fortfahren: cette grotte profonde (dieſe tiefe Grotte).“

„Aber das Verbum, das Verbum?“ fragte Peliſſon.

„Pour venir admirer le plus grand roi du monde, (um den größten König der Welt zu bewundern).“

„Aber das Verbum, das Verbum?“ rief Peliſſon beharrlich. „Die zweite Perſon des Plurals vom Präſens des Indicativs?“

„Wohl denn, quittez (verlaßt).“

O nymphe qui quittez cette grotte profonde
Pour venir admirer le plus grand roi du monde.

(O Nymphe, die Ihr dieſe tiefe Grotte verlaßt *), um den größten König der Welt zu bewundern.)

„Ihr würdet: qui quittez, ſetzen?“

„Warum nicht?“

„Qui . . . qui?“

„Oh! mein Lieber,“ ſagte La Fontaine, „Ihr ſeid furchtbar pedantiſch.“

„Abgeſehen davon,“ ſprach Molière, „daß der zweite Vers: Venir admirer ſchwach iſt, mein lieber La Fontaine.“

---

*) O Nymphe, die Du die tiefe Grotte verläſſeſt ꝛc. ꝛc., würde der Deutſche ſagen, der, minder höflich als die Franzoſen, ſich gegen die Nymphen nur des Singulars bedient. Anm. d. Ueb.

„Ihr ſeht alſo wohl, daß ich ein Tölpel, ein verächtlicher Kerl bin, wie Ihr ſagtet.“

„Ich habe das nie geſagt.“

„Alſo wie Loret ſagte.“

„Auch nicht Loret: Peliſſon.“

„Wohl! Peliſſon hatte hundertmal Recht. Was mich aber beſonders ärgert, mein lieber Molière, iſt, daß wir, glaube ich, keine Epicuräer-Kleider bekommen werden.“

„Ihr rechnetet auf das Eurige für das Feſt?“

„Ja, für das Feſt und auch, um es nach dem Feſte zu tragen. Meine Haushälterin hat mir eröffnet, das meinige ſei ein wenig mürbe.“

„Teufel: Eure Haushälterin hat Recht, es iſt mehr als mürbe.“

„Ah! ſeht Ihr,“ rief La Fontaine, „ich habe es auf dem Boden liegen laſſen, in meinem Cabinet, und meine Katze . . .“

„Nun! Eure Katze?“

„Meine Katze hat ihre Jungen darauf geworfen und dadurch iſt es etwas beſchädigt worden.“

Molière ſchlug ein Gelächter auf. Peliſſon und Loret folgten ihm.

In dieſem Augenblick erſchien der Biſchof von Vannes mit einer Rolle Pläne und Pergamente unter dem Arm.

Als ob der Tod alle dieſe tollen, lachenden Phantaſien in Eis verwandelt, als ob dieſes bleiche Geſicht, die Grazien verſcheucht hätte, denen Xenokrates opferte, trat ſogleich das Stillſchweigen in der Werkſtätte ein, und Jeder nahm wieder ſeine Kaltblütigkeit an, griff wieder zu ſeiner Feder.

Aramis theilte Einladungskarten den Anweſenden aus und richtete Dankſagungen im Auftrage von Herrn Fouquet an ſie. In ſeinem Cabinet durch Arbeiten zurückgehalten, ſagte er, könne ſie der Oberintendant nicht beſuchen, aber er bitte ſie, ihm ein wenig

von ihrer Tagesarbeit zu ſchicken, um ihn die Anſtrengung ſeiner Nachtarbeit vergeſſen zu machen.

Bei dieſen Worten ſah man alle Stirnen ſich ſenken. La Fontaine ſetzte ſich ſelbſt an den Tiſch und ließ eine raſche Feder über das Papier laufen; Peliſſon brachte ſeinen Prolog ins Reine; Molière lieferte fünfzig neu entworfene Verſe, die ihm ſein Beſuch bei Percerin eingegeben hatte; Loret ſeinen Artikel über die wunderbaren Feſte, die er prophezeite, und Aramis kehrte, mit der Beute beladen, wie die Bienenkönigin, die große Drohne mit den Zierrathen von Gold und Purpur, ſchweigſam und geſchäftig in ſein Zimmer zurück. Ehe er aber zurückkehrte, ſagte er:

„Bedenkt, liebe Herren, daß wir alle morgen Abend abreiſen.“

„In dieſem Fall muß ich zu Hauſe Nachricht geben,“ ſagte Molière.

„Ah! ja, armer Molière,“ verſetzte Loret lächelnd, „er liebt zu Hauſe.“

„Er liebt, ja,“ erwiederte Molière mit ſeinem ſanften, traurigen Lächeln, „er liebt, was nicht beſagen will, man liebe ihn.“

„Mich,“ ſagte La Fontaine, „mich liebt man in Chateau-Thierry, deſſen bin ich ſicher.“

In dieſer Secunde trat Aramis, nachdem er einen Augenblick verſchwunden war, wieder ein.

„Geht Jemand mit mir?“ fragte er. „Ich fahre durch Paris, nachdem ich eine Viertelſtunde mit Herrn Fouquet geſprochen habe, und biete meinen Wagen an.“

„Gut für mich!“ ſagte Molière; „ich nehme es an, denn ich habe Eile.“

„Ich, ich werde hier zu Mittag ſpeiſen,“ ſagte Loret, „Herr von Gourville hat mir Krebſe verſprochen.“

„Il m'a promis des écrevisses.“

„Suche den Reim, La Fontaine.“

Aramis ging lachend weg, wie er zu lachen verstand. Molière folgte ihm. Sie waren unten an der Treppe, als La Fontaine die Thüre halb öffnete und ihnen nachrief:

Moyennant que tu l'écrivisses,
Il t'a promis des écrevisses.

(Unter der Bedingung, daß Du es schreibest, hat er die Krebse versprochen.)

Das Gelächter der Epicuräer verdoppelte sich und drang bis zu den Ohren von Fouquet in dem Augenblick, wo Aramis die Thüre seines Cabinets öffnete.

Molière hatte es übernommen, die Pferde zu bestellen, während Aramis mit dem Oberintendanten die paar Worte austauschte, die er ihm zu sagen hatte.

„Oh! wie sie da oben lachen," sagte Fouquet mit einem Seufzer.

„Ihr lacht nicht, Monseigneur?"

„Ich lache nicht mehr, Herr d'Herblay."

„Das Fest kommt herbei."

„Das Geld entfernt sich."

„Habe ich Euch nicht gesagt, das sei meine Sache?"

„Ja, Ihr habt mir Millionen versprochen."

„Ihr werdet sie am andern Tag nach der Ankunft des Königs in Vaux erhalten."

Fouquet schaute Aramis tief an und fuhr mit seiner eiskalten Hand über seine feuchte Stirne. Aramis begriff, daß der Oberintendant an ihm zweifelte, oder seine Ohnmacht, Geld zu bekommen, fühlte. Wie konnte Fouquet vermuthen, ein armer Bischof, ein Exabbé, ein Exmusketier würde Geld finden?"

„Warum zweifeln?" sagte Aramis.

Fouquet lächelte und schüttelte den Kopf.

„Mann vom kleinen Glauben!" fügte der Bischof bei.

„Mein lieber Herr d'Herblay," sagte Fouquet, „wenn ich falle . . ."

„Nun, wenn Ihr fallt?“

„So falle ich wenigstens so hoch herab, daß i
fallend mich zerschmettere.“

Dann schüttelte er sich, als wollte er sich sel
entschlüpfen, und sagte:

„Woher kommt Ihr, lieber Freund?“

„Von Paris.“

„Von Paris? ah!“

„Ja, von Percerin.“

„Und was habt Ihr selbst bei Percerin gemach
denn ich nehme nicht an, daß Ihr einen so groß
Werth auf die Kleider unserer Dichter legtet.“

„Nein; ich habe eine Ueberraschung bestellt.“

„Eine Ueberraschung?“

„Ja, die Ihr dem König bereiten werdet.“

„Wird sie viel kosten?“

„Oh! hundert Pistolen, welche Ihr Lebrun geb

„Ein Gemälde? Ah! desto besser. Und was s
dieses Gemälde vorstellen?“

„Ich werde Euch das erzählen; dann habe ich
gleich, was Ihr auch sagtet, die Kleider unserer Dich
in Augenschein genommen.“

„Bah! und sie werden glänzend, reich sein?“

„Herrlich! es werden wenige vornehme Herren äh
liche haben. Man wird sehen, welcher Unterschied z
ter den Höflingen des Reichthums und denen der Freu
schaft stattfindet.“

„Immer geistreich und edelmüthig, lieber Präla

„Aus Eurer Schule.“

Fouquet drückte Aramis die Hand.

„Und wohin geht Ihr?“ sagte er.

„Ich gehe nach Paris, wenn Ihr mir einen Br
gegeben habt.“

„Einen Brief, an wen?“

„An Herrn von Lyonne.“

„Und was wollt Ihr von Lyonne?“

„Ich will ihn einen Geheimbefehl unterzeichnen
assen."

„Einen Geheimbefehl? Ihr wollt Jemand in die
Bastille sperren lassen?"

„Nein, im Gegentheil, ich will Jemand heraus-
ringen."

„Oh! und wen denn?"

„Einen armen Teufel, einen jungen Menschen, der
ald zehn Jahre wegen zweier lateinischen Verse, die
r gegen die Jesuiten gemacht hat, in der Bastille ein-
esperrt ist."

„Er hat kein anderes Verbrechen begangen?"

„Abgesehen von diesen zwei Versen ist er unschul-
ig, wie Ihr und ich."

„Und er heißt?"

„Seldon."

„Ah! das ist doch zu stark! Und Ihr wußtet das
nd habt es mir nicht gesagt?"

„Gestern erst hat sich seine Mutter an mich ge-
andt, Monseigneur."

„Und diese Frau ist arm?"

„Im tiefsten Elend."

„Mein Gott! Du gestattest oft solche Ungerechtig-
eiten, daß ich begreife, wenn es Unglückliche gibt, die
n Dir zweifeln! Wartet, Herr d'Herblay."

Fouquet nahm eine Feder und schrieb rasch ein
aar Zeilen an seinen Collegen Lyonne.

Aramis nahm den Brief und schickte sich an, weg-
gehen.

„Einen Augenblick," sagte Fouquet.

Er öffnete seine Schublade und nahm zehn Kassen-
illets, die darin lagen, jedes zu tausend Franken.

„Nehmet," sprach er, „bringt den Sohn aus dem
efängniß, und gebt das der Mutter, aber sagt ihr ja
icht . . ."

„Was, Monseigneur?"

„Daß sie um zehn tausend Livres reicher ist,

ſchließt jenes Fenſter; der Wind könnte Seine Herr-
lichkeit beläſtigen."

„Und er entferne ſich," fügte Aramis bei, „das
Abendbrod iſt völlig aufgetragen, wir werden es wohl
ohne Lackei verzehren. Ich liebe es ungemein, wenn
ich in kleinem Comité bin, wenn ich mit einem Freund
bin . . ."

Baiſemeaux verbeugte ſich ehrerbietig.

„Ich liebe es ungemein, mich ſelbſt zu bedienen,"
fuhr Aramis fort.

„François, entfernt Euch!" rief Baiſemeaux. „Ich
ſagte alſo, Ihr erinnert mich an zwei Perſonen; die
eine iſt eine ſehr erhabene Perſon, es iſt der ſelige
Herr Cardinal, der große Cardinal, der von la Ro-
chelle, der, welcher Stiefel hatte, wie Ihr. Iſt das
wahr?"

„Meiner Treue, ja," erwiederte Aramis. „Und die
andere Perſon?"

„Die andere iſt ein gewiſſer Musketier, ſehr hübſch,
ſehr beherzt, ſehr kühn, ſehr glücklich, der vom Abbé
Musketier und vom Musketier Abbé wurde."

Aramis lächelte wohlwollend.

„Vom Abbé," fuhr Baiſemeaux, durch das Lächeln
von Aramis ermuthigt, fort, „vom Abbé Biſchof und
vom Biſchof . . ."

„Ah! ich bitte, bleiben wir hiebei ſtehen."

„Ich ſage Euch, daß Ihr den Eindruck eines Car-
dinals auf mich macht."

„Hören wir auf, mein lieber Herr von Baiſe-
meaux. Ich trage, wie Ihr geſagt habt, Stiefel, doch
ich will mich nicht einmal dieſen Abend mit der Kirche
entzweien."

„Aber Ihr habt doch ſchlimme Abſichten, Mon-
ſeigneur."

„Oh! ich geſtehe, ſchlimm, wie Alles, was welt-
lich iſt."

„Ihr lauft in der Maske in der Stadt, in den läßchen umher.“

„Wie Ihr ſagt, in der Maske.“

„Und Ihr handhabt immer noch den Degen?“

„Ich glaube, ja; doch nur, wenn man mich dazu ingt. Thut mir den Gefallen und ruft François.“

„Ihr habt Wein da?“

„Es iſt nicht wegen des Weines, ſondern weil es ier ſehr heiß und das Fenſter geſchloſſen iſt.“

„Ich ſchließe die Fenſter, wenn ich zu Nacht ſpeiſe, m die Runden oder die Ankunft der Courriere nicht i hören.“

„Ah! ja, man hört ſie, wenn das Fenſter offen i?“

„Nur zu gut, und das ſtört. Ihr begreift.“

„Man erſtickt jedoch hier. François!“

François trat ein.

„Ich bitte, öffnet das Fenſter, Meiſter François. Ihr erlaubt, lieber Herr von Baiſemeaux?“

„Monſeigneur iſt hier zu Hauſe,“ erwiederte der Gouverneur.

Das Fenſter wurde geöffnet.

„Wißt Ihr,“ ſagte Herr von Baiſemeaux, „wißt Ihr, daß Ihr Euch ſehr verlaſſen fühlen werdet, nun a Herr de la Fère zu ſeinen Penaten in Blois zurückgekehrt iſt? Nicht wahr, das iſt ein ſehr alter Freund von Euch?“

„Ihr wißt das ſo gut, als ich, Baiſemeaux, da Ihr mit und bei den Muskettieren geweſen ſeid.“

„Bah! bei meinen Freunden zähle ich weder die Flaſchen, noch die Jahre.“

„Und Ihr habt Recht. Doch ich liebe Herrn de la Fère nicht nur, mein guter Baiſemeaux: ich verehre ihn.“

„Wohl! ich, es iſt ſonderbar, ich ziehe ihm Herrn d'Artagnan vor. Das iſt ein Mann, der gut und lang trinkt! Solche Leute laſſen doch wenigſtens ihren Gegner ſehen.“

„Baiſemeaux, berauſcht mich heute Abend, ſchwelgen wir wie einſt, und wenn ich einen Schmerz im Grunde meines Herzens habe, ſo ſollt Ihr ihn ſehen, das verſpreche ich Euch, wie Ihr einen Diamant auf dem Boden Eures Glaſes ſehen würdet."

„Bravo!" rief Baiſemeaux. Und er ſchenkte ſich ein großes Glas Wein ein und leerte es, bebend vor Freude, daß er von einiger Bedeutung bei einer erzbiſchöflichen Todſünde ſein ſollte.

Während er trank, ſah er nicht, mit welcher Aufmerkſamkeit Aramis das Geräuſch im großen Hofe beobachtete.

Ein Courrier traf um acht Uhr ein, gerade als François die fünfte Flaſche auf den Tiſch ſtellte, und obgleich dieſer Courrier einen gewaltigen Lärmen machte, hörte Baiſemeaux doch nichts.

„Der Teufel ſoll es holen!" rief Aramis.

„Was denn? wen denn?" fragte Baiſemeaux. „Ich hoffe weder den Wein, den Ihr trinkt, noch denjenigen, welcher Euch denſelben zu trinken veranlaßt."

„Nein, ein Pferd, das für ſich allein im Hofe einen ſo gewaltigen Lärmen macht, als nur eine ganze Schwadron machen könnte."

„Bah! ein Courrier," erwiederte der Gouverneur, abermals ein paar volle Gläſer leerend. „Ja, der Teufel ſoll ihn holen, und zwar ſo ſchnell, daß wir nicht mehr davon ſprechen hören. Hurrah! hurrah!"

„Ihr vergeßt mich, Baiſemeaux. Mein Glas iſt leer," ſagte Aramis, indem er ein glänzendes Kriſtallglas in die Höhe hob.

„Bei meiner Ehre, Ihr entzückt mich. François, Wein!"

François trat ein.

„Wein, Schurke, und zwar vom beſten!"

„Ja, gnädiger Herr... doch es iſt ein Courrier..."

„Zum Teufel! habe ich geſagt."

„Gnädiger Herr, aber..."

„Er laſſe ſeine Depeche in der Kanzellei, wir wer- i morgen ſehen. Morgen wird es Tag ſein, morgen es Zeit," ſagte Baiſemeaux, dieſe zwei letzten Sätze illernd.

„Oh! gnädiger Herr," brummelte unwillkührlich r Soldat François, „gnädiger Herr ..."

„Gebt wohl Acht," ſagte Aramis, „gebt wohl cht."

„Worauf, lieber Herr d'Herblay?" fragte Baiſe- neaux halb trunken.

„Der Brief, der durch Courriere den Gouverneurs von Citadellen zukommt, iſt zuweilen ein Befehl."

„Beinahe immer."

„Kommen die Befehle nicht von den Miniſtern?"

„Ja, allerdings, doch ..."

„Und die Miniſter, contraſigniren ſie nicht nur die Unterſchrift des Königs?"

„Ihr habt vielleicht Recht. Doch es iſt ſehr ärgerlich, wenn man an einer guten Tafel unter vier Augen mit einem Freunde ſitzt. Ah! verzeiht, mein Herr, ich vergeſſe, daß ich Euch Abendbrod gebe und daß ich mit einem zukünftigen Cardinal ſpreche."

„Laſſen wir Alles das, lieber Baiſemeaux, und kommen wir auf unſern Soldaten, auf Françoís zurück."

„Nun, was hat François gethan?"

„Er hat gemurmelt."

„Er hat Unrecht gehabt."

„Er hat jedoch gemurmelt. Ihr begreift, dies geſchah am Ende, weil etwas Außerordentliches vorgeht. Es könnte wohl ſein, daß François nicht Unrecht gehabt hätte, zu murmeln, daß aber Ihr Unrecht hättet, ihn nicht anzuhören."

„Unrecht! ich ſoll Unrecht haben vor François? Das kommt mir hart vor."

„Ein Unrecht der Unregelmäßigkeit! Verzeiht, doch ich glaubte Euch eine Bemerkung machen zu müſſen die ich für wichtig erachte."

„Ah! Ihr habt vielleicht Recht," ſtammelte Baiſemeaux. „Befehl des Königs, das iſt heilig; doch die Befehle, welche kommen, während man zu Nacht ſpeiſt, ich wiederhole, der Teufel..."

„Wenn Ihr das dem großen Cardinal gethan hättet, wie! mein lieber Baiſemeaux, und dieſer Befehl hätte einige Wichtigkeit gehabt..."

„Ich thue es, um einen Biſchof nicht zu ſtören; alle Gewitter! bin ich nicht entſchuldbar?"

„Vergeßt nicht, Baiſemeaux, daß ich die Kaſake getragen habe, und daß es mir zur Gewohnheit geworden iſt, überall Befehle zu ſehen."

„Ihr wollt alſo..."

„Ihr ſollt Eure Pflicht thun, mein Freund. Ja, ich bitte Euch darum, wenigſtens vor dieſem Soldaten."

„Das iſt mathematiſch."

François wartete immer noch.

„Man bringe mir den Befehl des Königs herauf," ſprach Baiſemeaux, indem er ſich erhob. Und er fügte leiſe bei: „Wißt Ihr, was das iſt? Ich will es Euch ſagen: etwas Intereſſantes wie: „„Gebt auf das Feuer in der Umgegend der Pulverkammer Acht;"" oder auch: „„Wacht über dem und dem, der im Entweichen ſehr gewandt iſt."" Oh! wenn Ihr wüßtet, wie oft ich plötzlich im ſüßeſten, im tiefſten Schlaf aufgeweckt worden bin durch Ordonnanzen, welche im Galopp ankamen, um mir zu ſagen, oder vielmehr um mir ein Schreiben folgenden Inhalts zu überbringen: „„Herr von Baiſemeaux, was gibt es Neues?"" Man ſieht wohl, daß diejenigen, welche ihre Zeit damit verlieren, daß ſie ſolche Briefe ſchreiben, nie eine Nacht in der Baſtille zugebracht haben. Sie würden ſonſt die Dicke meiner Mauern, die Wachſamkeit meiner Officiere, die Vielfältigkeit meiner Runden kennen. Was wollt Ihr, Monſeigneur, es iſt ihr Handwerk, zu ſchreiben, um mich zu ſtören, wenn ich ruhig bin, mich zu beunruhigen, wenn ich glücklich bin," f[illegible]ur, ſich vor

Aramis verbeugend, bei: „Laſſen wir ſie alſo ihr Handwerk treiben.“

„Und treibt das Gurige,“ ſagte lächelnd der Biſchof, deſſen feſter Blick trotz dieſer Freundlichkeit befahl.

François kam zurück. Der Gouverneur nahm aus ſeiner Hand den vom Miniſterium überſchickten Befehl. Er entſiegelte langſam und las ebenſo. Aramis ſtellte ſich, als tränke er, um ſeinen Wirth durch den Kriſtall zu beobachten. Dann, als Baiſemeaux geleſen hatte, rief dieſer:

„Was ſagte ich ſo eben?“

„Was denn?“ fragte Aramis.

„Ein Loslaſſungsbefehl. Ich frage Euch doch, iſt dies eine Nachricht, um uns zu ſtören!“

„Eine ſchöne Nachricht für denjenigen, welchen ſie betrifft, das werdet Ihr wenigſtens zugeſtehen, mein lieber Gouverneur.“

„Und um acht Uhr Abends.“

„Das iſt Mildherzigkeit.“

„Mildherzigkeit, ich glaube es wohl, doch nur gegen dieſen Burſchen, der ſich langweilt, und nicht gegen mich, der ich mich beluſtige!“ rief Baiſemeaux außer ſich.

„Erleidet Ihr einen Verluſt hiedurch? Gehörte der Gefangene, der Euch genommen wird, zu den großen Anſätzen?“

„Ah! ja wohl! Ein Lumpenkerl, eine Ratte zu fünf Franken!“

„Laßt ſehen,“ ſagte d'Herblay. „Iſt es unbeſcheiden?“

„Nein, leſet.“

„Es ſteht preſſant auf dem Blatt. Nicht wahr, Ihr habt das geſehen?“

„Das iſt bewunderungswürdig! Preſſant... ein Menſch, der ſeit zehn Jahren hier iſt. Man hat Eile, ihn hinauszubringen, heute, dieſen Abend noch, um acht Uhr!“

Und mit einer Miene erhabener Verachtung die Achseln zuckend, warf Baiſemeaux das Papier auf den Tiſch und fing wieder an zu eſſen.

„Sie haben ſolche Bewegungen,“ ſagte er mit vollem Mund; „ſie nehmen einen Menſchen an einem ſchönen Tag feſt, füttern ihn zehn Jahre und ſchreiben uns: „„Wachet wohl über dieſem Burſchen!““ oder: „„Haltet ihn ſtreng!““ Und dann, wenn man ſich daran gewöhnt hat, den Gefangenen als einen gefährlichen Menſchen zu betrachten, ſchreiben ſie uns plötzlich, ohne Vorgang, ohne Urſache: „„Setzt ihn in Freiheit!““ Und ſie fügen ihrem Sendſchreiben bei: „„Preſſant!““ Ihr müßt geſtehen, Monſeigneur, daß man hierüber nur die Achſeln zucken kann.“

„Was wollt Ihr, man ſchreit ſo und vollzieht den Befehl!“ ſagte Aramis.

„Gut! gut! man vollzieht ihn... oh! nur Geduld!... Ihr müßt Euch nicht einbilden, ich ſei ein Sklave.“

„Mein Gott! mein lieber Herr von Baiſemeaux, wer ſagt Euch das? Man kennt Eure Unabhängigkeit.“

„Gott ſei Dank!“

„Man kennt aber auch Euer gutes Herz.“

„Oh! ich glaube wohl.“

„Und Euren Gehorſam gegen Eure Vorgeſetzten. Seht Ihr, Baiſemeaux, wenn man Soldat geweſen iſt, ſo iſt das für das Leben.“

„Ich werde auch ſtrenge gehorchen, und morgen bei Tagesanbruch iſt der Gefangene freigelaſſen.“

„Morgen?“

„Bei Tagesanbruch.“

„Warum nicht heute Abend, da bei der Aufſchrift und innen im Briefe ſteht: Preſſant?“

„Weil wir heute zu Nacht ſpeiſen und auch Eile haben.“

„Lieber Baiſemeaux, obgleich geſtiefelt, fühle ich mich doch Prieſter, und die Menſchenliebe iſt für mich

eine gebieterischere Pflicht, als Hunger und Durst. Dieser Unglückliche hat lange genug gelitten, da Ihr mir sagt, er sei seit zehn Jahren Euer Kostgänger. Kürzt sein Leiden ab. Es erwartet ihn eine gute Minute, gebt sie ihm geschwinde, Gott wird sie Euch im Paradies in Jahren der Glückseligkeit wiedererstatten."

„Ihr wollt es?"

„Ich bitte Euch darum."

„Nur so, mitten im Mahle."

„Ich flehe Euch an; diese Handlung wird zehn Benedicite werth sein."

„Es geschehe nach Eurem Wunsche. Nur werden wir kalt essen."

„Oh! daran ist nichts gelegen."

Baisemeaux neigte sich rückwärts, um François zu läuten, und wandte sich mit einer ganz natürlichen Bewegung gegen die Thüre um.

Der Befehl war auf dem Tische liegen geblieben. Aramis benützte den Augenblick, wo Baisemeaux nicht schaute, um dieses Papier gegen ein anderes, auf dieselbe Art zusammengelegtes, zu vertauschen, das er aus seiner Tasche zog.

„François," sagte der Gouverneur, „man lasse den Herrn Major mit den Schließern der Bertaudière heraufkommen."

François verbeugte sich und trat ab, und die zwei Gäste waren wieder allein.

IX.

Der Ordensgeneral.

Es trat nun ein Augenblick des Stillſchweigens ein, wobei Aramis den Gouverneur nicht eine Secunde aus dem Blicke verlor. Dieſer ſchien nur halb entſchloſſen, ſich mitten in ſeinem Abendbrode ſtören zu laſſen, und es war offenbar, daß er irgend einen Grund, einen guten oder einen ſchlechten, ſuchte, um die Sache wenigſtens bis nach dem Deſſert zu verſchieben. Dieſen Grund ſchien er plötzlich gefunden zu haben.

„Ei! es iſt unmöglich!“ rief er.

„Wie, unmöglich?“ ſagte Aramis. „Laßt ein wenig hören, lieber Freund, was unmöglich iſt.“

„Es iſt unmöglich, den Gefangenen zu einer ſolchen Stunde in Freiheit zu ſetzen. Wohin wird er gehen, er, der Paris nicht kennt?“

„Er wird gehen, wohin er kann.“

„Ihr ſeht wohl! es wäre ebenſo gut, als wenn man einen Blinden freilaſſen würde.“

„Ich habe einen Wagen und werde ihn führen, wohin er geführt ſein will.“

„Ihr habt eine Antwort für Alles. François! man ſage dem Herrn Major, er möge das Gefängniß von Herrn Seldon, Nro. 3, Bertaudière, öffnen.“

„Seldon?“ fragte Aramis einfach. „Ich glaube, Ihr habt geſagt, Seldon?“

„Ich habe geſagt, Seldon. Das iſt der Name desjenigen, welchen man freiläßt.“

„Ah! Ihr wollt ſagen, Marchiali.“

„Marchiali? ah! ja wohl! Nein, nein, Seldon.“

„Ich denke, Ihr irrt Euch, Herr von Baiſemeaux.“

habe den Befehl geleſen."
auch."
ich habe Seldon in ſo dicken Buchſtaben ge-

von Baiſemeaux zeigte hiebei ſeinen Finger.
ich habe Marchiali in ſo dicken Buchſtaben

is zeigte zwei Finger.
wollen die Sache aufklären," ſagte Baiſe-
ter ſicher. „Das Papier iſt da, und es wird
s zu leſen."
leſe: Marchiali," ſagte Aramis das Papier
„Seht!"
neaux ſchaute und ſeine Arme erſchlafften.
a," ſagte er niedergeſchmettert, „ja, Marchiali.
ir, es ſteht geſchrieben: Marchiali."

l der Menſch, von dem wir ſo viel ſprechen?
, den man mir jeden Tag ſo ſehr empfiehlt?"
ſteht: Marchiali," wiederholte der unbeug-
tis.
muß es zugeſtehen, Monſeigneur; doch ich
durchaus nicht."
glaubt doch ſeinen Augen."
ter Treue, wer ſollte glauben, es heiße
"
zwar mit einer guten Handſchrift."
iſt wunderbar. Ich ſehe noch den Befehl
:amen von Seldon, einem Irländer . . . ich
Ah! und ich erinnere mich ſogar, unter die-
n war ein Tintenkleck!"
, es iſt hier keine Tinte, nein, es iſt hier
."
doch, doch, dergeſtalt, daß ich den Streu-
leben habe, der auf dem Kleckſe lag."
dem ſein mag, mein lieber Herr von Baiſe-
d was Ihr auch geleſen habet möget, es iſt

der Befehl, Marchiali freizulaſſen, mit oder ohne Kleck unterzeichnet."

„Der Befehl, Marchiali freizulaſſen, iſt unterzeichnet," wiederholte maſchinenmäßig Baiſemeaux, der wieder von ſeinen Geiſtern Beſitz zu ergreifen ſuchte.

„Und Ihr werdet dieſen Gefangenen freilaſſen. Heißt Euch Euer Herz auch Selbon freigeben, ſo erkläre ich Euch, daß ich mich nicht im Geringſten widerſetzen werde."

Aramis punktirte dieſe Worte mit einem Lächeln, das Baiſemeaux vollends wieder nüchtern machte und ihm Muth verlieh.

„Monſeigneur," ſagte er, „dieſer Marchiali iſt derſelbe Gefangene, den einſt ein Prieſter, der Beichtiger unſeres Ordens, ſo gebieteriſch und ſo geheimnißvoll beſucht hat."

„Ich weiß das nicht, mein Herr," erwiederte der Biſchof.

„Es iſt doch noch nicht ſo lange her, mein lieber Herr d'Herblay."

„Allerdings, doch bei uns, mein Herr, iſt es gut, wenn der Menſch von heute nicht mehr weiß, was der Menſch von geſtern gethan hat."

„Jeden Falls wird der Beſuch des Beichtvaters der Jeſuiten dieſem Mann Glück gebracht haben," ſagte Baiſemeaux.

Aramis erwiederte nichts und fing wieder an zu eſſen und zu trinken.

Baiſemeaux nahm, ohne mehr etwas von dem, was auf dem Tiſche ſtand, zu berühren, den Befehl in die Hand und unterſuchte ihn in allen Richtungen.

Dieſes Forſchen hätte, unter gewöhnlichen Umſtänden, den Purpur zu den Ohren des ungeduldigen Aramis ſteigen gemacht, doch der Biſchof von Vannes gerieth wegen einer ſolchen Kleinigkeit nicht in Zorn, beſonders wenn er ſich leiſe geſagt hatte, es wäre gefährlich, zornig zu werden.

„Werdet Ihr Marchiali freilaſſen?“ ſagte er. „Oh! e duftet dieſer Xeres!“

„Monſeigneur,“ erwiederte der Gouverneur, „ich rde den Gefangenen Marchiali freilaſſen, wenn ich n Courrier, der den Brief brachte, zurückgerufen und ſonders, wenn ich mich ihn befragend verſichert habe.“

„Die Befehle ſind geſiegelt, und der Inhalt iſt m Courrier unbekannt. Ich bitte alſo, worüber wer- t Ihr Euch verſichern?“

„Wohl, Monſeigneur, doch ich werde in das Mi- ſterium ſchicken, und dort wird Herr von Lyonne ent- der den Befehl zurücknehmen, oder gutheißen.“

„Wozu ſoll dies Alles nützen?“ fragte Aramis lt.

„Wozu?“

„Ja, ich frage, wozu dies diene.“

„Das dient dazu, daß man ſich nie täuſcht, Mon- igneur, daß man ſich nie gegen die Achtung verfehlt, e jeder Untergeordnete ſeinen Vorgeſetzten ſchuldig iſt, ß man nie die Pflichten des Dienſtes verletzt, den an übernommen hat.“

„Sehr gut, Ihr habt ſo beredt geſprochen, daß ich uch bewundere. Es iſt wahr, ein Untergeordneter iſt inen Vorgeſetzten Achtung ſchuldig, er iſt ſtrafbar, enn er ſich täuſcht, und er wird beſtraft werden, ſollte die Pflichten oder die Geſetze ſeines Dienſtes ver- tzten.“

Baiſemeaux ſchaute den Biſchof mit Erſtaunen an.

„Daraus geht hervor,“ fuhr Aramis fort, „daß ihr um Rath fragen werdet, um Euch mit Eurem Ge- iſſen in Ruhe zu ſetzen.“

„Ja, Monſeigneur.“

„Und daß, wenn ein Vorgeſetzter Euch befiehlt, hr gehorchen werdet?“

„Ihr zweifelt nicht daran, Monſeigneur?“

„Ihr kennt die Unterſchrift des Königs, Herr v
Baiſemeaux?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Steht ſie nicht auf dieſem Freilaſſungsbefehl?“

„Ja, doch ſie kann . . .“

„Falſch ſein, nicht wahr?“

„Das iſt vorgekommen, Monſeigneur.“

„Ihr habt Recht. Und die von Herrn von Lyonne

„Ich ſehe ſie wohl auf dem Befehl, doch wie m
die Unterſchrift des Königs hat fälſchen können,
kann man noch viel mehr die von Herrn von Lyon
fälſchen.“

„Ihr geht mit Rieſenſchritten in der Logik einh
mein lieber Herr von Baiſemeaux, und Eure Bewei
führung iſt unwiderlegbar. Doch auf welche Grün
ſtützt Ihr Euch hauptſächlich, um dieſe Unterſchrift
falſch zu finden?“

„Auf dieſen: die Abweſenheit der Unterzeichn
Nichts controlirt die Unterſchrift Seiner Majeſtät, u
Herr von Lyonne iſt nicht da, um mir zu ſagen, er ha
unterzeichnet.“

„Wohl! Herr von Baiſemeaux,“ ſprach Aram
ſeinen Adlersblick auf den Gouverneur heftend, „
nehme ſo geradezu Eure Zweifel und Eure Weiſe,
zu beleuchten, an, daß ich eine Feder ergreifen wer
wenn Ihr mir ſie geben wollt.“

Baiſemeaux gab eine Feder.

„Ein weißes Blatt,“ fügte Aramis bei.

Baiſemeaux gab das Papier.

„Und daß ich, ich, der ich gegenwärtig, der
unbeſtreitbar bin, nicht wahr? auch einen Befehl ſchr
ben werde, dem Ihr, ich bin es feſt überzeugt, Glaub
ſchenken werdet, ſo ungläubig Ihr ſeid.“

Baiſemeaux erbleichte vor dieſer eiſernen Siche
heit. Es kam ihm vor, als wäre die kurz zuvor no
ſo heitere, ſo freundliche Stimme von Aramis unhei
lich, unheilſchwanger geworden, als verwandelte ſi

das Wachs der Lichter in Kerzen einer Begräbnißkapelle und der Wein der Gläſer würde zu Blut im Kelche.

Aramis nahm die Feder und ſchrieb. Baiſemeaux las ganz beſtürzt hinter ſeiner Schulter:

„A. M. D. G.“ ſchrieb der Biſchof, und er zeichnete ein Kreuz unter dieſe vier Buchſtaben, welche bedeuten: ad majorem Dei gloriam. Dann fuhr er fort:

„Es beliebt uns, daß der Herrn von Baiſemeaux von Montlezun, dem Gouverneur für den König des Schloſſes der Baſtille, überbrachte Befehl von ihm für gut und gültig erachtet und ſogleich vollzogen werde.

„Unterzeichnet: d'Herblay, General des Ordens, von Gottes Gnaden.“

Baiſemeaux war ſo tief erſchüttert, daß ſein Geſicht zuſammengezogen, ſeine Lippen gähnend, ſeine Augen ſtarr blieben.

Man hörte in dem großen Saale nur das Summen einer kleinen Fliege, welche um die Lichter flatterte.

Ohne den Mann, den er in einen ſo elenden Zuſtand verſetzte, nur eines Blickes zu würdigen, zog Aramis aus ſeiner Taſche ein kleines Etui, das ſchwarzes Wachs enthielt; er ſiegelte, drückte ein an ſeiner Bruſt hängendes Petſchaft darauf und reichte, als dieſe Operation beendigt war, beſtändig ſchweigend, das Schreiben Herrn von Baiſemeaux.

Dieſer, deſſen Hände zitterten, daß man hätte Mitleid mit ihm bekommen müſſen, warf einen trüben, irren Blick auf das Siegel. Ein letzter Schimmer der Bewegung offenbarte ſich in ſeinen Zügen, und er ſank wie vom Blitze getroffen auf einen Stuhl.

„Auf, auf,“ ſagte Aramis nach einem langen Stillſchweigen, während deſſen der Gouverneur der Baſtille allmälig wieder zum Bewußtſein gekommen war, „laßt mich nicht glauben, lieber Baiſemeaux, die Gegenwart des Ordensgenerals ſei furchtbar, wie die Gottes, und

man sterbe, wenn man ihn gesehen habe. Muth! steht auf, gebt mir Eure Hand und gehorcht."

Beruhigt, wenn nicht befriedigt, gehorchte Baisemeaux, küßte Aramis die Hand und stand auf.

„Sogleich," murmelte er.

„Ah! keine Uebertreibung, mein Wirth; nehmt wieder Euren Platz ein und laßt uns diesem schönen Dessert Ehre anthun."

„Monseigneur, ich werde mich von einem solchen Schlage nicht wiedererheben, ich, der ich mit Euch gelacht, gescherzt habe! ich, der ich es gewagt habe, Euch auf dem Fuße der Gleichheit zu behandeln!"

„Schweige, mein alter Kamerad," erwiederte der Bischof, wohl fühlend, wie sehr die Saite gespannt, und wie gefährlich es gewesen wäre, sie zu zerreißen; „schweige. Leben wir jeder unser Leben: Dir meine Protection und meine Freundschaft, mir Dein Gehorsam. Werden diese zwei Tribute pünktlich bezahlt, so bleiben wir in Freude."

Baisemeaux dachte einen Augenblick nach; er erschaute mit einem Blick die Folgen dieser Freimachung eines Gefangenen mittelst eines falschen Befehls, und indem er die Garantie, welche ihm der officielle Befehl des Generals bot, in Parallele setzte, fand er sie nicht gewichtig.

Aramis errieth ihn und sagte:

„Mein lieber Baisemeaux, Ihr seid ein Dummkopf. Verliert doch die Gewohnheit, zu überlegen, wenn ich mir die Mühe gebe, für Euch zu denken."

Und auf eine neue Geberde, die er machte, verbeugte sich Baisemeaux abermals.

„Wie habe ich mich zu benehmen?" fragte er.

„Wie macht Ihr es, wenn Ihr einen Gefangenen freilaßt?"

„Ich habe das Reglement."

„Wohl! so befolgt das Reglement, mein Theurer."

„Ich gehe mit mein[illegible]jor in die Stube des

‚angenen, und führe ihn heraus, wenn es eine Per-
a von Bedeutung iſt.“

„Aber dieſer Marchiali iſt keine Perſon von Be-
utung,“ entgegnete Aramis mit gleichgültigem Tone.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte der Gouverneur,
ls hätte er geſagt: „Es iſt an Euch, mich hierüber
u belehren.“

„Wenn Ihr es nicht wißt, ſo habe ich Recht, ver-
ihrt alſo bei dieſem Marchiali, wie Ihr bei den Klei-
en verfahrt.“

„Gut. Das Reglement gibt es an.“

„Ah!“

„Das Reglement ſagt, der Kerkermeiſter oder einer
on den niederen Officieren habe den Gefangenen zum
ouverneur in die Kanzellei zu bringen.“

„Oh! das iſt ſehr vernünftig. Und dann?“

„Dann übergibt man dem Gefangenen die Gegen-
ände von Werth, die er bei ſeiner Einkerkerung bei
ch hatte, die Kleider, die Papiere, wenn der Befehl
es Miniſters nicht anders verfügt hat.“

„Was ſagt der Befehl des Miniſters in Betreff
ieſes Marchiali?“

„Nichts, denn der Unglückliche iſt ohne Juwelen,
hne Papiere, beinahe ohne Kleider hierher gekommen.“

„Seht, wie einfach dies Alles iſt! Wahrhaftig,
Baiſemeaux, Ihr macht Euch Ungeheuer aus jeder
Sache. Bleibt alſo hier und laßt den Gefangenen in
as Gouvernement bringen.“

Baiſemeaux gehorchte. Er rief ſeinen Lieutenant
nd gab ihm einen Befehl, den dieſer, ohne ſich zu
ihren, demjenigen, für welchen er beſtimmt war, über-
achte.

Nach einer halben Stunde hörte man eine Thüre
n Hofe ſich wieder ſchließen: es war die Thüre des
hurmes, der ſeine Beute der freien Luft zurückgegeben
atte.

Aramis blies alle Kerzen aus, welche das Zimmer

erleuchteten. Er ließ nur eine hinter der Thüre brennen. Dieſer zitternde Schein erlaubte den Blicken nicht, ſich auf Gegenſtände zu heften. Er verzehnfachte die Anſichten und die Nuancen durch ſeine Unſicherheit und ſeine Beweglichkeit.

Die Tritte näherten ſich.

„Geht Euren Leuten entgegen," ſagte Aramis.

Der Gouverneur gehorchte.

Der Sergent und die Schließer verſchwanden.

Baiſemeaux kam, gefolgt von einem Gefangenen, wieder herein.

Aramis hatte ſich in den Schatten geſtellt; er ſah, ohne geſehen zu werden.

Baiſemeaux eröffnete mit bewegter Stimme dieſem jungen Mann den Befehl, der ihn befreite.

Der Gefangene hörte, ohne eine Geberde zu machen oder ein Wort zu ſprechen.

„Ihr werdet ſchwören, das Reglement fordert dies," fügte der Gouverneur bei, „nie etwas von dem zu offenbaren, was Ihr in der Baſtille geſehen oder gehört habt."

Der Gefangene erblickte einen Chriſtus; er ſtreckte die Hand aus und ſchwur mit den Lippen.

„Nun ſeid Ihr frei, mein Herr; wohin gedenkt Ihr zu gehen?"

Der Gefangene wandte den Kopf um, als wollte er hinter ſich einen Beſchützer ſuchen, auf den er hätte zählen müſſen.

Da trat Aramis aus dem Schatten hervor und ſprach:

„Hier bin ich, um dem Herrn den Dienſt zu leiſten, den es ihm von mir zu verlangen belieben wird."

Der Gefangene erröthete leicht und ſchob ohne Zögern ſeinen Arm unter den von Aramis.

„Gott gewähre Euch ſeinen heiligen Schutz," ſprach er mit einer Stimme, die durch ihre Feſtigkeit

Gouverneur eben so sehr beben machte, als ihn die orte in Erstaunen gesetzt hatten.

Aramis drückte Baisemeaux die Hände und sagte: „Ist Euch mein Befehl lästig? Befürchtet Ihr, an könnte ihn finden, wenn man hierher käme und usſuchen würde?"

„Ich wünſche, ihn zu behalten," erwiederte Baiſeneaux. „Fände man ihn, ſo könnte man mit Sicherheit annehmen, daß ich verloren wäre, und in dieſem Fall wäret Ihr für mich ein mächtiger und letzter Beiſtand."

„Als Euer Mitſchuldiger, wollt Ihr ſagen?" erwiederte Aramis, die Achſeln zuckend. „Gott befohlen, Baiſemeaux!"

Die Pferde warteten, den Wagen in ihrer Ungeduld erſchütternd.

Baiſemeaux geleitete den Biſchof bis unten an die Freitreppe.

Aramis ließ ſeinen Gefährten zuerſt in den Wagen ſteigen, ſtieg dann auch ein und rief dem Kutſcher zur: „Vorwärts!" zu.

Der Wagen rollte geräuſchvoll auf dem Pflaſter der Höfe. Ein Officier, der eine Fackel trug, ging vor den Pferden her und gab bei jedem Wachpoſten den Befehl, durchzulaſſen.

Während der Zeit, die man brauchte, um alle Schranken zu öffnen, athmete Aramis nicht, und man hätte können ſein Herz an die Wände ſeiner Bruſt ſchlagen hören.

In eine Ecke des Wagens gedrückt, gab der Gefangene kein Lebenszeichen von ſich.

Ein Stoß, der ſtärker, als die anderen, verkündigte endlich, daß man über die letzte Goſſe weggefahren war. Hinter dem Wagen wurde das letzte Thor geſchloſſen, das an der Rue Saint-Antoine. Keine Mauern rechts, keine links mehr, überall der Himmel, überall die Freiheit, überall das Leben.

Durch eine kräftige Faust im Zügel gehalten, gingen die Pferde sachte bis mitten in die Vorstadt. Hier schlugen sie einen Trab an.

Allmälig, mochten sie nun warm werden, oder trieb man sie an, nahmen sie an Geschwindigkeit zu, und so bald man in Bercy war, schien der Wagen zu fliegen, so groß war der Eifer der Renner. Diese Pferde liefen so bis Villeneuve-Saint-Georges, wo das Relais bereit stand. Dann zogen vier Pferde, statt zwei, den Wagen in der Richtung von Melun fort und hielten einen Augenblick mitten im Walde von Senart an. Ohne Zweifel war dem Postillon der Befehl hiezu schon vorher gegeben worden, denn Aramis brauchte nicht einmal ein Zeichen zu machen.

„Was gibt es?“ fragte der Gefangene, als ob er aus einem langen Traume erwachte.

„Monseigneur,“ antwortete Aramis, „ehe wir weiter fahren, haben wir, Eure Königliche Hoheit und ich, mit einander zu sprechen.“

„Ich werde die Gelegenheit abwarten, mein Herr,“ sagte der junge Prinz.

„Sie könnte nicht besser sein, Monseigneur, wir sind hier mitten im Walde, und Niemand vermag uns zu hören.“

„Und der Postillon?“

„Der Postillon von dieser Station ist taubstumm, Monseigneur.“

„Ich gehöre Euch, Herr d'Herblay.“

„Beliebt es Euch, in diesem Wagen zu bleiben?“

„Ja, wir sitzen hier gut, und ich liebe diesen Wagen, es ist derjenige, welcher mich der Freiheit wiedergegeben hat.“

„Wartet, Monseigneur. Es ist noch eine Vorsichtsmaßregel zu nehmen.“

„Welche?“

„Wir sind hier auf der Landstraße; es können Reiter und Wagen vorüberkommen, die uns, wenn sie uns

halten ſähen, in Verlegenheit glauben würden. leihen wir läſtige Dienſtanerbietungen."

„Befehlt dem Kutſcher, den Wagen in einer Gaſſe zu verbergen."

„Das wollte ich gerade thun, Monſeigneur."

Aramis berührte den Stummen und machte ihm Zeichen. Er ſtieg ab, nahm die zwei Vorderpferde Zügel und führte ſie durch das weiche Heidekraut das mooſige Gras einer gekrümmten Allee, in deren ergrund in dieſer mondloſen Nacht die Wolken einen lang bildeten, der ſchwärzer war, als Tintenflecken. Nachdem dies geſchehen war, legte ſich der Mann eine Böſchung in der Nähe ſeiner Pferde, welche s und links die jungen Eichenſchößlinge abrißen.

„Ich höre Euch," ſagte der junge Prinz zu Ara- „doch was macht Ihr da?"

„Ich ziehe die Kugeln aus den Piſtolen, deren wir mehr bedürfen."

X.

Der Verſucher.

„Mein Prinz," ſagte Aramis, indem er ſich im en gegen ſeinen Gefährten wandte, „ein ſo ſchwa- Geſchöpf, ſo mittelmäßig an Geiſt, ſo untergeit in der Klaſſe der denkenden Weſen ich auch bin, es mir doch nie begegnet, daß ich mit einem ſchen geſprochen habe, ohne ſeine Gedanken durch ebendige Maske zu ergründen, welche über unſern

Verſtand geworfen iſt, um die Offenbarung darin zurückzuhalten. Aber heute Abend, in der Dunkelheit, in der wir uns befinden, bei der Zurückhaltung, die ich an Euch wahrnehme, vermag ich nicht in Euren Zügen zu leſen, und es ſagt mir etwas, ich werde Mühe haben, Euch ein aufrichtiges Wort zu entreißen. Ich flehe Euch alſo an, nicht aus Liebe zu mir, denn die Unterthanen dürfen kein Gewicht in der Wage haben, welche die Fürſten halten, ſondern aus Liebe zu Euch, jede von meinen Sylben, jede von meinen Wendungen wohl zu behalten, denn jede wird einen Sinn und einen Werth von einer ſo hohen Bedeutung haben, als dies je in der Welt vorgekommen iſt."

„Ich höre, ohne etwas von dem, was Ihr mir ſagen werdet, zu erſtreben, zu befürchten," ſprach der junge Prinz mit Entſchiedenheit.

Und er drückte ſich noch tiefer in die dicken Kiſſen der Carroſſe und ſuchte ſeinem Gefährten nicht nur ſeinen Anblick, ſondern ſogar die Vorausſetzung ſeiner Perſon zu entziehen.

Der Schatten war ſchwarz und fiel breit und undurchſichtig vom Gipfel der verſchlungenen Bäume herab. Dieſer mittelſt eines großen Verdeckes geſchloſſene Wagen hätte auch nicht das geringſte Lichttheilchen empfangen, ſelbſt wenn ein leuchtendes Atom zwiſchen den Nebelſäulen, die ſich auf dem Waldwege ausdehnten, durchgedrungen wäre.

„Monſeigneur," ſprach Aramis, „Ihr kennt die Geſchichte der Regierung, welche heute Frankreich leitet. Der König iſt aus einer Kindheit hervorgegangen, welche die eines Gefangenen, wie die Eurige, dunkel wie die Eurige, beengt, wie die Eurige, geweſen war. Nur ſtatt, wie Ihr, die Sklaverei des Gefängniſſes, das Dunkel der Einſamkeit, die Beengung des verborgenen Lebens zu haben, mußte er alle Erbärmlichkeiten, alle Demüthigungen, alle Qualen beim hellen Tageslichte, bei der unbarmherzigen Sonne des Königthums ertragen;

n Licht getauchter Platz, wo jeder Fleck wie
bſcheulicher Koth erſcheint. Der König hat
n, er grollt, er wird ſich rächen. Es wird ein
ter König ſein. Ich ſage nicht, er werde Blut
ſen, wie Ludwig XI. oder Karl IX., denn er hat
öbliche Beleidigungen zu rächen, aber er wird das
und den Lebensunterhalt ſeiner Unterthanen ver-
, weil er Beleidigungen des Intereſſes und des
s erlitten hat. Ich ſchütze mich daher vor Allem
einem Gewiſſen, wenn ich den Verdienſten und
hlern dieſes Fürſten ins Geſicht ſchaue, und wenn
n verdamme, ſpricht mich mein Gewiſſen frei."
ramis machte eine Pauſe. Dies geſchah nicht,
i horchen, ob die Stille des Waldes immer noch
e wäre, ſondern um ſeinen Gedanken im Grunde
Geiſtes zuſammenzufaſſen, um dieſem Gedanken
u laſſen, ſich tief in den Geiſt ſeines Gefährten
raben.

Gott thut Alles gut, was er thut," fuhr der Bi-
von Vannes fort, „und hievon bin ich ſo ſehr
ugt, daß ich mir ſeit langer Zeit Glück gewünſcht
von ihm zum Bewahrer des Geheimniſſes, das
ch entdecken geholfen habe, erwählt worden zu ſein.
Gott der Gerechtigkeit und der Vorausſicht be-
eines ſcharfen, ausdauernden, überzeugten Werk-
, um ein großes Werk zu vollbringen. Dieſes
eug bin ich, ich habe die Schärfe, ich habe die
uer, ich habe die Ueberzeugung; ich regiere ein
nißvolles Volk, das zum Wahlſpruch den Wahl-
Gottes: Patiens quia aeternus! genommen

Der Prinz machte eine Bewegung.

Monſeigneur," ſagte Aramis, „ich errathe, daß
as Haupt erhebt, und daß Euch das Volk, dem
fehle, in Erſtaunen ſetzt. Ihr wußtet nicht, daß
mit einem König unterhandelt. Oh! Monſeigneur,
önig eines ſehr kleinen Volkes, der König es

ſehr demüthigen Volkes, der König eines ſehr enterbten Volkes: demüthig, weil es nur kriechend Stärke hat, enterbt, weil nie, beinahe nie auf dieſer Welt mein Volk einerntet, was es ausgeſät hat, nie die Frucht von dem verzehrt, was es anbaut. Es arbeitet für eine Abſtraction, es ballt alle die bis ins Unſichtbare kleinen Klümpchen ſeiner Macht zuſammen, um einen Menſchen daraus zu bilden, und dieſem Menſchen verleiht es mit dem Ertrag ſeiner Schweißtropfen eine Wolke, aus der das Genie dieſes Menſchen eine Glorie, vergoldet in den Strahlen aller Kronen der Chriſtenheit, machen muß. Das iſt der Menſch, den Ihr an Eurer Seite habt, Monſeigneur. Und damit ſage ich Euch, daß er Euch aus einem Abgrund in einer großen Abſicht herausgezogen hat, und daß er Euch in dieſer herrlichen Abſicht über alle Mächte der Erde, auch über ihn ſelbſt, erheben will."

Der Prinz berührte leicht den Arm von Aramis und ſagte:

„Ihr ſprecht von dem religiöſen Orden, deſſen Haupt Ihr ſeid. Es geht für mich aus Euren Worten hervor, daß an dem Tage, wo Ihr denjenigen, welchen Ihr erhoben, ſtürzen wollt, dies ſich machen wird, und daß Ihr Euer Geſchöpf vom vorhergehenden Tage in der Hand haben werdet."

„Ihr täuſcht Euch, mein Prinz, ich würde mir nicht die Mühe geben, dieſes furchtbare Spiel mit Eurer Königlichen Hoheit zu ſpielen, hätte ich nicht ein doppeltes Intereſſe, die Partie zu gewinnen. An dem Tage, wo Ihr erhoben werdet, ſeid Ihr für immer erhoben; Ihr werft, wenn Ihr hinaufſteigt, den Fußtritt um, Ihr ſchleudert ihn ſo weit fort, daß Euch nie mehr auch nur ſein Anblick an ſeinen Anſpruch auf Dankbarkeit erinnern wird."

„Oh! mein Herr!"

„Euere Bewegung, Monſeigneur, zeugt von einer vortrefflichen Gemüthsbeſchaffenheit. Ich danke Euch.

r, daß ich nach mehr als Dankbarkeit trachte;
rzeugt, daß Ihr, auf dem Gipfel angelangt,
mehr Euer Freund zu sein würdig erachten
d dann wollen wir zwei, Monseigneur, so
e vollführen, daß man noch in fernen Jahr-
davon sprechen soll."
: mir, mein Herr, sagt es mir unverschleiert,
eute bin und was ich nach Eurem Willen
n soll."
seid der Sohn von König Ludwig XIII.,
der Bruder von König Ludwig XIV., Ihr
türliche und gesetzliche Thronerbe von Frank-
em er Euch bei sich behielt, wie man Mon-
kuren jüngeren Bruder, behalten hat, reser-
der König das Recht, legitimer Fürst zu sein.
lerzte und Gott allein konnten ihm die Legi-
eitig machen. Die Aerzte lieben stets mehr
, der es ist, als den, welcher es nicht ist.
e ein Unrecht begehen, wenn er einen Für-
in ehrlicher Mensch, benachtheiligte. Es war
s Wille, daß man Euch verfolgte, und diese
; salbt Euch heute zum König von Frank-
hattet also das Recht, zu regieren, da man
treitig macht; Ihr hattet also das Recht,
werden, da man Euch heimlich auf die Seite
Ihr seid also von göttlichem Blut, da man
wagt hat, Euer Blut zu vergießen, wie das
ner. Seht nur, was er für Euch gethan
Gott, den Ihr so oft beschuldigtet, er habe
n Euch gethan. Er hat Euch die Züge, die
das Alter und die Stimme Eures Bruders
und aus allen Ursachen Eurer Verfolgung
sachen Eurer siegreichen Auferstehung werden.
übermorgen, im ersten Augenblick, werdet Ihr,
liche Gespenst, der lebendige Schatten von
IV., Euch auf seinen Thron setzen, von dem
Wille Gottes, einen mächtigen Arme zur Voll-

ziehung anvertraut, unwiederbringlich geſtoßen haben wird."

„Ich begreife," ſagte der Prinz, „man wird das Blut meines Bruders nicht vergießen."

„Ihr ſeid allein der unumſchränkte Herr ſeines Geſchicks."

„Das Geheimniß, das er gegen mich gemißbraucht hat . . ."

„Werdet Ihr gegen ihn gebrauchen. Was that er, um es zu verbergen? Er verbarg Euch. Ein lebendiges Ebenbild von ihm ſelbſt, würdet Ihr das Komplott von Mazarin und Anna von Oeſterreich verrathen. Ihr, mein Prinz, Ihr werdet daſſelbe Intereſſe haben, denjenigen zu verbergen, welcher Euch als Gefangener gleichen wird, wie Ihr ihm als König gleichen werdet."

„Ich komme auf das zurück, was ich Euch ſagte. Wer wird ihn verwahren?"

„Wer verwahrte Euch?"

„Ihr kennt dieſes Geheimniß, Ihr habt für mich davon Gebrauch gemacht. Wer kennt es noch mehr?"

„Die Königin Mutter und Frau von Chevreuſe."

„Was werden ſie thun?"

„Nichts, wenn Ihr es wollt."

„Wie ſo?"

„Wie werden ſie Euch erkennen, wenn Ihr ſo handelt, daß man Euch nicht erkennt?"

„Das iſt wahr. Es gibt noch ernſtere Schwierigkeiten."

„Sprecht, mein Prinz."

„Mein Bruder iſt verheirathet; ich kann nicht die Frau meines Bruders nehmen."

„Ich werde machen, daß eine Auflöſung der Ehe von Spanien bewilligt wird; das iſt das Intereſſe Eurer neuen Politik, das iſt die menſchliche Moral. Alles, was es wahrhaft Edles und wahrhaft Nützliches in der Welt gibt, wird dabei ſeine Rechnung finden."

„Der eingesperrte König wird sprechen?“

„Mit wem soll er sprechen? mit den Wänden?“

„Ihr nennt Wände die Menschen, zu denen Ihr ertrauen habt.“

„Im Nothfall, ja. Eure Hoheit kann übrigens ...“

„Uebrigens ...“

„Ich wollte sagen, Gott bleibe bei seinen Absich- n nicht auf so schönem Wege stehen. Jeder Plan on dieser Bedeutung wird vervollständigt durch die esultate, wie eine geometrische Berechnung. Der ein- sperrte König wird für Euch nicht die Verlegenheit in, die Ihr für den regierenden König gewesen seid. ott hat diese Seele stolz und ungeduldig von Natur macht. Er hat sie überdies verweichlicht, entwaffnet rch den Gebrauch der Ehren und die Gewohnheit r unumschränkten Gewalt. Gott, dessen Wille es ar, daß das Ende der geometrischen Berechnung, von r ich mit Euch zu sprechen die Ehre hatte, Eure hronbesteigung und die Zerstörung dessen, was Euch ädlich ist, sein sollten, hat beschlossen, daß der Besiegte ld seine Leiden mit den Eurigen endigen werde. Er t also diese Seele und diesen Leib für die Kürze des odeskampfes vorbereitet. In das Gefängniß gebracht, r einfacher Privatmann mit Euren Zweifeln einge- errt, von Allem beraubt, an ein einsames Leben ge- öhnt, habt Ihr widerstanden. Doch ein vergessener, ngeschränkter Gefangener, wird Euer Bruder sein ngemach nicht ertragen, und Gott wird seine Seele r bestimmten Zeit, das heißt bald, zu sich nehmen.“

In diesem Augenblick der finsteren Analyse von ramis stieß ein Nachtvogel aus dem Grunde des Ge- lzes jenes lange, gedehnte Klagegeschrei aus, das je- s Geschöpf beben macht.

„Ich würde den entthronten König verbannen, das ire menschlicher.“ sagte Philipp bebend.

„Das Belieben des Königs wird diese Frage ent- eiden,“ erwiederte Aramis. „Habe ich das Problem

nun gut gestellt? habe ich die Lösung wohl nach den Wünschen oder den Vorhersehungen Eurer Königlichen Hoheit herbeigeführt?"

„Ja, mein Herr, ja. Ihr habt nichts vergessen, wenn nicht etwa zwei Dinge."

„Das erste?"

„Sprechen wir sogleich hievon mit derselben Offenherzigkeit, mit der wir bei unserer Unterredung zu Werke gegangen sind; sprechen wir von den Gründen, welche die Auflösung der Hoffnungen, die wir gefaßt haben, herbeiführen können; sprechen wir von den Gefahren, die wir laufen."

„Sie wären ungeheuer, unermeßlich, furchtbar, unübersteiglich, wenn nicht, wie gesagt, Alles dazu beitrüge, sie nichtig zu machen. Es gibt weder für Euch, noch für mich Gefahren, wenn die Beharrlichkeit und die Unerschrockenheit Eurer Königlichen Hoheit der vollkommenen Aehnlichkeit gleichkommen, die Euch die Natur mit dem König verliehen hat. Ich wiederhole Euch, es gibt keine Gefahren, es gibt nur Hindernisse. Dieses Wort, das ich in allen Sprachen finde, habe ich immer schlecht verstanden, und wenn ich König wäre, ließe ich es als albern und unnütz ausstreichen."

„Doch, mein Herr, es gibt ein sehr ernstes Hinderniß, es gibt eine Gefahr, die Ihr vergeßt."

„Ah!" machte Aramis.

„Es gibt das Gewissen, welches schreit, es gibt den Gewissensbiß, welcher zerreißt."

„Ja, es ist wahr," sagte der Bischof; „Ihr erinnert mich daran, es gibt die Schwäche des Herzens. Oh! Ihr habt Recht, das ist ein ungeheures Hinderniß. Das Pferd, das vor dem Graben Angst hat, springt mitten hinein und tödtet sich! Der Mensch, der zitternd den Degen kreuzt, läßt der Klinge des Feindes Blößen, durch die der Tod eindringt! Es ist wahr! es ist wahr!"

„Habt Ihr einen Bruder?“ fragte der junge Mann.

„Ich bin allein auf der Welt,“ erwiederte Aramis mit einer Stimme so trocken und nervig, wie der Drücker der Piſtole.

„Aber Ihr liebt Jemand auf dieſer Erde?“ fügte Philipp bei.

„Niemand! Doch, ich liebe Euch.“

Der junge Mann verſank in ein ſo tiefes Stillſchweigen, daß das Geräuſch ſeines eigenen Athems ein Tumult für Aramis wurde.

„Monſeigneur,“ ſprach er, „ich habe nicht Alles geſagt, was ich Eurer Königlichen Hoheit zu ſagen hatte: ich hatte meinem Fürſten nicht Alles angeboten, was ich für ihn an heilſamen Rathſchlägen und nützlichen Mitteln beſitze. Es handelt ſich nicht darum, einen Blitz in den Augen desjenigen glänzen zu machen, der den Schatten liebt; es handelt ſich nicht darum, die Herrlichkeit der Kanonen in den Ohren des ſanften Menſchen donnern zu laſſen, der die Ruhe und die Stille des Landes liebt. Monſeigneur, ich habe Euer Glück ganz bereit in meinem Geiſte; ich will es von meinen Lippen fallen laſſen; hebt es ſorgfältig für Euch auf, der Ihr den Himmel, die grünen Wieſen und die reine Luft ſo ſehr geliebt habt. Ich kenne ein Land der Wonne, ein unbekanntes Paradies, einen Winkel der Erde, wo Ihr allein, frei, fremd, in den Blumen, im Walde, im lebendigen Waſſer, Alles vergeſſen werdet, was Euch die menſchliche Thorheit, die Verſucherin Gottes, ſo eben an Erbärmlichkeiten vorgeſchwatzt hat. Oh! höret mich an, mein Prinz, ich ſpotte nicht! Seht Ihr, ich habe eine Seele, und ich errathe den Abgrund der Eurigen. Ich werde Euch nicht unvollſtändig nehmen, um Euch in den Schmelztiegel meines Willens, meiner Laune oder meines Ehrgeizes zu werfen. Alles oder nichts. Ihr ſeid wund gerieben, krank, beinahe ausgelöſcht

durch den Zuwachs an Athem, den Ihr seit e
Stunde der Freiheit geben mußtet. Das ist für r
ein sicheres Zeichen, daß Ihr nicht werdet fortwähr
weit, lang athmen wollen. Halten wir uns daher
ein geringfügigeres, mehr unseren Kräften angemesse
Leben. Gott ist mein Zeuge, ich rufe seine Allm
zur Zeugin an, daß ich Euer Glück aus der Prüf
will hervorgehen lassen, in die ich Euch versetzt hal
„Sprecht, sprecht," sagte der Prinz mit einer
haftigkeit, welche Aramis nachdenken machte.
„Ich kenne," fuhr Aramis fort, „in Nieder-Poi
einen Kanton, von dessen Dasein in Frankreich
mand eine Ahnung hat. Zwanzig Meilen Landes, n
wahr, das ist ungeheuer? Zwanzig Meilen, Monf
neur, und alle bedeckt mit Wasser, mit Gras und
sen, Alles vermischt mit waldbewachsenen Inseln. D
großen Teiche, bekleidet mit buschigem Schilfr
schlummern stille und tief unter dem Lächeln
Sonne. Einige Fischerfamilien durchmessen sie tr
mit ihren großen Flößen von Pappeln und Weid
deren Boden von einem Schilfbette, deren Dach
kräftigen Binsen gemacht ist. Diese Barken, d
schwimmenden Häuser gehen auf gut Glück unter
Hauche des Windes. Berühren sie zufällig ein U
so geschieht es so sanft, daß der schlafende Fischer n
durch den Stoß erweckt wird. Hat er landen wol
so geschah dies, weil er lange Schwärme von Ra
oder von Kibitzen, von Enten oder von Brachvög
von Kriechenten oder von Becassinen gesehen hat, n
aus er seine Beute mit der Falle oder mit dem
der Muskete macht.
„Die silbernen Elsen, die ungeheuren Aale
nervigen Hechte, die grau- und rosenfarbenen Barse
len in Massen in seine Netze. Er braucht nur
größten Stücke zu wählen und das Uebrige zurüd
lassen. Nie ist ein Mensch der Städte, nie ist ein C
dat, nie ist Jemand in diese Gegend gedrungen.

Sonne ist hier mild. Gewisse Erdstrecken sind der Weinrebe günstig und nähren mit einem edlen Saft ihre schönen schwarzen und weißen Trauben. Einmal in der Woche holt eine Barke aus dem gemeinschaftlichen Ofen das warme gelbe Brod, dessen Duft von fern anlockt und reizt. Dort werdet Ihr leben wie ein Mensch der alten Zeiten. Ein mächtiger Gebieter Eurer Pudelhunde, Eurer Leinen, Eurer Flinten und Eures schönen Hauses von Schilfrohr, lebt Ihr dort im Reichthum der Jagd, in der Fülle der Sicherheit; Ihr bringt so Jahre hin, an deren Ende Ihr, unkenntlich, verwandelt, Gott genöthigt haben werdet, Euch abermals ein Schicksal zu machen. Es sind tausend Pistolen in diesem Sack, Monseigneur, das ist mehr, als Ihr braucht, um das ganze Moor zu kaufen, von dem ich gesprochen habe; es ist mehr, als Ihr brauchtet, um so viele Jahre zu leben, als Ihr Tage zu leben haben werdet; es ist mehr, als Ihr braucht, um der Reichste, der Freiste, der Glücklichste der Gegend zu sein. Nehmt es an, wie ich es Euch biete, aufrichtig, freundlich. Sogleich spannen wir vor den Wagen hier zwei Pferde; dieser Stumme, mein Diener, wird Euch, in der Nacht marschirend, bei Tage ruhend, bis in die Gegend führen, von der ich spreche, und es wird mir wenigstens die Befriedigung zu Theil werden, daß ich mir sagen kann, ich habe meinem Prinzen den Dienst geleistet, den er gewählt. Ich werde einen Menschen glücklich gemacht haben. Gott wird mir mehr Dank dafür wissen, als wenn ich einen Menschen mächtig gemacht hätte. Das ist viel schwieriger. Nun, was antwortet Ihr mir, Monseigneur? Hier ist das Geld. Oh! zögert nicht. Im Poitou wagt Ihr nichts, außer etwa, das Fieber zu bekommen. Dabei werden Euch die Zauberer des Landes für Eure Pistolen heilen können. Spielt Ihr die andere Partie, die bewußte, so setzt Ihr Euch der Gefahr aus, auf einem Throne erdolcht oder in einem Gefängniß erdrosselt zu werden. Bei

Seele, ich ſage es, nun, da ich beide abgewogen habe, bei meinem Leben, ich würde nicht zögern."

„Mein Herr," erwiederte der junge Prinz, „ehe ich mich entſchließe, laßt mich aus dieſem Wagen ſteigen, auf der Erde gehen und die Stimme um Rath fragen, welche Gott in der freien Natur ſprechen macht. Zehn Minuten, und ich werde antworten."

„Thut es, Monſeigneur," ſagte Aramis, indem er ſich voll Ehrerbietung verbeugte, ſo feierlich und erhaben war die Stimme geweſen, die ſich ſo ausgedrückt hatte.

XI.

Krone und Tiare.

Aramis war vor dem jungen Mann ausgeſtiegen und hielt ihm den Kutſchenſchlag offen. Er ſah ihn den Fuß auf das Moos mit einem Zittern ſeines ganzen Körpers ſetzen und einige zaghafte, beinahe wankende Schritte um den Wagen machen. Es hatte das Ausſehen, als wäre der junge Gefangene nicht daran gewöhnt, auf der Erde der Menſchen zu gehen.

Es ereignete ſich dies am 15. Auguſt gegen eilf Uhr Abends; große Wolken, die einen Sturm weiſſagten, hatten den Himmel überzogen und raubten unter ihren Falten alles Licht und alle Perſpective. Kaum hoben ſich die Enden der Alleen vom Baumwerk durch einen Halbſchatten von einem undurchſichtigen Grau ab, das, nachdem man eine Zeit lang geprüft hatte, mitten in dieſer völligen Dunkelheit fühlbar wurde. Aber die Düfte, welche vom Graſe aufſtiegen, der noch viel

schärfere und frischere Geruch, den die Eichen ausströmen, die laue Atmosphäre, die ihn zum ersten Mal ganz nach so vielen Jahren umgab, der unbeschreibliche Genuß der Freiheit in Gottes Natur sprachen eine für den Prinzen so verführerische Sprache, daß er, so groß auch die Zurückhaltung, wir möchten sagen, die Verstellung war, von der wir einen Begriff zu geben versucht haben, sich bei seiner Gemüthsbewegung ertappen ließ und einen Seufzer der Freude von sich gab.

Allmälig erhob er seinen beschwerten Kopf und athmete die verschiedenen Luftschichten ein, wie sie sich, mit Aromen beladen, seinem aufblühenden Gesichte boten. Seine Arme über seiner Brust kreuzend, als wollte er diese verhindern, beim Einbruch dieser neuen Glückseligkeit zu zerspringen, zog er voll Wonne die unbekannte Luft ein, welche bei Nacht unter dem Dome der Hochwaldungen hinströmt. Der Himmel, den er betrachtete, das Wasser, das er rauschen hörte, die Geschöpfe, die er sich bewegen sah, war das nicht die Wirklichkeit? War Aramis nicht verrückt, daß er glaubte, es gebe in dieser Welt etwas Anderes zu träumen?

Diese Gemälde des von Sorgen, Befürchtungen und Belästigungen freien Landlebens, dieser Ocean glücklicher Tage, der beständig vor jeder jungen Einbildungskraft spiegelt, das war der wahre Köder, an dem man einen unglücklichen, durch die Kerkermauern abgenutzten, in der so spärlichen Luft der Bastille welk gewordenen Gefangenen wird festnehmen können. Es war der, welchen ihm Aramis dargereicht hatte, wie man sich erinnert, als er ihm die im Wagen enthaltenen tausend Pistolen und das zauberhafte Eden bot, welches vor den Augen der Welt die Einöden von Nieder-Poitou verbargen.

Dies waren die Betrachtungen von Aramis, während er mit einer nicht zu beschreibenden Angst den schweigsamen Gang der Freude von Philipp verfolgte, den er sich

stufenweise in die Tiefen seines Nachsinnens sich versenken sah.

Ganz seinen Gedanken hingegeben, berührte der junge Prinz in der That die Erde nur noch mit den Füßen, und zum Throne Gottes entflogen, flehte ihn seine Seele an, einen Lichtstrahl diesem Zögern zu schicken, aus dem sein Leben oder sein Tod hervorgehen mußte.

Dieser Augenblick war furchtbar für den Bischof von Vannes. Er hatte sich noch nie einem so großen Unglück gegenüber befunden. Gewohnt, im Leben unter Hindernissen ohne Haltbarkeit zu spielen, sollte diese stählerne Seele, die sich nie untergeordnet oder besiegt gefunden, bei einem so weit umfassenden Plane scheitern, weil sie den Einfluß nicht vorhergesehen hatte, den auf einen menschlichen Körper einige Baumblätter, besprengt mit ein paar Maß Litres, üben.

An dieselbe Stelle durch die Bangigkeit seines Zweifels gefesselt, betrachtete Aramis also die schmerzliche Agonie von Philipp, der den Kampf gegen die zwei geheimnißvollen Engel aushielt. Diese Folter dauerte die zehn Minuten, die der junge Mann verlangt hatte. Während dieser Ewigkeit schaute Philipp unabläßig den Himmel mit einem flehenden, traurigen, feuchten Auge an. Aramis schaute unabläßig Philipp mit einem gierigen, entflammten, verzehrenden Auge an.

Plötzlich neigte sich der Kopf des jungen Mannes. Sein Gedanke stieg wieder zur Erde herab. Man sah seinen Blick sich verhärten, seine Stirne sich falten, seinen Mund sich zu einer wilden Zuckung waffnen; dann wurde sein Blick abermals starr, doch diesmal war es ein Wiederschein der Flamme der weltlichen Herrlichkeiten; diesmal glich er einem Blicke von Satan auf dem Berge, als er die Königreiche und Mächte der Erde als Verführungsmittel für Jesus vorüberziehen ließ.

Das Auge von Aramis wurde wieder so mild, als es düster gewesen war. Da faßte ihn Philipp mit

einer raſchen nervigen Bewegung bei der Hand und rief:

„Auf, gehen wir dahin, wo man die Krone von Frankreich findet.“

„Iſt das Eure Entſcheidung, mein König?“

„Es iſt meine Entſcheidung?“

„Unwiderruflich!“

Philipp antwortete nicht einmal. Er ſchaute den Biſchof feſt an, als wollte er ihn fragen, ob es möglich ſei, daß ein Menſch von einem gefaßten Entſchluß abgehe.

„Dieſe Blicke ſind Feuerzüge, welche die Charaktere malen,“ ſagte Aramis, indem er ſich auf die Hand von Philipp neigte, „Ihr werdet groß ſein, dafür ſtehe ich Euch.“

„Nehmen wir, wenn es Euch beliebt, das Geſpräch da wieder auf, wo wir es gelaſſen haben. Ich ſagte Euch, glaube ich, ich *wolle* mich mit Euch über zwei Punkte verſtändigen: die Gefahren oder die Hinderniſſe. Dieſer Punkt iſt entſchieden, die andern ſind die Bedingungen, die Ihr mir ſtellen würdet. Die Reihe, zu ſprechen, iſt an Euch, Herr d'Herblay.“

„Die Bedingungen, mein Prinz?“

„Allerdings. Ihr werdet mich wegen einer ſolchen Bagatelle nicht unter Weges aufhalten, und Ihr werdet mir auch nicht die Beleidigung anthun, anzunehmen, ich glaube, Ihr ſeid ohne Intereſſe bei dieſer Sache. Ohne Umſchweife und ohne Furcht alſo, öffnet mir den Grund Eures Gedankens.“

„Ich thue es, Monſeigneur, ſeid Ihr einmal König . . .“

„Wann wird das der Fall ſein?“

„Morgen am Abend. Ich will ſagen in der Nacht.“

„Erklärt mir, wie?“

„Wenn ich eine Frage an Eure Königliche Hoheit gemacht haben werde.“

„Thut es.“

„Ich habe an Eure Hoheit einen mir ergebenen Mann geſchickt, der beauftragt war, ihr ein Heft fein geſchriebener, mit Sicherheit abgefaßter Noten zu übergeben, welche Eure Hoheit gründlich alle Perſonen, die ihren Hof bilden, kennen zu lernen geſtatten.“

„Ich habe alle dieſe Noten geleſen.“

„Aufmerkſam?“

„Ich weiß ſie auswendig.“

„Und begriffen? Verzeiht, ich darf das den armen Verlaſſenen der Baſtille fragen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich in acht Tagen einen Geiſt, wie der Eurige, der ſeine Freiheit in ſeiner Allmacht genießt, nichts mehr zu fragen haben werde.“

„Befragt mich; ich will der Schüler ſein, den der gelehrte Meiſter die verabredete Lection wiederholen läßt.“

„Zuerſt von Eurer Familie.“

„Meine Mutter Anna von Oeſterreich? All ihren Kummer, ihre traurige Krankheit! Oh! ich kenne ſie, ich kenne ſie, ich kenne ſie.“

„Euer zweiter Bruder?“ ſagte Aramis, ſich verbeugend.

„Ihr habt dieſen Noten ſo wunderbar entworfene, gezeichnete und gemalte Portraits beigefügt, daß ich durch dieſe Portraits die Leute erkannte, deren Charaktere, Sitten und Geſchichte Eure Noten bezeichneten. Monſieur, mein Bruder, iſt ein ſchöner Mann mit braunen Haaren und bleichem Geſicht; er liebt ſeine Frau Henriette nicht, die ich, ich Ludwig XIV., ein wenig geliebt, die ich noch auf eine coquette Weiſe liebe, obgleich ſie mich ſo viel an dem Tage weinen machte, wo ſie Fräulein de la Valliére wegjagen wollte.“

„Ihr werdet Euch vor den Augen von dieſer in Acht nehmen,“ ſagte Aramis. „Sie liebt den gegenwärtigen König aufrichtig, und man täuſcht ſchwer die Augen einer Frau, welche liebt.“

„Sie ist blond, sie hat blaue Augen, deren Zärtlichkeit mir ihre Identität offenbaren wird. Sie hinkt ein wenig, sie schreibt jeden Tag einen Brief, den ich durch Herrn von Saint-Aignan beantworten lasse.“

„Kennt Ihr diesen?“

„Als sähe ich ihn vor mir, und ich weiß die letzten Verse, die er mir gemacht hat, wie die, welche ich in Erwiederung der seinigen gedichtet habe.“

„Sehr gut. Kennt Ihr Eure Minister?“

„Colbert, ein häßliches, düsteres, aber verständiges Gesicht; Hacke, die seine Stirne bedecken, großer, voller, plumper Kopf; Todfeind von Herrn Fouquet.“

„Um diesen bekümmert Euch nicht.“

„Nein, weil Ihr nothwendig von mir verlangen werdet, daß ich ihn verbanne, nicht wahr?“

Von Bewunderung durchdrungen, erwiederte Aramis nur:

„Monseigneur, Ihr werdet sehr groß sein.“

„Ihr seht,“ fügte der Prinz bei, „ich weiß meine Lection vortrefflich, und mit Gottes Hülfe und mit der Eurigen werde ich mich nie täuschen.“

„Ihr habt noch ein paar sehr lästige Augen, Monseigneur.“

„Ja, der Kapitän der Musketiere, Herr d'Artagnan, Euer Freund.“

„Mein Freund, ich muß es sagen.“

„Derjenige, welcher la Vallière nach Chaillot begleitet, derjenige, welcher Monk in einer Kiste Karl II. überliefert, derjenige, welcher meiner Mutter so gut gedient hat, derjenige, welchem die Krone Frankreichs so viel, welchem sie Alles schuldig ist. Werdet Ihr auch von mir verlangen, daß ich diesen verbanne?“

„Nie, Sire. D'Artagnan ist ein Mann, dem ich im gegebenen Augenblick Alles zu sagen gedenke; doch mißtraut ihm; denn wenn er uns vor dieser Offenbarung auf die Fährte kommt, werdet Ihr oder ich fest-

„Ich habe an Eure Hoheit einen mir ergeben
Mann geschickt, der beauftragt war, ihr ein Heft f
geschriebener, mit Sicherheit abgefaßter Noten
übergeben, welche Eure Hoheit gründlich alle Per
ren, die ihren Hof bilden, kennen zu lernen
hatten."

„Ich habe alle diese Noten gelesen."

„Aufmerksam?"

„Ich weiß sie auswendig."

„Und begriffen? Verzeiht, ich darf das den arm
Gefangenen der Bastille fragen. Es versteht sich v
selbst, daß ich in acht Tagen einen Geist, wie
Eurige, der seine Freiheit in seiner Allmacht genie
nichts mehr zu fragen haben werde."

„Befragt mich: ich will der Schüler sein, den
gelehrte Meister die verabredete Lection wiederho
läßt."

„Zuerst von Eurer Familie."

„Meine Mutter Anna von Oesterreich? All ih
Kummer, ihre traurige Krankheit! Oh! ich kenne
ich kenne sie, ich kenne sie."

„Euer zweiter Bruder?" sagte Aramis, sich v
drängend.

„Ihr habt diesen Noten so wunderbar entworfe
gearbeitete und gemalte Portraits beigefügt, daß
durch diese Portraits die Leute erkannte, deren Ch
rakter, Sitten und Geschichte Eure Noten bezeichnete
Monsieur mein Bruder, ist ein schöner Mann mit bra
nen Haaren und bleichem Gesicht: er liebt seine Fr
Henriette nicht, die ich, Ludwig XIV., ein wen
geliebt habe, die ich noch auf eine coquette Weise liebe, o
gleich sie mich so viel an dem Tage weinen machte
wo sie Fräulein de la Vallière wegjagen wollte."

„Ihr werdet Euch vor den Augen von dieser
Art nehmen," sagte Aramis. „Sie liebt den gegen
wärtigen König aufrichtig, und man täuscht schwer d
Augen einer Frau, welche liebt."

„Sie ist blond, sie hat blaue Augen, deren Zärtlichkeit mir ihre Identität offenbaren wird. Sie hinkt ein wenig, sie schreibt jeden Tag einen Brief, den ich durch Herrn von Saint-Aignan beantworten lasse.“

„Kennt Ihr diesen?“

„Als sähe ich ihn vor mir, und ich weiß die letzten Verse, die er mir gemacht hat, wie die, welche ich in Erwiederung der seinigen gedichtet habe.“

„Sehr gut. Kennt Ihr Eure Minister?“

„Colbert, ein häßliches, düsteres, aber verständiges Gesicht; Haare, die seine Stirne bedecken, großer, voller, plumper Kopf; Todfeind von Herrn Fouquet.“

„Um diesen bekümmert Euch nicht.“

„Nein, weil Ihr nothwendig von mir verlangen werdet, daß ich ihn verbanne, nicht wahr?“

Von Bewunderung durchdrungen, erwiederte Aramis nur:

„Monseigneur, Ihr werdet sehr groß sein.“

„Ihr seht,“ fügte der Prinz bei, „ich weiß meine Lection vortrefflich, und mit Gottes Hülfe und mit der Eurigen werde ich mich nie täuschen.“

„Ihr habt noch ein paar sehr lästige Augen, Monseigneur.“

„Ja, der Kapitän der Musketiere, Herr d'Artagnan, Euer Freund.“

„Mein Freund, ich muß es sagen.“

„Derjenige, welcher la Vallière nach Chaillot begleitet, derjenige, welcher Monk in einer Kiste Karl II. überliefert, derjenige, welcher meiner Mutter so gut gedient hat, derjenige, welchem die Krone Frankreichs so viel, welchem sie Alles schuldig ist. Werdet Ihr auch von mir verlangen, daß ich diesen verbanne?“

„Nie, Sire. D'Artagnan ist ein Mann, dem ich im gegebenen Augenblick Alles zu sagen gedenke; doch nützt mir; denn wenn er uns vor dieser Offenbarung auf die Fährte kommt, werdet Ihr oder ich fest-

genommen oder getödtet werden. Es iſt ein handfeſter Mann."

„Ich werde auf der Hut ſein. Doch ſprecht von Herrn Fouquet. Was wollt Ihr mit ihm machen?"

„Ich bitte, noch einen Augenblick Geduld, Monſeigneur. Verzeiht, wenn ich dadurch, daß ich Euch fortwährend befrage, mich gegen die Achtung zu verfehlen ſcheine."

„Es iſt Eure Pflicht, dies zu thun, und es iſt auch noch Euer Recht."

„Ehe wir zu Herrn Fouquet übergehen, würde ich Bedenken tragen, einen andern Freund von mir zu vergeſſen."

„Herrn du Vallon, den Hercules von Frankreich. Was dieſen betrifft, ſo iſt ſein Glück geſichert."

„Nein, ich wollte nicht von ihm ſprechen."

„Vom Grafen de la Fère alſo?"

„Und von ſeinem Sohne, dem Sohne von uns Vieren."

„Dieſer Junge, der aus Liebe für la Vallière ſtirbt, dem ſie mein Bruder auf eine ſo unredliche Art genommen hat? Seid unbeſorgt, ich werde ſie ihm wieder verſchaffen. Sagt mir Eines, Herr d'Herblay: vergißt man die Beleidigungen, wenn man liebt? Verzeiht man der Frau, welche verrathen hat? Iſt dies einer der Gebräuche des franzöſiſchen Geiſtes? Iſt es eines der Geſetze des menſchlichen Herzens?"

„Ein Mann, welcher tief liebt, wie Raoul von Bragelonne, vergißt am Ende das Verbrechen ſeiner Geliebten; aber ich weiß nicht, ob Raoul vergeſſen wird."

„Ich werde darauf bedacht ſein. Iſt das Alles, was Ihr mir über Euren Freund ſagen wolltet?"

„Es iſt Alles."

„Nun zu Herrn Fouquet. Was ſoll ich mit ihm machen?"

„Ich bitte, laßt ihn als Oberintendanten wie rüher.“

„Es ſei; doch er iſt heute erſter Miniſter.“

„Nicht ganz und gar.“

„Ein unwiſſender und verlegener König, wie ich, ird wohl einen erſten Miniſter brauchen.“

„Eure Majeſtät wird einen Freund brauchen.“

„Ich habe nur einen, der ſeid Ihr.“

„Ihr werdet ſpäter andere haben, doch keinen, der uch ſo ergeben, keinen, der ſo eifrig für Euren Ruhm.“

„Ihr werdet mein erſter Miniſter ſein.“

„Nicht ſogleich, Monſeigneur. Das würde zu viel rgwohn und Erſtaunen erregen.“

„Herr von Richelieu, der erſte Miniſter meiner roßmutter, Maria von Medicis, war nur Biſchof on Luçon, wie Ihr Biſchof von Vannes ſeid.“

„Ich ſehe, daß Eure königliche Hoheit meine Ro- en gut benützt hat. Dieſer wunderbare Scharfſinn rfüllt mich mit Freude.“

„Ich weiß wohl, daß Herr von Richelieu durch ie Protection der Königin bald Cardinal geworden iſt.“

„Es wird beſſer ſein,“ erwiederte Aramis ſich verneigend, „wenn ich nicht eher erſter Miniſter bin, als is mich Eure königliche Hoheit zum Cardinal hat ernennen laſſen.“

„Ihr werdet es vor zwei Monaten ſein, Herr d'Herlay. Doch das iſt ſehr wenig. Ihr würdet mich nicht adurch beleidigen, daß Ihr mehr von mir verlangtet, nd Ihr würdet mich betrüben, wenn Ihr Euch hieran ielltet.“

„Ich habe auch etwas mehr zu hoffen, Monſeigeur.“

„Sprecht, ſprecht.“

„Herr Fouquet wird nicht immer den Angelegenheiten vorſtehen, er wird raſch alt werden. Er liebt as Vergnügen, das heute mit dem Ueberreſte von Juend, deſſen er ſich erfreut, verträglich iſt; doch dieſe

Jugend ist vom ersten Kummer, oder von der ersten Krankheit, die ihm zustößt, abhängig. Wir werden ihm den Kummer ersparen, weil er ein galanter Mann und ein edles Herz ist. Vor der Krankheit werden wir ihn nicht schützen können. Das ist also abgethan. Habt Ihr alle Schulden von Herrn Fouquet bezahlt, die Finanzen wieder in Ordnung gebracht, so kann Herr Fouquet König an seinem Hofe von Dichtern und Malern bleiben; wir werden ihn reich gemacht haben. Wenn ich dann erster Minister Eurer königlichen Hoheit geworden bin, werde ich an meine Interessen und an die Eurigen denken können."

Der junge Mann schaute den Bischof an.

„Herr von Richelieu," fuhr Aramis fort, „Herr von Richelieu hat großes Unrecht gehabt, daß er hartnäckig Frankreich allein regieren wollte. Er hat zwei Könige, Ludwig XIII. und sich, auf demselben Throne sitzen lassen, während er sie bequemer auf zwei Thronen festsetzen konnte."

„Auf zwei Thronen?" fragte träumerisch der junge Mann.

„In der That," fuhr Aramis fort, „ein Cardinal, erster Minister von Frankreich, unterstützt durch die Gunst und den Beistand des allerchristlichsten Königs, ein Cardinal, dem der König, sein Herr, seine Schätze, sein Heer, seinen Rath leiht, dieser Mann würde einen doppelt ärgerlichen Gebrauch davon machen, verwendete er seine Mittel auf Frankreich allein. Ihr," fügte Aramis bis auf den Grund der Augen von Philipp tauchend bei, „Ihr würdet übrigens kein König sein, wie Euer Vater: weichlich, langsam und aller Dinge überdrüssig; Ihr werdet ein König des Kopfes und des Schwertes sein; Ihr werdet an Euren Staaten nicht genug haben, ich würde Euch darin beengen. Nie aber soll unsere Freundschaft, ich sage nicht geschwächt, sondern nur durch einen geheimen Gedanken gestreift werden. Ich werde Euch den Thron von Frankreich gegeben haben,

hr gebt mir den Thron des heiligen Petrus. Hat Eure
dliche, feste und bewaffnete Hand zur Zwillingshand
ie eines Papstes, wie ich es sein werde, dann werden we-
er Karl V., der zwei Drittel der Welt besessen hat,
och Karl der Große, der sie ganz besaß, bis zur Höhe
ures Gürtels reichen. Ich habe kein Bündniß, ich
abe keine Vorurtheile, ich werde Euch nicht zu Ketzer-
rfolgungen, nicht zu Familienkriegen antreiben; ich
erde sagen: Uns Beiden das Weltall, mir, was die
eelen, Euch was die Leiber betrifft. Und da ich zuerst
rben werde, so beerbt Ihr mich. Was sagt Ihr zu
einem Plane, Monseigneur?"

„Ich sage, daß Ihr mich schon dadurch, daß ich
uch begriffen habe, glücklich und stolz macht. Herr
Herblay, Ihr werdet Cardinal sein, einmal Cardinal,
erdet Ihr mein erster Minister sein. Und dann wer-
t Ihr mir angeben, was ich zu thun habe, daß man
uch zum Papst erwählt, und ich werde es thun. Ver-
ngt Garantieen von mir."

„Das ist unnöthig. Ich werde nie handeln, ohne
ß ich Euch etwas dabei gewinnen lasse; ich werde
e steigen, ohne Euch auf die höhere Stufe empor-
hoben zu haben; ich werde mich immer fern genug
n Euch halten, um Eurer Eifersucht zu entgehen,
he genug, um Euren Vortheil zu wahren und Eure
reundschaft zu überwachen. Alle Verträge der Welt
erden gebrochen, weil das Interesse, das sie enthalten,
h nach einer Seite hinneigt. Nie wird es zwischen
s ebenso sein; ich bedarf der Garantieen nicht."

„Mein Bruder wird also verschwinden . . ."

„Ganz einfach. Wir nehmen ihn aus seinem Bette
ittelst eines Brettes weg, das dem Drucke des Fin-
rs nachgibt. Unter der Krone entschlummert, wird er
der Gefangenschaft erwachen. Von diesem Augenblick
n werdet Ihr allein befehlen, und Ihr werdet kein
eureres Interesse haben, als das, mich bei Euch zu
halten."

„[illegible] [illegible] meine Herr [illegible] Herr [illegible]

„[illegible] ehrfurchtsvoll [illegible] einnehmen [illegible] einem Tage, [illegible] auf dem Throne. [illegible] die Krone [illegible]"

„[illegible] mich auch heute, [illegible] mehr als [illegible] mehr als erhabenes Genie: [illegible] mein Vater."

Aramis hätte sich beinahe [illegible] lassen, als [illegible] Er glaubte in seinem Herz[illegible] unbekannte Bewegung zu fühlen. [illegible]

„Euer Vater!" [illegible] er. „Ja, der heilige Vater."

[illegible] sich wieder in den Wagen, der [illegible] auf der Straße nach Vaux-le-Vicomte fortfuhr.

XII.

Das Schloß Vaux-le-Vicomte.

Das Schloß Vaux-le-Vicomte, eine Meile vo[n] Melun entfernt, war von Herrn Fouquet im Jahr 1653 erbaut worden. Es gab damals wenig Geld i[n] Frankreich. Mazarin hatte Alles genommen und Fouquet wandte den Rest auf. Nur, da gewisse Mensche[n] fruchtbare Fehler und nützliche Laster haben, hatt[e] Fouquet, indem er Millionen in diesem Palaste aussäte, Gelegenheit gefunden, drei ausgezeichnete Männe[r] zu ernten: Levau, den Baumeister des Schlosses, Le

n Zeichner der Gärten, und Lebrun, den De-
der Zimmer.
te das Schloß Vaux einen Fehler, den man
verfen konnte, ſo war es ſein großartiger Cha-
nd ſeine anmuthreiche Pracht. Es iſt noch
ſchwörtlich, die Morgen ſeines Daches aufzu-
deſſen Wiederherſtellung in unſeren Tagen der
s Vermögen iſt, welche beengt, wie die ganze

rle-Vicomte, wenn man durch das prächtige,
yatiden gehaltene Gitterthor eingetreten iſt,
t zuerſt ſein Hauptgebäude in dem großen
f; dieſer Ehrenhof iſt von tiefen, mit einem
len ſteinernen Geländer eingefaßten Gräben
. Man kann ſich nichts Edleres denken, als
bau in der Mitte, auf ſeine Freitreppe geſetzt,
König auf ſeinem Throne, um ſich her vier
bildende Pavillons, deren ungeheure joniſche
ſich majeſtätiſch zur ganzen Höhe des Gebäu-
ben. Die mit Arabesken verzierten Frieſe, die
, welche die Pilaſter bekränzen, geben überall
thum und die Anmuth. Die Kuppeln, welche
herragen, geben die Großartigkeit und die

einem Unterthanen erbaut, gleicht dieſes Haus
einem königlichen Hauſe, als jene königlichen
mit denen Wolſey aus Furcht, er könnte die
t ſeines Herrn erregen, dieſem ein Geſchenk
u müſſen glaubte.
m aber die Pracht und der Geſchmack an einem
Orte dieſes Palaſtes zu Tage ausgehen, wenn
er glänzenden Anordnung des Innern, dem
r Vergoldungen, der Verſchwendung an Ge-
nd Statuen vorgezogen werden kann, ſo iſt es
, ſo ſind es die Gärten von Vaux. Wunder-
jahr 1653, ſind die Waſſerſtrahlen noch heut
Wunder; die Cascaden wurden von allen

den großen König, um in seinem Gedächtniß den beklagenswerthen Schatten von Frankreichs letztem Oberintendanten wiederzuerwecken!

Sicher, daß Aramis die großen Massen vertheilt, daß er für die Bewachung der Thüren und Thore, so wie für die Einrichtung der Wohnungen besorgt gewesen war, bekümmerte sich Fouquet nur noch um das Ensemble. Hier zeigte ihm Gourville die Anordnung des Feuerwerks; dort führte ihn Molière auf das Theater, und endlich, nachdem er die Kapelle, die Salons, die Gallerien besucht hatte, ging Fouquet erschöpft hinab, als er auf der Treppe Aramis erblickte. Der Prälat machte ihm ein Zeichen.

Der Oberintendant schloß sich an seinen Freund an, der ihn vor einem kaum vollendeten Gemälde zurückhielt. Sich auf dieser Leinwand zerarbeitend, mit Schweiß bedeckt, von Farben befleckt, bleich von Anstrengung und Inspiration, machte der Maler Lebrun eben die letzten Striche mit seinem raschen Pinsel. Es war dies das Portrait des Königs in dem Galakleide, das Percerin den Bischof von Vannes zum Voraus sehen zu lassen so wohlwollend gewesen war.

Fouquet stellte sich vor dieses Gemälde, das, so zu sagen, in seinem frischen Fleisch und in seiner feuchten Farbe lebte. Er schaute das Gesicht an, berechnete die Arbeit, bewunderte, und da er keine Belohnung fand, welche dieser herkulischen Arbeit würdig gewesen wäre, so schlang er seine Arme um den Hals des Malers und küßte ihn. Der Oberintendant hatte ein Kleid von tausend Pistolen verdorben, aber er hatte Lebrun beruhigt.

Es war dies ein schöner Augenblick für den Künstler, es war aber zugleich ein schmerzlicher für Herrn Percerin, der auch hinter Fouquet ging und an dem Gemälde von Lebrun das Kleid bewunderte, das er für den König gemacht hatte, einen Kunstgegenstand, wie

ſagte, der nicht ſeines Gleichen in der Garderobe s Herrn Oberintendanten hatte.

Sein Schmerz und ſein Geſchrei wurden unterochen durch ein Signal, das man von der Spitze des auſes gab. Jenſeits Melun, auf der ſchon kahlen bene, hatten die Schildwachen von Vaux den Zug des önigs und der Königinnen erblickt. Seine Majeſtät m in Melun mit ihrer langen Reihe von Wagen und eitern an.

„In einer Stunde," ſagte Aramis zu Fouquet.

„In einer Stunde," wiederholte dieſer ſeufzend.

„Und dieſes Volk fragt ſich, wozu die königlichen eſte dienen!" fuhr der Biſchof von Vannes, auf ſeine ilſche Weiſe lachend, fort.

„Ach! ich, der ich nicht das Volk bin, frage es ich auch!"

„Ich werde Euch in vierundzwanzig Stunden antorten. Nehmt Euer gutes Geſicht an, denn es iſt ein reudentag."

„Nun! glaubt mir, wenn Ihr wollt, d'Herblay," gte Fouquet mit froherem Geſichte, indem er mit dem inger auf den Zug von Ludwig am Horizont deutete, er liebt mich nicht ſonderlich, ich liebe ihn nicht ſehr, ber ich weiß nicht, wie es kommt, ſeitdem er ſich mein Hauſe nähert..."

„Nun! was?"

„Seitdem er ſich meinem Hauſe nähert, iſt er mir elliger, iſt er mir König, iſt er mir beinahe theuer."

„Theuer! ja," verſetzte Aramis, mit dem Worte ielend, wie ſpäter der Abbé Terray bei Ludwig XV.

„Scherzt nicht, Herr d'Herblay, ich fühle, daß ich, enn er es wollte, dieſen jungen Mann lieben würde."

„Nicht mir müßt Ihr das ſagen, ſondern Herrn olbert," entgegnete Aramis.

„Herrn Colbert!" rief Fouquet. „Warum?"

„Weil er Euch eine Penſion auf die Caſſette des önigs bewilligen wird, wenn er Oberintendant iſt."

Nachdem dieſer Pfeil abgeſchoſſen war, verbeugte ſich Aramis.

„Wohin geht Ihr denn?“ fragte Fouquet, der wieder düſter geworden war.

„In mein Zimmer, um die Kleider zu wechſeln, Monſeigneur.“

„Wo ſeid Ihr einquartiert, d'Herblay?“

„In dem blauen Zimmer des zweiten Stockes.“

„In dem über dem Zimmer des Königs?“

„Ganz richtig.“

„Wie habt Ihr Euch da abhängig gemacht! Wie kann man ſich verurtheilen, ſich nicht rühren zu dürfen!“

„Monſeigneur, die ganze Nacht ſchlafe oder leſe ich in meinem Bette.“

„Und Eure Leute?“

„Oh! ich habe nur eine Perſon bei mir.“

„So wenig!“

„Mein Vorleſer genügt mir. Gott befohlen, Monſeigneur. Strengt Euch nicht zu ſehr an. Erhaltet Euch friſch für die Ankunft des Königs.“

„Man wird Euch ſehen? man wird unſern Freund du Vallon ſehen?“

„Ich habe ihn bei mir einquartiert. Er kleidet ſich an.“

Fouquet grüßte mit dem Kopfe und mit einem Lächeln und ging weiter, wie ein Obergeneral, der die Vorpoſten viſitirt, wenn man ihm den Feind ſignaliſirt hat.

XIII.

Der Wein von Melun.

Der König war wirklich in Melun angekommen, ch nur in der Absicht, durch die Stadt zu fahren. Es irstete den jungen Monarchen nach Vergnügungen. ährend der ganzen Reise hatte er nur zweimal la Val- ère erblickt, und da er vermuthete, er würde sie erst n Abend, nach der Ceremonie, in den Gärten sprechen nnen, so hatte er Eile, seine Wohnung in Vaux ein- nehmen. Doch er rechnete ohne seinen Kapitän der lusketiere und auch ohne Herrn Colbert.

Calypso ähnlich, die sich nicht über die Abreise von lysses trösten konnte, konnte sich unser Gascogner nicht rüber trösten, daß er nicht errathen, warum Aramis n Percerin die Vorlegung der neuen Kleider des Kö- gs verlangt hatte.

„So viel ist immerhin gewiß," sagte zu sich selbst eser in seiner Logik unbeugsame Geist, „es ist gewiß, ß der Bischof von Vannes, mein Freund, dies zu nem bestimmten Zwecke thut."

Und vergebens zermarterte er sich das Gehirn.

D'Artagnan, der so geschmeidig bei allen Intriguen s Hofes, d'Artagnan, der die Lage von Fouquet bes- r kannte, als Fouquet selbst, hatte den seltsamsten erdacht bei der Ankündigung dieses Festes geschöpft, s einen reichen Mann zu Grunde gerichtet haben ürde, während es ein unausführbares, wahnsinniges erk für einen ruinirten Mann wurde. Und dann die egenwart von Aramis, der von Belle-Isle zurückge- mmen und von Herrn Fouquet zum Oberfestordner nannt worden war, seine beharrliche Einmischung in le Angelegenheiten des Oberintendanten, die Besuche s Bischofs von Vannes bei Herrn von Baisemeaux,

dieſes ganze zweideutige Weſen war ſeit ein paar Wochen zu einer tiefen Qual für d'Artagnan geworden.

„Bei Leuten vom Schlage von Aramis iſt man nur der Stärkere mit dem Degen in der Hand,“ ſagte er. „So lange Aramis den Kriegsmann ſpielte, hatte man Hoffnung, ihn zu überwinden. Seitdem er ſeinen Panzer mit einer Stole gefüttert hat, ſind wir verloren. Doch was will Aramis?“

D'Artagnan träumte.

„Was iſt im Ganzen mir daran gelegen, wenn er nur Herrn Colbert ſtürzen will ... Was kann er Anderes wollen?“

D'Artagnan kratzte ſich an der Stirne, dieſer fruchtbaren Erde, aus der die Pflugſchaar ſeines Nagels ſo viele ſchöne und gute Ideen herausgewühlt hatte.

Er hatte den Gedanken, ſich mit Colbert zu beſprechen, doch ſein Schwur von einſt, ſeine Freundſchaft banden ihn zu ſehr an Aramis. Er blieb. Ueberdies haßte er dieſen Finanzmann.

Er wollte ſich dem König eröffnen, doch der König würde durchaus nicht ſeinen Verdacht begreifen, der nicht einmal die Wirklichkeit eines Schattens hatte.

Er beſchloß, ſich unmittelbar an Aramis zu wenden, ſobald er ihn wieder ſehen würde.

„Ich werde ihn zwiſchen zwei Lichtern nehmen, unmittelbar, ungeſtüm,“ ſagte der Muskетier zu ſich ſelbſt; „ich werde ihm die Hand aufs Herz legen, und er wird mir ſagen... Was wird er mir ſagen? ja, er wird mir etwas ſagen, Mordioux! denn dahinter ſteckt etwas!“

Nun ruhiger, traf d'Artagnan ſeine Anſtalten zur Reiſe und war dafür beſorgt, daß die königlichen Haustruppen, damals noch ſehr unbedeutend, gut befehligt und in ihren mittelmäßigen Verhältniſſen gut angeordnet würden. Eine Folge der Verkehrungen des Kapitäns war, daß ſich der König an der Spitze der Muskетiere, der Schweizer und eines Piquets von franzöſiſchen Garden befand, als er vor Melun ankam.

Man hätte glauben ſollen, es wäre ein kleines Heer. Colbert ſchaute dieſe Militäre mit großem Vergnügen an. Er wollte noch ein Drittel dazu haben.

„Warum?“ fragte der König.

„Um Herrn Fouquet mehr Ehre zu machen,“ erwiederte Colbert.

„Um ihn geſchwinder zu Grunde zu richten,“ dachte d'Artagnan.

Das Heer erſchien vor Melun, deſſen Notabeln dem König die Schlüſſel überbrachten und ihn einluden, ins Rathhaus zu kommen, um den Ehrenwein zu trinken.

Der König, der weiter zu fahren und ſogleich Vaux zu erreichen gedachte, wurde roth vor Aerger.

„Wer iſt der Dummkopf, der mir dieſe Zögerung verurſacht hat?“ brummte er zwiſchen den Zähnen, während der Oberſchöffe ſeine Rede hielt.

„Ich nicht, aber ich glaube, Herr Colbert,“ erwiderte d'Artagnan.

Colbert hörte ſeinen Namen.

„Was beliebt, Herr d'Artagnan?“ fragte er.

„Es beliebt mir, wiſſen zu wollen, ob Ihr es ſeid, der den König hierher gebracht hat?“

„Ja, mein Herr.“

„Dann hat Euch der König einen Namen gegeben.“

„Welchen, mein Herr?“

„Ich weiß nicht genau ... warte ... Einfaltspinſel ... nein, nein ... Dummkopf ... oder albern Thier! Seine Majeſtät denjenigen genannt, welcher ihm den Ehrenwein von Melun gebracht hat.“

Nach dieſer Ladung ſtreichelte d'Artagnan ruhig ſein Pferd. Der dicke Kopf von Colbert ſchwoll an wie ein Scheffel.

Als ihn d'Artagnan ſo häßlich durch den Zorn ſah, ließ er nicht auf dem Wege ſtehen. Der Redner

fuhr immer fort, der König wurde ſichtbar immer röther.

„Mordioux,“ ſagte phlegmatiſch der Musketier, „es wird den König ein Blutſchlag treffen. Wie Teufels iſt Euch dieſer Gedanke gekommen, Herr Colbert? Ihr habt kein Glück.“

„Mein Herr,“ erwiederte der Finanzmann, indem er ſich aufrichtete, „dieſer Gedanke iſt mir durch meinen Eifer für den Dienſt des Königs eingegeben worden.“

„Bah!“

„Mein Herr, Melun iſt eine Stadt, eine gute Stadt, welche gut bezahlt und nicht unzufrieden gemacht werden darf.“

„Seht Ihr es ſo an! Ich, der ich kein Finanzmann bin, ſah nur einen Gedanken in Euren Gedanken.“

„Welchen, mein Herr?“

„Den, ein wenig Galle Herrn Fouquet zu machen, der ſich dort auf ſeinen Thürmen abmartert, uns zu erwarten.“

Der Schlag traf richtig und gewaltig. Colbert war bügellos. Er zog ſich mit geſenkten Ohren zurück. Zum Glück war die Rede zu Ende. Der König trank, dann zog alle Welt durch die Stadt weiter.

Der König nagte an ſeinen Lippen, denn es wurde Nacht, und jede Hoffnung auf einen Spaziergang mit la Vallière verſchwand.

Um das ganze königliche Haus in Vaux einziehen zu laſſen, brauchte man wenigſtens vier Stunden. Der König kochte auch vor Ungeduld; er trieb die Königin an, damit man vor Nacht ankäme. Doch, in dem Augenblick, wo man wieder aufbrach, erhoben ſich die Schwierigkeiten.

„Wird der König nicht in Melun übernachten?“ ſagte Colbert leiſe zu d'Artagnan.

Herr Colbert war an diesem Tage schlecht inspi-
t, daß er sich so an den Anführer der Musketiere
ndte. Dieser hatte errathen, der König würde es
ht am Platze aushalten. D'Artagnan wollte ihn
r unter guter Begleitung in Vaux einziehen lassen.
ine Majestät sollte also nach seinem Wunsche nur
t der ganzen Escorte ankommen. Andererseits fühlte
, die Aufenthalte würden diesen ungeduldigen Cha-
ter erzürnen. Wie waren diese zwei Schwierigkeiten
zugleichen? D'Artagnan nahm Colbert bei seinem
rt und schleuderte es dem König zu.

„Nun," sagte er, „Herr Colbert fragt, ob Eure
jestät nicht in Melun übernachten werde?"

„In Melun übernachten? Und warum?" rief
wig XIV. „In Melun übernachten? Wer Teufels
daran denken können, während uns Herr Fouquet
te Abend erwartet!"

„Sire," erwiederte Colbert lebhaft, „es war die
rcht, Eure Majestät könnte zu spät ankommen, Eure
jestät, die nach der Etiquette nirgends anders, als
ihrem Hause eintreten kann, ehe die Wohnungen
ch ihren Fourier bezeichnet sind und die Garnison
theilt ist."

D'Artagnan horchte mit seinen Ohren, während er auf den Schnurrbart biß.

Die Königinnen hörten auch. Sie waren müde; hätten gern geschlafen und besonders auch gern König verhindert, am Abend mit Herrn von int-Aignan und den Damen spazieren zu gehen. nn wenn die Etiquette die Prinzessinnen in ihre mmer einschloß, so hatten doch die Damen, sobald ihr enst gethan war, jede Freiheit, spazieren zu gehen.

Man sieht, daß alle diese Interessen, indem sie sich Dünsten anhäuften, Wolken hervorbringen mußten, die Wolken einen Sturm. Der König hatte keinen hnurrbart, um darauf zu beißen: er nagte gierig

am Stiele ſeiner Peitſche. Wie war da herauszukommen?

„Man wird die Königin hierüber befragen,“ ſagte Ludwig, indem er ſich vor den Damen verbeugte.

Dieſe Freundlichkeit durchdrang das Herz von Maria Thereſia, welche gut und edelmüthig war und ihrer Willkühr anheimgegeben, ehrfurchtsvoll erwiederte:

„Ich werde ſtets mit Vergnügen dem Willen des Königs entſprechen.“

„Wie viel braucht man Zeit; um nach Vaux zu kommen?“ fragte Anna von Oeſterreich, jede Sylbe ſchleppend, indem ſie ihre Hand an ihre von Schmerzen heimgeſuchte Bruſt drückte.

„Eine Stunde für die Wagen Eurer Majeſtäten, auf ziemlich ſchönen Wegen,“ antwortete d'Artagnan.

Der König ſchaute ihn an.

„Eine Viertelſtunde für den König,“ fügte er eiligſt bei.

„Man würde bei Tage ankommen,“ ſagte der König.

„Aber die Wohnungen der Haustruppen,“ wand Colbert ſachte ein, „ſie werden den König alle Eile der Reiſe, ſo geſchwinde er auch ſein mag, verlieren machen.“

„Doppelter Dummkopf!“ dachte d'Artagnan, „wenn ich ein Intereſſe dabei hätte, Dein Anſehen zu zerſtören, ſo würde ich es in zehn Minuten thun. An der Stelle des Königs,“ fügte er laut bei, „ließe ich, indem ich mich zu Herrn Fouquet begeben würde, der ein muntrer Mann iſt, meine Haustruppen zurück; ich ginge als Freund; ich würde allein mit meinem Kapitän der Garden ankommen; ich wäre dadurch größer und heiliger.“

Die Freude glänzte in den Augen des Königs.

„Das iſt ein guter Rath, meine Damen,“ ſagte er; „reiſen wir als Freund zu einem Freunde. Fahrt

ne Herren von den Equipagen, und wir, meine
rwärts!“
r zog alle Reiter hinter ſich fort.
t verbarg ſeinen dicken verdrießlichen Kopf
Halſe ſeines Pferdes.
habe dadurch den Vortheil, daß ich ſchon
d mit Aramis reden kann.“ ſprach d'Artag-
nd er galoppirte, zu ſich ſelbſt. „Und dann
uquet ein wackerer Mann. Mordioux! ich
ſagt, und man muß es glauben.“
ſchien gegen ſieben Uhr Abends, ohne Trom-
hut und Musketiere, der König vor dem Git-
n Vaux, wo Fouquet, von ſeiner baldigen
nachrichtigt, ihn ſeit einer halben Stunde
ines Hauſes und ſeiner Freunde mit entblöß-
r erwartete.

XIV.

Nectar und Ambroſia.

Fouquet hielt dem König den Steigbügel;
r den Fuß auf die Erde geſetzt hatte, erhob
uthig und reichte noch viel anmuthiger Fou-
hand, welche der Oberintendant, trotz eines
räubens Seiner Majeſtät, an ſeine Lippen

König wollte in der erſten Umfriedung die
arten. Er wartete nicht lange. Die Wege
Befehl des Oberintendanten geſchlagen wor-
hätte von Melun bis Vaux nicht einen Kie-

ſelſtein ſo groß wie ein Ei gefunden. Wie auf einem Teppich hinrollend, brachten auch die Wagen ohne Stöße und Anſtrengung gegen acht Uhr die Damen. Sie wurden von der Frau Oberintendantin empfangen, und in dem Augenblick, wo ſie erſchienen, ſprang ein Licht, ſo ſcharf wie das des Tages, aus allen Bäumen, aus allen Vaſen, aus allen Marmornen hervor. Dieſer Zauber dauerte fort, bis Ihre Majeſtäten im Innern des Palaſtes verſchwunden waren.

Alle dieſe Wunder, welche der Chronikſchreiber, auf die Gefahr, mit dem Romandichter zu rivaliſiren, aufgehäuft oder vielmehr aufbewahrt hat, dieſe Herrlichkeiten der beſiegten Nacht, der verbeſſerten Natur, aller Vergnügungen, jedes für die Befriedigung der Sinne und des Geiſtes combinirten Luxus bot wirklich Fouquet ſeinem König an dieſem Zauberorte, dem kein Beſitzthum irgend eines Fürſten in Europa damals an Werth gleichkam.

Wir werden weder von dem großen Feſtmahle, das Ihre Majeſtäten vereinigte, noch von den Concerten, noch von den feenhaften Verwandlungen ſprechen; wir beſchränken uns darauf, daß wir das Geſicht des Königs ſchildern, das von heiter, offen, glückſelig, wie es Anfangs war, ein düſteres, gezwungenes, gereiztes Ausſehen bekam. Er erinnerte ſich ſeines eigenen Hauſes und des armſeligen Luxus, der nur das Geräth des Königthums war, ohne das Eigenthum des Königs-Menſchen zu ſein. Die großen Vaſen des Louvre, die alten Meubles und das Silbergeſchirr von Heinrich II., Franz I. und Ludwig XI. waren nur geſchichtliche Monumente. Es waren nur Kunſtgegenſtände, die Verlaſſenſchaft des Königshandwerks. Bei Fouquet dagegen lag der Werth in der Arbeit, wie im Stoffe. Fouquet aß aus goldenen Gefäſſen, welche ihm gehörige Künſtler gegoſſen und ciſelirt hatten. Fouquet trank Weine, die der König von Frankreich nicht einmal dem Namen nach kannte; er trank ſie aus Be-

chern, von denen jeder kostbarer war, als der königliche Keller.

Was sollen wir von den Sälen sagen, von den Tapeten, von den Gemälden, von den Dienern, von den Officianten aller Art? Was von der Bedienung, wobei die Ordnung die Etiquette, das Wohlbehagen die Befehle ersetzte, so daß das Vergnügen und die Befriedigung des Gastes das oberste Gesetz von Allem dem wurden, was dem Wirthe gehorchte.

Dieser Schwarm geräuschlos geschäftiger Leute, diese Menge von Gästen, welche minder zahlreich, als die Diener, diese Myriaden von Gerichten, von goldenen und silbernen Gefässen, diese Lichtwogen, dieser Haufen unbekannter Blumen, deren sich die Treibhäuser wie einer Ueberlast entledigt hatten, während sie noch von Schönheit strotzten, dieses harmonische Ganze, das nur das Vorspiel des versprochenen Festes war, entzückte alle Anwesenden, und sie bezeigten auch ihre Verwunderung zu wiederholten Malen, nicht durch die Stimme oder die Geberde, sondern durch das Stillschweigen und die Aufmerksamkeit, diese zwei Sprachen des Höflings, der den Zügel des Herrn nicht mehr kennt.

Was den König betrifft, so schwollen seine Augen an; er wagte es nicht mehr, die Königin anzuschauen. Stets erhaben an Stolz über jedes Geschöpf, beugte Anna von Oesterreich ihren Wirth durch die Verachtung nieder, die sie gegen Alles kundgab, was man ihr vorsetzte.

Gut und lebensfroh, lobte die junge Königin Herrn Fouquet, aß mit kräftigem Appetit und fragte nach dem Namen von mehreren Früchten, welche auf der Tafel erschienen. Fouquet erwiederte, er wisse die Namen nicht. Diese Früchte kamen von seinen Pflanzungen, er hatte sie oft selbst cultivirt, denn er war ein Gelehrter im Punkte des exotischen Obstbaues. Der König fühlte die Zartheit, war aber dadurch nur n[illegible]br gedemüthigt. Er fand die Königin ein wenig vo[illegible]

mäßig und Anna von Oeſterreich ein wenig junoniſch. Er war einzig und allein darauf bedacht, ſich kalt auf der äußerſten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergeſehen: er war einer von den Menſchen, die Alles vorherſehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, ſo lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünſche er ſeine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu ſpeiſen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgeſondert, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel ſervirt. Wunderbar durch ſeine Zuſammenſetzung, umfaßte dieſes Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erſte Appetität ſeines Reiches, hatte keine Entſchuldigungen, er konnte nicht ſagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Beſſeres: er hatte ſich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel geſetzt; ſobald aber die Suppen aufgetragen waren, ſtand er auf und ſchickte ſich an, den König ſelbſt zu bedienen, während die Frau Oberintendantin ſich hinter den Lehnſtuhl der Königin Mutter ſtellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieſes Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und ſagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es iſt unmöglich, beſſer zu ſpeiſen.“

Wonach der ganze Hof mit einer ſolchen Begeiſterung zu ſchlingen anfing, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien Wolken ägyptiſcher Heuſchrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Deſſen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger geſtillt war, wieder traurig; traurig im Ver-

ältniß zu der schönen Laune, die er kundgeben zu üssen geglaubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die öflinge Fouquet gemacht hatten.

D'Artagnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne aß es den Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen nd ohne eine Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort, achte aber zugleich Bemerkungen in großer Anzahl, ie ihm von Nutzen waren.

Nachdem das Mahl beendigt war, wollte der Kö- ig den Spaziergang nicht verlieren. Der Park war eleuchtet. Ueberdies, als hätte er sich zu den Be- hlen des Grundherrn von Vaux gestellt, überströmte er Mond die Gebüsche und die Seee mit seinen Dia- anten und seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte ühle. Die Alleen waren schattig und so weich mit and bestreut, daß sich die Füße darin gefielen. Das est war vollkommen, denn der König, der la Vallière n der Biegung eines Gehölzes traf, konnte ihr die and drücken und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch," hne daß es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der olgte, und Herr Fouquet, der vorausging.

Diese Zaubernacht rückte vor. Der König ver- angte sein Zimmer. Sogleich war Alles in Bewe- ung. Die Königinnen gingen beim Klange der Theorben nd der Flöten in ihre Wohnungen. Der König fand, ls er die große Freitreppe hinaufstieg, seine Muske- iere, welche Herr Fouquet von Melun herbeigerufen nd zum Abendbrod eingeladen hatte.

D'Artagnan verlor alles Mißtrauen. Er war üde, er hatte gut gespeist, und wollte, einmal in sei- em Leben, ein Fest bei einem wahren König ge- ießen.

Man führte den König in großer Ceremonie in as Morpheus-Zimmer, von dem wir dem Leser ine leichte Erwähnug schuldig sind. Es war das hönste und geräumigste des Palastes. Lebrun hatte n die Kuppel die glücklichen Träume und die trau

mäßig und Anna von Oesterreich ein wenig junonisch. Er war einzig und allein darauf bedacht, sich kalt auf der äußersten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergesehen: er war einer von den Menschen, die Alles vorhersehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, so lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünsche er seine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu speisen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgesondert, wenn man sich so ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel servirt. Wunderbar durch seine Zusammensetzung, umfaßte dieses Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erste Appetität seines Reiches, hatte keine Entschuldigungen, er konnte nicht sagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Besseres: er hatte sich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel gesetzt; sobald aber die Suppen aufgetragen waren, stand er auf und schickte sich an, den König selbst zu bedienen, während die Frau Oberintendantin sich hinter den Lehnstuhl der Königin Mutter stellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieses Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und sagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es ist unmöglich, besser zu speisen."

Wonach der ganze Hof mit einer solchen Begeisterung zu schlingen anfing, daß man hätte glauben sollen, es seien Wolken ägyptischer Heuschrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Dessen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger ge[illegible] wieder traurig; traurig im Ver-

der schönen Laune, die er kundgeben zu
aubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die
uquet gemacht hatten.
gnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne
Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen
ne Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort,
zugleich Bemerkungen in großer Anzahl,
Nutzen waren.
n das Mahl beendigt war, wollte der Kö-
aziergang nicht verlieren. Der Park war
Ueberdies, als hätte er sich zu den Be-
Grundherrn von Baux gestellt, überströmte
ie Gebüsche und die Seee mit seinen Dia-
seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte
Alleen waren schattig und so weich mit
ut, daß sich die Füße darin gefielen. Das
llkommen, denn der König, der la Vallière
ung eines Gehölzes traf, konnte ihr die
n und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch,"
s Jemand hörte, außer d'Artagnan, der
Herr Fouquet, der vorausging.
Zaubernacht rückte vor. Der König ver-
Zimmer. Sogleich war Alles in Bewe-
öniginnen gingen beim Klange der Theorben
ten in ihre Wohnungen. Der König fand,
roße Freitreppe hinaufstieg, seine Muske-
e Herr Fouquet von Melun herbeigerufen
jendbrod eingeladen hatte.
gnan verlor alles Mißtrauen. Er war
tte gut gespeist, und wollte, einmal in sei-
ein Fest bei einem wahren König ge-

ührte den König in großer Ceremonie in
eus-Zimmer, von dem wir dem Leser
Erwähnung schuldig sind. Es war das
geräumigste des Palastes. Lebrun hatte
l die glücklichen Träume und die tra-

mäßig und Anna von Oeſterreich ein wenig junoniſch. Er war einzig und allein darauf bedacht, ſich kalt auf der äußerſten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergeſehen: er war einer von den Menſchen, die Alles vorherſehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, ſo lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünſche er ſeine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu ſpeiſen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgeſondert, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel ſervirt. Wunderbar durch ſeine Zuſammenſetzung, umfaßte dieſes Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erſte Appetität ſeines Reiches, hatte keine Entſchuldigungen, er konnte nicht ſagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Beſſeres: er hatte ſich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel geſetzt; ſobald aber die Suppen aufgetragen waren, ſtand er auf und ſchickte ſich an, den König ſelbſt zu bedienen, während die Frau Oberintendantin ſich hinter den Lehnſtuhl der Königin Mutter ſtellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieſes Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und ſagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es iſt unmöglich, beſſer zu ſpeiſen.“

Wonach der ganze Hof mit einer ſolchen Begeiſterung zu ſchlingen anfing, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien Wolken ägyptiſcher Heuſchrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Deſſen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger geſtillt war, wieder traurig; traurig im Ver-

zu der schönen Laune, die er kundgeben zu
geglaubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die
e Fouquet gemacht hatten.
Artagnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne
den Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen
ie eine Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort,
aber zugleich Bemerkungen in großer Anzahl,
von Nutzen waren.
chdem das Mahl beendigt war, wollte der Kö-
Spaziergang nicht verlieren. Der Park war
et. Ueberdies, als hätte er sich zu den Be-
es Grundherrn von Vaux gestellt, überströmte
nd die Gebüsche und die Seee mit seinen Dia-
und seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte
Die Alleen waren schattig und so weich mit
estreut, daß sich die Füße darin gefielen. Das
r vollkommen, denn der König, der la Vallière
Biegung eines Gehölzes traf, konnte ihr die
rücken und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch,“
aß es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der
und Herr Fouquet, der vorausging.
ese Zaubernacht rückte vor. Der König ver-
sein Zimmer. Sogleich war Alles in Bewe-
Die Königinnen gingen beim Klange der Theorben
: Flöten in ihre Wohnungen. Der König fand,
die große Freitreppe hinaufstieg, seine Muske-
welche Herr Fouquet von Melun herbeigerufen
n Abendbrod eingeladen hatte.
Artagnan verlor alles Mißtrauen. Er war
r hatte gut gespeist, und wollte, einmal in sei-
ben, ein Fest bei einem wahren König ge-

an führte den König in großer Ceremonie in
lorpheus-Zimmer, von dem wir dem Leser
ichte Erwähnung schuldig sind. Es war das
und geräumigste des Palastes. Lebrun hatte
ruppel die glücklichen Träume und die t

mäßig und Anna von Oeſterreich ein wenig junoniſch. Er war einzig und allein darauf bedacht, ſich kalt auf der äußerſten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergeſehen: er war einer von den Menſchen, die Alles vorherſehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, ſo lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünſche er ſeine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu ſpeiſen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgeſondert, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel ſervirt. Wunderbar durch ſeine Zuſammenſetzung, umfaßte dieſes Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erſte Appetität ſeines Reiches, hatte keine Entſchuldigungen, er konnte nicht ſagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Beſſeres: er hatte ſich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel geſetzt; ſobald aber die Suppen aufgetragen waren, ſtand er auf und ſchickte ſich an, den König ſelbſt zu bedienen, während die Frau Oberintendantin ſich hinter den Lehnſtuhl der Königin Mutter ſtellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieſes Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und ſagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es iſt unmöglich, beſſer zu ſpeiſen.“

Wonach der ganze Hof mit einer ſolchen Begeiſterung zu ſchlingen anfing, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien Wolken ägyptiſcher Heuſchrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Deſſen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger geſtillt war, wieder traurig; traurig im Ver-

der schönen Laune, die er kundgeben zu
laubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die
ouquet gemacht hatten.
agnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne
n Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen
ine Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort,
r zugleich Bemerkungen in großer Anzahl,
n Nutzen waren.
m das Mahl beendigt war, wollte der Kö-
paziergang nicht verlieren. Der Park war
Ueberdies, als hätte er sich zu den Be-
Grundherrn von Vaux gestellt, überströmte
die Gebüsche und die Seee mit seinen Dia-
seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte
e Alleen waren schattig und so weich mit
ent, daß sich die Füße darin gefielen. Das
ollkommen, denn der König, der la Vallière
gung eines Gehölzes traf, konnte ihr die
fen und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch,"
es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der
Herr Fouquet, der vorausging.
Zaubernacht rückte vor. Der König ver-
Zimmer. Sogleich war Alles in Bewe-
Königinnen gingen beim Klange der Theorben
öten in ihre Wohnungen. Der König fand,
große Freitreppe hinaufstieg, seine Muske-
he Herr Fouquet von Melun herbeigerufen
lbendbrod eingeladen hatte.
agnan verlor alles Mißtrauen. Er war
atte gut gespeist, und wollte, einmal in sei-
, ein Fest bei einem wahren König ge-

führte den König in großer Ceremonie in
heus-Zimmer, von dem wir dem Leser
Erwähnung schuldig sind. Es war das
d geräumigste des Palastes. Lebrun hatte
el die glücklichen Träume und die traurig-

mäßig und Anna von Oesterreich ein wenig junonisch. Er war einzig und allein darauf bedacht, sich kalt auf der äußersten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergesehen: er war einer von den Menschen, die Alles vorhersehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, so lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünsche er seine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu speisen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgesondert, wenn man sich so ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel servirt. Wunderbar durch seine Zusammensetzung, umfaßte dieses Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erste Appetität seines Reiches, hatte keine Entschuldigungen, er konnte nicht sagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Besseres: er hatte sich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel gesetzt; sobald aber die Suppen aufgetragen waren, stand er auf und schickte sich an, den König selbst zu bedienen, während die Frau Oberintendantin sich hinter den Lehnstuhl der Königin Mutter stellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieses Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und sagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es ist unmöglich, besser zu speisen."

Wonach der ganze Hof mit einer solchen Begeisterung zu schlingen anfing, daß man hätte glauben sollen, es seien Wolken ägyptischer Heuschrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Dessen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger gestillt war, wieder traurig; traurig im Ver-

ältniß zu der schönen Laune, die er kundgeben zu üssen geglaubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die öflinge Fouquet gemacht hatten.

D'Artagnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne aß es den Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen nd ohne eine Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort, achte aber zugleich Bemerkungen in großer Anzahl, e ihm von Nutzen waren.

Nachdem das Mahl beendigt war, wollte der Kö- ig den Spaziergang nicht verlieren. Der Park war leuchtet. Ueberdies, als hätte er sich zu den Be- hlen des Grundherrn von Baux gestellt, überströmte r Mond die Gebüsche und die Seee mit seinen Dia- anten und seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte ühle. Die Alleen waren schattig und so weich mit and bestreut, daß sich die Füße darin gefielen. Das est war vollkommen, denn der König, der la Vallière i der Biegung eines Gehölzes traf, konnte ihr die and drücken und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch," hne daß es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der lgte, und Herr Fouquet, der vorausging.

Diese Zaubernacht rückte vor. Der König ver- ngte sein Zimmer. Sogleich war Alles in Bewe- ung. Die Königinnen gingen beim Klange der Theorben nd der Flöten in ihre Wohnungen. Der König fand, ls er die große Freitreppe hinaufstieg, seine Muske- ere, welche Herr Fouquet von Melun herbeigerufen nd zum Abendbrod eingeladen hatte.

D'Artagnan verlor alles Mißtrauen. Er war üde, er hatte gut gespeist, und wollte, einmal in sei- em Leben, ein Fest bei einem wahren König ge- ießen.

Man führte den König in großer Ceremonie in as Morpheus-Zimmer, von dem wir dem Leser ne leichte Erwähnug schuldig sind. Es war das hönste und geräumigste des Palastes. Lebrun l e i die Kuppel die glücklichen Träume und die trau

mäßig und Anna von Oesterreich ein wenig junonisch. Er war einzig und allein darauf bedacht, sich kalt auf der äußersten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergesehen: er war einer von den Menschen, die Alles vorhersehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, so lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünsche er seine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu speisen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgesondert, wenn man sich so ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel servirt. Wunderbar durch seine Zusammensetzung, umfaßte dieses Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erste Appetität seines Reiches, hatte keine Entschuldigungen, er konnte nicht sagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Besseres: er hatte sich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel gesetzt; sobald aber die Suppen aufgetragen waren, stand er auf und schickte sich an, den König selbst zu bedienen, während die Frau Oberintendantin sich hinter den Lehnstuhl der Königin Mutter stellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieses Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und sagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es ist unmöglich, besser zu speisen."

Wonach der ganze Hof mit einer solchen Begeisterung zu schlingen anfing, daß man hätte glauben sollen, es seien Wolken ägyptischer Heuschrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Dessen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger gestillt war, wieder traurig; traurig im Ver-

zu der schönen Laune, die er kundgeben zu
zeglaubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die
Fouquet gemacht hatten.
Artagnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne
den Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen
e eine Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort,
aber zugleich Bemerkungen in großer Anzahl,
von Nutzen waren.
hdem das Mahl beendigt war, wollte der Kö-
Spaziergang nicht verlieren. Der Park war
t. Ueberdies, als hätte er sich zu den Be-
es Grundherrn von Vaux gestellt, überströmte
d die Gebüsche und die Seee mit seinen Dia-
und seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte
Die Alleen waren schattig und so weich mit
streut, daß sich die Füße darin gefielen. Das
: vollkommen, denn der König, der la Vallière
Biegung eines Gehölzes traf, konnte ihr die
rücken und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch,"
ß es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der
nd Herr Fouquet, der vorausging.
se Zaubernacht rückte vor. Der König ver-
ein Zimmer. Sogleich war Alles in Bewe-
ie Königinnen gingen beim Klange der Theorben
Flöten in ihre Wohnungen. Der König fand,
ie große Freitreppe hinaufstieg, seine Muske-
elche Herr Fouquet von Melun herbeigerufen
i Abendbrod eingeladen hatte.
Artagnan verlor alles Mißtrauen. Er war
: hatte gut gespeist, und wollte, einmal in sei-
en, ein Fest bei einem wahren König ge-

n führte den König in großer Ceremonie in
rpheus-Zimmer, von dem wir dem Leser
hte Erwähnung schuldig sind. Es war das
und geräumigste des Palastes. Lebrun hatte
uppel die glücklichen Träume und die traurigen

mäßig und Anna von Oeſterreich ein wenig junoniſch. Er war einzig und allein darauf bedacht, ſich kalt auf der äußerſten Grenze der Verachtung und der einfachen Bewunderung zu halten.

Doch Fouquet hatte dies Alles vorhergeſehen: er war einer von den Menſchen, die Alles vorherſehen.

Der König hatte ausdrücklich erklärt, ſo lange er bei Herrn Fouquet verweile, wünſche er ſeine Mahle nicht der Etiquette zu unterwerfen, und folglich mit aller Welt zu ſpeiſen; aber durch die Sorge des Oberintendanten war das Mittagsmahl des Königs abgeſondert, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, inmitten der allgemeinen Tafel ſervirt. Wunderbar durch ſeine Zuſammenſetzung, umfaßte dieſes Mahl Alles, was der König liebte, Alles, was er gewöhnlich wählte. Ludwig, er, der erſte Appetität ſeines Reiches, hatte keine Entſchuldigungen, er konnte nicht ſagen, er habe keinen Hunger.

Fouquet that etwas noch viel Beſſeres: er hatte ſich, um dem Befehl des Königs zu gehorchen, an die Tafel geſetzt; ſobald aber die Suppen aufgetragen waren, ſtand er auf und ſchickte ſich an, den König ſelbſt zu bedienen, während die Frau Oberintendantin ſich hinter den Lehnſtuhl der Königin Mutter ſtellte. Die Verachtung von Juno und das Schmollen von Jupiter hielten nicht Stand gegen dieſes Uebermaß von Artigkeit. Die Königin Mutter aß ein Biscuit in einem San-Lucar-Wein, der König aß von Allem und ſagte zu Herrn Fouquet:

„Herr Oberintendant, es iſt unmöglich, beſſer zu ſpeiſen.“

Wonach der ganze Hof mit einer ſolchen Begeiſterung zu ſchlingen anfing, daß man hätte glauben ſollen, es ſeien Wolken ägyptiſcher Heuſchrecken auf das grüne Korn herabgefallen.

Deſſen ungeachtet wurde der König, nachdem der Hunger geſtillt war, wieder traurig; traurig im Ver-

hältniß zu der schönen Laune, die er kundgeben zu müssen geglaubt, zu dem freundlichen Gesicht, das die Höflinge Fouquet gemacht hatten.

D'Artagnan, der viel aß und tüchtig trank, ohne daß es den Anschein hatte, arbeitete ununterbrochen und ohne eine Sylbe zu sprechen, an dem Mahle fort, machte aber zugleich Bemerkungen in großer Anzahl, die ihm von Nutzen waren.

Nachdem das Mahl beendigt war, wollte der König den Spaziergang nicht verlieren. Der Park war beleuchtet. Ueberdies, als hätte er sich zu den Befehlen des Grundherrn von Vaux gestellt, überströmte der Mond die Gebüsche und die Seee mit seinen Diamanten und seinem Phosphor. Es herrschte eine sanfte Kühle. Die Alleen waren schattig und so weich mit Sand bestreut, daß sich die Füße darin gefielen. Das Fest war vollkommen, denn der König, der la Vallière in der Biegung eines Gehölzes traf, konnte ihr die Hand drücken und zu ihr sagen: „Ich liebe Euch," ohne daß es Jemand hörte, außer d'Artagnan, der folgte, und Herr Fouquet, der vorausging.

Diese Zaubernacht rückte vor. Der König verlangte sein Zimmer. Sogleich war Alles in Bewegung. Die Königinnen gingen beim Klange der Theorben und der Flöten in ihre Wohnungen. Der König fand, als er die große Freitreppe hinaufstieg, seine Musketiere, welche Herr Fouquet von Melun herbeigerufen und zum Abendbrod eingeladen hatte.

D'Artagnan verlor alles Mißtrauen. Er war müde, er hatte gut gespeist, und wollte, einmal in seinem Leben, ein Fest bei einem wahren König genießen.

Man führte den König in großer Ceremonie in das Morpheus-Zimmer, von dem wir dem Leser eine leichte Erwähnug schuldig sind. Es war das schönste und geräumigste des Palastes. Lebrun hatte die Kuppel die glücklichen Träume und die traurig

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menſchen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wolluſt oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler ſeine Fresken bereichert. Es war dies eine Compoſition ſo freundlich und mild in einer Abtheilung, als ſie düſter, unheimlich und ſchrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eiſen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Geſpenſter mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch ſchrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant ſeinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieſes prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Urſache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich ausſah.

„Will Eure Majeſtät ſogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Perſonen zu ſprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte ſich und trat ab.

XV.

ſ einen Gascogner anderthalb.

ɜnan hatte keine Zeit verloren; das lag
ıen Gewohnheiten. Nachdem er ſich nach
ndigt hatte, war er umhergelaufen, bis er
ı. Aramis hatte ſich, ſobald der König in
ogen war, in ſein Zimmer begeben, wo er
l noch über irgend eine Galanterie zum
Seiner Majeſtät nachſann.
ɜnan ließ ſich melden und fand im zweiten
n ſchönen Zimmer, das man wegen ſeiner Tapete
annte, den Biſchof von Vannes in Geſell-
lorthos und mehreren modernen Epicuräern.
umarmte ſeinen Freund, bot ihm den beſten
› da man allgemein ſah, daß ſich der Mus-
haltend benahm, ohne Zweifel, um insge-
amis zu ſprechen, ſo verabſchiedeten ſich
r.
rührte ſich nicht. Er hatte allerdings
und ſchlief in ſeinem Lehnſtuhl. Der Un-
urde durch dieſen Dritten kein Zwang auf-
thos hatte das harmoniſche Schnarchen, und
bei dieſem Baß reden, wie bei der antiken
ɛ.
ɜnan fühlte, daß es an ihm war, das Ge-
öffnen. Die Aufgabe, die er ſich geſtellt
ſchwierig; er griff auch den Gegenſtand

wir ſind alſo in Vaux," ſagte er.
Artagnan, liebt Ihr dieſen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, bei den Menſchen erregt. Mit Allem, was der S Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerü an Blumen oder Nectar, an Wolluſt oder Ruhe in Sinne ergießt, hatte der Maler ſeine Fresken bereic Es war dies eine Compoſition ſo freundlich und in einer Abtheilung, als ſie düſter, unheimlich ſchrecklich in der andern war. Die Becher, welche einflößen, das Eiſen, das über dem Kopfe des S fers glänzt, der Zauberer und die Geſpenſter mit häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch ſchr cher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies es, was er als Pendant ſeinen anmuthigen Gemä gegeben hatte.

Als der König in dieſes prächtige Zimmer ein wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fr nach der Urſache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der z lich bleich ausſah.

„Will Eure Majeſtät ſogleich Ihre Bedienun

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit gen Perſonen zu ſprechen. Man benachrichtige H Colbert."

Fouquet verbeugte ſich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach is erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er efunden. Aramis hatte sich, sobald der König in eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum ügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete laue nannte, den Bischof von Vannes in Gesell- von Porthos und mehreren modernen Epicuräern. ramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten n, und da man allgemein sah, daß sich der Mus- zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insge- mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich picuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings egessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Un- ung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auf- Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und onnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken gsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Ge- zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt war schwierig; er griff auch den Gegenstand zu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Composition so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach is erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er efunden. Aramis hatte sich, sobald der König in eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum nügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesell von Porthos und mehreren modernen Epicuräern. Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten an, und da man allgemein sah, daß sich der Mus zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insge mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich picuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Un ung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auf. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken gsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Ge zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt , war schwierig; er griff auch den Gegenstand ezu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Composition so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

einen Gascogner anderthalb.

an hatte keine Zeit verloren; das lag
i Gewohnheiten. Nachdem er ſich nach
igt hatte, war er umhergelaufen, bis er
Aramis hatte ſich, ſobald der König in
en war, in ſein Zimmer begeben, wo er
noch über irgend eine Galanterie zum
iner Majeſtät nachſann.
an ließ ſich melden und fand im zweiten
hönen Zimmer, das man wegen ſeiner Tapete
nte, den Biſchof von Vannes in Geſell-
thos und mehreren modernen Epicuräern.
narmte ſeinen Freund, bot ihm den beſten
a man allgemein ſah, daß ſich der Mus-
ltend benahm, ohne Zweifel, um insge-
nis zu ſprechen, ſo verabſchiedeten ſich

rührte ſich nicht. Er hatte allerdings
nd ſchlief in ſeinem Lehnſtuhl. Der Un-
e durch dieſen Dritten kein Zwang auf-
s hatte das harmoniſche Schnarchen, und
i dieſem Baß reden, wie bei der antiken

m fühlte, daß es an ihm war, das Ge-
nen. Die Aufgabe, die er ſich geſtellt
wierig; er griff auch den Gegenſtand

ir ſind alſo in Vaux," ſagte er.
tagnan, liebt Ihr dieſen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Compostion so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag icht in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach ramis erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er n gefunden. Aramis hatte sich, sobald der König in aux eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er ne Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum ergnügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten tock in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete as blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesellhaft von Porthos und mehreren modernen Epicuräern.

Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten Sitz an, und da man allgemein sah, daß sich der Musetier zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insgeheim mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich e Epicuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings iel gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Unterredung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auferlegt. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und an konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken esangsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Geräch zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt tte, war schwierig; er griff auch den Gegenstand radezu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Composition so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag nicht in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach Aramis erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er ihn gefunden. Aramis hatte sich, sobald der König in Vaux eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er ohne Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum Vergnügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten Stock in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete das blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesellschaft von Porthos und mehreren modernen Epicuräern.

Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten Sitz an, und da man allgemein sah, daß sich der Musketier zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insgeheim mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich die Epicuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings viel gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Unterredung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auferlegt. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und man konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken Gesangsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Gespräch zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war schwierig; er griff auch den Gegenstand geradezu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Composition so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag icht in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach ramis erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er n gefunden. Aramis hatte sich, sobald der König in aux eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er hne Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum ergnügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten tock in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete as blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesellhaft von Porthos und mehreren modernen Epicuräern.

Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten ßitz an, und da man allgemein sah, daß sich der Musetier zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insgeeim mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich ie Epicuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings iel gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Unerredung wurde durch diesen Dritten kein Zwang aufelegt. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und an konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken Gesangsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Geräch zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt atte, war schwierig; er griff auch den Gegenstand eradezu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Composition so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schlafers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag nicht in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach Aramis erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er ihn gefunden. Aramis hatte sich, sobald der König in Vaux eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er ohne Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum Vergnügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten Stock in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete das blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesellschaft von Porthos und mehreren modernen Epicuräern.

Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten Sitz an, und da man allgemein sah, daß sich der Musketier zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insgeheim mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich die Epicuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings viel gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Unterredung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auferlegt. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und man konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken Gesangsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Gespräch zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war schwierig; er griff auch den Gegenstand geradezu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, welche Morpheus bei den Königen, wie bei den Menschen erregt. Mit Allem, was der Schlaf Liebliches erzeugt, was er an Honig und Wohlgerüchen, an Blumen oder Nectar, an Wollust oder Ruhe in die Sinne ergießt, hatte der Maler seine Fresken bereichert. Es war dies eine Composition so freundlich und mild in einer Abtheilung, als sie düster, unheimlich und schrecklich in der andern war. Die Becher, welche Gift einflößen, das Eisen, das über dem Kopfe des Schläfers glänzt, der Zauberer und die Gespenster mit den häßlichen Larven, die Halbdunkelheiten, noch schrecklicher, als die Flamme oder die tiefe Nacht, dies war es, was er als Pendant seinen anmuthigen Gemälden gegeben hatte.

Als der König in dieses prächtige Zimmer eintrat, wurde er von einem Schauer ergriffen. Fouquet fragte nach der Ursache.

„Ich habe Schlaf," erwiederte der König, der ziemlich bleich aussah.

„Will Eure Majestät sogleich Ihre Bedienung?"

„Nein," erwiederte der König, „ich habe mit einigen Personen zu sprechen. Man benachrichtige Herrn Colbert."

Fouquet verbeugte sich und trat ab.

XV.

Auf einen Gascogner anderthalb.

D'Artagnan hatte keine Zeit verloren; das lag t in seinen Gewohnheiten. Nachdem er sich nach ımis erkundigt hatte, war er umhergelaufen, bis er gefunden. Aramis hatte sich, sobald der König in ıux eingezogen war, in sein Zimmer begeben, wo er ne Zweifel noch über irgend eine Galanterie zum ergnügen Seiner Majestät nachsann.

D'Artagnan ließ sich melden und fand im zweiten tock in einem schönen Zimmer, das man wegen seiner Tapete as blaue nannte, den Bischof von Vannes in Gesellschaft von Porthos und mehreren modernen Epicuräern.

Aramis umarmte seinen Freund, bot ihm den besten Sitz an, und da man allgemein sah, daß sich der Musketier zurückhaltend benahm, ohne Zweifel, um insgeheim mit Aramis zu sprechen, so verabschiedeten sich die Epicuräer.

Porthos rührte sich nicht. Er hatte allerdings viel gegessen und schlief in seinem Lehnstuhl. Der Unterredung wurde durch diesen Dritten kein Zwang auferlegt. Porthos hatte das harmonische Schnarchen, und man konnte bei diesem Baß reden, wie bei der antiken Gesangsprache.

D'Artagnan fühlte, daß es an ihm war, das Gespräch zu eröffnen. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, war schwierig; er griff auch den Gegenstand geradezu an.

„Nun! wir sind also in Vaux," sagte er.

„Ja, d'Artagnan, liebt Ihr diesen Ort?"

Träume gemalt, w
bei den Menschen
Liebliches erzeugt,
an Blumen oder
Sinne ergießt, ha
Es war dies eine
in einer Abtheilu
schrecklich in der
einflößen, das
fers glänzt, de
häßlichen Larven
cher, als die F
es, was er als
gegeben hatte.

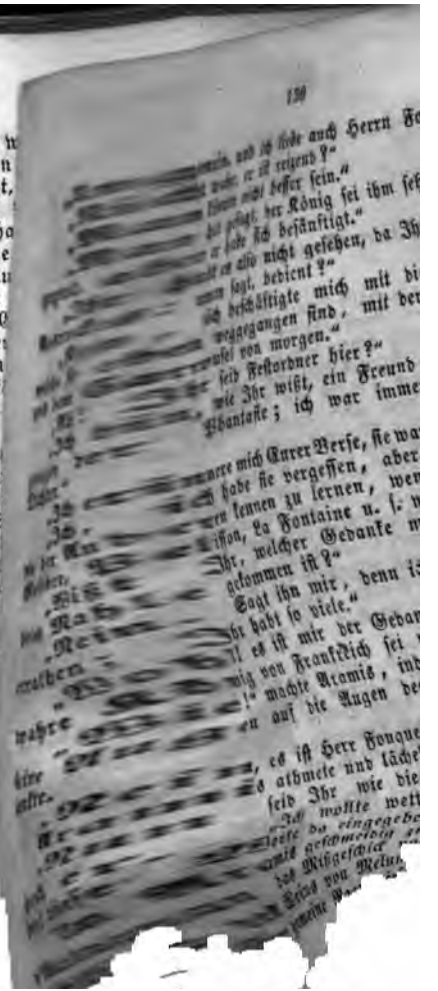
Als der Kö
wurde er von ei
nach der Ursache

„Ich habe S
lich bleich aussa

„Will Eur

„Nein," er
gen Personen z
Colbert."

Fouquet ve



er Treue, ja."
n man bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
wenn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
Iner Miniſter ſein wird!"
!"
daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
arin."
e Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
ur mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
uquet nicht Herr Colbert iſt."
as iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
er ſtellte ſich, als würde er traurig.
er," fügte er nach einem Augenblick bei, „wa-
et Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
ll es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
e Aramis.
ht wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
nz und gar."
arum gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
einem ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
der Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
Warum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
r letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
kehrte zum Mißtrauen zurück.
n muß ſich den König gewogen erhalten."
dem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
indem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
e ſonderbare Berechnung."
Nothwendigkeit."
ſehe ſie nicht, lieber Aramis."
ch! Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
den von Herrn Colbert."
l ja."
daß Herr Colbert den König antreib-
ntendanten zu entledigen?"
as ſpringt in die Augen."

Träume gemalt, welch
bei den Menschen err
Liebliches erzeugt, wa
an Blumen oder Nec
Sinne ergießt, hatte
Es war dies eine Gc
in einer Abtheilung
schrecklich in der ant
einflößen, das Eise
fers glänzt, der Z
häßlichen Larven, d
cher, als die Flau
es, was er als P
gegeben hatte.

Als der König
wurde er von eine
nach der Ursache.

„Ich habe Sch
lich bleich aussah.

„Will Eure
„Nein," erwi
gen Personen zu
Colbert."

Fouquet verl

Treue, ja."
man bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
enn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
ner Miniſter ſein wird!"
"
daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
rin."
Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
quet nicht Herr Colbert iſt."
s iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
er ſtellte ſich, als würde er traurig.
ber," fügte er nach einem Augenblick bei, „wa-
tet Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
ell es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
te Aramis.
cht wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
anz und gar."
arum gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
einem ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
der Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
Warum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
ſer letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
kehrte zum Mißtrauen zurück.
an muß ſich den König gewogen erhalten."
dem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
, indem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
ie ſonderbare Berechnung."
e Nothwendigkeit."
ch ſehe ſie nicht, lieber Aramis."
och! Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
ben von Herrn Colbert."
h! ja."
ß daß Herr Colbert den König antr
rintendanten zu entledigen?"
as ſpringt in die Augen."

Träume gemalt, welch
bei den Menschen err
Liebliches erzeugt, wa
an Blumen oder Nect
Sinne ergießt, hatte
Es war dies eine Co
in einer Abtheilung
schrecklich in der ant
einflößen, das Eise
fers glänzt, der 3
häßlichen Larven, h
cher, als die Flam
es, was er als P
gegeben hatte.

Als der König
wurde er von einer
nach der Ursache.

„Ich habe Sch
lich bleich aussah.

„Will Eure
„Nein," erwi
gen Personen zu
Colbert."

Fouquet verb

reue, ja."
n bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
Miniſter ſein wird!"

Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,

Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
dem Unterſchied, lieber Freund, daß
icht Herr Colbert iſt."
ahr," ſprach d'Artagnan.
te ſich, als würde er traurig.
gte er nach einem Augenblick bei, „wa-
mir denn, Herr Colbert werde in vier
er ſein?"
Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
is.
r, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
gar."
bt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
o natürlichen Ton des Wohlwollens,
chof einen Augenblick dadurch bethören
habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
im Mißtrauen zurück.
ſich den König gewogen erhalten."
n ſich für ihn zu Grunde richtet."
man ſich für ihn zu Grunde richtet."
rbare Berechnung."
vendigkeit."
e nicht, lieber Aramis."
ir bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
i Herrn Colbert."

Herr Colbert den König antreibt, ſich
nten zu entledigen?"
gt in die Augen."

Träume gemalt, welch
bei den Menschen err
Liebliches erzeugt, wa
an Blumen oder Nec
Sinne ergießt, hatte
Es war dies eine Co
in einer Abtheilung
schrecklich in der an
einflößen, das Eise
fers glänzt, der Z
häßlichen Larven, d
cher, als die Flam
es, was er als P
gegeben hatte.

Als der König
wurde er von eine
nach der Ursache.

„Ich habe Sch
lich bleich aussah.

„Will Eure

„Nein," erwi
gen Personen zu
Colbert."

Fouquet verl

[illegible] auch Herrn Fouquet."

[illegible] wohl?"

[illegible] besser sein."

[illegible] der König sei ihm sehr kalt be-

[illegible] sich befänftigt."

[illegible] nicht gesehen, da Ihr Euch des

[illegible] bedient?"

[illegible] beschäftigte mich mit diesen Herren

[illegible] weggegangen sind, mit der Vorstellun

[illegible] von morgen."

[illegible] Ihr seid Festordner hier?"

[illegible] wie Ihr wißt, ein Freund der Bergn

[illegible] Schantaße; ich war immer stellenwe

[illegible]

„Ich erinnere mich Eurer Verse, sie waren entzücken

„Ich habe sie vergessen, aber ich freue m

[illegible] kennen zu lernen, wenn diese Aud

[illegible] Polissen, La Fontaine u. s. w. heißen."

„Will Ihr, welcher Gedanke mir heute A

[illegible] gekommen ist?"

„Nein. Sagt ihn mir, denn ich würde ihn

[illegible] Ihr habt so viele."

„Wohl! es ist mir der Gedanke gekommen

[illegible] von Frankreich sei nicht Ludwig

[illegible] Wie!" machte Aramis, indem er unwillk

[illegible] Augen auf die Augen des Musketiers

[illegible]

„Nein, es ist Herr Fouquet."

Aramis athmete und lächelte.

„Nun seid Ihr wie die Anderen: eifers

[illegible] wollte wetten, daß Euch He

[illegible] da eingegeben hat?"

[illegible] zu machen, [illegible]

[illegible] von Herrn Colb

[illegible] von Melun.

[illegible] Race, dieser Colbert ist [illegible]

Treue, ja."
man bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
enn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
ier Miniſter ſein wird!"
"
daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
in."
Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
quet nicht Herr Colbert iſt."
iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
er ſtellte ſich, als würde er traurig.
r," fügte er nach einem Augenblick bei, „was
t Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
l es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
Aramis.
t wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
ız und gar."
cum gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
inem ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
er Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
arum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
r letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
hrte zum Mißtrauen zurück.
i muß ſich den König gewogen erhalten."
em man ſich für ihn zu Grunde richtet."
indem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
: ſonderbare Berechnung."
Nothwendigkeit."
ſehe ſie nicht, lieber Aramis."
h! Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
en von Herrn Colbert."
l ja."
daß Herr Colbert den König antreibt, i
Intendanten zu entledigen?"
ſpringt in die Augen."

Träume gemalt, welch
bei den Menschen err
Liebliches erzeugt, wo
an Blumen oder Nec
Sinne ergießt, hatte
Es war dies eine Ge
in einer Abtheilung
schrecklich in der an
einflößen, das Eise
fers glänzt, der
häßlichen Larven,
cher, als die Flam
es, was er als P
gegeben hatte.

Als der König
wurde er von eine
nach der Ursache.

„Ich habe Sch
lich bleich aussah.

„Will Eure

„Nein," erwi
gen Personen zu
Colbert."

Fouquet verl

„Gegrüßt, und ich sehe auch Herrn Fouquet."

„Nicht wahr, er ist urgent?"

„Nun, besser wäre es."

„Der König zu sein, ist ihm sehr kalt

„Er hat es sich sehr beschäftigt."

„Ich habe es nicht gesehen, da Ihr Euch be

„Was hat er bestellt?"

„Ah, ich beschäftigte mich mit diesen Herre

„Ihr seid vergangen sind, mit der Vorstellu

„Ich komme morgen."

„Ihr seid Freitauer hier?"

„Ja wohl, wie Ihr wißt, ein Freund der Bergn

„Ich war immer stellenwe

„Ich erinnere mich Eurer Verse, sie waren entzücken

„Ich habe sie vergessen, aber ich freue m

„Ich werde sie lernen zu lernen, wenn diese Ande

„Molière, La Fontaine u. s. w. heißen."

„Ah! Ihr, welcher Gedanke mir heute M

„Mir sollte zukommen ist?"

„Sagt ihn mir, denn ich würde ihn

„Nein. Sagt ihn nicht, denn ich würde ihn

„Ihr habt sie viele."

„Wohl! es ist mir der Gedanke gekommen,

„Wie?" machte Aramis, indem er unwillkür

„Ja, ich habe sie vergessen, aber ich freue m

„Ich werde sie lernen zu lernen, wenn diese Ande

„Molière, La Fontaine u. s. w. heißen."

„Ah! Ihr, welcher Gedanke mir heute M

„Mir sollte zukommen ist?"

„Sagt ihn mir, denn ich würde ihn

„Nein. Sagt ihn nicht, denn ich würde ihn

„Ihr habt sie viele."

„Wohl! es ist mir der Gedanke gekommen,

„Wie?" machte Aramis, indem er unwillkür

Augen auf die Augen des Musketiers

„Nein, es ist Herr Fouquet."

Aramis athmete und lächelte.

„Nun seht Ihr wie die Anderen eifersüchti

„Ich wollte wetten, daß Euch Herr

„Ihr habt da vielleicht Recht?"

Aramis antwortete zu machen, erzählte

Mitgehörd von Herrn Colbert

von Melun.

„Ah! dieser Colbert!" sagte

Treue, ja."
man bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
enn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
her Miniſter ſein wird!"
"
daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
ein."
Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
quet nicht Herr Colbert iſt."
s iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
er ſtellte ſich, als würde er traurig.
er," fügte er nach einem Augenblick bei, „wa-
tet Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
ell es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
te Aramis.
cht wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
anz und gar."
arum gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
einem ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
der Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
Warum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
ſer letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
kehrte zum Mißtrauen zurück.
an muß ſich den König gewogen erhalten."
dem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
, indem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
ne ſonderbare Berechnung."
e Nothwendigkeit."
h ſehe ſie nicht, lieber Aramis."
ch! Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
eben von Herrn Colbert."
h! ja."
b daß Herr Colbert den König antreibt, i
rintendanten zu entledigen?"
as ſpringt in die Augen."

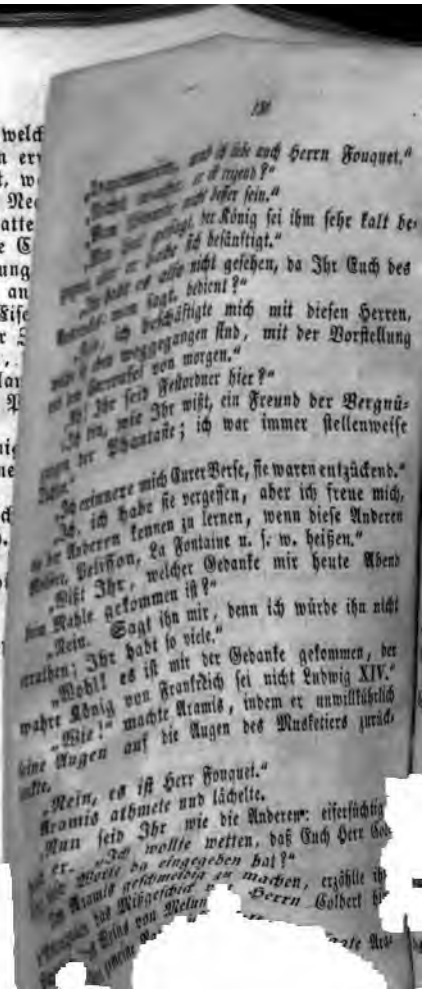
Träume gemalt, welch
bei den Menschen er
Liebliches erzeugt, w
an Blumen oder Ne
Sinne ergießt, hatte
Es war dies eine C
in einer Abtheilung
schrecklich in der an
einflößen, das Eise
fers glänzt, der
häßlichen Larven,
cher, als die Flam
es, was er als
gegeben hatte.

Als der Königl
wurde er von eine
nach der Ursache.

„Ich habe Sch
lich bleich aussah.

„Will Eure
„Nein," erwi
gen Personen zu
Colbert."

Fouquet ver



Treue, ja."
man bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
denn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
ner Miniſter ſein wird!"
!"
daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
in."
Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
uet nicht Herr Colbert iſt."
iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
r ſtellte ſich, als würde er traurig.
," fügte er nach einem Augenblick bei, „wa-
Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
Aramis.
wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
und gar."
im gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
iem ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
r Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
rum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
rte zum Mißtrauen zurück.
muß ſich den König gewogen erhalten."
n man ſich für ihn zu Grunde richtet."
indem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
ſonderbare Berechnung."
Nothwendigkeit."
ehe ſie nicht, lieber Aramis."
! Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
s von Herrn Colbert."
ja."
daß Herr Colbert den König antreibt, ſich
ſtendanten zu entledigen?"
ſpringt in die Augen."

Träume gemalt, welch
bei den Menschen er
Liebliches erzeugt, w
an Blumen oder Ne
Sinne ergießt, hatte
Es war dies eine G
in einer Abtheilung
schrecklich in der an
einflößen, das Eise
fers glänzt, der
häßlichen Larven,
cher, als die Flam
es, was er als P
gegeben hatte.

Als der Köni
wurde er von eine
nach der Ursache.

„Ich habe Sch
lich bleich aussah.

„Will Eure

„Nein," erwi
gen Personen zu
Colbert."

Fouquet ver

...gemacht, aus ist habe auch Herrn Fouquet."

„Nicht wahr, er ist reizend?"

„Nun Aramis wird besser sein."

„Was hat gesagt der König sei ihm sehr kalt be-
gegnet, aber er habe sich besänftigt."

„Ihr habt es alles nicht gesehen, da Ihr Euch des
Kammerdieners wegen hier?"

„Ich habe es sehr wohl gesehen, ich beschäftigte mich mit diesen Herren,
welche, als sie ausgegangen sind, mit der Vorstellung
von Vaux zu Ende sind, mit der Vorstellung
von morgen."

„Ihr seid Festordner hier?"

„Ja, wie Ihr wißt, ein Freund der Vergnü-
gungen der Phantasie; ich war immer stellenweise
Poet."

„Ich erinnere mich Eurer Verse, sie waren entzückend."

„Ich, ich habe sie vergessen, aber ich freue mich,
die Anderen kennen zu lernen, wenn diese Anderen
Molière, Pellisson, La Fontaine u. s. w. heißen."

„Sagt Ihr, welcher Gedanke mir heute Abend
diese Nähe gekommen ist?"

„Nein. Sagt ihn mir, denn ich würde ihn nicht
errathen; Ihr habt so viele."

„Wohl! es ist mir der Gedanke gekommen, der
wahre König von Frankreich sei nicht Ludwig XIV."

„Bis!" machte Aramis, indem er unwillkürlich
seine Augen auf die Augen des Musketiers zurück-
warf.

„Nein, es ist Herr Fouquet."

Aramis athmete und lächelte.

„Nun seid Ihr wie die Anderen: eifersüchtig
auf [illegible]. Ich wollte wetten, daß Euch Herr Col
[illegible] da eingegeben hat?"

Aramis gefällig zu machen, erzählte ihr
das Mißgeschick [illegible] Herrn Colbert [illegible]
[illegible] von welch[illegible]
[illegible] Lud[illegible] [illegible]afe Ara[illegible]

Treue, ja."
man bedenkt," fügte der Biſchof von Van-
enn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
ner Miniſter ſein wird!"
"
daß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
rin."
Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
quet nicht Herr Colbert iſt."
s iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
er ſtellte ſich, als würde er traurig.
ber," fügte er nach einem Augenblick bei, „wa-
tet Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
ll es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
e Aramis.
ht wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
nz und gar."
arum gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske-
einem ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
der Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
Warum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
er letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
kehrte zum Mißtrauen zurück.
n muß ſich den König gewogen erhalten."
dem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
, indem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
ie ſonderbare Berechnung."
e Nothwendigkeit."
ſehe ſie nicht, lieber Aramis."
ch! Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent-
den von Herrn Colbert."
l ja."
daß Herr Colbert den König antreibt.
tendanten zu entledigen?"
s ſpringt in die Augen."

er Treue, ja."
ı man bedenkt," fügte der Biſchof von Van=
penn man bedenkt, daß dieſer Burſche in vier
uer Miniſter ſein wird!"
"
aß Ihr ihm dienen werdet, wie Richelieu,
in."
Ihr Fouquet dient," erwiederte d'Artagnan.
mit dem Unterſchied, lieber Freund, daß
ıet nicht Herr Colbert iſt."
iſt wahr," ſprach d'Artagnan.
: ſtellte ſich, als würde er traurig.
." fügte er nach einem Augenblick bei, „wa=
Ihr mir denn, Herr Colbert werde in vier
Miniſter ſein?"
es Herr Fouquet nicht mehr ſein wird,"
Aramis.
wahr, er wird zu Grunde gerichtet ſein."
und gar."
m gibt er dann Feſte?" ſagte der Muske=
em ſo natürlichen Ton des Wohlwollens,
: Biſchof einen Augenblick dadurch bethören
rum habt Ihr es ihm nicht abgerathen?"
letzte Theil der Phraſe war ein Uebermaß.
rte zum Mißtrauen zurück.
muß ſich den König gewogen erhalten."
n man ſich für ihn zu Grunde richtet."
ndem man ſich für ihn zu Grunde richtet."
ſonderbare Berechnung."
Nothwendigkeit."
:he ſie nicht, lieber Aramis."
l Ihr bemerkt wohl, das entſtehende Ent=
ı von Herrn Colbert."
ja."
aß Herr Colbert den König antreibt, ſich
tendanten zu entledigen?"
ſpringt in die Augen."

„Und daß Kabale gegen Herrn Fouquet obwaltet?“

„Man weiß es.“

„Wie es scheint, daß der König der Partie gegen einen Mann beitritt, der Alles für ihn ausgegeben haben wird?“

„Es ist wahr,“ erwiederte langsam d'Artagnan, wenig überzeugt und begierig, eine andere Seite des Gegenstandes der Unterredung in Angriff zu nehmen.

„Es gibt Thorheiten und Thorheiten,“ fuhr er fort. „Ich liebe diejenigen nicht, welche Ihr macht.“

„Welche?“

„Das Abendbrod, der Ball, das Concert, die Komödie, die Carrousels, die Wasserfälle, die Freudenfeuer, das Kunstfeuerwerk, die Beleuchtungen und die Geschenke, gut, das gebe ich Euch zu; aber genügten diese aus den Umständen hervorgehenden Ausgaben nicht? Mußte man . . .“

„Was?“

„Mußte man zum Beispiel ein ganzes Haus neu kleiden?“

„Oh! es ist wahr, ich habe das Herrn Fouquet gesagt; er erwiederte mir, wenn er reich genug wäre, würde er dem König ein von den Wetterfahnen bis in die Keller neues Haus anbieten; neu mit Allem, was darin enthalten ist, und wenn der König abgereist wäre, würde er Alles verbrennen, daß nichts mehr Anderen diente.“

„Das ist reines Spanisch.“

„Ich habe es ihm gesagt. Er fügte bei: „„Jeder, der mir zu sparen räth, wird mein Feind sein.““

„Das ist Wahnsinn, sage ich Euch, ebenso das Portrait.“

„Welches Portrait?“

„Das des Königs. Die Ueberraschung.“

„Welche Ueberraschung?“

„Ja, für die Ihr Muster bei Percerin genommen habt.“

D'Artagnan hielt inne; er hatte den Pfeil abgedrückt. Es handelte ſich nur noch darum, die Schußweite zu berechnen.

„Das iſt eine Freundlichkeit,“ erwiederte Aramis.

D'Artagnan ging gerade auf ſeinen Freund zu, nahm ihn bei beiden Händen, ſchaute ihm in die Augen und ſprach:

„Aramis, liebt Ihr mich noch ein wenig?“

„Ob ich Euch liebe!“

„Gut! Einen Dienſt alſo. Warum habt Ihr die Muſter vom Kleide des Königs bei Percerin genommen?“

„Kommt mit mir und fragt den armen Lebrun, der hieran zwei Tage und zwei Nächte gearbeitet hat.“

„Aramis, das iſt die Wahrheit für alle Welt, aber für mich . . .“

„In der That, d'Artagnan, Ihr ſetzt mich in Erſtaunen.“

„Seid gut gegen mich. Sagt mir die Wahrheit: nicht wahr, Ihr möchtet nicht gern, daß mir eine Unannehmlichkeit widerführe?“

„Theurer Freund, Ihr werdet unbegreiflich. Was für einen Teufelsverdacht habt Ihr da?“

„Glaubt Ihr an meine Inſtincte? Ihr glaubtet einſt daran. Wohl! ein Inſtinct ſagt mir, Ihr habet einen verborgenen Plan.“

„Ich, einen Plan?“

„Ich bin meiner Sache nicht ſicher.“

„Bei Gott!“

„Ich bin meiner Sache nicht ſicher, aber ich würde darauf ſchwören.“

„D'Artagnan, Ihr bereitet mir einen lebhaften Schmerz. In der That, wenn ich einen Plan habe, den ich Euch verſchweigen muß, ſo werde ich ihn verſchweigen, nicht wahr? Habe ich einen, den ich Euch enthüllen ſoll, ſo hätte ich ihn Euch ſchon geſagt.“

„Nein, Aramis, nein, es gibt Pläne, die man nur in günſtigen Augenblicken offenbart.“

„Dann, mein lieber Freund,“ erwiederte lachend der Biſchof von Vannes, „dann iſt der günſtige Augenblick noch nicht gekommen.“

D'Artagnan ſchüttelte den Kopf.

„Freundſchaft! Freundſchaft!“ ſagte er, „leerer Name! Hier iſt ein Mann, der ſich, wenn ich es von ihm verlangte, in Stücke für mich zerhauen ließe.“

„Das iſt wahr,“ ſprach Aramis mit edlem Tone.

„Und dieſer Freund, der mir alles Blut ſeiner Adern geben würde, wird mir nicht einmal einen kleinen Winkel ſeines Herzens öffnen. Freundſchaft, ich wiederhole es, du biſt nur ein Schatten und ein Köder, wie Alles, was in der Welt glänzt.“

„Redet nicht ſo von unſerer Freundſchaft,“ erwiederte der Biſchof von Vannes mit feſtem, überzeugtem Tone. „Sie iſt nicht von der Art derjenigen, von welcher Ihr ſprecht.“

„Schaut uns an, Aramis. Wir ſind nun Drei von Vieren. Ich habe Euch im Verdacht, daß Ihr mich täuſcht, und Porthos ſchläft. Ein ſchönes Trio von Freunden, nicht wahr? ein ſchöner Reſt!“

„Ich kann Euch nur Eines ſagen, d'Artagnan, und ich verſichere es Euch auf das Evangelium. Ich liebe Euch wie einſt. Wenn ich Euch je mißtraue, ſo geſchieht es wegen der Anderen, nicht Euretwegen, nicht wegen meiner. Bei Allem, was ich machen werde und worin ich obſiege, werdet Ihr Euer Viertel finden. Verſprecht mir dieſelbe Gunſt!“

„Wenn ich mich nicht täuſche, ſind dieſe Worte, in dem Augenblick, wo Ihr ſie ausſprecht, voll Edelmuth.“

„Das iſt möglich!“

„Ihr conſpirirt gegen Herrn Colbert. Wenn es nur das iſt, Mordioux! ſagt es mir. Ich habe das Werkzeug, ich werde den Zahn ausreißen.“

Aramis konnte ein Lächeln der Verachtung, das über ſein edles Geſicht hinglitt, nicht unterdrücken.

„Und wenn ich gegen Colbert conſpirirte, worin läge das Uebel?“

„Das iſt zu wenig für Euch, und nicht um Herrn Colbert zu ſtürzen, habt Ihr die Muſter von Percerin verlangt. Oh! Aramis, wir ſind keine Feinde, wir ſind Brüder. Sagt mir, was Ihr unternehmen wollt, und ſo wahr ich d'Artagnan heiße, wenn ich Euch nicht unterſtützen kann, ſo ſchwöre ich doch, neutral zu bleiben.“

„Ich unternehme nichts.“

„Aramis, eine Stimme ſpricht mit mir, ſie erleuchtet mich; dieſe Stimme hat mich nie getäuſcht. Ihr habt es auf den König abgeſehen.“

„Auf den König!“ rief der Biſchof, Unzufriedenheit heuchelnd.

„Eure Phyſiognomie wird mich nicht überzeugen. Auf den König, ich wiederhole es.“

„Ihr werdet mir helfen?“ ſagte Aramis immer mit der Ironie ſeines Lächelns.

„Aramis, ich werde mehr thun, als neutral bleiben, ich werde Euch retten.“

„Ihr ſeid verrückt, d'Artagnan.“

„Ich bin der Vernünftigere von uns Beiden.“

„Ihr habt mich im Verdacht, ich wolle den König ermorden?“

„Wer ſpricht hievon?“.

„Dann verſtändigen wir uns; ich begreife nicht, was man einem legitimen König, wie dem unſrigen, thun kann, wenn man ihn nicht ermordet.“

D'Artagnan erwiederte nichts.

„Ueberdies habt Ihr Eure Garden und Eure Muskétiere hier,“ ſagte der Biſchof.

„Das iſt wahr.“

„Ihr ſeid nicht bei Herrn Fouquet, Ihr ſeid zu Hauſe.“

„Das ist wahr.“

„Ihr habt zu dieser Stunde Herrn Colbert, der dem König gegen Herrn Fouquet Alles räth, was Ihr vielleicht gern rathen möchtet, wäre ich nicht von der Partie.“

„Aramis! Aramis! ich bitte, ein Freundeswort.“

„Das Wort der Freunde ist die Wahrheit. Wenn ich den Sohn von Anna von Oesterreich, den wahren König des Landes Frankreich mit dem Finger anzurühren gedenke; wenn es nicht meine feste Absicht ist, mich vor seinem Throne niederzuwerfen: wenn in meinen Ideen der morgige Tag, hier in Vaux, nicht der glorreichste der Tage meines Königs sein soll, so erschlage mich der Blitz, ich willige dazu ein.“

Aramis sprach diese Worte das Gesicht dem Alkoven seines Zimmers zugewendet, wo d'Artagnan, der sich überdies mit dem Rücken an diesen Alkoven anlehnte, nicht vermuthen konnte, daß sich Jemand darin verbarg. Die Salbung seiner Worte, die studirte Langsamkeit, die Feierlichkeit des Schwures gaben dem Musketier die vollständigste Befriedigung. Er nahm beide Hände von Aramis und drückte sie herzlich.

Aramis hatte die Vorwürfe, ohne zu erbleichen, ertragen, er erröthete, als er die Lobeserhebungen hörte. D'Artagnan getäuscht, machte ihm Ehre, d'Artagnan vertrauend, that ihm Schaden.

„Geht Ihr?“ sagte er, indem er ihn umarmte, um seine Röthe zu verbergen.

„Ja, mein Dienst ruft mich. Ich habe die Nachtparole zu nehmen.“

„Wo werdet Ihr schlafen?“

„Im Vorzimmer des Königs, wie es scheint. Aber Porthos?“

„Nehmt ihn doch mit, denn er schnarcht wie eine Kanone.“

„Ah! er wohnt nicht bei Euch?“

Durchaus nicht, er hat seine Wohnung irgend wo."
Sehr gut," sagte der Musketier, dem diese Treuder zwei Verbündeten den letzten Verdacht be-

nd er berührte ungeschlacht die Schulter von s. Dieser antwortete durch ein Gebrülle.
Kommt!" sagte d'Artagnan.
Ah! d'Artagnan, der liebe Freund! Durch welchen ? Ah! es ist wahr, ich bin beim Feste in Baur!"
Mit Eurem schönen Kleide!"
Nicht wahr, das ist artig von Herrn Coquelin olidre?"
St!" machte Aramis, „Ihr geht, um den Boden eten."
Es ist wahr," sagte der Musketier. „Dieses Zimgt über der Kuppel."
Und ich habe es nicht zum Fechtsaale genommen," Aramis bei. „Das Zimmer des Königs hat zum d die Süßigkeiten des Schlafes. Vergeßt nicht, ein Boden das Futter dieses Plafond ist. Gute , meine Freunde, in zehn Minuten werde ich ."
ramis geleitete sie leise lachend. Dann, als sie waren, schob er rasch die Riegel vor, verstopfte nster und rief:
Monseigneur, Monseigneur."
hilipp stieß eine vor dem Bette stehende Tapetenurück und trat aus dem Alkoven.
Bei Herrn d'Artagnan ist viel Verdacht," sagte er.
Ah! nicht wahr, Ihr habt d'Artagnan erkannt?"
Ehe Ihr ihn genannt hattet."
Es ist Euer Kapitän der Musketiere."
Er ist mir sehr ergeben," erwiederte Philipp, er einen besonderen Nachdruck auf das persönfürwort legte.
Betreu wie ein Hund, beißt zuweilen. Erkennt

Euch d'Artagnan nicht, ehe der Andere verſchwunden iſt, ſo rechnet auf d'Artagnan bis in alle Ewigkeit; denn dann, wenn er nichts geſehen hat, wird er ſeine Treue bewahren. Hat er zu viel geſehen, ſo iſt er Gascogner und er wird nie geſtehen, daß er ſich getäuſcht hat."

„Ich dachte es. Was machen wir nun?"

„Ihr geht auf den Beobachtungspoſten und ſchaut, beim Schlafengehen des Königs, wie Ihr Euch in kleiner Ceremonie zu Bette legt."

„Gut. Wo ſoll ich meinen Platz nehmen?"

„Setzt Euch auf dieſen Feldſtuhl. Ich will den Boden rücken, Ihr ſchaut durch dieſe Oeffnung, welche den falſchen Fenſtern entſpricht, die in der Kuppel des Gemachs des Königs angebracht ſind. Seht Ihr?"

„Ich ſehe den König."

Philipp bebte wie beim Anblick eines Feindes.

„Was macht er?"

„Er will einen Mann zu ſich ſitzen machen."

„Herrn Fouquet?"

„Nein, nein, wartet . . ."

„Die Noten, mein Prinz, die Portraits."

„Der Menſch, den der König ſich gegenüber ſitzen heißt, iſt Herr Colbert."

„Herr Colbert, dem König gegenüber!" rief Aramis; „unmöglich!"

„Schaut."

Aramis tauchte ſeine Blicke durch die Fuge des Bodens.

„Ja," ſagte er, „Colbert ſelbſt. Oh! Monſeigneur, was werden wir hören, und was wird aus dieſer Vertraulichkeit entſpringen!"

„Ohne allen Zweifel nichts Gutes für Herrn Fouquet."

Der Prinz täuſchte ſich nicht. Wir haben geſehen, daß der König Colbert rufen ließ, und daß Colbert kam. Das Geſpräch begann mit einer der höchſten Gunſtbe-

zeigungen, welche der König je bewilligt hatte. Aller dings war der König allein mit seinem Unterthan.

„Colbert, setzt Euch.“

Der Intendant, der entlassen zu werden befürchtet hatte, schlug diese unschätzbare Ehre aus.

„Nimmt er an?“ fragte Aramis.

„Nein, er bleibt stehen.“

„Horchen wir, mein Prinz.“

Und der zukünftige König und der zukünftige Papst horchten gierig auf diese einfachen Sterblichen, die sie unter ihren Füßen hielten, bereit, sie zu zertreten, wenn sie gewollt hätten.

„Colbert,“ sagte der König, „Ihr habt mich heute sehr geärgert.“

„Sire, ich wußte es.“

„Sehr gut. Ich liebe diese Antwort. Ja, Ihr wußtet es. Es gehörte Muth dazu, es zu thun.“

„Ich setzte mich der Gefahr aus, Eure Majestät unzufrieden zu machen, zugleich aber auch der Gefahr, ihr ein wahres Interesse zu verbergen.“

„Wie! Ihr befürchtetet etwas für mich?“

„Und wäre es nur eine Unverdaulichkeit, Sire, enn man gibt seinem König nur solche Schmäuse, um hn unter der Last des guten Mahles zu ersticken.“

Nachdem er diesen plumpen Scherz vorgebracht tte, wartete Colbert wonniglich auf die Wirkung. dwig XIV., der eitelste und der zarteste Mann seines iches, verzieh Colbert auch diesen Spaß.

„Es ist wahr,“ sagte er, „Herr Fouquet hat mir zu gutes Mahl gegeben. Sagt mir, Colbert, wo nimmt er all das Geld, was erforderlich ist, um ungeheuren Kosten zu bestreiten? Wißt Ihr es?“

„Ja, ich weiß es, Sire.

„Ihr werdet es mir ein wenig vorrechnen.“

„Leicht, bis auf einen Pfennig.“

„Es ist mir bekannt, Ihr rechnet richtig.“

„Das iſt die erſte Eigenſchaft, die man von einem Intendanten der Finanzen fordern kann.“

„Nicht Alle haben ſie.“

„Ich danke Eurer Majeſtät für ein aus ihrem Munde ſo ſchmeichelhaftes Lob.“

„Herr Fouquet iſt alſo reich, ſehr reich, und das weiß alle Welt, mein Herr.“

„Alle Welt, die Lebendigen wie die Todten.“

„Was wollt Ihr damit ſagen, Herr Colbert?“

„Die Lebendigen ſehen den Reichthum von Herrn Fouquet; ſie bewundern ein Reſultat und klatſchen Beifall; aber die Todten, welche mehr wiſſen als wir, kennen die Urſachen und klagen an.“

„Nun! welchen Urſachen verdankt Herr Fouquet ſeinen Reichthum?“

„Das Gewerbe eines Intendanten begünſtigt oft diejenigen, welche es treiben.“

„Ihr habt vertraulicher mit mir zu reden; fürchtet Euch nicht, wir ſind ganz allein.“

„Ich bin ſtets ohne alle Furcht unter der Aegide meines Gewiſſens und unter dem Schutze meines Königs, Sire,“ ſprach Colbert.

Und er verbeugte ſich.

„Wenn alſo die Todten ſprächen...“

„Sie ſprechen zuweilen, Sire. Leſet.“

„Ah!“ flüſterte Aramis dem Prinzen zu, der an ſeiner Seite horchte, ohne eine Sylbe zu verlieren, „da Ihr Euch hier befindet, um Euer Königshandwerk zu lernen, höret eine ganz königliche Schändlichkeit. Ihr werdet einer von den Scenen beiwohnen, wie Gott allein oder wie ſie vielmehr der Teufel allein erſinnt und ausführt. Höret wohl, Ihr werdet Nutzen daraus ſchöpfen.“

Der Prinz verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit und ſah Ludwig XIV. aus den Händen von Colbert einen Brief nehmen, den dieſer ihm reichte.

„Die Handschrift des seligen Cardinals," sagte der König.

„Eure Majestät hat ein gutes Gedächtniß," erwiederte Colbert, sich verbeugend, „und es ist eine seltene Fähigkeit eines für die Arbeit bestimmten Königs, so die Handschriften mit dem ersten Blick zu erkennen."

Der König las einen Brief von Mazarin, der, dem Leser schon seit der Zwistigkeit zwischen Frau von Chevreuse und Aramis bekannt, nichts Neues lehren würde, wenn wir ihn hier mittheilten.

„Ich verstehe nicht ganz," sagte der König, lebhaft interessirt.

„Eure Majestät ist noch nicht mit Intendanz-Rechnungen vertraut."

„Ich sehe, daß es sich um Geld handelt, das man Herrn Fouquet gegeben hat."

„Dreizehn Millionen. Eine hübsche Summe!"

„Ja wohl ... Nun! diese dreizehn Millionen fehlen bei der Gesammtsumme der Rechnungen?"

„Das ist es gerade, was ich nicht recht verstehe, sage ich Euch. Warum und wie wäre dieses Deficit möglich?"

„Möglich, sage ich nicht; wirklich, sage ich."

„Ihr sagt, dreizehn Millionen fehlen in den Rechnungen?"

„Nicht ich sage es, dieses Register."

„Und dieser Brief von Herrn von Mazarin bezeichnet die Verwendung der Summe und denjenigen, bei welchem sie hinterlegt worden ist?"

„Wie sich Eure Majestät überzeugen kann."

„Ja, in der That. Hieraus geht hervor, daß Herr Fouquet die dreizehn Millionen noch nicht zurückgegeben hätte."

„Das geht aus den Rechnungen hervor, ja, Sire."

„Nun, und dann?"

„Dann, Sire, da Herr Fouquet die dreizehn Millionen

noch nicht zurückgegeben hat, ſo hat er ſie in der Kaſſe, und mit dreizehn Millionen macht man viermal mehr, als Eure Majeſtät mit einem Bruche davon mit ihrer Freigebigkeit in Fontainebleau hat aufwenden können, denn wir haben dort im Ganzen nur drei Millionen ausgegeben, wenn Ihr Euch erinnert."

Das war für einen Ungeſchickten eine ſehr geſchickte Anſchwärzung, dieſe heraufbeſchworene Erinnerung an das Feſt, bei welchem der König, in Folge eines Wortes von Fouquet, zum erſten Mal ſeinen niedrigeren Stand wahrgenommen hatte. Colbert erhielt in Vaux, was ihm Fouquet in Fontainebleau gethan hatte, und als guter Finanzmann gab er es mit allen Intereſſen zurück. Nachdem er den König ſo geſtimmt, hatte Colbert nicht mehr viel zu thun. Er fühlte es, der König war düſter geworden. Colbert wartete auf das erſte Wort des Königs mit eben ſo großer Ungeduld, als Philipp und Aramis von ihrem Beobachtungspoſten herab.

„Wißt Ihr, was aus dem Allem hervorgeht?" ſagte der König, nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte.

„Nein, Sire."

„Daß die Thatſache der Aneignung der dreizehn Millionen, würde ſie bewahrheitet..."

„Sie iſt es."

„Ich will ſagen, würde ſie erklärt, Herr Colbert."

„Ich denke, ſie wäre es ſchon morgen, wenn Eure Majeſtät..."

„Nicht bei Herrn Fouquet wäre," erwiederte der König ziemlich würdig.

„Der König iſt überall bei ſich, Sire, und beſonders in den Häuſern, die ſein Geld bezahlt hat."

„Mir ſcheint," ſagte Philipp leiſe zu Aramis, „der Baumeiſter, der dieſe Kuppel gemacht, hätte in der Vorausſicht, wie man ſie benützen würde, dieſelbe beweg-

ch machen müssen, damit man sie hätte können Schuf-
n von so schwarzem Charakter, wie der des Herrn
olbert, auf den Kopf fallen lassen."

„Ich dachte auch daran," erwiederte Aramis, „doch
olbert ist in diesem Augenblick so nahe beim König."

„Das ist wahr, das würde eine Erbfolge eröffnen."

„Euer nachgeborener Herr Bruder würde also die
anze Frucht ernten, Monseigneur. Bleiben wir ruhig
nd hören wir weiter."

„Wir werden nicht mehr lange hören," entgegnete
hilipp.

„Warum nicht, Monseigneur?"

„Weil ich, wenn ich der König wäre, nicht mehr
tworten würde."

„Und was würdet Ihr thun?"

„Ich würde den nächsten Morgen abwarten, um
überlegen."

Ludwig schlug endlich die Augen auf und sagte,
s er Colbert aufmerksam seinem ersten Worte entge-
:harren sah, indem er plötzlich das Gespräch änderte:

„Herr Colbert, ich sehe, daß es spät ist, ich werde
)lafen gehen."

„Ah!" machte Colbert, „ich werde..."

„Morgen früh werde ich einen Entschluß gefaßt
ben."

„Sehr wohl, Sire," erwiederte Colbert außer sich
)gleich er sich in Gegenwart des Königs bewältigte.

Der König machte eine Geberde, und der Intend-
ant wandte sich rückwärts nach der Thüre.

„Meine Bedienung!" rief der König.

Die Bedienung des Königs trat in das Gemach ein.

Philipp verließ seinen Beobachtungsposten.

„Einen Augenblick," sagte Aramis mit seiner ge-
öhnlichen Milde, „was so eben vorgefallen, ist nur
ne Einzelheit, und wir werden uns morgen nichts mehr
rum bekümmern; aber die Nachtbedienung, die Eti-

quette beim kleinen Schlafengehen, ah! Monseigr
das iſt wichtig! Erfahrt, lernt, wie Ihr zu Bette
Sire. Schaut, ſchaut."

XVI.

Colbert.

Die Geſchichte wird uns erzählen, oder ſie hat
vielmehr die Ereigniſſe des nächſten Tages und die g
zenden Feſte erzählt, die der Oberintendant dem K
gab. Zwei bedeutende Schriftſteller haben den gr
Streit beſtätigt, der zwiſchen der Cascade und
Waſſergarbe, zwiſchen der Kronfontaine
den Thieren ſtattfand, um zu erfahren, was
gefiele. Es war alſo am andern Tag Beluſtigung
Freude; es fanden Promenade, Mahl und Komödie
eine Komödie, bei der Porthos zu ſeinem großen
ſtaunen Herrn Coquelin von Molière erkannte, welche
der Poſſe: die Aergerlichen, ſpielte. So na
dieſes Luſtſpiel Herr Bracieur de Pierrefonds.

La Fontaine urtheilte ohne Zweifel nicht eb
denn er ſchrieb an ſeinen Freund Maucrou:

C'est un ouvrage de Molière.
Cet écrivain par sa manière
Charme à présent toute la cour.
De la façon que son nom court,
Il doit déjà être par delà Rome.
J'en suis ravi, car c'est un homme.

(Das iſt ein Werk von Molière. Dieſer Schriftſteller bezaubert durch ſeine Manier gegenwärtig den ganzen Hof. So, wie ſein Name ſich raſch verbreitet, muß er ſchon jenſeits Rom ſein. Ich bin entzückt darüber, denn das iſt ein Mann.)

Man ſieht, daß La Fontaine den Rath von Peliſſon benützt und den Reim ſorgfältig behandelt hatte.

Uebrigens war Porthos der Anſicht von La Fontaine, und er hätte wie dieſer geſagt: „Bei Gott! dieſer Molière iſt mein Mann!“ Doch nur was die Kleider betrifft. Hinſichtlich des Theaters war, wie geſagt, Molière für Herrn de Bracieux de Pierrefonds nur ein Poſſenreißer.

Doch in ſeinen Gedanken mit der Scene vom vorhergehender Tage beſchäftigt, doch das Gift ausbrütend, das Colbert eingeträufelt hatte, zeigte ſich der König während dieſes ganzen, ſo glänzenden, ſo wechſelreichen, ſo unvorhergeſehenen Tages, wo alle ‘Wunder’ aus Tauſend und eine Nacht unter ſeinen Füßen zu erſtehen ſchienen, zeigte ſich der König kalt, zurückhaltend, ſchweigſam. Nichts konnte ſeine Stirne entrunzeln; man fühlte, daß ein tiefer, von fern kommender Verdruß, allmälig angewachſen, wie die Quelle, die zum Fluſſe wird durch die tauſend Bächlein, die ſie ſpeiſen, in der tiefſten Tiefe ſeiner Seele zitterte. Erſt gegen Mittag fing er an ein wenig Heiterkeit zu erlangen. Ohne Zweifel war ſein Entſchluß gefaßt.

Aramis, der ihm Schritt für Schritt, in ſeinem Geiſte, wie in ſeinem Gange, folgte, ſchloß, das Ereigniß, dem er entgegenſah, würde nicht lange auf ſich warten laſſen.

Diesmal ſchien Colbert im Einklang mit dem Biſchof von Vannes zu gehen, und würde er für jede Nadel, mit der er in das Herz des Königs ſtach, das Loſungswort bekommen haben, er hätte es nicht beſſer machen können.

Der König, für den es ohne Zweifel Bedürfniß war, einen düstern Gedanken zu verbannen, schien den ganzen Tag ebenso thätig die Gesellschaft von la Vallière zu suchen, als er die von Herrn Colbert oder die von Herrn Fouquet zu fliehen eifrigst bemüht war.

Es kam der Abend. Der König hatte erst nach dem Spiel spazieren zu gehen gewünscht. Zwischen dem Abendbrod und dem Spaziergang spielte man also. Der König gewann tausend Pistolen, und nachdem er sie gewonnen hatte, steckte er sie in die Tasche, stand auf und sagte:

„Vorwärts, meine Herren, gehen wir in den Park.“

Er fand hier die Damen. Der König hatte, wie gesagt, tausend Pistolen gewonnen und eingesteckt. Herr Fouquet hatte zehn tausend zu verlieren gewußt, so, daß den Höflingen noch ein Vortheil von hundert und neunzig tausend Livres zugefallen war, was aus den Gesichtern der Höflinge und den Officieren der Hausstruppen die freudigsten Gesichter der Erde machte.

Nicht dasselbe war beim Gesichte des Königs der Fall, auf dem trotz des Gewinns, für den er nicht unempfindlich war, immer noch ein Stück von einer Wolke blieb. An der Ecke einer Allee erwartete ihn Colbert. Ohne Zweifel befand sich Herr Colbert hier kraft eines gegebenen Rendez-vous, denn Ludwig XIV., der ihn vermieden oder sich den Anschein gegeben hatte, als vermeide er ihn, machte ihm ein Zeichen und vertiefte sich mit ihm in den Park.

La Vallière hatte diese düstere Stirne und diesen flammenden Blick des Königs auch gesehen; sie hatte ihn gesehen, und da nichts von dem, was in dieser Seele brütete, für ihre Liebe unerforschlich war, so hatte sie begriffen, daß dieser unterdrückte Zorn Jemand bedrohte. Sie stellte sich auf dem Wege der Rache wie der Engel der Barmherzigkeit auf.

Ganz traurig, ganz verwirrt, halb wahnsinnig darüber, daß sie von ihrem Geliebten so lange getrennt

war, unruhig über die innere Bewegung, die
hen hatte, zeigte ſie ſich Anfangs dem König
em verlegenen Ausſehen, das Ludwig in der
en Verfaſſung ſeines Geiſtes ungünſtig auslegte.
n, da ſie allein oder beinahe allein waren, in-
Colbert, als er das Mädchen erblickte, ehrerbie-
en blieb und ſich zehn Schritte entfernt hielt,
ſich der König la Vallière, nahm ſie bei der
nd ſagte zu ihr:
lein Fräulein, darf ich Euch, ohne unbeſcheiden
, fragen, was Ihr habt? Eure Bruſt ſcheint
vollen, Eure Augen ſind feucht."
h! Sire, wenn meine Bruſt angeſchwollen iſt,
eine Augen feucht ſind, wenn ich traurig bin,
es die Traurigkeit Eurer Majeſtät."
leine Traurigkeit? oh! Ihr ſeht ſchlecht, mein
n. Nein, es iſt nicht Traurigkeit, was ich em-

nd was empfindet Ihr denn, Sire?"
emüthigung."
emüthigung? Oh! was ſagt Ihr da?"
h ſage, mein Fräulein, daß da, wo ich bin,
derer der Herr ſein müßte. Nun! ſo ſchaut,
der König von Frankreich, nicht vor dem König
Beſitzthums unſichtbar werde. Oh!" fuhr er
it den Zähnen knirſchend und die Fauſt ballend
h! . . . Und wenn ich bedenke, daß dieſer
. ."
un?" fragte la Vallière erſchrocken.
aß dieſer König ein ungetreuer Diener iſt, der
dem Gute, das er mir geſtohlen, brüſtet! Ich
hm auch, dieſem unverſchämten Miniſter, ſein
eine Trauer verwandeln, der ſich die Nymphe
ur wie dieſe Dichter ſagen, lange erinnern

h! Eure Majeſtät."

„Ah! mein Fräulein, wollt Ihr die Partie von Herrn Fouquet nehmen!“ rief der König voll Ungeduld.

„Nein, Sire, ich erlaube mir nur, Euch zu fragen, ob Ihr gut unterrichtet ſeid. Eure Majeſtät hat mehr als einmal den Werth von Hofanſchuldigungen kennen gelernt.“

Ludwig XIV. winkte Colbert durch ein Zeichen herbei.

„Sprecht, Herr Colbert,“ ſagte der junge Fürſt, „denn in der That, mir ſcheint, Fräulein de la Valliére hier braucht Euer Wort, um an das Wort des Königs zu glauben. Sagt dem Fräulein, was Herr Fouquet gethan hat. Und Ihr, mein Fräulein, oh! es wird nicht lange dauern, ich bitte Euch, habt die Güte, zu hören.“

Warum drängte Ludwig XIV. ſo? Das iſt ganz einfach: ſein Herz war nicht ruhig, ſein Geiſt war nicht ganz überzeugt; er errieth einen düſteren, lichtſcheuen, krummen Schleichweg unter dieſer Geſchichte der dreizehn Millionen, und es wäre ihm lieb geweſen, wenn das Herz von la Valliére, empört bei dem Gedanken an einen Diebſtahl, mit einem einzigen Wort den Entſchluß, den er gefaßt und den er nichtsdeſtoweniger auszuführen zögerte, gebilligt hätte.

„Sprecht, mein Herr,“ ſagte la Valliére zu Colbert, der herbeigekommen war; „ſprecht, da es der Wille des Königs iſt, daß ich Euch höre. Sagt, was iſt das Verbrechen von Herrn Fouquet?“

„Oh! es iſt nicht ſehr bedeutend, mein Fräulein,“ erwiederte der ſchwarze Menſch, „ein einfacher Vertrauensmißbrauch . . .“

„Sprecht, ſprecht, Colbert, und wenn Ihr geſprochen habt, verlaßt uns und benachrichtigt Herrn d'Artagnan, daß ich ihm Befehle zu geben habe.“

„Herrn d'Artagnan!“ rief la Valliére, „und wa-

rrn d'Artagnan benachrichtigen, Sire? ſagt es
flehe Euch an."
ei Gott! um dieſen ſtolzen Titanen zu verhaf-
:, ſeinem Wahlſpruche getreu, meinen Himmel
rmen droht."
errn Fouquet verhaften, ſagt Ihr?"
)! Ihr wundert Euch darüber?"
ı ſeinem Hauſe?"
larum nicht, wenn er ſchuldig iſt? er iſt ſchuldig
n Hauſe, wie anderswo."
:rrn Fouquet, der ſich in dieſem Augenblick zu
richtet, um ſeinem König Ehre zu erweiſen?"
h glaube wahrhaftig, Ihr vertheidigt dieſen
er, mein Fräulein?"
lbert lachte ganz leiſe. Der König wandte ſich
Ziſchen dieſes Gelächters um.
ire," ſprach la Valliére, „nicht Herrn Fouquet
ge ich, ſondern Euch ſelbſt."
lich ſelbſt! . . . Ihr vertheidigt mich?"
ire, Ihr entehrt Euch, indem Ihr einen ſolchen
jebt."
ich entehren!" murmelte, der König, vor Zorn
nd. „Wahrhaftig, Ihr ſetzt bei dem, was Ihr
ıe ſeltſame Leidenſchaft ein."
h bin leidenſchaftlich, nicht bei dem, was ich
ndern um Eurer Majeſtät zu dienen," entgeg-
s edle Mädchen. „Ich würde, wenn es ſein
hiebei mein Leben einſetzen, und dies mit der-
eidenſchaft, Sire."
bert wollte murren. Da erhob ſich la Valliére,
te Lamm, gegen ihn und ſprach, indem ſie ihm
lammtem Auge Stillſchweigen auferlegte:
ein Herr, handelt der König gut, und es ge-
)adurch auch mir oder den Meinigen Eintrag,
ige ich; begünſtigt jedoch der König mich oder
:n, welche ich liebe, und er handelt ſchlimm,
ich es ihm."

„Aber mir ſcheint, ich liebe den König auch, mein Fräulein," wagte Colbert zu bemerken.

„Ja, mein Herr, wir lieben ihn Beide, jedes auf ſeine Art," entgegnete la Vallière mit einem Ausdruck, von dem das Herz des Königs tief durchdrungen war. „Nur liebe ich ihn ſo ſtark, daß alle Welt es weiß, daß der König ſelbſt nicht an meiner Liebe zweifelt. Er iſt mein König und mein Herr, ich bin ſeine unterthänige Magd; aber wer ſeine Ehre anrührt, rührt mein Leben an. Ich wiederhole nun, daß diejenigen den König entehren, welche ihm rathen, Herrn Fouquet in ſeinem Hauſe verhaften zu laſſen."

Colbert neigte das Haupt, denn er fühlte ſich vom König verlaſſen. Während er aber das Haupt neigte, murmelte er:

„Mein Fräulein, ich hätte nur noch ein Wort zu ſagen."

„Sagt es mir nicht, dieſes Wort, denn ich würde es nicht hören, mein Herr. Was würdet Ihr mir übrigens ſagen? Daß Herr Fouquet Verbrechen begangen hat? Ich weiß es, weil es der König geſagt; und ſobald der König geſagt hat: „„Ich glaube,"" braucht mir nicht ein anderer Mund zu ſagen: „„Ich beſtätige."" Doch Herr Fouquet, und wäre er der letzte der Menſchen, ich ſage es laut, Herr Fouquet iſt dem König heilig, weil der König ſein Gaſt iſt. Sein Haus, und wäre es ein Aufenthalt wilder Thiere, Baur, und wäre es eine Höhle von Falſchmünzern und Banditen, ſein Haus iſt heilig, ſein Schloß iſt unverletzlich, weil hier ſeine Frau wohnt, und das iſt ein Aſyl, welches ſelbſt Henker nicht verletzen würden."

La Vallière ſchwieg. Unwillkührlich bewunderte ſie der König; er war beſiegt durch die Wärme dieſer Stimme, durch den Adel dieſer Schutzrede. Colbert beugte ſich, der Ungleichheit des Kampfes erliegend. Der König athmete, ſchüttelte den Kopf, reichte la Vallière die Hand und ſprach mit ſanfter Stimme:

„Mein Fräulein, warum redet Ihr gegen mich? Wißt Ihr, was der Elende thun wird, wenn ich ihn athmen laſſe?“

„Ei! mein Gott, iſt das nicht eine Beute, die Euch immer gehören wird?“

„Und wenn er entweicht, wenn er flieht?“ rief Colbert.

„Ah! mein Herr, es wird dem König zum ewigen Ruhm gereichen, daß er ihn hat entfliehen laſſen; und je mehr Herr Fouquet ſchuldig geweſen iſt, deſto größer wird der Ruhm des Königs im Vergleich mit dieſer Erbärmlichkeit, mit dieſer Schmach ſein.“

Ludwig ſank auf ſeine Knie und küßte la Valliére die Hand.

„Ich bin verloren,“ dachte Colbert. Dann klärte ſich plötzlich ſein Geſicht auf. „Oh! nein, nein, noch nicht,“ ſagte er zu ſich ſelbſt.

Und während der König, beſchützt durch die Dicke einer ungeheuren Linde, la Valliére mit aller Gluth einer unausſprechlichen Liebe umfangen hielt, ſuchte Colbert ruhig in ſeinem Notizenbuch und zog aus dieſem ein in Form eines Briefes zuſammengelegtes Papier, ein etwas vergelbtes Papier, das jedoch koſtbar ſein mußte, da Colbert lächelte, während er es anſchaute. Dann lenkte er ſeinen gehäſſigen Blick wieder auf die reizende Gruppe zurück, die im Schatten der König und das Mädchen bildeten, eine Gruppe, die nur durch den Schimmer von Fackeln, welche ſich näherten, beleuchtet wurde.

Ludwig ſah den Widerſchein dieſer Fackeln auf dem weißen Kleide von Louiſe.

„Gehe, Louiſe, denn man kommt,“ ſagte er.

„Mein Fräulein, mein Fräulein, man kommt,“ fügte Colbert bei, um den Abgang des Mädchens zu beſchleunigen.

Louiſe verſchwand raſch zwiſchen den Bäumen.

Dann, als der König, der vor dem Mädchen niedergekniet war, ſich erhob, ſagte Colbert:

„Ah! Fräulein de la Valliére hat etwas fallen laſſen.“

„Was denn?“ fragte der König.

„Ein Papier, einen Brief, etwas Weißes; ſeht, dort, Sire.“

Der König bückte ſich ſchnell und hob, ihn zerknitternd, den Brief auf.

In dieſem Augenblick kamen die Fackeln und übergoßen dieſe dunkle Scene mit Licht.

XVII.

Eiferſucht.

Dieſes wahre Licht, dieſer Eifer Aller, dieſe neue Huldigung, von Fouquet dem König dargebracht, hoben die Wirkung eines Beſchluſſes auf, den la Valliére ſchon ſehr im Herzen von Ludwig XIV. erſchüttert hatte.

Er ſchaute Fouquet mit einer Art von Dankbarkeit dafür an, daß er la Valliére Gelegenheit verſchafft hatte, ſo edelmüthig, ſo mächtig über ſein Herz zu ſein.

Es war dies der Augenblick der letzten Wunden. Kaum hatte Fouquet den König nach dem Schloſſe zurückgeführt, als eine Feuermaſſe, mit einem majeſtätiſchen Rollen aus der Kuppel von Baur hervorbrechend, eine blendende Morgenröthe, Alles, bis auf die kleinſten Einzelheiten der Blumenbeete, erleuchtete.

Das Feuerwerk begann. Zwanzig Schritte vom

König entfernt, den die Gebieter von Baux huldigend umgaben, ſuchte Colbert durch die Hartnäckigkeit ſeines Geiſtes die Aufmerkſamkeit von Ludwig auf Ideen zurückzuführen, welche die Pracht des Schauſpiels ſchon zu ſehr entfernte.

Plötzlich, in dem Augenblick, wo er ſie Fouquet reichen wollte, fühlte der König in ſeiner Hand das Papier, das allem Anſchein nach la Vallière im Entfliehen zu ſeinen Füßen hatte fallen laſſen.

Der ſtärkere Magnet des Liebesgedankens führte den jungen Fürſten zur Erinnerung an ſeine Geliebte zurück.

Beim Schimmer des immer mehr an Schönheit zunehmenden Feuers, das Schreie der Bewunderung in den umliegenden Dörfern ausſtoßen machte, las der König das Billet, von dem er glaubte, es ſei ein von la Vallière für ihn beſtimmter Liebesbrief.

Während er las, erbleichte ſein Antlitz, und der dumpfe Zorn, beleuchtet von dieſen tauſendfarbigen Feuern, bildete ein ſchreckliches Schauſpiel, worüber Jedermann gebebt hätte, hätte Jeder in dieſem von den finſterſten Leidenſchaften durchwühlten Herz leſen können. Für ihn gab es keinen Waffenſtillſtand in der Eiferſucht und in der Wuth mehr. Von dem Augenblick an, wo er die düſtere Wahrheit entdeckt hatte, verſchwand Alles: Mitleid, Sanftmuth, Religion und Gaſtfreundſchaft.

Wenig fehlte, daß er nicht bei dem ſcharfen Schmerz, der ſein Herz zuſammendrehte, welches noch zu ſchwach war, um ſein Leiden zu verbergen, wenig fehlte, daß er einen Schreckensſchrei ausgeſtoßen und ſeine Garden um ſich gerufen hätte.

Dieſer, wie man ſchon errathen hat, von Colbert auf den Weg des Königs geworfene Brief war der, welcher mit dem Portier Tobie in Fontainebleau nach dem von Fouquet auf das Herz von la Vallière gemachten Verſuche verſchwand.

Fouquet ſah die Bläſſe, errieth aber die Urſache nicht; Colbert ſah den Zorn und freute ſich auf das Herannahen des Sturmes.

Die Stimme von Fouquet entzog den jungen Fürſten ſeiner wilden Träumerei.

„Was habt Ihr, Sire?“ fragte liebreich der Oberintendant.

Ludwig machte eine Anſtrengung, eine ganz gewaltige Anſtrengung gegen ſich ſelbſt und erwiederte:

„Nichts!“

„Ich befürchte, Eure Majeſtät leidet.“

„Ich leide in der That, ich habe es ſchon geſagt, mein Herr, doch es iſt nichts.“

Und ohne das Ende des Feuerwerks abzuwarten, wandte ſich der König nach dem Schloſſe.

Fouquet begleitete den König. Alle Welt folgte hinter ihnen.

Die letzten Raketen verbrannten traurig für ſich ſelbſt.

Der Oberintendant verſuchte es, den König abermals zu befragen, erhielt jedoch keine Antwort. Er muthmaßte, es habe ein Streit zwiſchen Ludwig und la Vallière ſtattgefunden, ein Zerwürfniß ſei dadurch entſtanden, und der König, ſeiner Natur nach wenig zänkiſch, aber ganz ſeiner Liebeswuth hingegeben, habe einen Haß gegen die ganze Welt gefaßt, ſeitdem ſeine Geliebte mit ihm ſchmollte. Dieſer Gedanke genügte, um ihn zu tröſten; er hatte ſogar ein freundſchaftliches und tröſtendes Lächeln für den König, als ihm dieſer gute Nacht wünſchte.

Das war nicht Alles für den König. Er mußte die Bedienung durchmachen. Dieſe Abendbedienung ſollte in großer Etiquette ſtattfinden. Der andere Tag war für die Abreiſe beſtimmt. Die Gäſte mußten dem Wirthe danken und ihm eine Artigkeit für ſeine zwölf Millionen geben.

Das Einzige, was der König Liebenswürdiges für Fouquet fand, waren, als er ihn entließ, die Worte:

„Herr Fouquet, Ihr ſollt Nachricht von mir erhalten; ich bitte, laßt Herrn d'Artagnan hierher kommen.“

Und das Blut von Ludwig XIII., das ſich ſo ſehr verſtellt hatte, kochte nun in ſeinen Adern, und er war nahe daran, Fouquet erwürgen zu laſſen, wie ſein Vorgänger den Marſchall d'Ancre hatte erwürgen laſſen. Er verbarg auch den abſcheulichen Entſchluß unter einer von jenen lächelnden Mienen, welche die Blitze der Staatsſtreiche ſind.

Fouquet nahm die rechte Hand des Königs und küßte ſie. Ludwig ſchauerte am ganzen Leib, ließ aber ſeine Hand von den Lippen von Fouquet berühren.

Nach fünf Minuten trat d'Artagnan, dem man den königlichen Befehl überbracht hatte, in das Zimmer von Ludwig XIV.

Aramis und Philipp waren in dem ihrigen, ſtets aufmerkſam, ſtets horchend.

Der König ließ dem Kapitän der Musketiere nicht Zeit, bis zu ſeinem Lehnſtuhl zu kommen.

Er lief ihm entgegen.

„Seid beſorgt, daß Niemand hier herein kommt,“ rief er.

„Gut, Sire,“ erwiederte der Soldat, deſſen Blick ſchon lange die Verheerungen in dieſem Geſichte analyſirt hatte.

Und er gab bei der Thüre Befehl; dann kehrte er zum König zurück und ſagte:

„Gibt es Neues bei Eurer Majeſtät?“

„Wie viel habt Ihr Leute hier?“ fragte der König, ohne anders auf die Frage, die man an ihn gerichtet, zu antworten.

„Wozu, Sire?“

„Wie viel habt Ihr Leute?“ wiederholte der König, mit dem Fuße ſtampfend.

„Ich habe die Musketiere.“

„Ferner?“

„Ich habe zwanzig Garden und dreizehn Schweizer.“

„Wie viel braucht man Leute, um . . .“

„Um . . .“ wiederholte der Musketier mit seinen großen, ruhigen Augen.

„Um Herrn Fouquet zu verhaften?“

D'Artagnan machte einen Schritt rückwärts.

„Herrn Fouquet verhaften!“ rief er.

„Werdet Ihr mir auch sagen, das sei unmöglich!“ schrie der König mit einer kalten, gehässigen Wuth.

„Ich sage nie, es sei etwas unmöglich,“ erwiederte d'Artagnan, tief verwundet.

„Nun! so thut es.“

D'Artagnan drehte sich auf seinen Absätzen und ging auf die Thüre zu.

Der Raum, den er zu durchlaufen hatte, war kurz; er legte ihn mit sechs Schritten zurück. Da blieb er stehen und sagte:

„Verzeiht, Sire.“

„Was?“ fragte der König.

„Um diese Verhaftung vorzunehmen, möchte ich gern einen geschriebenen Befehl haben.“

„Warum und seit wann genügt Euch das Wort des Königs nicht?“

„Weil ein Königswort, aus dem Gefühle des Zornes hervorgegangen, sich ändern kann, wenn sich das Gefühl ändert.“

„Keine Phrasen, mein Herr! Ihr habt einen andern Gedanken.“

„Oh! ich habe immer Gedanken, und zwar Gedanken, welche leider die Andern nicht haben,“ erwiederte frecher Weise d'Artagnan.

Im Ungestüm seines Zornes beugte sich der König vor diesem Mann, wie das Pferd die Hächsen unter der mächtigen Hand des Bändigers beugt.

„Euer Gedanke?“ rief er.

„Höret, Sire,“ erwiederte d'Artagnan. „Ihr laßt nen Mann verhaften, während Ihr noch bei ihm ſeid. as iſt der Zorn. Wenn Ihr nicht mehr zornig ſeid, erdet Ihr es bereuen. Dann will ich Euch Eure Un- rſchrift zeigen können. Wenn das nichts wieder gut acht, ſo wird es uns doch zeigen, daß der König Un- cht hat, in Zorn zu gerathen.“

„Unrecht hat, in Zorn zu gerathen!“ brüllte der önig in ſeiner Wuth. „Beim Leibe Chriſti! gerieth der önig, mein Vater, gerieth mein Großvater nicht auch i Zorn?“

„Der König Euer Vater, der König Euer Groß- ter geriethen immer nur in ihrem Hauſe in Zorn.“

„Der König iſt überall Herr, wie in ſeinem auſe.“

„Das iſt eine Schmeichlerphraſe, die von Herrn olbert herkommen muß, aber es iſt keine Wahrheit. er König iſt in jedem Hauſe bei ſich, wenn er den igenthümer daraus vertrieben hat.“

Ludwig biß ſich auf die Lippen.

„Wie!“ ſagte d'Artagnan, „das iſt ein Mann, der ch für Euch zu Grunde richtet, und Ihr wollt ihn erhaften laſſen! Mordioux! Sire, wenn ich Fouquet ieße und man mir das thäte, ich würde Raketen ver- hlingen und Feuer daran legen, um mich, mich und lles Uebrige, in die Luft zu ſprengen! Gleichviel, Ihr ollt es und ich gehe.“

„Geht,“ ſagte der König. „Ihr habt Leute ge- ug?“

„Glaubt Ihr, Sire, ich werde einen Gefreiten mit ir nehmen? Herrn Fouquet verhaften, das iſt ſo icht, daß es ein Kind thäte. Herrn Fouquet verhaf- n? das iſt, als ob man ein Gläschen Abſinthe änke. Man macht ein ſaures Geſicht, und das iſt lles.“

„Wenn er ſich vertheidigt?“

„Er! ah! ſich vertheidigen, während ihn eine Strenge, wie dieſe, zum König und Märtyrer macht! Höret, wenn ihm eine Million bleibt, was ich bezweifle, ich wette, er würde ſie geben, um dieſes Ende zu haben. Sire, ich gehe.“

„Wartet,“ ſprach der König.

„Ah! was gibt es?“

„Macht ſeine Verhaftung nicht öffentlich.“

„Das iſt ſchwieriger.“

„Warum?“

„Weil nichts einfacher ſein kann, als inmitten von tauſend begeiſterten Perſonen, die ihn umgeben, auf Herrn Fouquet zuzugehen und zu ihm zu ſagen: „„Im Namen des Königs, mein Herr, ich verhafte Euch!““ Aber auf ihn zugehen, ihn drehen und umdrehen, ihn in irgend einem Winkel des Schachbretts feſthalten, ihn allen ſeinen Gäſten ſtehlen und gefangen halten, ohne daß man eines von ſeinen Ach! gehört hätte, das iſt eine wirkliche, wahre, große Schwierigkeit, welche zu überwinden dem Geſchickteſten kaum möglich ſein wird.“

„Sagt doch geradezu: Es iſt unmöglich, und Ihr werdet geſchwinder fertig ſein. Oh! mein Gott! mein Gott! wäre ich nur von Leuten umgeben, die mich hindern, zu thun, was ich will?“

„Ich, ich hindere Euch nicht, irgend etwas zu thun. Iſt das abgemacht?“

„Bewacht mir Herrn Fouquet, bis ich morgen einen Entſchluß gefaßt habe.“

„Das ſoll geſchehen, Sire.“

„Und kommt zu meinem Aufſtehen, um neue Befehle bei mir einzuholen.“

„Ich werde kommen.“

„Nun laſſe man mich allein.“

„Ihr braucht nicht einmal Herrn Colbert?“ ſagte der Muſketier, im Augenblick des Abgangs ſeinen letzten Pfeil abſendend.

Der König bebte. Ganz mit seiner Reise beschäftigt, hatte er den Gegenstand des Verbrechens vergessen.

„Nein, Niemand," sagte er, „Niemand hier! Laßt mich."

D'Artagnan entfernte sich. Der König schloß selbst seine Thüre und fing an wüthend im Zimmer umher zu rennen, wie der verwundete Stier, der die Schlingen und die eisernen Haken, die man nach ihm geschleudert, fortschleppt. Endlich erleichterte er sich durch Schreie.

„Ah! der Elende! nicht nur stiehlt er mir meine Finanzen, sondern mit diesem Geld besticht er mir Geheimschreiber, Freunde, Generale, Künstler, und er nimmt mir sogar meine Geliebte weg! Ah! darum hat ihn diese Treulose so muthig vertheidigt! . . . Das war Dankbarkeit! . . . Wer weiß, vielleicht sogar Liebe! . . ."

Er versank einen Augenblick in seine schmerzlichen Betrachtungen.

„Ein Satyr!" dachte er, mit jenem tiefen Haß, den die große Jugend gegen reife Männer hegt, welche noch an die Liebe denken, „ein Faun, der den Galanten spielt und nie Widerspänstige gefunden hat, ein Weiberknecht, der Blümchen von Gold und Diamanten verschenkt und Maler hält, um die Portraits seiner Geliebtinnen im Costume von Göttinnen machen zu lassen!"

Der König bebte vor Verzweiflung.

„Er beschmutzt mir Alles!" fuhr er fort. „Er richtet mir Alles zu Grunde! Er wird mich umbringen! Dieser Mensch ist zu viel für mich! Er ist mein Todfeind! Dieser Mensch wird fallen! Ich hasse ihn! . . . ich hasse ihn! . . . ich hasse ihn! . . ."

Und indem er diese Worte sprach, klopfte er mit verdoppelten Schlägen auf die Arme des Lehnstuhls, in

welchen er ſich ſetzte, und aus dem er wie ein Epileptiſcher aufſtand.

„Morgen! morgen!...“ murmelte er. „Oh! ein ſchöner Tag, wenn die Sonne aufgeht und ich nur noch mich zum Nebenbuhler haben werde. Dieſer Menſch wird ſo tief fallen, daß man, wenn man die Trümmer ſieht, die mein Zorn gemacht hat, endlich zugeſtehen wird, ich ſei größer, als er.“

Unfähig, ſich länger zu bemeiſtern, warf der König mit einem Fauſtſchlag einen Tiſch um, der bei ſeinem Bette ſtand, und weinend, beinahe erſtickend in dem Schmerz, den er empfand, ſtürzte er ſich ganz angekleidet, wie er war, auf ſeine Betttücher, um darein zu beißen und um hier die Ruhe des Körpers zu finden.

Das Bett ächzte unter dieſem Gewicht, und abgeſehen von einigen Seufzern, die der keuchenden Bruſt des Königs entſchlüpften, hörte man nichts mehr im Morpheus-Zimmer.

Die exaltirte Wuth, die ſich des Königs beim Anblick und beim Leſen des Briefes von Fouquet an la Vallière bemächtigt hatte, zerſchmolz allmälig in eine ſchmerzliche Müdigkeit.

Voll Geſundheit und Leben, iſt es für die Jugend Bedürfniß, ſogleich wiederherzuſtellen, was ſie verloren hat; ſie kennt die Schlafloſigkeiten ohne Ende nicht, welche für den Unglücklichen die Fabel von der immer wieder wachſenden Leber des Prometheus verwirklicht. Da, wo der reifere Mann in ſeiner Kraft, wo der Greis in ſeiner Erſchöpfung eine beſtändige Nahrung für den Schmerz finden, entkräftet ſich der durch die Offenbarung des Uebels überraſchte junge Mann in Schreien, in unmittelbaren Kämpfen, und läßt ſich ſchneller durch den unbeugſamen Feind, den er bekämpft, niederſchmettern. Iſt er einmal niedergeſchmettert, ſo leidet er nicht mehr.

Ludwig war in einer Viertelstunde bezähmt; dann hörte er auf, seine Fäuste krampfhaft zu ballen und mit seinen Blicken die unsichtbaren Gegenstände seines Hasses zu versengen; er hörte auf, durch heftige Worte Herrn Fouquet und la Vallière anzuklagen; er verfiel von der Wuth in die Verzweiflung und von der Verzweiflung in die Niedergeschlagenheit.

Nachdem er sich einige Augenblicke auf seinem Bette abwechselnd angestrafft und gekrümmt hatte, fielen seine Arme wieder träge an seiner Seite herab. Sein Kopf sank auf das Spitzenkissen, seine erschöpften Glieder bebten, von leichten Zusammenziehungen der Muskeln bewegt, und seine Brust ließ nur seltene Seufzer durchsickern.

Der Gott Morpheus, der als unumschränkter Gebieter in diesem Zimmer herrschte, welchem er seinen Namen gegeben hatte, und gegen den Ludwig seine durch den Zorn erschwerten und durch die Thränen gerötheten Augen richtete, der Gott Morpheus ergoß auf ihn den Mohn, von dem seine Hände voll waren, so daß der König sachte die Augen schloß und entschlummerte.

Da kam es ihm vor, wie es oft in diesem ersten so sanften und so leichten Schlafe geschieht, der den Körper über das Lager, die Seele über die Erde erhebt, es kam ihm vor, als ob ihn der an den Plafond gemalte Gott Morpheus mit ganz menschlichen Augen anschaute; als ob in der Kuppel etwas glänzte und sich bewegte, als ob die Schwärme finsterer Träume, einen Augenblick auf die Seite gerückt, das Gesicht eines Menschen, die Hand auf seinen Mund gelegt und in der Haltung eines beschaulichen Nachsinnens, entblößt ließen. Und ... seltsame Erscheinung ... dieser Mensch glich [illegible]gestalt dem König, daß Ludwig sein eigenes Bild in einem Spiegel zurückgeworfen zu sehen glaubte. Nur war dieses Gesicht durch ein Gefühl tiefen Mitleids verdüstert.

[illegible] ihm allmälig vor,
[illegible] entschwände. [illegible]
[illegible] und Attrib
[illegible] verdunkelte
[illegible] Bewegung
[illegible] die Welle tauch
[illegible] Bettes gefolgt.
[illegible] machte ohne Zweif
[illegible] entfernte sich d
[illegible] wie di
[illegible] geflügelte Geniu
[illegible] Krone stützte, v
[illegible] verschwand, zu
[illegible] Die Aug
[illegible] unsichtbare Sin
[illegible] sich das Lic
[illegible] Düsteres. Kalte
[illegible] Keine Gemälde.
[illegible] sondern Ma
[illegible] Schatten imme
[illegible] das Bett immer meh
[illegible] König ein Jahrhu
[illegible] schwarze, eisige Luftschi
[illegible]

Der König sah das Licht seine
[illegible] man aus der Tiefe eines
[illegible]

Ich habe einen abscheulichen
[illegible] Es ist Zeit, daß ich erwache.
[illegible]

Alle Welt hat empfunden, wa
es gibt keinen Menschen, der sich nich
stickenden Alp, mit Hülfe jener L
Grunde des Gehirnes wacht, wenn
Licht erloschen ist, gesagt hat: Es i
Traum!

Das hatte sich der König auch

em Worte: Erwachen wir! bemerkte er, daß er nicht ur wach war, sondern daß er auch die Augen offen atte. Da schaute er umher.

Zu seiner Rechten und zu seiner Linken standen wei bewaffnete Männer, jeder in einen weiten Mantel ehüllt und das Gesicht mit einer Larve bedeckt.

Einer von diesen zwei Männern hielt in der Hand ine kleine Lampe, deren rother Schein das traurigste Bemälde beleuchtete, das ein König erschauen konnte.

Ludwig sagte sich, sein Traum währe fort, und m ihn aufhören zu machen, genüge es, die Arme zu ewegen oder seine Stimme hören zu lassen. Er wandte ich nun an denjenigen von den zwei Männern, welcher ie Lampe hielt, und sprach:

„Was ist das, mein Herr, und woher rührt dieser Scherz?"

„Es ist kein Scherz," antwortete mit dumpfer Stimme derjenige von den zwei Männern, welcher die ampe hielt.

„Seid Ihr im Dienste von Herrn Fouquet?" ragte der König, ein wenig verblüfft.

„Gleichviel, in wessen Dienste wir sind!" erwieerte das Gespenst. „Wir sind nun Eure Gebieter."

Mehr ungeduldig, als eingeschüchtert, wandte sich er König an die zweite Larve und sprach:

„Ist das eine Komödie, so sagt Herrn Fouquet, ch finde sie unschicklich, und ich befehle, daß sie auföre."

Die zweite Larve, an die sich der König wandte, ar ein Mann von hohem Wuchse und von großem mfang. Er hielt sich aufrecht und unbeweglich, wie in [redacted]rblock.

„Nun!" fügte der König, mit dem Fuße stampfend, ei: „Ihr antwortet mir nicht!"

„Wir antworten Euch nicht, mein kleiner Herr," rwiederte der Riese mit einer Stentorstimme, „weil uch nichts zu antworten ist, wenn nicht, daß Ihr der

erſte Aergerliche ſeid, und daß Herr Coc
von Voliére Euch in der Zahl der Seinigen vergeſſen
„Aber was will man denn von mir?“ rief Lu
voll Zorn die Arme kreuzend.
„Ihr werdet es ſpäter erfahren,“ erwiederte
Lampenträger.
„Sagt mir einſtweilen, wo ich bin?“
„Schaut!“
Ludwig ſchaute wirklich; doch beim Scheine
Lampe, die der Verlarvte aufhob, erblickte er nur f
Wände, an denen da und dort der ſilberne Sog
Erdſchnecken glänzte.
„Ho! ho! ein Kerker!“ machte Ludwig.
„Nein, ein unterirdiſches Gewölbe.“
„Welches führt? . . .“
„Wollt uns folgen.“
„Ich rühre mich nicht von der Stelle!“ rie
König.
„Macht Ihr den Widerſpänſtigen, mein j
Freund,“ erwiederte der Stärkere von den beiden
nern, „ſo hebe ich Euch auf und wickle Euch in
nen Mantel, und wenn Ihr darin erſtickt, meiner T
deſto ſchlimmer für Euch.“
Indem er dieſe Worte ſagte, zog der Sprec
unter dem Mantel, mit dem er den König bed
eine Hand hervor, die Milon von Kroton gern an
Tage beſeſſen hätte, wo ihm der unglückliche Ge
kam, ſeine letzte Eiche auseinander zu reißen.
Es ſchauderte dem König vor einer Gewal
denn er begriff, daß dieſe zwei Männer, in deren
walt er ſich befand, nicht ſo weit vorgerückt waren
zurückzuweichen, und daß ſie folglich die Sac
Aeußerſte treiben würden. Er ſchüttelte den
ſagte:
„Es ſcheint, ich bin in die Hände von zwei
dern gefallen. Vorwärts!“
Keiner von den zwei Männern erwiederte

dieſes Wort. Derjenige, welcher die Lampe trug, g voran; der König folgte ihm; dann kam die zweite ve. Man durchſchritt eine lange, gekrümmte Gal- ie, mit ſo vielen Treppen, als man in dem geheim- vollen, düſteren Palaſte von Anna Radcliff findet. e dieſe Krümmungen, in denen der König wieder- t das Rauſchen von Waſſer über ſeinem Kopfe hörte, ndeten am Ende in einen langen, mittelſt einer eiſer- Thüre verſchloſſenen Gang aus. Der Mann der npe öffnete dieſe Thüre mit Schlüſſeln, die er an iem Gürtel trug, wo ſie der König auf dem ganzen ge hatte klirren hören.

Als ſich dieſe Thüre öffnete und Luft einſtrömen , erkannte der König die balſamiſchen Düfte, welche Bäume nach heißen Sommertagen ausſtrömen. Einen genblick blieb er ſtehen, aber der kräftige Wächter, ihm folgte, ſchob ihn aus dem unterirdiſchen Gang aus.

„Ich frage Euch noch einmal,“ ſagte Ludwig, in- n er ſich gegen denjenigen umwandte, der ſich die wegene Handlung, ſeinen Souverain zu berühren, aubt hatte, „was wollt Ihr mit dem König von ankreich machen?“

„Sucht dieſen Namen zu vergeſſen,“ erwiederte Lampenmann mit einem Ton, der ebenſo wenig eine wendung zuließ, als die berühmten Sprüche von inos.

„Ihr müßtet für dieſes Wort gerädert werden,“ te der Rieſe bei, der nun das Licht auslöſchte, das n ſein Gefährte reichte; „doch der König iſt zu leut- g.“

Bei dieſer Drohung machte Ludwig eine ſo unge- me Bewegung, daß man glauben konnte, er wolle fliehen; doch die Hand des Rieſen legte ſich auf ſeine hulter und hielt ihn an ſeinem Platze feſt.

„Aber wohin gehen wir denn?“ fragte der König.

„Kommt,“ erwiederte der Erſte von den zwei Männern mit einer Art von Ehrfurcht.

Und er führte ſeinen Gefangenen zu einem Wagen, der zu warten ſchien.

Dieſer Wagen war ganz im Blätterwerk verborgen. Zwei Pferde, welche Feſſeln an den Beinen hatten, waren mittelſt eines Halfters an die niedrigen Zweige einer großen Eiche gebunden.

„Steigt ein,“ ſagte derſelbe Mann, indem er den Kutſchenſchlag öffnete und den Fußtritt niederließ.

Der König gehorchte und ſetzte ſich auf den Rückſitz des Wagens, deſſen gepolſterter und mit einem Schloſſe verſehener Schlag ſogleich hinter ihm und ſeinem Führer zugemacht wurde. Der Rieſe durchſchnitt die Feſſeln und Halfter der Pferde, ſpannte ſelbſt an und ſtieg auf den Bock, der nicht beſetzt war. Sogleich fuhr der Wagen in ſcharfem Trabe ab, erreichte die Straße nach Paris und fand im Walde von Senort ein wie die erſten Pferde an die Bäume gebundenes Relais ohne Poſtillon. Der Mann vom Bock wechſelte das Geſpann und ſetzte raſch die Fahrt nach Paris fort, wo er gegen drei Uhr Morgens ankam. Der Wagen folgte dem Faubourg Saint-Antoine, und nachdem er der Schildwache: „Befehl des Königs!“ zugerufen hatte, lenkte der Kutſcher die Pferde in die kreisförmige, auf den Hof des Gouvernement zulaufenden Ringmauer der Baſtille. Hier hielten die Pferde rauchend bei den Stufen der Freitreppe an. Ein Sergent von der Wache lief herbei.

„Man wecke den Herrn Gouverneur!“ rief der Kutſcher mit einer Donnerſtimme.

Abgeſehen von dieſer Stimme, welche man vom Eingange des Faubourg Saint-Antoine aus hätte hören können, blieb Alles ruhig im Wagen, wie im Schloß. Nach zehn Minuten erſchien Herr von Baiſemeaux im Schlafrock auf ſeiner Thürſchwelle.

„Was gibt es wieder?“ fragte er. „Und wen ringt Ihr mir da?“

Der Mann mit der Laterne öffnete den Wagenhlag und ſagte zwei Worte zum Kutſcher. Sogleich ieg dieſer von ſeinem Bocke ab, nahm die Muskete, ie er unter ſeinen Füßen hielt, und ſetzte den Lauf es Gewehres dem Gefangenen auf die Bruſt.

„Und gebt Feuer, wenn er ſpricht!“ fügte laut er Mann, der aus dem Wagen ſtieg, bei.

„Gut,“ erwiederte der Andere ohne eine weitere Bemerkung.

Nachdem er dieſen Auftrag ertheilt hatte, ſtieg er Führer des Königs die Stufen hinauf, auf deren berſter der Gouverneur wartete.

„Herr d'Herblay!“ rief dieſer.

„St!“ ſagte Aramis, „treten wir bei Euch ein.“

„Ach! mein Gott! Und was führt Euch denn zu ieſer Stunde hierher?“

„Ein Irrthum, mein lieber Herr von Baiſemeaux,“ ntwortete Aramis ruhig. „Es ſcheint, Ihr hattet eulich Recht.“

„In welcher Hinſicht?“

„In Beziehung auf den Freilaſſungsbefehl, theurer reund.“

„Erklärt mir das, mein Herr, nein, Monſeigneur,“ igte Baiſemeaux ganz beklommen zugleich von Verunderung und von Schrecken.

„Das iſt ganz einfach. Ihr erinnert Euch, lieber Herr von Baiſemeaux, daß man Euch einen Freilaſſungsefehl überſchickt hat?“

„Ja, für Marchiali.“

„Nicht wahr, wir haben Alle geglaubt, er wäre ür Marchiali?“

„Gewiß. Entſinnt Euch jedoch, daß ich zweifelte, aß ich nicht wollte, daß Ihr mich gezwungen habt.“

„Oh! welches Wort gebraucht Ihr da, lieber Baiemeaux! aufgefordert, nicht mehr.“

„Kommt,“ erwiederte der Erſte von den zwei Männern mit einer Art von Ehrfurcht.

Und er führte ſeinen Gefangenen zu einem Wagen, der zu warten ſchien.

Dieſer Wagen war ganz im Blätterwerk verborgen. Zwei Pferde, welche Feſſeln an den Beinen hatten, waren mittelſt eines Halfters an die niedrigen Zweige einer großen Eiche gebunden.

„Steigt ein,“ ſagte derſelbe Mann, indem er den Kutſchenſchlag öffnete und den Fußtritt niederließ.

Der König gehorchte und ſetzte ſich auf den Rückſitz des Wagens, deſſen gepolſterter und mit einem Schloſſe verſehener Schlag ſogleich hinter ihm und ſeinem Führer zugemacht wurde. Der Rieſe durchſchnitt die Feſſeln und Halfter der Pferde, ſpannte ſelbſt an und ſtieg auf den Bock, der nicht beſetzt war. Sogleich fuhr der Wagen in ſcharfem Trabe ab, erreichte die Straße nach Paris und fand im Walde von Senort ein wie die erſten Pferde an die Bäume gebundenes Relais ohne Poſtillon. Der Mann vom Bock wechſelte das Geſpann und ſetzte raſch die Fahrt nach Paris fort, wo er gegen drei Uhr Morgens ankam. Der Wagen folgte dem Faubourg Saint-Antoine, und nachdem er der Schildwache: „Befehl des Königs!“ zugerufen hatte, lenkte der Kutſcher die Pferde in die kreisförmige, auf den Hof des Gouvernement zulaufenden Ringmauer der Baſtille. Hier hielten die Pferde rauchend bei den Stufen der Freitreppe an. Ein Sergent von der Wache lief herbei.

„Man wecke den Herrn Gouverneur!“ rief der Kutſcher mit einer Donnerſtimme.

Abgeſehen von dieſer Stimme, welche man vom Eingange des Faubourg Saint-Antoine aus hätte hören können, blieb Alles ruhig im Wagen, wie im Schloß. Nach zehn Minuten erſchien Herr von Baiſemeaux im Schlafrock auf ſeiner Thürſchwelle.

„Was gibt es wieder?“ fragte er. „Und wen
ingt Ihr mir da?“

Der Mann mit der Laterne öffnete den Wagen-
lag und ſagte zwei Worte zum Kutſcher. Sogleich
eg dieſer von ſeinem Bocke ab, nahm die Muskete,
: er unter ſeinen Füßen hielt, und ſetzte den Lauf
s Gewehres dem Gefangenen auf die Bruſt.

„Und gebt Feuer, wenn er ſpricht!“ fügte laut
r Mann, der aus dem Wagen ſtieg, bei.

„Gut,“ erwiederte der Andere ohne eine weitere
emerkung.

Nachdem er dieſen Auftrag ertheilt hatte, ſtieg
r Führer des Königs die Stufen hinauf, auf deren
erſter der Gouverneur wartete.

„Herr d'Herblay!“ rief dieſer.

„St!“ ſagte Aramis, „treten wir bei Euch ein.“

„Ach! mein Gott! Und was führt Euch denn zu
eſer Stunde hierher?“

„Ein Irrthum, mein lieber Herr von Baiſemeaux,“
twortete Aramis ruhig. „Es ſcheint, Ihr hattet
ulich Recht.“

„In welcher Hinſicht?“

„In Beziehung auf den Freilaſſungsbefehl, theurer
reund.“

„Erklärt mir das, mein Herr, nein, Monſeigneur,“
gte Baiſemeaux ganz beklommen zugleich von Ver-
underung und von Schrecken.

„Das iſt ganz einfach. Ihr erinnert Euch, lieber
err von Baiſemeaux, daß man Euch einen Freilaſſungs-
fehl überſchickt hat?“

„Ja, für Marchiali.“

„Nicht wahr, wir haben Alle geglaubt, er wäre
r Marchiali?“

„Gewiß. Entſinnt Euch jedoch, daß ich zweifelte,
ß ich nicht wollte, daß Ihr mich gezwungen habt.“

„Oh! welches Wort gebraucht Ihr da, lieber Bai-
meaux! aufgefordert, nicht mehr.“

„Kommt," erwiederte der Erſte von den zwei Männern mit einer Art von Ehrfurcht.

Und er führte ſeinen Gefangenen zu einem Wagen, der zu warten ſchien.

Dieſer Wagen war ganz im Blätterwerk verborgen. Zwei Pferde, welche Feſſeln an den Beinen hatten, waren mittelſt eines Halfters an die niedrigen Zweige einer großen Eiche gebunden.

„Steigt ein," ſagte derſelbe Mann, indem er den Kutſchenſchlag öffnete und den Fußtritt niederließ.

Der König gehorchte und ſetzte ſich auf den Rückſitz des Wagens, deſſen gepolſterter und mit einem Schloſſe verſehener Schlag ſogleich hinter ihm und ſeinem Führer zugemacht wurde. Der Rieſe durchſchnitt die Feſſeln und Halfter der Pferde, ſpannte ſelbſt an und ſtieg auf den Bock, der nicht beſetzt war. Sogleich fuhr der Wagen in ſcharfem Trabe ab, erreichte die Straße nach Paris und fand im Walde von Senort ein wie die erſten Pferde an die Bäume gebundenes Relais ohne Poſtillon. Der Mann vom Bock wechſelte das Geſpann und ſetzte raſch die Fahrt nach Paris fort, wo er gegen drei Uhr Morgens ankam. Der Wagen folgte dem Faubourg Saint-Antoine, und nachdem er der Schildwache: „Befehl des Königs!" zugerufen hatte, lenkte der Kutſcher die Pferde in die kreisförmige, auf den Hof des Gouvernement zulaufenden Ringmauer der Baſtille. Hier hielten die Pferde rauchend bei den Stufen der Freitreppe an. Ein Sergent von der Wache lief herbei.

„Man wecke den Herrn Gouverneur!" rief der Kutſcher mit einer Donnerſtimme.

Abgeſehen von dieſer Stimme, welche man vom Eingange des Faubourg Saint-Antoine aus hätte hören können, blieb Alles ruhig im Wagen, wie im Schloß. Nach zehn Minuten erſchien Herr von Baiſemeaux im Schlafrock auf ſeiner Thürſchwelle.

„Was gibt es wieder?“ fragte er. „Und wen bringt Ihr mir da?“

Der Mann mit der Laterne öffnete den Wagenschlag und sagte zwei Worte zum Kutscher. Sogleich stieg dieser von seinem Bocke ab, nahm die Muskete, die er unter seinen Füßen hielt, und setzte den Lauf des Gewehres dem Gefangenen auf die Brust.

„Und gebt Feuer, wenn er spricht!“ fügte laut der Mann, der aus dem Wagen stieg, bei.

„Gut,“ erwiederte der Andere ohne eine weitere Bemerkung.

Nachdem er diesen Auftrag ertheilt hatte, stieg der Führer des Königs die Stufen hinauf, auf deren oberster der Gouverneur wartete.

„Herr d'Herblay!“ rief dieser.

„St!“ sagte Aramis, „treten wir bei Euch ein.“

„Ach! mein Gott! Und was führt Euch denn zu dieser Stunde hierher?“

„Ein Irrthum, mein lieber Herr von Baisemeaux,“ antwortete Aramis ruhig. „Es scheint, Ihr hattet neulich Recht.“

„In welcher Hinsicht?“

„In Beziehung auf den Freilassungsbefehl, theurer Freund.“

„Erklärt mir das, mein Herr, nein, Monseigneur,“ sagte Baisemeaux ganz beklommen zugleich von Verwunderung und von Schrecken.

„Das ist ganz einfach. Ihr erinnert Euch, lieber Herr von Baisemeaux, daß man Euch einen Freilassungsbefehl überschickt hat?“

„Ja, für Marchiali.“

„Nicht wahr, wir haben Alle geglaubt, er wäre für Marchiali?“

„Gewiß. Entsinnt Euch jedoch, daß ich zweifelte, daß ich nicht wollte, daß Ihr mich gezwungen habt.“

„Oh! welches Wort gebraucht Ihr da, lieber Baisemeaux! aufgefordert, nicht mehr.“

„Aufgefordert, ja, Euch den Gefangenen zu übergeben, und Ihr habt ihn in Eurem Wagen mitgenommen.“

„Wohl! mein lieber Herr von Baiſemeaux, das war ein Irrthum. Man hat ihn im Miniſterium erkannt, ſo daß ich Euch einen Befehl des Königs bringe, einen Anderen in Freiheit zu ſetzen . . . Seldon, den armen Teufel von einem Schotten, Ihr wißt?“

„Seldon! ſeid Ihr diesmal Eurer Sache ſicher?“

„Ei! leſet ſelbſt,“ rief Aramis.

Und er reichte ihm den Befehl.

„Aber dieſer Befehl iſt mir ſchon einmal durch die Hände gegangen,“ ſagte Baiſemeaux.“

„Wahrhaftig!“

„Es iſt der, von welchem ich Euch bethenerte, ich habe ihn an jenem Abend geſehen. Bei Gott! ich erkenne ihn an dem Tintenflecks.“

„Ich weiß nicht, ob es derſelbe iſt, ſoviel bleibt aber wahr, daß ich ihn Euch überbringe.“

„Doch der Andere?“

„Welcher Andere?“

„Marchiali.“

„Ich führe ihn Euch zurück.“

„Das genügt mir nicht. Um ihn wieder aufzunehmen, brauche ich einen neuen Befehl.“

„Sagt doch nicht ſolche Dinge, mein lieber Baiſemeaux! Ihr ſprecht wie ein Kind! Wo iſt der Befehl, den Ihr in Beziehung auf Marchiali erhalten habt?“

Baiſemeaux lief an ſeinen Schrank und zog den Befehl daraus hervor. Aramis nahm ihn, zerriß ihn kalt in vier Stücke, hielt die Stücke an die Lampe und verbrannte ſie.

„Was macht Ihr denn?“ rief Baiſemeaux, im höchſten Grade erſchrocken.

„Betrachtet ein wenig die Lage der Dinge, mein lieber Gouverneur,“ erwiederte Aramis mit ſeiner un-

ſtörbaren Ruhe, „und Ihr werdet ſehen, wie einfach ſie iſt. Ihr habt keinen Befehl mehr, der den Abgang von Marchiali rechtfertigt.“

„Ei! mein Gott, nein, ich bin ein verlorener Mann.“

„Keines Wegs, da ich Euch Marchiali zurückbringe. Sobald ich ihn Euch bringe, iſt es, als ob er gar nicht weggegangen wäre.“

„Ah!“ machte der Gouverneur verblüfft.

„Allerdings. Ihr ſperrt ihn auf der Stelle wieder ein.“

„Das glaube ich wohl!“

„Und Ihr gebt mir dieſen Seldon, den der neue Befehl frei macht. Auf dieſe Art iſt Eure Verantwortlichkeit in Ordnung. Begreift Ihr?“

„Ich . . . ich . . .“

„Ihr begreift,“ ſagte Aramis. „Sehr gut!“

Baiſemeaux faltete die Hände.

„Aber warum bringt Ihr mir denn Marchiali zurück, nachdem Ihr mir ihn genommen habt?“ rief der unglückliche Gouverneur in einem Paroxismus des Schmerzes und der Beſtürzung.

„Für einen Freund, wie Ihr,“ ſagte Aramis, „für einen Diener, wie Ihr, habe ich keine Geheimniſſe.“

Und er näherte ſeinen Mund dem Ohre von Baiſemeaux und flüſterte:

„Ihr wißt, welche Aehnlichkeit zwiſchen dieſem Unglücklichen und . . .“

„Dem König ſtattfindet, ja.“

„Wohl! der erſte Gebrauch, den Marchiali von ſeiner Freiheit machte, war, daß er behauptete, errathet, was?“

„Wie ſoll ich das errathen?“

„Daß er behauptete, er ſei der König von Frankreich.“

„Oh! der Unglückliche!“ rief Baiſemeaux.

„Dies geſchah, um Kleider denen des Königs ähnliche anzuthun und ſich als Uſurpator aufzuwerfen.“

„Gütiger Himmel!“

„Deswegen bringe ich ihn Euch zurück, l
Freund. Er ist ein Narr und sagt seine Narrheit
Welt.“

„Was ist nun zu thun?“

„Das ist ganz einfach: Ihr dürft ihn mit Nie
reden lassen. Ihr begreift, daß, als die Sache
König zu Ohren kam, der mit seinem Unglück M
gehabt hatte und nun seine Güte mit dem schwär
Undank belohnt sah, der König wüthend war. S
nun, behaltet das wohl, mein lieber Herr von A
meaux, denn das geht Euch an, daß nun die T
strafe für diejenigen darauf gesetzt ist, welche ih
andern Personen, als mit mir oder mit dem J
selbst, sich unterreden ließen. Ihr versteht, Baisem
Todesstrafe.“

„Ob ich verstehe, alle Teufel!“

„Und nun geht hinab, und führt den armen
sel wieder in seinen Kerker, wenn Ihr ihn nicht
hier herauf kommen lassen wollt.“

„Wozu dies?“

„Ja, nicht wahr, es ist besser, ihn sogleich
sperren.“

„Bei Gott!“

„Gehen wir also.“

Baisemeaux ließ die Trommel rühren un
Glocke läuten, was verkündigte, daß Jeder in
Wohnung zurückzukehren hatte, um das Begegnen
geheimnißvollen Gefangenen zu vermeiden. Dann
die Wege frei waren, nahm er aus dem Wage
Gefangenen, den Porthos, dem Befehl getreu, die
kete auf die Brust gesetzt bewachte.

„Ah! Ihr seid der Unglückliche!“ rief Baisem
als er den König erblickte. „Es ist gut! es ist

Und er ließ sogleich den König aus dem W
steigen, führte ihn, stets begleitet von Porthos, der
Larve nicht abgelegt, und von Aramis, der die s

wieder aufgenommen hatte, in die zweite Vertaubière und öffnete ihm die Thüre der Stube, in der Philipp sechs Jahre lang geseufzt hatte.

Der König trat in den Kerker ein, ohne ein Wort zu sprechen. Er war bleich und verstört.

Baisemeaux machte die Thüre wieder hinter ihm zu, drehte den Schlüssel selbst zweimal im Schlosse um, kehrte dann zu Aramis zurück und sagte leise zu diesem:

„Es ist, bei meiner Treue! wahr, er gleicht dem König; doch weniger, als Ihr sagt."

„So daß Ihr Euch durch die Unterschiebung nicht hättet täuschen lassen."

„Ah! was denkt Ihr!"

„Ihr seid ein kostbarer Mann, mein lieber Baisemeaux," sagte Aramis. „Setzt nun Seldon in Freiheit."

„Es ist richtig; ich vergaß . . . Ich will den Befehl geben . . ."

„Bah! Ihr habt morgen Zeit."

„Morgen! nein, nein, auf der Stelle. Gott behüte mich, daß ich eine Secunde warte."

„Dann geht an Eure Geschäfte, ich gehe an die meinigen. Doch nicht wahr, das ist abgemacht?"

„Was ist abgemacht?"

„Das Niemand der Eintritt zu dem Gefangenen gestattet wird, außer mit einem Befehl des Königs, welchen Befehl ich selbst überbringen werde."

„Abgemacht. Gott befohlen, Monseigneur."

Aramis kehrte zu seinem Gefährten zurück.

„Vorwärts, Freund Porthos, nach Baux! Und geschwinde!"

„Man ist leicht, wenn man seinem König treu gedient und, indem man ihm gedient, sein Vaterland gerettet hat," sagte Porthos. „Die Pferde werden nichts zu ziehen haben. Marsch!"

Und von einem Gefangenen befreit, der Aramis

in der That sehr schwer scheinen konnte, fuhr der Wa
gen über die Zugbrücke der Bastille, welche hinter ih
wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Bastille.

re
Kö
geh
Und
nun,
meau
strafe
andern
selbst, si
Todesstra
„Ob i
„Und n
sel wieder in
hier herauf kom
„Wozu dies
„Ja, nicht wa
sperren."
„Bei Gott!"
„Gehen wir also."
Baisemeaux ließ die
Glocke läuten, was verkü
Wohnung zurückzukehren hat
geheimnißvollen Gefangenen zu
die Wege frei waren, nahm er
Gefangenen, den Porthos, dem Be
kete auf die Brust gesetzt bewachte
„Ah! Ihr seid der Ungl
als er den König erblickte.
Und er ließ sogleich
steigen, führte ihn, stets
Larve nicht ab

reifsbares Geſpenſt ſeinem ſchmerzlichen Lei-
nen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
lehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen;
n, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen
der Agonie zu vermengen, war das nicht,
der König, eine um ſo gräßlichere Marter,
g ſein konnte?
hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
hüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm ge-
urbe.
ante nicht einmal umher, und in dieſer Stube,
eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die
Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem
en ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas
es zu ſehen.
bin ich geſtorben?" ſagte er halb wahnſinnig
ßt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein
hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung
einen Stoß, an irgend eine Quetſchung.
n mich nicht [illegible]her im Mahle oder im Dampfe
[illegible]tet haben, wie meine Urgroßmut-
[illegible]et!"
[illegible] die Kälte dieſer Stube wie ein Man-
chultern von Ludwig.
abe." ſprach er, „ich habe meinen Vater in
iglichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt
Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene
eſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen
ieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen
nen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
ne mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken!
dten, dem ſo viele Andere, von ihm in den
d befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
ig war noch der König; er thronte noch auf
tenbette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel.
nichts von ſeiner Majeſtät abgele-

XVIII.

Eine Nacht in der Bastille.

Ein grausbares Gespenst seinem schmerzlichen Lei-
en beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
chen der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit schwimmen;
Alles hören, Alles sehen, ohne einen von den einzelnen
Umständen der Agonie zu vermengen, war das nicht,
agte sich der König, eine um so gräßlichere Marter,
ls sie ewig sein konnte?

„Ist hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
ennt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
o die Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm ge-
chloſſen wurde.

Er ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube,
n irgend eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die
nrichtbare Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem
r die Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas
Schlimmeres zu ſehen.

„Wie bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig
u ſich ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein
unſtwerk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung
n irgend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung.
Sollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
er Wachskerzen vergift n, wie meine Urgroßmut-
er Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die K te dieſer Stube wie ein Man-
el auf die Schultern Ludwig.

„Ich habe,“ ſprach er, „ich habe meinen Vater in
einem königlichen Gew nde auf ſeinem Bett ausgeſetzt
n. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene
Geſicht, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen
Hände, dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen
orten Schlaf. Und dennoch, wie
Gott dieſem Todten ſchicken!
re Andere, von ihm in den
ert, vorangegangen waren!!! Nein,
g war noch der König; er thronte noch auf
Todtenbette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel.
e nichts von ſeiner Majeſtät abge

Ein greifbares Geſpenſt ſeinem ſchmerzlichen Lei-
n beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
en der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen;
les hören, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen
nſtänden der Agonie zu vermengen, war das nicht,
zte ſich der König, eine um ſo gräßlichere Marter,
ſie ewig ſein konnte?

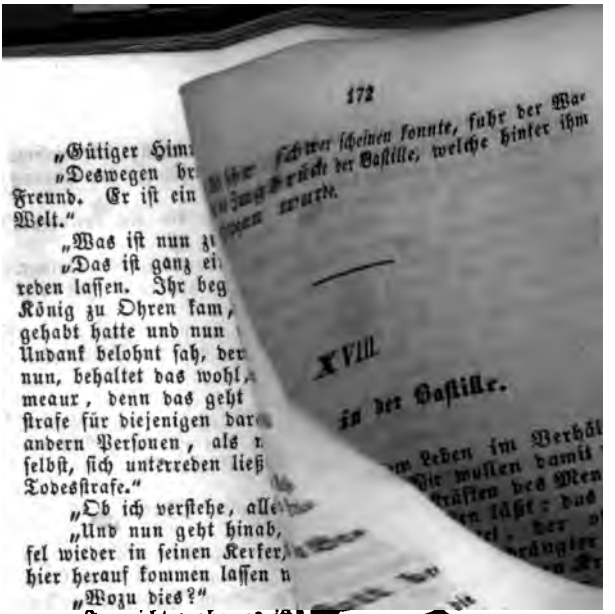
„Iſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
nt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
die Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm ge-
loſſen wurde.

Er ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube,
irgend eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die
chtbare Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem
die Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas
chlimmeres zu ſehen.

„Wie bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig
ſich ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein
nſtwerk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung
irgend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung.
ollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
r Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
r Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Man-
f die Schultern von Ludwig.

„ich habe meinen Vater in
unde auf ſeinem Bett ausgeſetzt
leiche, ſo ruhige und ſo eingefallene
geſchickten, nun unempfindlich gewordenen
ieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen
räumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
el Träume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken!
eſem Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den
igen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
eſer König war noch der König; er thronte noch auf
eſem Todtenbette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel.
r hatte nichts von ſeiner Majeſtät abgeleg[t]



„Gütiger Him
„Deswegen br
Freund. Er ist ein
Welt."
„Was ist nun zu
„Das ist ganz ei
reden lassen. Ihr beg
König zu Ohren kam,
gehabt hatte und nun
Undank belohnt sah, der
nun, behaltet das wohl,
meaux, denn das geht
strafe für diejenigen dar
andern Personen, als n
selbst, sich unterreden ließ
Todesstrafe."
„Ob ich verstehe, alle
„Und nun geht hinab,
fel wieder in seinen Kerker,
hier herauf kommen lassen w
„Wozu dies?"
„Ja, nicht wahr, es ist
sperren."
„Bei Gott!"
„Gehen wir also."
Baisemeaux ließ die Tr
Glocke läuten, was verkündig
Wohnung zurückzukehren hatte,
geheimnißvollen Gefangenen zu
die Wege frei waren, nahm er
Gefangenen, den Porthos, dem B
kete auf die Brust gesetzt bewach
„Ah! Ihr seid der Ungl
als er den König erblickte.
Und er ließ sogleich
steigen, führte ihn, ste
Larve nich

schwer scheinen konnte, fuhr der Wa-
brücke der Bastille, welche hinter ihm
wurde.

XVIII.

in der Bastille.

Leben im Verhäl
Wir wollen damit
Kräften des Men
läßt: das
der
drängter
Gefangenen
des Königs.
Seigneur.
zurück.
nach
seinem
Gedient

Ein gre[illegible] nſt ſeinem ſchmerzlichen Lei-
beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
n der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen;
es hören, Alles ſehen ohne einen von den einzelnen
ſtänden der Agonie zu vermengen, war das nicht,
: ſich der König, eine um ſo gräßlichere Marter,
le ewig ſein konnte?

„Iſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
e Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm ge-
wurde.

ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube,
d eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die
e Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem
gen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas
es zu ſehen.

bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig
. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein
nabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung
nen Stoß, an irgend eine Queiſchung.
ich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
n vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
d'Albret!“

.ch fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Mau-
le Schultern von Ludwig.

ch habe.“ ſprach er, „ich habe meinen Vater in
königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt
hen. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene
ſicht, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen
nde, dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen
Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
Träume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken!
ſem Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den
igen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
er König war noch der König; er thronte noch auf
ſem Todtenbette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel.
hatte nichts von ſeiner Majeſtät abge

Ein greifbares Geſpenſt ſeinem ſchmerzlichen Lei-
n beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
ſen der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen;
lles hören, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen
ſtänden der Agonie zu vermengen, war das nicht,
gte ſich der König, eine um ſo gräßlichere Marter,
s ſie ewig ſein konnte?

„Iſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
nnt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
o die Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm ge-
hloſſen wurde.

Er ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube,
n irgend eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die
rchtbare Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem
die Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas
chlimmeres zu ſehen.

„Wie bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig
ſich ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein
unſtwerk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung
n irgend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung.
ollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
r Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
r Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Man-
auf die Schultern von Ludwig.

„Ich habe,“ ſprach er, „ich habe meinen Vater in
m königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt
gen. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene
ht, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen
nde, dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen
t Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
el Träume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken!
ieſem Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den
wigen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
König war noch der König; er thronte noch auf
ſeiner Bette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel.
hatte nichts von ſeiner Majeſtät abgeleg

[illegible] ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wa[illegible] über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm [illegible] aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baur eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig eines von den im Leben unmöglichen Gräueln, welche man die Entthronung, die [illegible]kerkerung und die Verletzung eines kurz zuvor [illegible]n Königs nennt.

Ein greifbares Geſpenſt ſeinem ſchmerzlichen Leiden beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwiſchen der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen; Alles hören, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen Umſtänden der Agonie zu vermengen, war das nicht, ſagte ſich der König, eine um ſo gräßlichere Marter, als ſie ewig ſein konnte?

„Iſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle nennt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick, wo die Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm geſchloſſen wurde.

Er ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube, an irgend eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die furchtbare Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem er die Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas Schlimmeres zu ſehen.

„Wie bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig zu ſich ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein Kunſtwerk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung an irgend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung. Sollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe der Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmutter Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Mantel auf die Schultern von Ludwig.

„Ich habe,“ ſprach er, „ich habe meinen Vater in ſeinem königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt geſehen. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene Geſicht, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen Hände, dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen mit Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie viel Träume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken! dieſem Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den ewigen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein, dieſer König war noch der König; er thronte noch auf dieſem Todtenbette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel. Er hatte nichts von ſeiner Majeſtät abgelegt.

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baux eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig den im Leben unmöglichen Gräueln, welche Entthronung, die Einkerkerung und die Verkurz zuvor noch allm nigs n

Ein greifbares Geſpenſt ſeinem ſchmerzlichen Leiden beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwiſchen der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen; Alles hören, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen Umſtänden der Agonie zu vermengen, war das nicht, ſagte ſich der König, eine um ſo gräßlichere Marter, als ſie ewig ſein konnte?

„Iſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle nennt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick, wo die Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm geſchloſſen wurde.

Er ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube, an irgend eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die furchtbare Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem er die Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas Schlimmeres zu ſehen.

„Wie bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig zu ſich ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein Kunſtwerk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung an irgend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung. Sollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe der Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmutter Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Mantel auf die Schultern von Ludwig.

„Ich habe,“ ſprach er, „ich habe meinen Vater in ſeinem königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt geſehen. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene Geſicht, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen Hände, dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen mit Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie viel Träume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken! dieſem Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den ewigen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein, [illegible]ig war noch der König; er thronte noch auf [illegible]ette, wie in dem ſammetenen Thron[illegible]el. [illegible]s von ſeiner Majeſtät abgelegt. [illegible]tt,

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baux eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig [illegible] den im Leben unmöglichen Gräueln, welche Entthronung, die Einkerkerung und die Vergiftung kurz zuvor noch allmächtige [illegible]

[illegible] seinem ſchmerzlichen Lei-
wohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
n Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen;
ren, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen
en der Agonie zu vermengen, war das nicht,
ß der König, eine um ſo gräßlichere Marter,
ewig ſein konnte?
ſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm ge-
wurde.
ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube,
nd eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die
re Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem
lugen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas
meres zu ſehen.
Wie bin ich geſtorben?" ſagte er halb wahnſinnig
ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein
erk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung
end einen Stoß, an irgend eine Quetſchung.
man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
chskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
anna d'Albret!"
ötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Man-
die Schultern von Ludwig.
ich habe," ſprach er, „ich habe meinen Vater in
königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt
. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene
, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen
dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen
äumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
äume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken!
Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den
Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
[illegible] war noch der König; er thronte noch auf
[illegible]bette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel.
[illegible]hts von ſeiner Majeſtät abgelegt.

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baux eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig den im Leben unmöglichen Gräueln, welche Entthronung, die Einkerkerung und die P[illegible] kurz zuvor noch allmä[illegible] nige n[illegible]

greifbares Gespenst seinem schmerzlichen Lei-
wohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
: Aehnlichkeit und der Wirklichkeit schwimmen;
ren, Alles sehen, ohne einen von den einzelnen
en der Agonie zu vermengen, war das nicht,
h der König, eine um so gräßlichere Marter,
ewig sein konnte?
ß hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
Thüre von Baisemeaux selbst hinter ihm ge-
wurde.
schaute nicht einmal umher, und in dieser Stube,
nd eine Wand angelehnt, ließ er sich durch die
re Voraussetzung seines Todes fortziehen, indem
Augen schloß, um es zu vermeiden, noch etwas
meres zu sehen.
Wie bin ich gestorben?" sagte er halb wahnsinnig
selbst. „Hat man nicht dieses Bett durch ein
erk hinabsinken lassen? Nein, keine Erinnerung
end einen Stoß, an irgend eine Quetschung.
man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
chskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
janna d'Albret!"
ötzlich fiel die Kälte dieser Stube wie ein Man-
die Schultern von Ludwig.
ich habe." sprach er, „ich habe meinen Vater in
königlichen Gewande auf seinem Bett ausgesetzt
. Dieses bleiche, so ruhige und so eingefallene
, diese geschickten, nun unempfindlich gewordenen
, diese starren Beine, dies Alles verrieth keinen
äumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
räume mußte nicht Gott diesem Todten schicken!
Todten, dem so viele Andere, von ihm in den
Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
[redacted]g war noch der König; er thronte noch auf
[redacted]ybette, wie in dem sammetenen Thronsessel.
chts von seiner Majestät abgelegt. Gott,

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baux eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig [illegible] den im Leben unmöglichen Gräueln, welche Entthronung, die Einkerkerung und die Verkurz zuvor noch allmächtig [illegible]

[redacted] seinem schmerzlichen Leiden; in einem unfaßlichen Geheimniß zwischen Aehnlichkeit und der Wirklichkeit schwimmen; ren, Alles sehen, ohne einen von den einzelnen den der Agonie zu vermengen, war das nicht, ch der König, eine um so gräßlichere Marter, ewig sein konnte?

ßt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick, Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm geurde.

ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube, nd eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die re Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas meres zu ſehen.

Wie bin ich geſtorben?" ſagte er halb wahnſinnig ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein erk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung jend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung. man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe chskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmutanna d'Albret!"

lötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Mann die Schultern von Ludwig.

Ich habe," ſprach er, „ich habe meinen Vater in königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt . Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene , dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen , dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen räumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie räume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken! Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein, war noch der König; er thronte noch auf bette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel. chts von ſeiner Majeſtät abgelegt.

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baur eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig [illegible] den im Leben unmöglichen Gräueln, w[illegible] Entthronung, die Einkerkerung und die [illegible] kurz zuvor noch allmä[illegible] [illegible]nie[illegible]

Ein greifbares Gefpenft ſeinem ſchmerzlichen Leiden beiwohnen: in einem unfaßlichen Geheimniß zwiſchen der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit ſchwimmen; Alles hören, Alles ſehen, ohne einen von den einzelnen Umſtänden der Agonie zu vermengen, war das nicht, ſagte ſich der König, eine um ſo gräßlichere Marter, als ſie ewig ſein konnte?

„Iſt hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle nennt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick, wo die Thüre von Baiſemeaux ſelbſt hinter ihm geſchloſſen wurde.

Er ſchaute nicht einmal umher, und in dieſer Stube, an irgend eine Wand angelehnt, ließ er ſich durch die furchtbare Vorausſetzung ſeines Todes fortziehen, indem er die Augen ſchloß, um es zu vermeiden, noch etwas Schlimmeres zu ſehen.

„Wie bin ich geſtorben?“ ſagte er halb wahnſinnig zu ſich ſelbſt. „Hat man nicht dieſes Bett durch ein Kunſtwerk hinabſinken laſſen? Nein, keine Erinnerung an irgend einen Stoß, an irgend eine Quetſchung. Sollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe der Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmutter Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die Kälte dieſer Stube wie ein Mantel auf die Schultern von Ludwig.

„Ich habe.“ ſprach er, „ich habe meinen Vater in ſeinem königlichen Gewande auf ſeinem Bett ausgeſetzt geſehen. Dieſes bleiche, ſo ruhige und ſo eingefallene Geſicht, dieſe geſchickten, nun unempfindlich gewordenen Hände, dieſe ſtarren Beine, dies Alles verrieth keinen mit Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie viel Träume mußte nicht Gott dieſem Todten ſchicken! dieſem Todten, dem ſo viele Andere, von ihm in den ewigen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein, dieſer König war noch der König; er thronte noch auf dem Todtenbette, wie in dem ſammetenen Thronſeſſel. Er hatte nichts von ſeiner Majeſtät abgelegt. Gott,

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baux eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig [illegible] den im Leben unmöglichen Gräueln, [illegible] Entthronung, die Einkerkerung und die [illegible] kurz zuvor noch allmächtig [illegible]

greifbares Gespenst seinem schmerzlichen Lei-
ohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
Aehnlichkeit und der Wirklichkeit schwimmen;
ren, Alles sehen, ohne einen von den einzelnen
n der Agonie zu vermengen, war das nicht,
der König, eine um so gräßlichere Marter,
vig sein konnte?

hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
Thüre von Baisemeaux selbst hinter ihm ge-
wurde.

chaute nicht einmal umher, und in dieser Stube,
r eine Wand angelehnt, ließ er sich durch die
e Voraussetzung seines Todes fortziehen, indem
igen schloß, um es zu vermeiden, noch etwas
eres zu sehen.

e bin ich gestorben?" sagte er halb wahnsinnig
lbst. „Hat man nicht dieses Bett durch ein
hinabsinken lassen? Nein, keine Erinnerung
d einen Stoß, an irgend eine Quetschung.
an mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
Kerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
ina d'Albret!"

lich fiel die Kälte dieser Stube wie ein Man-
ie Schultern von Ludwig.

habe." sprach er, „ich habe meinen Vater in
niglichen Gewande auf seinem Bett ausgesetzt
Dieses bleiche, so ruhige und so eingefallene
diese geschickten, nun unempfindlich gewordenen
diese starren Beine, dies Alles verrieth keinen
imen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
ume mußte nicht Gott diesem Todten schicken!
Todten, dem so viele Andere, von ihm in den
Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
war noch der König; er thronte noch auf
nbette, wie in dem sammetenen Thronsessel.
von seiner Majestät abg[illegible] Gott,

in der That ſehr ſchwer ſcheinen konnte, fuhr der Wagen über die Zugbrücke der Baſtille, welche hinter ihm wieder aufgezogen wurde.

XVIII.

Eine Nacht in der Baſtille.

Das Leiden ſteht in dieſem Leben im Verhältniß zu den Kräften des Menſchen. Wir wollen damit nicht behaupten, Gott bemeſſe bei den Kräften des Menſchen immer die Marter, die er ihn ausſtehen läßt: das wäre nicht genau, da Gott den Tod geſtattet, der oft die einzige Zuflucht zu lebhaft im Körper bedrängter Seelen iſt. Das Leiden ſteht im Verhältniß zu den Kräften, das heißt, der Schwache leidet mehr, bei gleichem Uebel, als der Starke. Aus welchen Elementen beſteht nun die menſchliche Stärke? nicht wahr, beſonders aus der Uebung, der Gewohnheit, der Erfahrung? Das werden wir nicht einmal zu beweiſen bemüht ſein, denn es iſt dies ein Axiom in der Moral, wie in der Phyſik.

Als der junge König, verdutzt, gelähmt, ſah, daß man ihn in ein Zimmer der Baſtille führte, ſtellte er ſich Anfangs vor, der Tod ſei wie ein Schlaf, er habe ſeine Träume, das Bett ſei in den Boden von Baur eingeſunken, der Tod ſei darauf erfolgt, und ſeinen Traum als König fortſetzend, träume Ludwig eines von den im Leben unmöglichen Gräueln, welche man die Entthronung, die Einkerkerung und die Verletzung eines kurz zuvor noch allmächtigen Königs nennt.

Ein greifbares Gespenst seinem schmerzlichen Lei-
en beiwohnen; in einem unfaßlichen Geheimniß zwi-
hen der Aehnlichkeit und der Wirklichkeit schwimmen;
lles hören, Alles sehen, ohne einen von den einzelnen
mständen der Agonie zu vermengen, war das nicht,
gte sich der König, eine um so gräßlichere Marter,
ls sie ewig sein konnte?

„Ist hier das, was man die Ewigkeit, die Hölle
ennt?“ murmelte Ludwig XIV. in dem Augenblick,
o die Thüre von Baisemeaux selbst hinter ihm ge-
hlossen wurde.

Er schaute nicht einmal umher, und in dieser Stube,
n irgend eine Wand angelehnt, ließ er sich durch die
rchtbare Voraussetzung seines Todes fortziehen, indem
r die Augen schloß, um es zu vermeiden, noch etwas
chlimmeres zu sehen.

„Wie bin ich gestorben?“ sagte er halb wahnsinnig
u sich selbst. „Hat man nicht dieses Bett durch ein
unstwerk hinabsinken lassen? Nein, keine Erinnerung
n irgend einen Stoß, an irgend eine Quetschung.
Sollte man mich nicht eher im Mahle oder im Dampfe
er Wachskerzen vergiftet haben, wie meine Urgroßmut-
er Johanna d'Albret!“

Plötzlich fiel die Kälte dieser Stube wie ein Man-
el auf die Schultern von Ludwig.

„Ich habe,“ sprach er, „ich habe meinen Vater in
einem königlichen Gewande auf seinem Bett ausgesetzt
esehen. Dieses bleiche, so ruhige und so eingefallene
Gesicht, diese geschickten, nun unempfindlich gewordenen
Hände, diese starren Beine, dies Alles verrieth keinen
mit Träumen bevölkerten Schlaf. Und dennoch, wie
iel Träume mußte nicht Gott diesem Todten schicken!
iesem Todten, dem so viele Andere, von ihm in den
ewigen Tod befördert, vorangegangen waren!!! Nein,
ieser König war noch der König; er thronte noch auf
iesem Todtenbette, wie in dem sammetenen Thronsessel.
Er hatte nichts von seiner Majestät abgelegt. Gott,

der ihn nicht beſtraft hatte, kann mich nicht beſtrafen, mich, der ich nichts gethan habe."

Ein ſeltſames Geräuſch erregte die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes. Er ſchaute und erblickte auf dem Kamin, unter einem ungeheuren plump al fresco gemalten Chriſtus, eine Ratte von monſtruoſer Geſtalt, welche, während ſie einen verſtändigen und neugierigen Blick auf den neuen Gaſt der Wohnung heftete, einen Reſt harten Brodes zu zerknaupeln beſchäftigt war.

Der König hatte Angſt; er fühlte einen Ekel und wich, einen gewaltigen Schrei ausſtoßend, gegen die Thüre zurück. Und als hätte es dieſes ſeiner Bruſt entſchlüpften Schreis bedurft, damit er ſich ſelbſt erkannte, begriff Ludwig, daß er lebte, daß er vernünftig und mit ſeinem natürlichen Bewußtſein verſehen war.

„Gefangener!" rief er, „ich, Gefangener!"

Er ſuchte mit den Augen eine Glocke, um zu rufen.

„Es gibt keine Glocken in der Baſtille," ſagte er, „und in der Baſtille bin ich eingeſchloſſen. Wie bin ich nun zum Gefangenen gemacht worden? Das iſt nothwendig eine Verſchwörung von Herrn Fouquet. Ich bin in Vaux in eine Falle gelockt worden. Herr Fouquet kann nicht allein bei dieſer Sache ſein . . . Sein Agent . . . dieſe Stimme . . . Es war Herr d'Herblay! ich habe ihn erkannt. Colbert hatte Recht. Aber was will Fouquet mit mir? wird er an meiner Stelle regieren? Unmöglich! Wer weiß! . ." dachte der König düſter geworden. „Mein Bruder, der Herzog von Orleans, thut vielleicht gegen mich, was ſein ganzes Leben lang mein Oheim gegen meinen Vater thun wollte. Aber die Königin? aber meine Mutter? aber la Vallière? oh! la Vallière! ſie würde Madame preisgegeben. Theures Kind! ja, ſo iſt es, man wird ſie eingeſperrt haben, wie ich ſelbſt eingeſperrt bin. Wir ſind auf ewig getrennt!"

Und schon bei diesem Gedanken an Trennung brach der Liebende in Seufzer, in Schluchzen, in Schreie aus.

„Es ist ein Gouverneur hier,“ fuhr der König wüthend fort. „Ich werde mit ihm sprechen. Rufen wir.“

Er rief. Keine Stimme antwortete auf die seinige.

Er nahm seinen Stuhl und bediente sich desselben, um an die massige eichene Thüre zu klopfen. Das Holz dröhnte auf dem Holz und ließ mehrere unheimliche Echos in den Tiefen der Treppe sprechen; aber kein lebendes Geschöpf antwortete.

Das war für den König ein neuer Beweis von der geringen Achtung, die man ihm in der Bastille zollte. Dann, nach dem ersten Zorn, als er ein vergittertes Fenster bemerkte, durch das eine goldene Raute drang, was die leuchtende Morgenröthe sein mußte, fing Ludwig an zu rufen, Anfangs sanft, dann stark. Es wurde ihm nicht geantwortet.

Zwanzig weiteren Versuchen, die er nach und nach machte, wurde kein besserer Erfolg zu Theil.

Das Blut fing an sich zu empören und stieg dem Fürsten zu Kopf. An das Befehlen gewöhnt, bebte diese Natur vor einem Ungehorsam. Allmälig nahm der Zorn zu. Der Gefangene zerbrach den für seine Hände zu schweren Stuhl und bediente sich desselben wie eines Sturmbockes, um an die Thüre zu stoßen. Er stieß so gewaltig und so oft, daß nach und nach der Schweiß von seiner Stirne floß. Da und dort antworteten hierauf einige unterdrückte Schreie.

Dieses Geräusch brachte auf den König eine seltsame Wirkung hervor. Er hielt inne, um zu horchen. Es waren die Stimmen der Gefangenen, die, einst seine Opfer, heute seine Gefährten. Die Stimmen stiegen wie Dünste durch dicke Plafonds und unbu e Mauern empor. Sie klagten den Urheber dieser zu an, wie ohne Zweifel die Seufzer und die Thrä. ganz leise den Urheber ihrer Gefangenschaft an Nachdem er so vielen Leuten die Freiheit geraubt

ige Dicke dieſer Mauern, die Undurchdring-
ſes Mörtels, der für jeden andern Verſuch,
r Zeit, welche die Verzweiflung zum Werk-
unbeſiegbar war.
rückte ſeine Stirne an die Thüre und ließ ſein
ällig ſich beruhigen. Ein Schlag mehr hätte
ingen gemacht.
wird ein Augenblick kommen," ſagte er, „wo
die Nahrung bringt, die man allen Gefangenen
ch werde dann Jemand ſehen, ich werde ſprechen,
rd mir antworten."
ld der König ſuchte in ſeinem Gedächtniß, zu
Stunde das erſte Mahl der Gefangenen in der
e ſtattfand. Er wußte ſelbſt dieſen Umſtand nicht.
ar ein dumpfer, grauſamer Dolchſtich, dieſer Ge-
biß, fünf und zwanzig Jahre gelebt zu haben,
önig und glücklich gelebt zu haben, ohne an Alles
u denken, was ein Unglücklicher leidet, den man
rechter Weiſe ſeiner Freiheit beraubt. Der König
hete vor Scham. Er fühlte, daß Gott, indem er
ſchreckliche Demüthigung geſtattete, nur einem
ſchen die Marter zurückgab, die dieſer Menſch ſo
n Anderen auferlegt hatte.
Nichts konnte wirkſamer ſein, um dieſe durch das
ihl der Schmerzen niedergeſchmetterte Seele zur
gion zurückzuführen. Aber Ludwig wagte es nicht
al, niederzuknieen, um zu Gott zu beten und ihn
das Ende dieſer Prüfung anzuflehen.
„Gott thut wohl," ſagte er, „Gott hat Recht. Es
: feig von mir, von Gott zu verlangen, was ich ſo
neines Gleichen verweigert habe."
Er war ſo weit in ſeinen Betrachtungen, das heißt
inem Seelenkampfe, als daſſelbe Geräuſch vor ſeiner
re hörbar wurde. Diesmal aber gefolgt vom Knir-
der Schlüſſel und dem Klirren der in den Schließ-
en ſpielenden Riegel. Der König machte einen

[illegible] demjenigen zu nähern, wel[illegible] aber bedenkend, es wäre [illegible] wunderige Bewegung, blieb er [illegible] und ruhige Haltung an, was [illegible] den Rücken dem Fenster [illegible] ein wenig vor den Blicken [illegible] zeigen.

[illegible] Schließer mit einem Korbe voll [illegible]

[illegible] dem Menschen mit einer ge[illegible] deutete, daß er reden würde.

[illegible] „Ihr habt Euren Stuhl [illegible] Doch Ihr müßt rasend

[illegible] sagte der König, „gebt wohl [illegible] Ihr sagen werdet; es ist für Euch [illegible]

[illegible] seinen Korb auf den Tisch [illegible]

[illegible] sagte er erstaunt.

[illegible] den Gouverneur heraufkommen," fügte [illegible] edlen Wesen bei.

„Ich," versetzte der Schließer, „Ihr [illegible] gewesen, doch die Narrheit macht [illegible] und will Euch warnen: Ihr habt Euren [illegible] Lärm gemacht, das ist ein Ver[illegible] das mit dem finstern Loch bestraft wird. Ver[illegible] nicht wieder anzufangen, und ich werde [illegible] nichts sagen."

„Ich will den Gouverneur sehen," erwiederte der König, ohne eine Miene zu verziehen.

„Nehmt Euch in Acht, er läßt Euch ins schwarze Loch stecken."

„Ich will! versteht Ihr mich?"

„Ah! Euer Auge wird wieder stier. Gut! ich nehme Euch Euer Messer."

Der Schließer that, was er sagte, schloß die Thüre,

ing weg und ließ den König mehr erſtaunt, mehr unglücklich, mehr allein, als je, zurück.

Vergebens begann er wieder das Spiel mit dem Stuhlfuß; vergebens ſchleuderte er Platten und Teller durch die Fenſter: nichts antwortete ihm mehr.

Zwei Stunden nachher war es nicht mehr ein König, ein Edelmann, ein Menſch, ein Gehirn, es war ein Wahnſinniger, der ſich die Nägel an den Thüren zerſchund, den Boden aufzureißen verſuchte und ſo furchtbare Schreie ausſtieß, daß die alte Baſtille bis in ihren Grundfeſten zu erbeben ſchien, weil ſie es gewagt, ſich gegen ihren Herrn zu empören.

Der Gouverneur ließ ſich nicht im Geringſten ſtören. Die Schließer und die Schildwachen machten ihre Meldung, doch wozu nützte es? Waren die Narren nicht was Gewöhnliches in der Feſtung, und waren die Mauern nicht ſtärker, als die Narren?

Durchdrungen von Allem dem, was ihm Aramis geſagt hatte, und vollkommen in der Ordnung mit ſeinem königlichen Befehl, wünſchte Herr von Baiſemeaux nur Eines: der Narr Marchiali möchte Narr genug ſein, um ſich ein wenig an ſeinem Betthimmel oder an einer von den Stangen ſeines Gitters aufzuhängen.

Dieſer Gefangene trug in der That nicht viel ein und wurde läſtiger, als in früherer Zeit. Die Verwickelungen mit Seldon und Marchiali, mit der Beſeitigung und der Wiedereinſperrung, mit dieſer Aehnlichkeit, hätten eine ſehr bequeme Löſung gefunden. Baiſemeaux glaubte ſogar bemerkt zu haben, dies würde Herrn d'Herblay nicht zu ſehr mißfallen.

„Und dann, in der That," ſagte Baiſemeaux zu einem Major, „ein gewöhnlicher Gefangener iſt ſchon unglücklich genug, daß er Gefangener iſt; er leidet genug, daß man ihm mildherziger Weiſe den Tod wünſchen kann. Um ſo viel mehr, wenn dieſer Gefangene verrückt geworden iſt und beißen und Lärm machen kann; dann iſt es wahrhaft menſchenfreundlich, wenn man ihm

den Tod wünſcht; es wäre ein gutes Werk, ihn nach und nach aufhören zu machen."

Hienach nahm der gute Gouverneur ſein zweites Frühſtück ein.

XIX.

Der Schatten von Herrn Fouquet.

Noch ganz beſchwert von der Unterredung, die er mit dem König gehabt hatte, fragte ſich d'Artagnan, ob er wohl bei ſeinem geſunden Verſtande ſei; ob die Scene wirklich in Vaux ſich ereigne, ob er, d'Artagnan, wirklich der Kapitän der Musketiere, und Herr Fouquet der Eigenthümer des Schloſſes, in welchem Ludwig XIV. Gaſtfreundſchaft empfangen habe. Dieſe Betrachtungen waren nicht die eines trunkenen Mannes. Man hatte indeſſen in Vaux tüchtig geſchmauſt. Die Weine des Herrn Oberintendanten hatten mit Ehre bei dem Feſte figurirt. Doch der Gascogner war ein Mann von kaltem Blute; er wußte, wenn er ſeinen Degen von Stahl berührte, die Kälte dieſes Stahls bei der moraliſchen Seite für die großen Veranlaſſungen zu nehmen.

„Ah!" ſagte er, als er das königliche Gemach verließ, „ich bin nun ganz hiſtoriſch in die Geſchicke des Königs und die des Miniſters hineingeworfen; es wird geſchrieben ſtehen: Herr d'Artagnan, ein Junker aus der Gascogne, hat die Hand an den Kragen von Herrn Nicolas Fouquet, dem Oberintendanten der Finanzen, gelegt. Meine Abkömmlinge, wenn ich habe, werden ſich mit dieſer Verhaftung einen Ruf machen,

ie ſich die Herren von Luynes einen mit der Verlaſ-
nſchaft des armen Marſchalls d'Ancre gemacht haben.
s handelt ſich darum, den Willen des Königs auf eine
eeignete Weiſe zu vollziehen. Jeder Mann wird zu
ɔerrn Fouquet zu ſagen wiſſen: „„Euren Degen, mein
ɔerr!““ aber nicht Jeder wird Herrn Fouquet zu be-
ɔachen wiſſen, ohne eine Seele ſchreien zu machen.
Wie iſt es alſo zu bewerkſtelligen, daß der Herr Ober-
ıtendant von der höchſten Gnade zur äußerſten Un-
nade übergeht, daß er Baur ſich in einen Kerker ver-
ɔandeln ſieht, daß er, nachdem er den Weihrauch von
iſſuerus gekoſtet hat, den Galgen von Aman, das heißt
on Enguerrand von Marigny, berührt?“

Hier verdüſterte ſich die Stirne von d'Artagnan,
aß man hätte Mitleid bekommen ſollen. Der Muske-
:er hatte Bedenklichkeiten. So dem Tode (denn Lud-
ɔig XIV. haßte Herrn Fouquet ſicherlich), ſo dem Tode,
ıgen wir, denjenigen überliefern, den man ſo eben noch
ls wackern Mann privilegirt hatte, das war ein wahrer
Gewiſſensfall.

„Mir ſcheint,“ ſagte d'Artagnan zu ſich ſelbſt, „wenn
ı kein verächtlicher Kerl bin, ſo thue ich Herrn Fou-
uet den Gedanken des Königs in Beziehung auf ſeine
erſon zu wiſſen. Aber wenn ich das Geheimniß mei-
es Gebieters verrathe, ſo bin ich ein Treuloſer und
in Verräther, ein Verbrechen, für das ganz in den
ilitäriſchen Geſetzen vorhergeſehen iſt, ſo daß ich zwan-
gmal in den Kriegen Unglückliche habe an den Bäumen
ängen ſehen, welche im Kleinen gethan hatten, was
ir meine Bedenklichkeit im Großen zu thun räth. Nein,
ich dünkt, ein Mann von Geiſt muß ſich aus dieſer
lemme mit viel mehr Gewandtheit herausziehen. Und
ehmen wir nun an, ich habe Geiſt? Das iſt zweifel-
aft, denn ich habe in vierzig Jahren ſo viel aufge-
:aucht, daß es ein Glück ſein wird, wenn mir noch
ir eine Piſtole übrig bleibt!“

D'Artagnan nahm ſeinen Kopf in ſeine Hände, riß

Fouquet hatte ſich lächelnd und mehr als halb todt
ſein Zimmer zurückgezogen. Er hörte nicht mehr, er
h nicht mehr; ſein Bett zog ihn an und bezauberte
n. Der Gott Morpheus, der Beherrſcher der von
:brun gemalten Kuppel, hatte ſeine Macht über die
:nachbarten Zimmer ausgedehnt und ſeinen wirkſam-
:n Mohn auf den Gebieter des Hauſes geworfen.

Beinahe allein, war Fouquet ſchon in den Händen
ines Kammerdieners, als d'Artagnan auf der Schwelle
ines Gemaches erſchien.

Es war d'Artagnan nie gelungen, ſich am Hofe
:mein zu machen; vergebens ſah man ihn überall und
ımer, er brachte immer und überall ſeine Wirkung
:rvor. Das iſt das Privilegium gewiſſer Naturen, die
dieſer Hinſicht den Blitzen oder dem Donner gleichen.
ebermann kennt ſie, doch ihre Erſcheinung ſetzt in Er-
ıunen, und wenn man ſie fühlt, iſt der letzte Eindruck
ımer derjenige, von welchem man glaubt, er ſei der
ırkſte geweſen.

„Ah! Herr d'Artagnan?“ ſagte Fouquet, deſſen
chter Aermel ſchon vom Körper getrennt war.

„Euch zu dienen,“ erwiederte der Musketier.

„Tretet doch ein, mein lieber Herr d'Artagnan.“

„Ich danke.“

„Kommt Ihr, um mir eine Kritik über das Feſt
machen? Ihr ſeid ein geiſtreicher Kopf.“

„Oh! nein.“

„Iſt man Euch läſtig bei Eurem Dienſte?“

„Keines Wegs.“

„Ihr wohnt vielleicht ſchlecht?“

„Vortrefflich.“

„Wohl! ſo danke ich Euch, daß Ihr ſo liebens-
ürdig ſeid, und ich erkläre mich Euch für verbunden
ır Alles, was Ihr mir Schmeichelhaftes ſagt.“

Dieſe Worte bedeuteten ohne Widerſpruch: Mein
eber d'Artagnan, legt Euch zu Bette, da Ihr ein Bett
abt, und laßt mich daſſelbe thun.

ſich, wohl oder übel, ein paar Haare aus dem Schnurrbart und fügte bei:

„Aus welcher Urſache dürfte Herr Fouquet in Ungnade gefallen ſein? Aus drei Urſachen. Einmal, weil er von Herrn Colbert nicht geliebt wird; zweitens, weil er Fräulein de la Vallière lieben wollte; drittens, weil der König Herrn Colbert und Fräulein de la Vallière liebt. Das iſt ein verlorener Mann! Aber werde ich ihm den Fuß auf den Kopf ſetzen, wenn er den Intriguen von Weibern und Schreibern erliegt? Pfui doch! Iſt er gefährlich, ſo werde ich ihn niederſchlagen; iſt er nur ein Verfolgter, ſo werde ich ſehen! Ich bin bei dem Punkte angelangt, daß weder König, noch Menſch bei meiner Meinung überwiegend ſein werden. Wäre Athos hier, er würde es machen wie ich. Statt alſo roher Weiſe zu Herrn Fouquet zu gehen, ihn in Verhaft zu nehmen und einzuſperren, will ich es verſuchen, mich als Mann von guten Manieren zu betragen. Man wird allerdings davon ſprechen, aber man wird gut ſprechen.“

Und mit einer eigenthümlichen Geberde ſein Degengehenk auf die Schulter hinaufſchiebend, ging d'Artagnan geraden Wegs zu Fouquet, der, nachdem er von den Damen Abſchied genommen, ruhig auf ſeinen Triumphen des Tags zu ſchlafen ſich anſchickte.

Die Luft war noch vom Wohlgeruch oder vom Geſtank, wie man will, des Feuerwerks erfüllt. Die Kerzen gaben ihren ſterbenden Schein von ſich, die Blumen fielen gelöſt von den Guirlanden, die Klumpen der Tänzer und der Höflinge zerbröckelten ſich in den Salons.

Mitten unter ſeinen Freunden, die ihm ihre Glückwünſche abſtatteten und ſeine Komplimente empfingen, ſchloß der Intendant halb ſeine müden Augen. Er ſehnte ſich nach Ruhe; er fiel auf die Streu ſeit ſo vielen Tagen angehäufter Lorbeeren. Es war, als beugte er ſein Haupt unter dem Gewicht neuer Schulden, die er gemacht, um dem Feſte Ehre anzuthun.

Fouquet hatte sich lächelnd und mehr als halb todt
sein Zimmer zurückgezogen. Er hörte nicht mehr, er
h nicht mehr; sein Bett zog ihn an und bezauberte
n. Der Gott Morpheus, der Beherrscher der von
ebrun gemalten Kuppel, hatte seine Macht über die
nachbarten Zimmer ausgedehnt und seinen betäuben-
en Mohn auf den Gebieter des Hauses geworfen.

Beinahe allein, war Fouquet schon in den Händen
ines Kammerdieners, als d'Artagnan auf der Schwelle
ines Gemaches erschien.

Es war d'Artagnan nie gelungen, sich am Hofe
emein zu machen; vergebens sah man ihn überall und
mmer, er brachte immer und überall seine Wirkung
ervor. Das ist das Privilegium gewisser Naturen, die
n dieser Hinsicht den Blitzen oder dem Donner gleichen.
edermann kennt sie, doch ihre Erscheinung setzt in Er-
aunen, und wenn man sie fühlt, ist der letzte Eindruck
mmer derjenige, von welchem man glaubt, er sei der
ärkste gewesen.

„Ah! Herr d'Artagnan?" sagte Fouquet, dessen
echter Aermel schon vom Körper getrennt war.

„Euch zu dienen," erwiederte der Musketier.

„Tretet doch ein, mein lieber Herr d'Artagnan."

„Ich danke."

„Kommt Ihr, um mir eine Kritik über das Fest
u machen? Ihr seid ein geistreicher Kopf."

„Oh! nein."

„Ist man Euch lästig bei Eurem Dienste?"

„Keines Wegs."

„Ihr wohnt vielleicht schlecht?"

„Vortrefflich."

„Wohl! so danke ich Euch, daß Ihr so liebens-
ürdig seid, und ich erkläre mich Euch für verbunden
ür Alles, was Ihr mir Schmeichelhaftes sagt."

Diese Worte bedeuteten ohne Widerspruch: Mein
ieber d'Artagnan, legt Euch zu Bette, da Ihr ein Bett
abt, und laßt mich dasselbe thun.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

„[illegible] Boten wählen."

„Ihr thut Euch Unrecht, mein Herr."

„Ist das hier Euer Bett?"

„Ja. Warum diese Frage? Seid Ihr mit dem [illegible]tgen nicht zufrieden?"

„Soll ich offenherzig mit Euch sprechen?"

„Sicherlich."

„Wohl denn! nein."

Fouquet bebte.

„Herr d'Artagnan," sagte er, „nehmt das meinige."

„Ich soll Euch berauben, Monseigneur? Nie!"

„Was ist dann zu thun?"

„Erlaubt mir, daß ich es mit Euch theile."

Fouquet schaute den Musketier fest an.

„Ah! ah!" sagte er, „Ihr kommt vom König her?"

„Ja, Monseigneur."

„Und der König möchte Euch gern in meinem [illegible] schlafen sehen?"

„Monseigneur . . ."

„Sehr gut, Herr d'Artagnan, sehr gut. Ihr seid [illegible] Herr."

„Ich versichere Euch, Monseigneur, ich will keinen [illegible] machen . . ."

Sich an ſeinen Kammerdiener wendend, ſagte Fouquet:

„Laßt uns allein.“

Der Kammerdiener ging hinaus.

„Ihr habt mit mir zu ſprechen, mein Herr?“ fragte der Oberintendant.

„Ich?“

„Ein Mann von Eurem Geiſte kommt zu einem Mann von dem meinigen zu dieſer Stunde, um mit ihm zu plaudern, nicht ohne gewichtige Beweggründe.

„Befragt mich nicht.“

„Im Gegentheil. Was wollt Ihr von mir?“

„Nichts, als Eure Geſellſchaft.“

„Gehen wir in den Garten, in den Park,“ rief plötzlich der Oberintendant.

„Nein,“ erwiederte lebhaft der Musketier, „nein.“

„Warum nicht?“

„Die Kühle . . .“

„Geſteht doch, daß Ihr mich verhaftet,“ ſagte der Oberintendant zu dem Musketier.

„Nie!“ rief dieſer.

„Ihr bewacht mich alſo?“

„Ehren halber, ja, Monſeigneur.“

„Ehren halber? . . das iſt etwas Anderes! ah! man verhaftet mich alſo in meinem Hauſe.“

„Sagt das nicht!“

„Ich werde es im Gegentheil laut ſchreien.“

„Schreit Ihr, ſo bin ich genöthigt, Euch zum Stillſchweigen aufzufordern.“

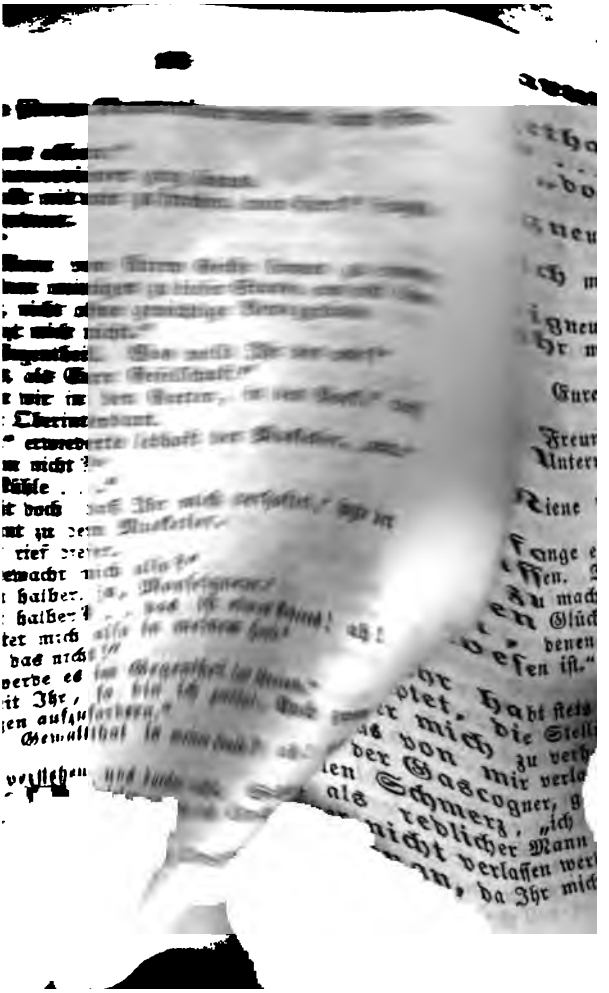
„Gut! Gewaltthat in meinem Hauſe? ah! ſehr gut!“

„Wir verſtehen uns durchaus nicht. Seht, hier iſt ein Schachbrett, ſpielen wir, wenn es Euch beliebt, Monſeigneur.“

„Herr d'Artagnan ich bin alſo in Ungnade?“

„Keines Wegs, aber . . .“

D'Artagnan ſchien nicht begriffen zu
„Ihr legt Euch ſchon nieder?“ ſagte e
intendanten.
„Ja. Habt Ihr mir etwas mitzuthei
„Nichts, mein Herr, nichts. Ihr ſchlaf
„Wie Ihr ſeht.“
„Ihr habt dem König ein ſehr ſchön
ben, mein Herr.“
„Findet Ihr?“
„Oh! herrlich.“
„Der König iſt zufrieden?“
„Entzückt.“
„Sollte er Euch gebeten haben, n
Kenntniß zu ſetzen?“
„Er würde nicht einen ſo unwürdigen B
„Ihr thut Euch Unrecht, mein Herr.
„Iſt das hier Euer Bett?“
„Ja. Warum dieſe Frage? Seid
Eurigen nicht zufrieden?“
„Soll ich offenherzig mit Euch ſprech
„Sicherlich.“
„Wohl denn! nein.“
Fouquet bebte.
„Herr d'Artagnan,“ ſagte er, „nehmt
„Ich ſoll Euch berauben, Monſeigneu
„Was iſt dann zu thun?“
„Erlaubt mir, daß ich es mit Euch
Fouquet ſchaute den Musketier feſt a
„Ah! ah!“ ſagte er, „Ihr kommt vom
„Ja, Monſeigneur.“
„Und der König möchte Euch gern
Zimmer ſchlafen ſehen?“
„Monſeigneur . . .“
„Sehr gut, Herr d'Artagnan
hier der Herr.“
„Ich verſich[illegible], Mon
Mißbrauch m[illegible]



„Aber es iſt mir verboten, mich Euren Blicken zu entziehen.“

„Ich verſtehe nicht ein Wort von dem, was Ihr mir da ſagt, Monſeigneur, und wenn Ihr wollt, daß ich mich entferne, ſo ſprecht es aus.“

„Lieber Herr d'Artagnan, Eure Manieren werden mich verrückt machen. Ich bin vor Schlaf umgefallen, Ihr habt mich aufgeweckt.“

„Ich werde es mir nie verzeihen, und wenn Ihr mich mit mir ſelbſt verſöhnen wollt . . .“

„Nun?“

„Nun! ſo ſchlaft dort, vor mir; ich werde darüber entzückt ſein.“

„Bewachung?“

„Dann gehe ich.“

„Ich verſtehe Euch nicht mehr.“

„Gute Nacht, Monſeigneur.“

D'Artagnan ſtellte ſich, als wollte er weggehen.

Da lief ihm Fouquet nach.

„Ich werde mich nicht ſchlafen legen,“ ſagte er. „Im Ernſte, da Ihr Euch weigert, mich als Mann zu behandeln, da Ihr den Liſtigen gegen mich ſpielt, ſo werde ich Euch forciren, wie man es dem Keller thut.“

„Bah!“ rief d'Artagnan, indem er ein Lächeln heuchelte.

„Ich beſtelle meine Pferde und fahre nach Paris,“ ſagte Fouquet, dem Kapitän der Musketiere bis ins Herz greifend.

„Ah! wenn dem ſo iſt, Monſeigneur . . . das iſt etwas Anderes.“

„Ihr verhaftet mich?“

„Nein, aber ich fahre mit Euch ab.“

„Genug hiemit, Herr d'Artagnan,“ ſprach Fouquet mit kaltem Tone. „Nicht umſonſt habt Ihr den Ruf eines Mannes von Geiſt und eines Mannes von Mitteln. Doch bei mir iſt dies Alles überflüſſig. Gerade

auf das Ziel zu! Erweiſt mir einen Gefallen. Warum verhaftet Ihr mich? was habe ich gethan?"

„Oh! ich weiß durchaus nicht, was Ihr gethan habt; aber ich verhafte Euch nicht ... dieſen Abend ..."

„Dieſen Abend," rief Fouquet erbleichend, „doch morgen!"

„Oh! wir ſind noch nicht bei morgen, Monſeigneur. Wer kann je für den nächſten Tag ſtehen?"

„Geſchwinde! geſchwinde! Kapitän, laßt mich mit Herrn d'Herblay reden."

„Ah! das wird gerade unmöglich, Monſeigneur. Ich habe Befehl, darüber zu wachen, daß Ihr mit Niemand redet."

„Mit Herrn d'Herblay, Kapitän, mit Eurem Freund."

„Monſeigneur, ſollte Herr d'Herblay, mein Freund, nicht zufällig der Einzige ſein, mit dem eine Unterredung zu pflegen ich Euch verhindern müßte?"

Fouquet erröthete, nahm jedoch eine Miene der Reſignation an und erwiederte:

„Ihr habt Recht, mein Herr, ich empfange eine Lection, die ich nicht hätte hervorrufen müſſen. Der gefallene Menſch hat auf nichts Anſpruch zu machen, nicht einmal auf etwas bei denjenigen, deren Glück er gegründet hat, geſchweige denn bei Leuten, denen er nie einen Dienſt zu leiſten im Stande geweſen iſt."

„Monſeigneur."

„Es iſt wahr, Herr d'Artagnan, Ihr habt ſtets mir gegenüber eine gute Stellung behauptet, die Stellung, die ſich für den Mann geziemt, der mich zu verhaften beſtimmt iſt. Ihr habt nie etwas von mir verlangt."

„Monſeigneur," erwiederte der Gascogner, gerührt von dieſem beredten und edlen Schmerz, „ich bitte, wollt Ihr mir Euer Wort als redlicher Mann verpfänden, daß Ihr dieſes Zimmer nicht verlaſſen werdet?"

„Wozu, lieber Herr d'Artagnan, da Ihr mich hier

bewacht? Befürchtet Ihr, ich werde gegen den muthigſten Degen des Königreichs kämpfen?"

„Das iſt es nicht; ich will Euch Herrn d'Herblay holen, und folglich allein laſſen."

Fouquet ſtieß einen Schrei der Freude und des Erſtaunens aus.

„Herrn d'Herblay holen, mich allein laſſen!" rief er die Hände faltend.

„Wo wohnt Herr d'Herblay? im blauen Zimmer?"

„Ja, mein Freund, ja."

„Euer Freund! ich danke für das Wort, Monſeigneur, Ihr gebt mir heute, wenn Ihr mir früher nicht gegeben habt."

„Oh! Ihr rettet mich!"

„Man braucht wohl zehn Minuten Zeit von hier zum blauen Zimmer, um hin- und herzugehen?" ſagte d'Artagnan.

„Ungefähr."

„Und um Aramis aufzuwecken, der gut ſchläft, wenn er ſchläft, um ihn in Kenntniß zu ſetzen, nehme ich fünf Minuten an: im Ganzen eine Viertelſtunde Abweſenheit. Gebt mir nur Euer Wort, Monſeigneur, daß Ihr auf keine Weiſe zu entfliehen ſuchen werdet, und daß ich, wenn ich hierher zurückkomme, Euch wieder treffen werde."

„Ich gebe es Euch, mein Herr," antwortete Fouquet, in dem er dem Musketier mit liebevoller Dankbarkeit die Hand drückte.

D'Artagnan verſchwand.

Fouquet ſah ihn weggehen, er wartete mit einer ſichtbaren Ungeduld, bis die Thüre ſich hinter ihm geſchloſſen, und als ſie ſich geſchloſſen hatte, ſtürzte er ſich auf ſeine Schlüſſel, öffnete ein paar in Schränken verborgene Schubladen, und ſuchte vergebens einige, ohne Zweifel in Saint-Mandé zurückgebliebene Papiere, welche nicht zu finden er ſehr zu bedauern ſchien; dann nahm er [illegible]ſe, Verträge, Schriften, machte

einen Haufen daraus und verbrannte dieſen haſtig auf der Marmorplatte des Kamins, ohne daß er ſich Zeit nahm, aus dem Innern die Blumentöpfe herauszuziehen, die den Herd füllten.

Als dieſes Werk vollbracht war, ſank er wie ein Menſch, der einer ungeheuren Gefahr entgangen iſt, und den die Kraft verläßt, ſobald er dieſe Gefahr nicht mehr zu fürchten hat, vernichtet in einen Lehnſtuhl.

D'Artagnan kam zurück und fand Fouquet in dieſer Lage. Der würdige Musketier hatte nicht bezweifelt, Fouquet, da er ſein Wort gegeben, würde nicht einmal daran denken, es zu brechen; aber er dachte wohl, er würde ſeine Abweſenheit benützen und ſich aller Papiere, aller Noten, aller Verträge entledigen, welche die ſchon ernſte Stellung, in der er ſich befand, noch gefährlicher machen könnten. Den Kopf erhebend, wie der Hund, der die Witterung faßt, zog er auch den Brandgeruch ein, den er in der Atmoſphäre zu entdecken erwartete, und als er ihn darin gefunden, machte er eine Zufriedenheit bezeichnende Bewegung mit dem Kopf.

Beim Eintritt von d'Artagnan hatte Fouquet ſeinerſeits auch das Haupt erhoben, und keine von den Bewegungen des Musketiers war ihm entgangen.

Dann trafen ſich die Blicke der beiden Männer; Beide ſahen, daß ſie ſich verſtanden, ohne ein Wort gewechſelt zu haben.

„Nun!“ fragte Fouquet zuerſt, „wo iſt Herr d'Herblay?“

„Bei meiner Treue!“ erwiederte d'Artagnan, „Herr d'Herblay muß die nächtlichen Promenaden lieben und im Mondſchein im Parke von Vaux Verſe mit einigen von unſern Dichtern machen; er war nicht zu Hauſe.“

„Wie! nicht zu Hauſe?“ rief Fouquet, dem ſeine letzte Hoffnung entſchwand, denn ohne daß er ſich Rechenſchaft davon gab, auf welche Weiſe ihm der Biſchof von Vannes beiſtehen könnte, begriff er, daß er nur von ihm Hülfe erwarten durfte.

„Oder wenn er zu Hause gewesen ist, hat er Gründe gehabt, nicht zu antworten," fügte d'Artagnan bei.

„Ihr habt wohl nicht so gerufen, daß er es gehört, mein Herr?"

„Ihr nehmt nicht an, daß ich, der ich schon meine Befehle überschritten, die mir Euch auch nur einen Augenblick zu verlassen verboten, toll genug gewesen sei, das ganze Haus zu wecken und mich in der Hausflur des Bischofs von Vannes sehen zu lassen, daß Herr Colbert nachweisen könnte, ich habe Euch Zeit gegeben, um Eure Papiere zu verbrennen."

„Meine Papiere?"

„Allerdings. Das hätte ich wenigstens an Eurer Stelle gethan. Oeffnet man mir eine Thüre, so benütze ich es."

„Wohl denn! ja, ich danke Euch; ich habe es benützt."

„Und Ihr habt wohl daran gethan, alle Teufel! Jeder hat seine kleinen Geheimnisse, welche die anderen Leute nichts angehen. Doch kommen wir auf Aramis zurück, Monseigneur."

„Ich sage Euch, Ihr habt zu leise gerufen, und er wird nicht gehört haben."

„So leise man Aramis ruft, Monseigneur, Aramis hört immer, wenn er ein Interesse hat, zu hören. Ich wiederhole also meinen Satz: Aramis war nicht zu Hause, Monseigneur, oder Aramis hat, um meine Stimme nicht zu erkennen, Gründe gehabt, die ich nicht weiß und die Ihr vielleicht auch nicht wißt, so sehr auch Seine Herrlichkeit Monseigneur der Bischof von Vannes Euer Lehenmann ist."

Fouquet gab einen Seufzer von sich, stand auf, machte ein paar Schritte im Zimmer und setzte sich am Ende wieder mit einem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit auf sein prächtiges, ganz mit blendenden Spitzen verziertes Bett von Sammet.

D'Artagnan ſchaute Fouquet mit einem Gefühle tiefen Mitleids an.

„Ich habe viele Leute in meinem Leben ſehen," ſagte ſchwermüthig der Musketier; Herrn von Cinq-Mars, ich habe Herrn von verhaften ſehen. Ich war noch ſehr jung. Herrn von Condé mit den Prinzen, ich ha von Retz, ich habe Herrn Brouſſel verha Höret, Monſeigneur, es iſt ärgerlich zu ſa derjenige von allen dieſen Leuten, welchem ſem Augenblick am meiſten gleicht, iſt de Es fehlt nicht viel, daß Ihr, wie er, in das Portefeuille ſtecktet und Euch Euren Papieren abwiſchtet. Mordioux! He ein Mann, wie Ihr, darf ſich nicht ſo ni laſſen. Wenn Eure Freunde Euch ſehen

„Herr d'Artagnan," erwiederte der mit einem Lächeln voll Traurigkeit, „Ihr ve nicht: gerade weil mich meine Freunde nicht ſehe ich ſo, wie Ihr mich ſeht. Ich lebe nicht ganz ich bin nichts ganz allein. Bemerkt wohl, daß Exiſtenz dazu angewendet habe, um mir Fre machen, aus denen ich mir Stützen zu bil In der Wohlfahrt machten mir alle dieſe glücklichen Stimmen ein Concert von Lobeserhe und Dankſagungen. Bei der geringſten gleiteten dieſe demüthigeren Stimmen h Murren meiner Seele. Die Vereinzelung gekannt. Die Armuth, das Phantom, das ich mit den Augen am Ende meiner Straße erbl das Geſpenſt, mit dem mehrere von meinen ſeit ſo vielen Jahren ſpielen, das ſie poetiſir mich lieben machen! Die Armuth! ich neh ich erkenne ſie, ich empfange ſie wie eine unterbl ſter, denn die Armuth, das iſt nicht iſt nicht die Verbannung, das iſt Werde ich je arm ſein mit Freunden wie

La Fontaine, wie Molière? mit einer Geliebten wie... Oh! aber die Einſamkeit, mir, dem Mann des Geräuſches, mir, dem Mann des Vergnügens, mir, der ich nur bin, weil die Anderen ſind! Oh! wenn Ihr wüßtet, wie allein ich mich in dieſem Augenblick fühle, und wie Ihr mir, Ihr, der Ihr mich von Allem, was ich liebte, trennt, das Bild der Einſamkeit, des Nichts und des Todes zu ſein ſcheint!"

„Ich habe Euch ſchon geſagt," erwiederte d'Artagnan, bis in die Tiefe ſeiner Seele gerührt, „ich habe Euch ſchon geſagt, Ihr übertreibt die Dinge. Der König liebt Euch."

„Nein," ſagte Fouquet, den Kopf ſchüttelnd, „nein."

„Herr Colbert haßt Euch."

„Herr Colbert? Was iſt mir daran gelegen!"

„Er wird Euch zu Grunde richten."

„Oh! was das betrifft, ich fordere ihn dazu auf: ich bin ſchon zu Grunde gerichtet."

Bei dieſem ſeltſamen Geſtändniß des Oberintendanten ließ d'Artagnan einen ausdrucksvollen Blick umherlaufen. Obgleich er den Mund nicht öffnete, verſtand ihn Herrn Fouquet doch ſo gut, daß er beifügte:

„Was iſt mit dieſen Herrlichkeiten zu machen, wenn man ſelbſt nicht mehr herrlich iſt? Wißt Ihr, wozu uns reichen Leuten unſere meiſten Beſitzungen dienen? Daß ſie uns gerade durch ihren Glanz Alles verleiden, was dieſem Glanze nicht gleichkommt. Vaux! werdet Ihr mir ſagen, die Wunder von Vaux, nicht wahr? Nun! was denn? Was iſt mit dieſen Wundern zu machen? Womit werde ich, wenn ich zu Grunde gerichtet bin, das Waſſer in die Urnen meiner Najaden, das Feuer in die Eingeweide meiner Salamander, die Luft in die Bruſt meiner Tritone gießen? Um reich genug zu ſein, Herr d'Artagnan, muß man zu reich ſein."

D'Artagnan ſchüttelte den Kopf.

„Oh! ich weiß wohl, was Ihr denkt," ſprach Fouquet lebhaft. „Wenn Ihr Vaux hättet, würdet Ihr es

erkaufen und Euch ein Gut in der Provinz kaufen. Dieſes Gut hätte Waldungen, Obſtgärten, Felder; dieſes Gut würde ſeinen Herrn ernähren. Aus vierzig Millionen würdet Ihr wohl..."

„Zehn machen," unterbrach ihn d'Artagnan.

„Nicht eine Million, mein lieber d'Artagnan. Niemand in Frankreich iſt reich genug, um Vaux für zwei Millionen zu kaufen und zu unterhalten, wie es iſt; Niemand könnte es, Niemand vermöchte es."

„Ei!" rief d'Artagnan, „in jedem Fall eine Million."

„Nun?"

„Das iſt nicht die Armuth."

„Beinahe, mein lieber Herr."

„Wie?"

„Oh! Ihr begreift nicht. Nein, ich will mein Haus n Vaux nicht verkaufen. Ich ſchenke es Euch, wenn Ihr wollt."

Fouquet begleitete dieſe Worte mit einer unbeſchreibbaren Bewegung der Schultern.

„Schenkt es dem König, Ihr werdet einen beſſeren Handel machen."

„Der König hat nicht nöthig, daß ich es ihm chenke; er wird es mir ganz gut nehmen, wenn es hm beliebt; darum iſt es mir lieber, wenn es untergeht. Seht, Herr d'Artagnan, wäre der König nicht unter meinem Dach, ſo nähme ich dieſe Kerze, ginge unter ie Kuppel, ſteckte zwei Kiſten mit Raketen und anderem Feuerwerk, das man aufbewahrt, in Brand und würde meinen Palaſt in Aſche verwandeln."

„Bah!" verſetzte d'Artagnan mit nachläßigem Tone. In jedem Fall werdet Ihr die Gärten nicht verbrenen, und das iſt das Beſte, was es bei Euch gibt."

„Und dann," fuhr Fouquet mit finſterer Miene ort, „mein Gott! was habe ich da geſagt! Vaux verrennen! meinen Palaſt zerſtören! Vaux gehört nicht mir, dieſe Reichthümer, dieſe Wunder gehören zum Ge-

nuß demjenigen, welcher ſie bezahlt hat, das iſt wahr, aber auf die Dauer denjenigen, welche ſie geſchaffen haben. Baur gehört Lebrun, Baur gehört Lenoire, Baur gehört Peliſſon, Levau, La Fontaine; Baur gehört Molière, der die Aergerlichen hat ſpielen laſſen; Baur gehört der Nachwelt. Ihr ſeht wohl, Herr d'Artagnan, daß ich nicht einmal mehr mein eigenes Haus habe."

„Ah! gut," ſagte d'Artagnan, „das iſt ein Gedanke, den ich liebe, und daran erkenne ich Herrn Fouquet. Dieſer Gedanke entfernt mich von dem guten Brouſſel, und ich ſehe darin nicht mehr die Weinerlichkeiten des alten Frondeur. Seid Ihr zu Grunde gerichtet, Monſeigneur, ſo nehmet die Sache gut hin; Mordieux! Ihr gehört auch der Nachwelt an, und Ihr habt nicht das Recht, Euch zu verringern. Seht, ſchaut mich an, mich, der ich ausſehe, als übte ich eine Obergewalt über Euch, weil ich Euch verhafte: das Schickſal, das ihre Rolle den Schauſpielern dieſer Welt zutheilt, hat mir eine minder ſchöne, minder angenehme, als die Eurige war, zu ſpielen gegeben; ich gehöre zu denjenigen, welche glauben, die Rollen der Könige oder der Mächtigen ſeien mehr werth, als die Rollen der Bettler oder der Bedienten. Es iſt mehr werth, in der Scene auf einem andern Theater, als das Theater der Welt, das ſchöne Kleid zu tragen und ſchöne Redensarten zu gebrauchen, als den Boden mit einer Schlarre zu wichſen oder ſich den Rückgrath mit Stöcken, die mit Werg umwickelt, kitzeln zu laſſen. Mit einem Wort, Ihr habt Gold vergeudet, Ihr habt befohlen, Ihr habt genoſſen. Ich, ich habe meine Leine geſchleppt; ich, ich habe gehorcht; ich, ich habe gelitten. Wohl denn! ſo wenig ich im Vergleiche mit Euch Werth beſitze, Monſeigneur, erkläre ich Euch doch, die Erinnerung an das, was ich gethan habe, dient mir als ein Stachel, der mich verhindert, meinen alten Kopf zu früh zu beugen. Ich werde bis

ans Ende ein gutes Schwadronpferd ſein, und ich werde ganz ſteif, ganz mit einem Mal, ganz lebendig fallen, nachdem ich meinen Platz gut gewählt habe. Macht es wie ich, Herr Fouquet, Ihr werdet Euch nicht ſchlimmer dabei befinden. Das begegnet nur einmal den Menſchen, wie Ihr ſeid. Das Ganze iſt, daß man gut handelt, wenn dies geſchieht. Es gibt ein lateiniſches Sprüchwort, deſſen Worte ich vergeſſen habe, doch ich erinnere mich des Sinnes, denn oft habe ich darüber nachgedacht; es ſagt: Das Ende krönt das Werk."

Fouquet ſtand auf, ſchlang ſeinen Arm um den Hals von d'Artagnan und preßte ihn an ſeine Bruſt, während er mit ſeiner andern Hand dem Musketier die Hand drückte.

„Das iſt eine gute Predigt," ſagte er nach einer Pauſe.

„Predigt eines Musketiers, Monſeigneur."

„Ihr liebt mich, Ihr, der Ihr mir das ſagt?"

„Vielleicht."

Fouquet wurde wieder nachdenkend; dann nach einem Augenblick fragte er:

„Aber Herr d'Herblay, wo kann er ſein?"

„Ah! ja."

„Ich wage es nicht, Euch zu bitten, ihn holen zu laſſen."

„Bätet Ihr mich, ſo würde ich es doch nicht mehr thun, Herr Fouquet. Es wäre unklug. Man würde es erfahren, und Aramis, der an dem Allem keinen Theil hat, könnte compromittirt und in Eure Ungnade mit hineingezogen werden."

„Ich werde den Tag abwarten," ſagte Fouquet.

„Ja, das iſt das Beſte."

„Was werden wir am Tage thun?"

„Ich weiß es nicht, Monſeigneur."

„Thut mir einen Gefallen, Herr d'Artagnan."

„Sehr gern."

„Ihr bewacht mich, ich bleibe; nicht wahr, Ihr vollzieht ganz und gar Eure Befehle?“

„Ja.“

„Wohl denn! bleibt mein Schatten! Ich liebe dieſen mehr, als einen andern.“

D'Artagnan verbeugte ſich.

„Aber vergeßt, daß Ihr, Herr d'Artagnan, Kapitän der Musketiere ſeid; vergeßt, daß ich, Herr Fouquet, Oberintendant der Finanzen bin, und laßt uns von meinen Angelegenheiten reden.“

„Teufel! das iſt kitzelig.“

„Wahrhaftig?“

„Ja, doch für Euch, Herr Fouquet, werde ich das Unmögliche thun.“

„Ich danke. Was hat Euch der König geſagt?“

„Nichts.“

„Ah! ſo redet Ihr!“

„Bei Gott!“

„Was denkt Ihr von meiner Lage?“

„Nichts.“

„Aber wenn nicht böſer Wille . . .“

„Eure Lage iſt ſchwierig.“

„In welcher Hinſicht?“

„In der, daß Ihr in Eurem Hauſe ſeid.“

„So ſchwierig ſie auch ſein mag, ich begreife ſie doch.“

„Bei Gott! bildet Ihr Euch ein, gegen einen Andern, als Euch, wäre ich mit dieſer Offenherzigkeit zu Werke gegangen!“

„Wie! ſo viel Offenherzigkeit! Ihr ſeid offenherzig gegen mich geweſen? Ihr, der Ihr Euch weigert, mir auch nur das Geringſte zu ſagen?“

[illegible] vielen Umſtänden alſo.“

[illegible] laut.“

[illegible] ich mich gegen einen Andern, als
[illegible]te. Ich kam an Eure Thüre, die
[illegible]angen, oder weil ſie nicht wegge-

gangen, wartete ich auf ſie bei ihrem Austritt und erwiſchte einen nach dem andern, wie Kaninchen vor dem Lager; ich ſteckte ſie geräuſchlos ein und ſtreckte mich auf dem Teppich Eurer Hausflur aus, und eine Hand auf Euch, ohne daß Ihr es vermuthet, bewachte ich Euch zum Frühſtück des Herrn. Auf dieſe Art kein Aufſehen, keine Vertheidigung, kein Lärm; aber auch keine Warnung für Herrn Fouquet, keine Zurückhaltung, keine von den zarten Einräumungen, die man ſich unter artigen Leuten im entſcheidenden Augenblick gewährt. Seid Ihr zufrieden mit dieſem Plan?"

„Er macht mich beben."

„Nicht wahr? es wäre traurig geweſen, morgen ohne Vorbereitung zu erſcheinen und Euren Degen von Euch zu fordern?"

„Oh! mein Herr, ich wäre vor Scham und Zorn geſtorben!"

„Eure Dankbarkeit drückt ſich zu beredt aus, glaubt mir, ich habe nicht genug gethan."

„Das werdet Ihr mich gewiß nie zugeſtehen machen."

„Nun, Monſeigneur, wenn Ihr mit mir zufrieden ſeid, wenn Ihr Euch von dem Stoß, den ich ſo viel, als ich konnte, milderte, erholt habt, laſſen wir die Zeit ihre Flügel ſchlagen; Ihr ſeid müde, Ihr habt Betrachtungen anzuſtellen; ich beſchwöre Euch, ſchlaft, oder ſtellt Euch, als ſchlieſet Ihr, auf Eurem Bett oder in Eurem Bett. Ich, ich ſchlafe in dieſem Lehnſtuhl, und wenn ich ſchlafe, iſt mein Schlaf ſo hart, daß mich eine Kanone nicht aufwecken würde."

Fouquet lächelte.

„Ich nehme jedoch aus," fuhr der Musketier fort, „ich nehme den Fall aus, daß man eine Thüre öffnen würde, eine geheime oder eine ſichtbare, eine Ausgangs- oder eine Eingangsthüre. Oh! hiefür iſt mein Ohr im höchſten Grade verwundbar. Ein Krachen macht, daß ich bebe. Das iſt eine Sache natürlicher

„Ihr bewacht mich, ich bleibe; nicht wahr, Ihr vollzieht ganz und gar Eure Befehle?“

„Ja.“

„Wohl denn! bleibt mein Schatten! Ich liebe dieſen mehr, als einen andern.“

D'Artagnan verbeugte ſich.

„Aber vergeßt, daß Ihr, Herr d'Artagnan, Kapitän der Musketiere ſeid; vergeßt, daß ich, Herr Fouquet, Oberintendant der Finanzen bin, und laßt uns von meinen Angelegenheiten reden.“

„Teufel! das iſt kitzelig.“

„Wahrhaftig?“

„Ja, doch für Euch, Herr Fouquet, werde ich das Unmögliche thun.“

„Ich danke. Was hat Euch der König geſagt?“

„Nichts.“

„Ah! ſo redet Ihr!“

„Bei Gott!“

„Was denkt Ihr von meiner Lage?“

„Nichts.“

„Aber wenn nicht böſer Wille . . .“

„Eure Lage iſt ſchwierig.“

„In welcher Hinſicht?“

„In der, daß Ihr in Eurem Hauſe ſeid.“

„So ſchwierig ſie auch ſein mag, ich begreife ſie doch.“

„Bei Gott! bildet Ihr Euch ein, gegen einen Andern, als Euch, wäre ich mit dieſer Offenherzigkeit zu Werke gegangen!“

„Wie! ſo viel Offenherzigkeit! Ihr ſeid offenherzig gegen mich geweſen? Ihr, der Ihr Euch weigert, mir auch nur das Geringſte zu ſagen?“

„Mit vielen Umſtänden alſo.“

„Ah! gut.“

„Höret, wie ich mich gegen einen Andern, als Euch, benommen hätte. Ich kam an Eure Thüre, die Leute waren weggegangen, oder weil ſie nicht wegge-

gangen, wartete ich auf ſie bei ihrem Austritt und erwiſchte einen nach dem andern, wie Kaninchen vor dem Lager; ich ſteckte ſie geräuſchlos ein und ſtreckte mich auf dem Teppich Eurer Hausflur aus, und eine Hand auf Euch, ohne daß Ihr es vermuthetet, bewachte ich Euch zum Frühſtück des Herrn. Auf dieſe Art kein Aufſehen, keine Vertheidigung, kein Lärm; aber auch keine Warnung für Herrn Fouquet, keine Zurückhaltung, keine von den zarten Einräumungen, die man ſich unter artigen Leuten im entſcheidenden Augenblick gewährt. Seid Ihr zufrieden mit dieſem Plan?"

„Er macht mich beben."

„Nicht wahr? es wäre traurig geweſen, morgen ohne Vorbereitung zu erſcheinen und Euren Degen von Euch zu fordern?"

„Oh! mein Herr, ich wäre vor Scham und Zorn geſtorben!"

„Eure Dankbarkeit drückt ſich zu beredt aus, glaubt mir, ich habe nicht genug gethan."

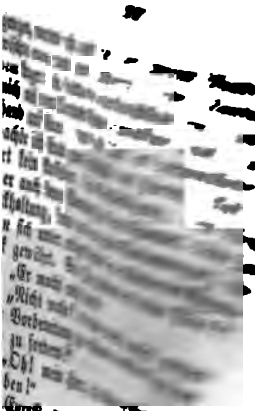
„Das werdet Ihr mich gewiß nie zugeſtehen machen."

„Nun, Monſeigneur, wenn Ihr mit mir zufrieden ſeid, wenn Ihr Euch von dem Stoß, den ich ſo viel, als ich konnte, milderte, erholt habt, laſſen wir die Zeit ihre Flügel ſchlagen; Ihr ſeid müde, Ihr habt Betrachtungen anzuſtellen; ich beſchwöre Euch, ſchlaft, oder ſtellt Euch, als ſchlieſet Ihr, auf Eurem Bett oder in Eurem Bett. Ich, ich ſchlafe in dieſem Lehnſtuhl, und wenn ich ſchlafe, iſt mein Schlaf ſo hart, daß mich eine Kanone nicht aufwecken würde."

Fouquet lächelte.

„Ich nehme jedoch aus," fuhr der Musketier fort, „ich nehme den Fall aus, daß man eine Thüre öffnen würde, eine geheime oder eine ſichtbare, eine Ausgangs- oder eine Eingangsthüre. Oh! hiefür iſt mein Ohr im höchſten Grade verwundbar. Ein Krachen macht, daß ich bebe. Das iſt eine Sache natürlicher

„Ihr bewacht mich, ich bleibe; n
vollzieht ganz und gar Eure Befehle?“
„Ja.“
„Wohl denn! bleibt mein Schatten! Ich
diesen mehr, als einen andern.“
D'Artagnan verbeugte sich.
„Aber vergeßt, daß Ihr, Herr d'Artagnan,
tän der Musketiere seid; vergeßt, daß ich, Fo
quet, Oberintendant der Finanzen bin, und
von meinen Angelegenheiten reden.“
„Teufel! das ist kitzelig.“
„Wahrhaftig?“
„Ja, doch für Euch, Herr Fouquet, wel
Unmögliche thun.“
„Ich danke. Was hat Euch der Kön
„Nichts.“
„Ah! so redet Ihr!“
„Bei Gott!“
„Was denkt Ihr von meiner Lage?“
„Nichts.“
„Aber wenn nicht böser Wille . . .
„Eure Lage ist schwierig.“
„In welcher Hinsicht?“
„In der, daß Ihr in Eurem Hau
„So schwierig sie auch sein mag
doch.“
„Bei Gott! bildet Ihr Euch ein
dern, als Euch, wäre ich mit biefer
Werke gegangen!“
„Wie! so viel Offenherz
herzig gegen mich gewe
gert, mir auch nur da
„
„An
„
Euch
Le



. Geſchick des in
:rzweiflung an den
nden Königs, würde
aber nicht verfehlen,
niglichen Betthimmel
Die Rhetorik iſt nicht
ner falſch die Blumen
yte überſchmelzen will;
abe überheben, die An-
zu machen und mit
zu zeichnen, das dem er-
beſtimmt iſt.
aus der Wohnung von
nig aus dem Zimmer von
ar. Die Kuppel ſenkte ſich
von Herrn b'Hooft

Antipathie. Geht alſo im Zimmer auf und ab, ſchreibt, löſcht aus, zerreißt, verbrennt; dies Alles wird mich nicht zu ſchlafen und ſogar zu ſchnarchen verhindern; aber rührt den Schlüſſel des Schloſſes nicht an, rührt die Thürſchnalle nicht an, denn Ihr würdet mich plötzlich aufwecken, und das würde meine Nerven furchtbar reizen."

„Herr d'Artagnan," ſprach Fouquet, „Ihr ſeid entſchieden der geiſtreichſte und artigſte Mann, den ich kenne, und ich bedaure nur Eines: daß ich ſo ſpät Eure Bekanntſchaft gemacht habe."

D'Artagnan ſtieß einen Seufzer aus, welcher beſagen wollte: Ach! Ihr habt ſie vielleicht zu früh gemacht! Dann verſenkte er ſich in ſeinen Lehnſtuhl, während Fouquet, halb auf ſeinem Bette liegend und auf ſeinen Ellenbogen geſtützt, von ſeinem Abenteuer träumte.

Und Beide ließen die Kerzen brennen und warteten auf das erſte Erwachen des Tages, und wenn Fouquet zu laut ſeufzte, ſchnarchte d'Artagnan zu ſtark.

Kein Beſuch, nicht einmal der von Aramis, ſtörte ihre Ruhe; kein Geräuſch machte ſich in dem weiten Hauſe hörbar.

Außen ließen die Ehrenrunden und die Patrouillen der Musketiere den Sand unter ihren Tritten krachen; das war eine Ruhe mehr für die Schläfer. Man füge dann das Rauſchen des Windes und der Brunnen bei, welche ihre ewige Function verſehen, ohne ſich um die kleinen Dinge zu bekümmern, aus denen das Leben und der Tod des Menſchen beſtehen.

XX.

Der Morgen.

Im Vergleich mit dem finſteren Geſchick des in der Baſtille eingeſperrten und vor Verzweiflung an den Riegeln und den Gitterſtangen nagenden Königs, würde die Rhetorik der alten Chronikſchreiber nicht verfehlen, den Gegenſatz des unter dem königlichen Bethhimmel ſchlafenden Philipp aufzuſtellen. Die Rhetorik iſt nicht immer ſchlecht, ſie ſät nicht immer falſch die Blumen aus, mit denen ſie die Geſchichte überſchmelzen will; aber wir werden uns der Aufgabe überheben, die Antitheſe hier ſorgfältig glänzend zu machen und mit Intereſſe das andere Gemälde zu zeichnen, das dem erſten als Seitenſtück zu dienen beſtimmt iſt.

Der junge Prinz ſtieg aus der Wohnung von Aramis herab, wie der König aus dem Zimmer von Morpheus herabgeſtiegen war. Die Kuppel ſenkte ſich langſam unter dem Drucke von Herrn d'Herblay, und Philipp befand ſich vor dem königlichen Bette, das wieder emporgegangen war, nachdem es ſeinen Gefangenen in den Tiefen des unterirdiſchen Gewölbes abgeſetzt hatte.

Allein in Gegenwart dieſes Luxus, allein vor all dieſer Macht, allein vor der Rolle, die er zu ſpielen genöthigt ſein ſollte, fühlte Philipp zum erſten Mal ſeine Seele den tauſend Bewegungen ſich öffnen, welche die Lebensſchläge eines königlichen Herzens ſind.

Aber die Kälte erfaßte ihn, indem er dieſes leere und noch von dem Leibe ſeines Bruders zerknitterte Bett betrachtete.

Der ſtumme Mitſchuldige war zurückgekehrt, nach-

Werkes gedient ha
Verbrechers zurück, er spr
und ungeschlac
gegen den Mitschuldi
Er sagte die Wa

drückte, um besser zu seh
Schweiß, der von
perlet war, noch feuc
erschreckte Philipp, wie d
streckt hatte.
Angesicht zu Angesicht mein
sprach Philipp, das Auge
leichenblei. „Wird es furch
Gefangenschaft schmerzlich wa
jeden Augenblick den Usurpatio
stets daran denken, auf die Sc
zu hören? Nun wohl! ja,
Bette geruht; ja, es ist s
Vertiefung in das Kissen gegraben h
seiner Thränen, was dieses Sa
und ich zögere, mich auf dieses B
meiner Hand dieses Sacktuch zu berühr
Wappen des Königs gestickt ist! A
d'Herblay nach, nach dessen Wil
immer einen Grad über dem Gedan
wir Herrn d'Herblay nach, der i

Bett! Philipp, einziger König von Frankreich, nimm Dein Wappen wieder an!! Philipp, einziger muthmaßlicher Erbe von Ludwig XIII., Deinem Vater, sei ohne Mitleid gegen den Usurpator, der in diesem Augenblick nicht einmal den Gewissensbiß über Alles das hat, was Du gelitten!!!"

Nachdem er so gesprochen, legte sich Philipp, trotz des instinctartigen Widerstrebens seines Körpers, trotz des Schauers, trotz des Schreckens, den sein Wille bändigte, auf das königliche Bett und zwang seine Muskeln, das noch laue Lager von Ludwig XIV. zu pressen, während er auf seine Stirne das von Schweiß feuchte Sacktuch drückte.

Als sich sein Kopf rückwärts warf und das weiche Kissen aushöhlte, erblickte Philipp über seiner Stirne die Krone von Frankreich, erwähnter Maßen, gehalten von den Engeln mit den großen goldenen Flügeln.

Man stelle sich nun diesen königlichen Eindringling, das Auge düster und den Leib bebend, vor. Er gleicht dem in einer stürmischen Nacht verirrten Tiger, der durch das Schilfrohr, durch die unbekannte Schlucht, herbeigekommen ist und sich in der Höhle des abwesenden Löwen niedergelegt hat. Der bösartige Geruch, der laue Dunst der gewöhnlichen Wohnung haben ihn angezogen. Er hat ein Bett von trockenen Kräutern und zerbrochenen, markartig teigichten Knochen gefunden; er kommt und läßt in der Dunkelheit seinen Blick umherlaufen, welcher flammt und sieht; er schüttelt seine triefenden Glieder, sein von Schlamm beschmutztes Fell, kauert sich langsam nieder und streckt seine Schnauze auf seine ungeheuren Pfoten aus, bereit zum Schlafe, aber auch bereit zum Kampfe. Der Blitz, der in den Spalten der Höhle glänzt und spiegelt, das Rauschen der an einander stoßenden Zweige, die Steine, welche niederstürzend krachen, die unbestimmte Furcht vor der Gefahr, entziehen ihn oft dieser durch die Müdigkeit verursachten Lethargie.

Man kann seinen Ehrgeiz darein setzen, im Bette des Löwen zu schlafen, aber man darf nicht hoffen, ruhig darin zu schlafen.

Philipp horchte auf jedes Geräusch. Er ließ sein Herz bei dem Hauche aller Schrecken schwanken. Doch auf seine, durch das Uebermaß seines äußersten Entschlusses verdoppelte Kraft vertrauend, wartete er ohne Schwäche, daß ihm ein entscheidender Umstand sich selbst zu beurtheilen gestattete. Er hoffte, eine große Gefahr würde für ihn leuchten, wie jene Phosphore des Sturmes, die den Schiffern die Höhe der Wellen zeigen, gegen die sie kämpfen.

Doch nichts kam. Die Stille, dieser Todfeind unruhiger Herzen, dieser Todfeind der Ehrgeizigen, umhüllte die ganze Nacht hindurch mit ihrem dichten Dunst den unter seiner gestohlenen Krone liegenden zukünftigen König von Frankreich.

Gegen Morgen schlüpfte mehr ein Schatten, als ein Körper, in das königliche Gemach. Philipp erwartete ihn und wunderte sich nicht darüber.

„Nun! Herr d'Herblay?" sagte er.

„Sire, Alles ist beendigt."

„Wie?"

„Alles, was wir erwarteten."

„Widerstand?"

„Heftiger. Thränen, Schreie."

„Dann?"

„Dann die Bestürzung."

„Endlich?"

„Vollkommener Sieg und gänzliches Stillschweigen."

„Vermuthet der Gouverneur der Bastille?"

„Nichts."

„Diese Aehnlichkeit?"

„Ist die Ursache des glücklichen Erfolgs."

„Aber der Gefangene muß sich unfehlbar erklären. Bedenkt das wohl."

„Ich habe ſchon für Alles vorhergeſehen. In einigen Tagen, früher vielleicht, wenn es nöthig iſt, nehmen wir den Gefangenen aus ſeinem Kerker und ſchaffen ihn durch die Verbannung nach einem ſo fernen Ort aus dem Lande . . .“

„Man kommt aus der Verbannung zurück, Herr d'Herblay?“

„Nach einem ſo fernen Ort, habe ich geſagt, daß die materiellen Kräfte des Menſchen und die Dauer ſeines Lebens nicht zur Rückkehr zureichen würden.“

Abermals kreuzten ſich der Blick des jungen Königs und der von Aramis mit einem kalten Einverſtändniß.

„Und Herr du Vallon?“ fragte Philipp, um das Geſpräch zu wechſeln.

„Er wird Euch heute vorgeſtellt werden und Euch vertraulicher Weiſe zu der Gefahr Glück wünſchen, die Euch dieſer Uſurpator hat laufen laſſen.“

„Was wird man aus ihm machen?“

„Aus Herrn du Vallon?“

„Einen Herzog mit Diplom, nicht wahr?“

„Ja, einen Herzog mit Diplom,“ erwiederte Aramis, ſeltſam lächelnd.

„Warum lacht Ihr, Herr d'Herblay?“

„Ich lache über den vorſichtigen Gedanken Eurer Majeſtät.“

„Vorſicht[illegible]as verſteht Ihr hierunter?“

„Eure M[illegible] befürchtet ohne Zweifel, dieſer arme Porthos werde ein läſtiger Zeuge, und ſie will ſich ſeiner entledigen.“

„Indem ich ihn zum Herzog mache?“

„Gewiß, Ihr tödtet ihn; er wird vor Freude darüber ſterben, und das Geheimniß wird mit ihm ſterben.“

„Oh! mein[illegible]!“

„Ich,“ ſagte Aramis phlegmatiſch, „ich werde in ihm einen ſehr guten Freund verlieren.“

In dieſem Augenblick und mitten unter dieſen un-

bedeutenden Gesprächen, unter denen die zwei Verschwörer die Freude und den Stolz über den glücklichen Erfolg verbargen, hörte Aramis etwas, was ihn die Ohren spitzen machte.

„Was gibt es?“ fragte Philipp.

„Der Tag, Sire!“

„Nun?“

„Ehe Ihr Euch gestern in dieses Bett gelegt, habt Ihr wahrscheinlich bestimmt, diesen Morgen bei Tagesanbruch etwas zu thun?“

„Ich habe meinem Kapitän der Musketiere gesagt, ich erwarte ihn,“ erwiederte lebhaft der junge Mann.

„Wenn Ihr ihm das gesagt habt, so kommt er sicherlich, denn es ist ein pünktlicher Mann.“

„Ich höre einen Tritt im Vorsaal.“

„Er ist es.“

„Auf, beginnen wir den Angriff,“ sprach der junge Mann entschlossen.

„Nehmt Euch in Acht!“ rief Aramis, „den Angriff beginnen, und zwar bei d'Artagnan, das wäre Tollheit. D'Artagnan hat nichts gesehen, d'Artagnan ist hundert Meilen davon entfernt, unser Geheimniß zu ahnen; aber er komme zuerst diesen Morgen hier herein, und er wird wittern, daß etwas vorgefallen ist, womit er sich beschäftigen muß. Höret, Sire, e[illegible] wir d'Artagnan hier eindringen lassen, müssen wir [illegible] Zimmer viel Luft geben, oder so viele Leute hier [illegible]ren, daß der feinste Leithund des Königreichs durch zwanzig verschiedene Spuren von der Fährte abgebracht würde.“

„Aber wie ihn wegschicken, da ich ihn hierher beschieden habe?“ bemerkte der Prinz, ungeduldig, sich mit einem so furchtbaren Gegner zu messen.

„Ich übernehme das,“ erwiederte der Bischof, „und um anzufangen, will ich einen Sch[illegible]n, der unsern Mann betäuben wird.“

„Er thut auch einen Schlag,“ fügte der Prinz lebhaft bei.

Man hörte in der That außen klopfen.

Aramis hatte ſich nicht getäuſcht: es war d'Artagnan, der ſich auf dieſe Art ankündigte.

Wir haben ihn die Nacht mit Philoſophiren bei Herrn Fouquet hinbringen ſehen. Doch der Musketier war ſehr müde, ſogar nur den Schlaf zu heucheln, und ſobald die Morgendämmerung mit ihrem bläulichen Scheine die koſtbaren Karnieße im Gemache des Oberintendanten beleuchtete, erhob ſich d'Artagnan aus ſeinem Lehnſtuhle, richtete ſeinen Degen zurecht, bügelte ſeinen Rock mit ſeinem Aermel und bürſtete ſeinen Filzhut wie ein Soldat auf der Wache, der bereit iſt, die Inſpection ſeines Gefreiten durchzumachen.

„Ihr geht weg?“ fragte Fouquet.

„Ja, Monſeigneur; und Ihr?“

„Ich bleibe.“

„Auf Euer Wort?“

„Auf mein Wort.“

„Gut. Ich gehe übrigens nur von hier weg, um Euch die bewußte Antwort zu holen.“

„Den Spruch wollt Ihr ſagen.“

„Seht, ich habe ein wenig vom alten Römer. Dieſen Morgen, als ich mich erhob, bemerkte ich, daß ſich mein Degen an keinem Neſtel fing und daß das Wehrgehenk gut lief. Das iſt ein untrügliches Zeichen.“

„Von Glück?“

„So oft ſich dieſes verteufelte Büffelleder an meinen Rücken anhing, war es eine Strafe von Herrn von Treville oder eine Geldverweigerung von Herrn von Mazarin. So oft der Degen ſich am Wehrgehenk ſelbſt anhakte, war es ein ſchlimmer Auftrag, wie es mir ſolche mein ganzes Leben lang geregnet hat. So oft der Degen ſelbſt in der Scheide tanzte, war es ein glückliches Duell. Sobald er ſich in meine Waden einquartierte, war es eine leichte Wunde. So oft er ganz aus der Scheide herauskam, war ich entſchieden,

ich ſollte auf dem Schlachtfeld bleiben, mit zwei bis drei Monat Wundarzt und Compreſſen.“

„Ah! ich wußte nicht, daß Ihr von Eurem Degen ſo gut unterrichtet werdet,“ ſagte Fouquet mit einem bleichen Lächeln, das der Kampf gegen ſeine eigenen Schwächen war. „Iſt Eure Klinge eine Fee oder eine Zauberin?“

„Mein Degen, ſeht Ihr, iſt ein Glied, das einen Theil meines Körpers bildet. Ich habe ſagen hören, gewiſſe Menſchen werden durch ihr Bein, oder durch ein Schlagen ihrer Schläfe benachrichtigt. Ich werde durch meinen Degen unterrichtet. Nun! er hat mir heute Morgen nichts geſagt. Ah! doch . . . nun fällt er ganz allein in den letzten Winkel des Wehrgehenks. Wißt Ihr, was mir das weisſagt?“

„Nein.“

„Das weisſagt mir eine Verhaftung für heute.“

„Ah!“ rief der Oberintendant, mehr erſtaunt als ärgerlich über dieſe Offenherzigkeit, „wenn Euch von Eurem Degen nichts Trauriges geweisſagt wird, ſo iſt es alſo nicht traurig für Euch, mich zu verhaften.“

„Euch verhaften! Euch?“

„Allerdings . . . die Weisſagung . . .“

„Geht Euch nichts an; da Ihr ſeit geſtern verhaftet ſeid. Ihr ſeid es alſo nicht, den ich verhaften werde. Darum freue ich mich, darum ſage ich, mein Tag werde glücklich ſein.“

Nach dieſen, mit einer ganz liebevollen Freundlichkeit ausgeſprochenen, Worten nahm der Kapitän von Fouquet Abſchied, um ſich zum König zu begeben.

Er war im Begriff über die Schwelle des Zimmers zu ſchreiten, als Fouquet zu ihm ſagte:

„Ein letztes Zeichen Eures Wohlwollens.“

„Gut, Monſeigneur.“

„Herr d'Herblay, laßt mich Herrn d'Herblay ſehen.“

„Ich will es ſo einrichten, daß ich ihn Euch zurückbringe.“

D'Artagnan glaubte nicht, ſo wahr zu ſprechen. Es ſtand geſchrieben, es ſollten ſich für ihn am Tage die Weisſagungen verwirklichen, die ihm der Morgen gemacht hatte.

Er hatte, wie geſagt, an die Thüre des Königs geklopft. Dieſe Thüre öffnete ſich. Der Kapitän konnte glauben, der König habe ſelbſt geöffnet. Dieſe Annahme war nicht unzuläßig nach dem aufgeregten Zuſtand, in dem der Musketier den König am Abend vorher verlaſſen hatte. Doch ſtatt des königlichen Geſichtes, das er ehrfurchtsvoll zu begrüßen ſich anſchickte, erblickte er das lange, unempfindliche Geſicht von Aramis. Es fehlte wenig, daß er einen Schrei ausgeſtoßen hätte, ſo gewaltig war ſein Erſtaunen.

„Aramis?“ ſagte er.

„Guten Morgen, lieber d'Artagnan,“ erwiederte kalt der Prälat.

„Hier!“ ſtammelte der Musketier.

„Seine Majeſtät bittet Euch, zu verkündigen, ſie ruhe, nachdem ſie ſich die ganze Nacht ermüdet habe.“

„Ah!“ machte d'Artagnan, der nicht begreifen konnte, wie der Biſchof von Vannes, am Abend zuvor ein ſo dünner Günſtling, in ſechs Stunden der größte Glückspilz geworden war, der je im Gange hinter einem königlichen Bett gewachſen.

In der That, um auf der Schwelle des Gemaches des Monarchen die Willensbeſtimmungen des Königs zu übertragen, um Ludwig XIV. als Mittelsperſon zu dienen, um in ſeinem Namen zwei Schritte von ihm zu befehlen, mußte man mehr ſein, als je Richelieu bei Ludwig XIII. geweſen war.

Das ausdrucksvolle Auge von d'Artagnan, ſein erweiterter Mund, ſein emporgeſträubter Schnurrbart ſagten dies Alles in der klarſten Sprache dem ſtolzen Günſtling, der nicht dadurch in Bewegung gerieth.

„Mehr noch,“ fuhr der Biſchof fort, „Ihr werdet die Güte haben, mein Herr Kapitän der Musketiere,

Der Prälat war schweigsam und ernst; d'Artagnan war verstört durch all die Zusammenhäufung unglaublicher Ereignisse.

„Nun! Kapitän, Ihr bringt mir Herrn d'Herblay?"

„Und noch etwas Besseres, Monseigneur."

„Was denn?"

„Die Freiheit."

„Ich bin frei?"

„Ihr seid es. Befehl des Königs."

Fouquet nahm wieder seine ganze Heiterkeit an, um Aramis mit dem Blicke zu befragen.

„Oh! ja, Ihr könnt dem Herrn Bischof von Vannes danken," fuhr d'Artagnan fort, „denn ihm habt Ihr die Veränderung des Königs zuzuschreiben."

„Oh!" machte Fouquet, mehr gedemüthigt durch den Dienst, als dankbar für den Erfolg.

„Aber Ihr," sagte d'Artagnan sich an Aramis wendend, „Ihr, der Ihr Herrn Fouquet beschützt, werdet Ihr nicht etwas für mich thun?"

„Alles, was Ihr wollt, mein Freund," erwiederte der Bischof mit seinem ruhigen Ton.

„Nur Eines, und ich erkläre mich für zufrieden. Wie seid Ihr der Günstling des Königs geworden, Ihr, der Ihr ihn nur zweimal in Eurem Leben gesprochen habt?"

„Vor einem Freunde, wie Ihr seid, verbirgt man nichts," erwiederte Aramis seiner Weise.

„Ah! gut, so sprecht."

„Wohl denn! Ihr glaubt, ich habe den König nur zweimal gesehen, während ich ihn mehr als hundertmal gesehen habe. Nur verbargen wir uns, das ist das Ganze."

Und ohne daß er die neue Röthe zu vertilgen suchte, welche bei dieser Offenbarung d'Artagnan zur Stirne stieg, drehte sich Aramis zu Herrn Fouquet um, der eben so sehr erstaunt war, als der Musketier.

„Monseigneur," sprach er, „der König beauftragt

nich, Euch zu ſagen, er ſei mehr als je Euer Freund, ınd Euer ſo ſchönes, ſo edelmüthig gebotenes Feſt habe ein Herz gerührt."

Hienach verbeugte er ſich wiederholt ſo ehrerbietig ›or Fouquet, daß dieſer, unfähig, eine Diplomatie von ›ieſer Stärke zu begreifen, ohne Stimme, ohne Gedanken und ohne Bewegung blieb.

D'Artagnan glaubte zu bemerken, daß dieſe zwei Männer ſich etwas zu ſagen hatten, und er gedachte ›ieſem Inſtincte der Höflichkeit zu gehorchen, der in ›inem ſolchen Falle denjenigen nach der Thüre treibt, ›eſſen Gegenwart eine Beengung für die Anderen iſt, ıber durch ſo viele Geheimniſſe geſtachelt, rieth ihm ›eine glühende Neugierde, zu bleiben.

Da wandte ſich Aramis mit freundlicher Miene ın ihn und ſagte:

„Mein Freund, nicht wahr, Ihr erinnert Euch wohl des Befehls Seiner Majeſtät hinſichtlich ihres kleinen Lever?"

Dieſe Worte waren klar genug. Der Musketier verſtand ſie; er grüßte Fouquet, dann Aramis mit einer Färbung ironiſcher Ehrfurcht, und verſchwand.

Dann ſtürzte Fouquet, der in ſeiner Ungeduld Mühe gehabt hatte, dieſen Augenblick abzuwarten, nach der Thüre, um ſie zu ſchließen, kehrte ſogleich wieder zum Biſchof zurück und ſagte:

„Mein lieber d'Herblay, ich glaube, es iſt Zeit für Euch, daß Ihr mir erklärt, was vorgeht. In der That, ich verſtehe nichts mehr."

„Wir werden Euch das Alles erklären," erwiederte Aramis, indem er ſich ſetzte und Fouquet ebenfalls ſitzen hieß. „Wo ſoll ich anfangen?"

„Sagt mir vor Allem, warum mich der König in Freiheit ſetzen läßt?"

„Ihr hättet mich fragen ſollen, warum er Euch habe verhaften laſſen."

„Seit meiner Verhaftung hatte ich Zeit, darüber

nachzudenken, und ich glaube, daß ein wenig Eifersucht im Spiele ist. Mein Fest hat Herrn Colbert geärgert, und Herr Colbert hat irgend einen Plan gegen mich gefunden, den Plan von Belle-Isle zum Beispiel."

„Nein, es handelt sich noch nicht um Belle-Isle."

„Um was denn?"

„Ihr erinnert Euch der Quittungen über dreizehn Millionen, die Herr von Mazarin Euch hat stehlen lassen?"

„Oh! ja. Nun?"

„Nun! man hat Euch schon zum Diebe erklärt."

„Mein Gott!"

„Das ist noch nicht Alles. Ihr erinnert Euch des von Euch an la Vallière geschriebenen Briefes?"

„Ach! es ist wahr."

„Dieses Briefes wegen seid Ihr als Verräther und Verführer erklärt worden."

„Warum hat man mir aber dann verziehen?"

„Wir sind noch nicht so weit in unserer Beweisführung. Ich wünsche Euch gehörig über die Thatsache ins Klare gesetzt zu haben. Bemerkt wohl: der König weiß Euch schuldig der Entwendung von Geldern. Oh! bei Gott! es ist mir genau bekannt, daß Ihr durchaus nichts entwendet habt: aber der König hat am Ende die Quittungen nicht gesehen, und er kann nicht umhin, Euch für strafbar zu halten."

„Verzeiht, ich sehe nicht ein . . ."

„Ihr werdet einsehen."

„Mehr noch, der König, der Euer Liebesbillet und die Anträge, die Ihr la Vallière gemacht, gelesen hat, kann keinen Zweifel über Eure Absichten in Beziehung auf diese Schöne hegen, nicht wahr?"

„Gewiß. Doch schließt."

„Ich komme dazu."

„Der König ist also für Euch ein Todfeind, ein unversöhnlicher Feind. ein ewiger Feind?"

„Einverstan[illegible] er [illegible]ich denn so mächtig,

aß er es, trotz dieses Hasses, nicht gewagt hätte, mich
it allen den Mitteln, die ihm meine Schwäche oder
ein Unglück als Gewalt über mich verliehen, zu Grunde
u richten?"

„Es ist entschieden," fuhr Aramis kalt fort, „der
König ist unversöhnlich mit Euch entzweit."

„Aber er spricht mich frei . . ."

„Glaubt Ihr?" sagte der Bischof mit einem for-
henden Blick.

„Ohne an die Aufrichtigkeit des Herzens zu glau-
en, glaube ich an die Wahrheit der Thatsache."

Aramis zuckte leicht die Achseln.

„Warum hätte Euch denn Ludwig XIV. beauf-
agt, mir zu sagen, was Ihr mir gemeldet habt?"

„Der König hat mich mit nichts für Euch beauf-
agt."

„Mit nichts!" rief der Oberintendant erstaunt.
Nun! aber der Befehl?"

„Ah! ja, es ist ein Befehl vorhanden; ganz richtig."

Diese Worte wurden von Aramis mit einem so
ltsamen Ausdruck gesprochen, daß sich Fouquet eines
chauers nicht erwehren konnte.

„Höret," sagte er, „ich sehe, Ihr verbergt mir
was."

Aramis streichelte sein Kinn mit seinen so weißen
ingern

„Der König verbannt mich?"

„Macht es nicht wie in jenem Spiel, bei welchen
e Kinder die Gegenwart eines verborgenen Gegen-
nds aus der Weise errathen, wie ein Glöckchen er-
nt, je nachdem sie sich dem Gegenstand nähern oder
n demselben entfernen."

„Sprecht doch."

„Errathet."

„Ihr macht mir bange."

„Bah! so habt Ihr also nicht errathen?"

„Was hat Euch der König geſagt? Im Namen Eurer Freundſchaft, verbergt es mir nicht.“

„Der König hat mir nichts geſagt.“

„Ihr macht, daß ich vor Ungeduld ſterbe, d'Herblay. Bin ich immer noch Oberintendant?“

„So lange Ihr wollt.“

„Aber welche ſonderbare Herrſchaft habt Ihr plötzlich über den Geiſt des Königs gewonnen?“

„Ah! ja.“

„Ihr laßt ihn nach Eurem Willen handeln.“

„Ich glaube es.“

„Das iſt unwahrſcheinlich.“

„Man wird es ſagen.“

„Herr d'Herblay, bei unſerem Bunde, bei unſerer Freundſchaft, bei Allem, was Ihr Theuerſtes auf der Welt habt, ſprecht, ich flehe Euch an. Welchem Umſtande habt Ihr es zu verdanken, daß Ihr ſo bei Ludwig XIV. vorgedrungen ſeid? Ich weiß, er liebte Euch nicht.“

„Der König wird mich nun lieben,“ erwiederte Aramis mit einem Nachdruck auf das Wort „nun.“

„Ihr habt etwas Beſonderes mit ihm gehabt?“

„Ja.“

„Ein Geheimniß vielleicht?“

„Ja, ein Geheimniß.“

„Ein Geheimniß der Art, daß es die Intereſſen des Königs verändern mußte?“

„Ihr ſeid ein wahrhaft erhabener Mann, Monſeigneur. Ihr habt gut errathen. Ich habe wirklich ein Geheimniß entdeckt, deſſen Natur die Intereſſen des Königs von Frankreich verändern mußte.“

„Ah!“ machte Fouquet, mit der Zurückhaltung eines galanten Mannes, der nicht ausforſchen will.

„Und Ihr werdet darüber urtheilen,“ fuhr Aramis fort, „Ihr ſollt mir ſagen, ob ich mich über die Wichtigkeit dieſes Geheimniſſes täuſche.“

„Ich höre, da Ihr ſo gut ſeid, Euch mir zu eröff-

en. Nur bemerkt, mein Freund, daß ich nichts Indis-
retes nachgesucht habe."

Aramis sammelte sich einen Augenblick.

„Sprecht nicht," rief Fouquet. „Es ist noch
eit."

„Erinnert Ihr Euch," sprach Aramis mit nieder-
eschlagenen Augen, „erinnert Ihr Euch der Geburt
on Ludwig XIV.?"

„Wie heute."

„Habt Ihr etwas Besonderes über diese Geburt
igen hören?"

„Nichts, wenn nicht, der König sei nicht wirklich
er Sohn von Ludwig XIII."

„Daran ist weder bei unserem Interesse, noch bei
em des Königreichs gelegen. Es ist der Sohn seines
Vaters derjenige, welcher einen durch das Gesetz zu-
estandenen Vater hat, sagt das französische Gesetz."

„Das ist wahr; doch es ist von Bedeutung, wenn
s sich um die Eigenschaft der Race handelt."

„Eine secundäre Frage. Ihr habt also nichts Be-
onderes erfahren?"

„Nichts."

„Hier beginnt mein Geheimniß."

„Ah!"

„Die Königin, statt einen Sohn zu gebären, gebar
wei Kinder."

Fouquet erhob das Haupt.

„Und das zweite ist gestorben?" sagte er.

„Ihr werdet sehen. Diese Zwillinge mußten der
Stolz ihrer Mutter und die Hoffnung Frankreichs sein;
ber die Schwäche des Königs, sein Aberglaube ließen
hn Conflicte zwischen zwei ihren Rechten nach gleichen
Kindern befürchten; er unterdrückte eines von den Zwil-
ingsgeschwistern."

„Unterdrückte, sagt Ihr?"

„Wartet. Diese zwei Kinder wuchsen heran: das

ringen zu laſſen, wohl [illegible]r, mich knebeln und in eine Oubliette werfen zu laſſen. Auf, habt mehr Feſtigkeit i Euren Schlüſſen, Gottes Tod!"

Und aus dieſem ganz musketierartigen Wort, — ergeſſenheit eines Mannes, der ſich nie vergaß, — mußte ouquet erſehen, welchen Grad der Exaltation der ru ige, der unerforſchliche Biſchof von Vannes erreicht atte. Er bebte darob.

„Und dann," fuhr der letztere fort, nachdem er ſich ewältigt, „wäre ich der Mann, der ich bin, wäre h ein wahrer Freund, wenn ich Euch, den der König hon haßt, einem noch furchtbareren Gefühle des jun en Königs ausſetzte? Ihn beſtohlen zu haben, iſt ichts; ſeiner Geliebten den Hof gemacht zu haben, iſt enig; aber in Eurer Gewalt ſeine Krone und ſeine hre halten, oh! er würde Euch eher das Herz mit inen eigenen Händen ausreißen!"

„Ihr habt ihn nichts von Eurem Geheimniß ſehen iſſen?"

„Lieber hätte ich alle Gifte verſchluckt, die Mithri ates in zwanzig Jahren getrunken hat, um es zu ver ichen, nicht zu ſterben."

„Was habt Ihr dann gethan?"

„Oh! nun ſind wir ſo weit, Monſeigneur. Ich laube, ich bin im Begriff, einiges Intereſſe bei Euch i erregen. Nicht wahr, Ihr hört mich immer noch?"

„Ob ich Euch höre! Sprecht."

Aramis machte einen Gang durch das Zimmer, erſicherte ſich der Einſamkeit, der Stille, und nahm inen Platz wieder bei dem Lehnſtuhl, in welchem ouquet ſeine Mittheilungen mit tiefem Bangen er artete.

„Ich vergaß, Euch zu ſagen," fuhr Aramis fort, ibem er ſich an Fouquet wandte, der ihm mit außer ordentlicher Aufmerkſamkeit zuhörte, „ich vergaß einen erkwürdigen Umſtand in Beziehung auf dieſe Zwillinge ervorzuheben: Gott hat ſie nämlich dergeſtalt einander

ſchenkte. Aber Gott geſtattete, ſtets für das Heil des geopferten Prinzen, daß Herr Fouquet ſeinerſeits einen ergebenen Freund hatte, der das Staatsgeheimniß kannte und die Kraft in ſich fühlte, dieſes Geheimniß ans Tageslicht zu bringen, nachdem er die Kraft gehabt hatte, daſſelbe zwanzig Jahre in ſeinem Herzen zu tragen."

„Geht nicht weiter," rief Fouquet, glühend vor edelmüthigen Ideen; „ich verſtehe Euch und errathe Alles. Ihr habt Euch zum König begeben, als die Nachricht von meiner Verhaftung zu Euch gelangt; Ihr habt ihn angefleht, er hat ſich geweigert, Euch zu hören; da habt Ihr ihm mit der Offenbarung des Geheimniſſes gedroht, und Ludwig XIV. mußte erſchrecken, der Beängſtigung durch Eure Indiscretion das bewilligen, was er Eurer edelmüthigen Vermittelung verweigerte. Ich begreife, ich begreife: Ihr habt den König in den Händen; ich begreife."

„Ihr begreift durchaus nicht," erwiederte Aramis, „und Ihr habt mich nun abermals unterbrochen, mein Freund. Und dann, erlaubt mir, es Euch zu ſagen, Ihr vernachläſſigt zu ſehr die Logik und benützt nicht genug das Gedächtniß."

„Wie ſo?"

„Ihr wißt, worauf ich beim Anfang unſeres Geſprächs Nachdruck gelegt habe?"

„Ja, auf den Haß Seiner Majeſtät gegen mich, einen unbeſiegbaren Haß. Doch welcher Haß würde der Drohung mit einer ſolchen Offenbarung widerſtehen?"

„Eine ſolche Offenbarung? Eil gerade hier verfehlt Ihr Euch gegen die Logik. Wie, Ihr nehmt an, wenn ich dem König eine ſolche Offenbarung gemacht hätte, könnte ich noch zu dieſer Stunde leben?"

„Es ſind keine zehn Minuten, daß Ihr beim König waret."

„Gut! Er hätte nicht die Zeit gehabt, mich um-

bringen zu lassen, wohl [illegible], mich knebeln und in eine Oubliette werfen zu lassen. Auf, habt mehr Festigkeit in Euren Schlüssen, Gottes Tod!"

Und aus diesem ganz musketierartigen Wort, — Vergessenheit eines Mannes, der sich nie vergaß, — machte Fouquet ersehen, welchen Grad der Exaltation der [illegible]hige, der unerforschliche Bischof von Vannes erreicht hatte. Er bebte darob.

„Und dann," fuhr der letztere fort, nachdem er sich bewältigt, „wäre ich der Mann, der ich bin, wäre ich ein wahrer Freund, wenn ich Euch, den der König schon haßt, einem noch furchtbareren Gefühle des jungen Königs aussetzte? Ihn bestohlen zu haben, ist nichts; seiner Geliebten den Hof gemacht zu haben, gilt wenig; aber in Eurer Gewalt seine Krone und seine Ehre halten, oh! er würde Euch eher das Herz mit seinen eigenen Händen ausreißen!"

„Ihr habt ihn nichts von Eurem Geheimniß sehen lassen?"

„Lieber hätte ich alle Gifte verschluckt, die Mithridates in zwanzig Jahren getrunken hat, um es zu versuchen, nicht zu sterben."

„Was habt Ihr dann gethan?"

„Oh! nun sind wir so weit, Monseigneur. Ich glaube, ich bin im Begriff, einiges Interesse bei Euch zu erregen. Nicht wahr, Ihr hört mich immer noch?"

„Ob ich Euch höre! Sprecht."

Aramis machte einen Gang durch das Zimmer, versicherte sich der Einsamkeit, der Stille, und nahm seinen Platz wieder bei dem Lehnstuhl, in welchem Fouquet seine Mittheilungen mit tiefem Bangen erwartete.

„Ich vergaß, Euch zu sagen," fuhr Aramis fort, indem er sich an Fouquet wandte, der ihm mit außerordentlicher Aufmerksamkeit zuhörte, „ich vergaß einen merkwürdigen Umstand in Beziehung auf diese Zwillinge hervorzuheben: Gott hat sie nämlich dergestalt einander

ſchätzenden Vertraulichkeit legte, „wie macht es Gott, um einen König an die Stelle eines andern zu ſetzen?“

„Gott!“ rief Fouquet, „Gott gibt einen Befehl ſeinem Agenten, dieſer packt den Verurtheilten, ſchleppt ihn fort und ſetzt den Sieger auf den leer gewordenen Thron. Aber Ihr vergeßt, daß dieſer Agent der Tod heißt. Oh! mein Gott, Herr d'Herblay, hattet Ihr den Gedanken . . .“

„Es handelt ſich nicht hierum, Monſeigneur. Wahrhaftig, Ihr geht über das Ziel hinaus. Wer ſpricht denn davon, daß dem König der Tod geſchickt werden ſoll? Wer ſpricht von einer Befolgung des Beiſpiels Gottes in der ſtrengen Vollführung ſeiner Werke? Nein, ich wollte Euch ſagen, Gott mache die Dinge ohne Umſturz, ohne Aergerniß, ohne Anſtrengungen, und die von Gott inſpirirten Menſchen ſiegen, wie er, in dem, was ſie unternehmen, in dem, was ſie verſuchen, in dem, was ſie thun.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ich wollte Euch ſagen, mein Freund,“ erwiederte Aramis mit derſelben Betonung, die er dem Worte Freund, als er es zum erſten Mal ausgeſprochen, gegeben hatte, „ich wollte Euch ſagen, wenn es Umſturz, Aergerniß, Anſtrengung ſogar, als man den Gefangenen der Baſtille an die Stelle des Königs geſetzt, gegeben habe, ſo fordere ich Euch heraus, dies zu beweiſen.“

„Wie beliebt!“ rief Fouquet, weißer als das Sacktuch, mit dem er ſich die Schläfe abwiſchte. „Ihr ſagt?“

„Geht doch in das Zimmer des Königs, Ihr, der Ihr das Geheimniß wißt,“ fuhr Aramis ruhig fort, „ich fordere Euch heraus, wahrzunehmen, daß der Gefangene der Baſtille in dem Bette ſeines Bruders liegt.“

„Aber der König?“ ſtammelte Fouquet, von einem Schauer bei dieſer Kunde ergriffen.

„Welcher König?“ verſetzte Aramis mit ſeinem ildeſten Tone; „der, welcher Euch haßt, oder der, elcher Euch liebt?“

„Der König ... von geſtern? ...“

„Der König von geſtern? beruhigt Euch, er hat der Baſtille den Platz eingenommen, den ſein Onkel it zu lange einnahm.“

„Gerechter Himmel! Und wer hat ihn dahin ge ihrt?“

„Ich!“

„Ihr?“

„Ja, und zwar auf die einfachſte Weiſe. Ich habe n in dieſer Nacht weggebracht, und während er in e Dunkelheit hinabſtieg, ſtieg der Andere zum Lichte inauf. Ich glaube nicht, daß das Lärm gemacht hat. in Blitz ohne Donner, das weckt Niemand auf.“

Fouquet ſtieß einen dumpfen Schrei aus, als wäre r von einem unſichtbaren Schlage getroffen worden; r nahm ſeinen Kopf in ſeine zwei krampfhaft zuſam engezogenen Hände und murmelte:

„Ihr habt das gethan!“

„Ziemlich geſchickt. Was denkt Ihr davon?“

„Ihr habt den König entthront? Ihr habt ihn ingekerkert?“

„Das iſt geſchehen.“

„Und die Handlung iſt hier in Vaux vorgefallen?“

„Hier in Vaux, im Morpheus-Zimmer. Scheint s nicht in der Vorausſicht eines ſolchen Aktes gebaut orden zu ſein?“

„Dieſe Nacht!“

„In dieſer Nacht! Zwiſchen zwölf und ein Uhr.“

Fouquet machte eine Bewegung, als wollte er ſich uf Aramis werfen; er bewältigte ſich.

„In Vaux! bei mir!“ ſagte er mit erſtickter Stimme.

„Ich glaube, ja. Es iſt beſonders Euer Haus, itdem es Herr Colbert Euch nicht mehr kann fehlen laſſen.“

„Bei mir iſt alſo dieſes Verbrechen begangen worden?“

„Dieſes Verbrechen!“ rief Aramis erſtaunt.

„Dieſes abſcheuliche Verbrechen!“ fuhr Fouquet, ſich immer mehr exaltirend, fort; „dieſes Verbrechen, das fluchwürdiger als ein Mord! Dieſes Verbrechen, das meinen Namen auf immer ſchändet und mich dem Abſcheu der Nachwelt preisgibt.“

„Ihr ſprecht im Fieberwahnwitz, mein Herr,“ entgegnete Aramis mit unſicherer Stimme; „Ihr ſprecht zu laut: nehmt Euch in Acht.“

„Ich werde ſo laut ſchreien, daß es das Weltall hört.“

„Herr Fouquet, nehmt Euch in Acht.“

Fouquet wandte ſich gegen den Prälaten um, ſchaute ihm in's Geſicht und ſprach:

„Ja, Ihr habt mich entehrt, indem Ihr dieſen Verrath, dieſe Frevelthat an meinem Gaſt, an demjenigen begangen, der friedlich unter meinem Dache ruhte!“ Oh! wehe mir!“

„Wehe über dem, welcher unter Eurem Dach auf den Ruin Eures Vermögens, Eures Lebens ſann. Vergeßt Ihr das?“

„Es war mein Gaſt, es war mein König!“

Aramis erhob ſich, die Augen von Blut unterlaufen, den Mund in krampfhaften Zuckungen.

„Habe ich es mit einem Wahnſinnigen zu thun?“ ſagte er.

„Ihr habt es mit einem ehrlichen Mann zu thun.“

„Verrückter!“

„Mit einem Mann, der Euch verhindern wird, Euer Verbrechen zu vollenden.“

„Wahnwitziger!“

„Mit einem Mann, der lieber ſterben, lieber Euch tödten, als ſeine Entehrung von Euch vollführen laſſen will,“ rief Fouquet.

Und er ſtürzte nach ſeinem Degen, den d'Artagnan

an sein Bett gelegt hatte, und schwang
as funkelnde stählerne Werkzeug.
faltete die Stirne und fuhr mit einer Hand
st, als suchte er darin eine Waffe. Diese
ntging Fouquet nicht. Edel und herrlich
ßmuth, warf er auch weit von sich seinen
in den Bettgang rollte, näherte sich Ara-
er mit seiner entwaffneten Hand die Schul-
aten berührte, und sprach:
Herr, es wäre mir süß, hier zu sterben,
chande nicht zu überleben, und wenn Ihr
reundschaft für mich habt, so flehe ich Euch
den Tod."
blieb schweigsam und unbeweglich.
twortet nichts?"
erhob das Haupt, und man sah noch einmal
Hoffnung sich in seinen Augen entzünden.
t wohl Alles, was uns erwartet, Mon-
gte er. „Nachdem diese Gerechtigkeit geübt
bt der König noch, und seine Einkerkerung
as Leben."
rwiederte Fouquet, „Ihr komitet in mei-
handeln, „doch ich nehme Euren Dienst
denfalls will ich Euch nicht ins Verderben
werdet dieses Haus verlassen."
erstickte den Blitz, der aus seinem gebro-
hervorsprang.
gastfreundlich gegen Alle," fuhr Fouquet
usſprechlichen Majestät fort; „Ihr werdet
opfert werden, als der, dessen Untergang
lligt habt."
rdet geopfert werden, Ihr, das sage ich
Aramis mit einer dumpf prophetischen

me die Wahrsagung an, Herr d'Herblay,
ird mich zurückhalten. Ihr verlaßt Baur,

Ihr verlaßt Frankreich. Ich gebe Euch vier Stunden, um Euch außer den Bereich des Königs zu setzen."

„Vier Stunden!" erwiederte Aramis ungläubig und spöttisch.

„Bei meinem Wort! Niemand wird Euch vor dieser Frist folgen. Ihr habt also vier Stunden vor denjenigen voraus, die Euch der König nachsenden dürfte."

„Vier Stunden!" wiederholte Aramis, gleichsam knurrend.

„Das ist mehr, als Ihr braucht, um Euch einzuschiffen und Belle-Isle zu erreichen, welches ich Euch zur Zuflucht gebe."

„Ah!" murmelte Aramis.

„Belle-Isle ist mir für Euch, wie mir Vaux für den König ist. Geht, d'Herblay, geht; so lange ich lebe, wird kein Haar von Eurem Haupte fallen."

„Ich danke," erwiederte Aramis mit einer düstern Ironie.

„Geht also, und gebt mir die Hand, damit wir Beide, Ihr zur Rettung Eures Lebens, ich zur Rettung meiner Ehre eilen."

Aramis zog aus seinem Busen die Hand, die er darin verborgen hatte. Sie war roth von seinem Blut; sie hatte seine Brust mit seinen Nägeln bearbeitet, als wollte er das Fleisch bestrafen, daß es so viele Pläne erzeugt, welche eitler, wahnsinniger, vergänglicher, als das Leben des Menschen. Fouquet wurde von Schauer, von Mitleid ergriffen; er öffnete Aramis die Arme.

„Ich hatte keine Waffen," murmelte dieser, wild und furchtbar wie der Schatten von Dido.

Dann wandte er, ohne die Hand von Fouquet zu berühren, seinen Blick ab und machte zwei Schritte rückwärts. Sein letztes Wort war eine Verwünschung, seine letzte Geberde war der Bannfluch, den diese gerö-thete Hand, Fouquet im Gesichte mit einigen Tröpfchen Blutes befleckend, zeichnete.

Und Beide eilten aus dem Zimmer; liefen die

Geheimtreppe hinab, welche gegen die inneren Höfe ausmündete.

Fouquet beſtellte ſeine beſten Pferde, und Aramis blieb unten an der Treppe ſtehen, die nach dem Zimmer von Porthos führte.

Er dachte lange nach, während der Wagen von Fouquet, im ſtärkſten Galopp fortgezogen, das Pflaſter des Haupthofes verließ.

„Allein abreiſen?“... ſagte Aramis zu ſich ſelbſt, „den Prinzen benachrichtigen?.. Oh! Wuth!.. Den Prinzen benachrichtigen, und was dann thun!.. Mit ihm abreiſen?.. Dieſes anklagende Zeugniß überallhin ſchleppen?.. Der Krieg?.. Der Bürgerkrieg, unverſöhnlich!.. Ohne Mittel, ach!.. Unmöglich!.. Was wird er ohne mich thun?.. Oh! ohne mich wird er einſtürzen wie ich... Wer weiß!.. Das Schickſal gehe in Erfüllung!.. Er war verdammt: er bleibe verdammt!.. Gott!.. Teufel! Düſtere, höhniſche Macht, die man den Genius des Menſchen nennt, du biſt nur ein Hauch, der unſicherer, der unnützer als der Wind im Gebirge; du heißeſt Zufall, du biſt nichts; du umfaſſeſt Alles mit deinem Athem, du hebſt Felsblöcke, den Berg ſelbſt auf, und plötzlich zerbrichſt du vor dem Kreuze von dürrem Holz, hinter dem eine andere unſichtbare Macht lebt, die du vielleicht leugneſt, und die ſich an dir rächt, und die dich niederſchmettert, ohne dir vielleicht nur die Ehre zu erweiſen, dir ihren Namen zu ſagen!.. Verloren!.. Ich bin verloren!.. Was iſt zu thun?.. Nach Belle-Isle gehen?.. Ja, und Porthos, der hier bleiben und ſprechen, und Allen Alles erzählen wird! Porthos, der vielleicht leiden wird!.. Ich will nicht, daß Porthos leidet! Das iſt eines von meinen Gliedern; ſein Schmerz iſt der meinige. Porthos wird mit mir abreiſen; Porthos wird meinem Geſchicke folgen. Es muß ſein!“

Und ganz von der Furcht erfüllt, er könnte Jemand begegnen, dem dieſe Haſt verdächtig ſcheinen dürfte,

stieg Aramis die Treppe hinauf, ohne vo
bemerkt zu werden.

Porthos, der kaum erst von Paris zu
war, schlief schon den Schlaf des Gerechte
geheurer Leib vergaß die Strapazen, wie
Gedanken vergaß.

Aramis trat leicht wie ein Schatten e
nervige Hand auf die Schulter des Rieſe

„Auf, auf, Porthos, auf!“

Porthos gehorchte, ſtand auf und öffn
ehe er den Verſtand öffnete.

„Wir reiſen,“ ſagte Aramis.

„Ah!“ machte Porthos.

„Wir reiſen zu Pferde, ſchneller als
ten ſind.“

„Ah!“ wiederholte Porthos.

„Kleidet Euch an, Freund.“

Und er half dem Rieſen ſich ankleid
ihm ſein Gold und ſeine Diamanten in t

Während er ſich dieſer Operation h
ein leichtes Geräuſch ſeine Aufmerkſamke

D'Artagnan ſchaute von der Oeffnu
herein.

Aramis bebte.

„Was Teufels macht Ihr da ſo ei
der Musketier.

„Stille!“ flüſterte Porthos.

„Wir reiſen in einer Sendung,“ f
ſchof bei.

„Ihr ſeid ſehr glücklich!“ flüſterte t

„Bah!“ machte Porthos, „ich bin u
und hätte lieber geſchlafen. Doch der K
nigs . . .“

„Habt Ihr Herrn Fouquet geſehen?
mis d'Artagnan.

„Ja, ſo eben im Wagen.“

‚Und was hat er Euch geſagt?“

„Er hat mir Lebewohl geſagt.“

„Iſt das Alles?“

„Was hätte er mir Anderes ſagen ſollen? Zähle ich nicht als Nichts, ſeitdem Ihr Alle in Gunſt ſeid?“

„Höret,“ ſprach Aramis, den Musketier umarmend, „Eure gute Zeit iſt wiedergekehrt. Ihr braucht auf Niemand mehr eiferſüchtig zu ſein.“

„Ah bah!“

„Ich weisſage Euch für dieſen Tag ein Abenteuer, das Eure Stellung verdoppeln wird.“

„Wahrhaftig?“

„Ihr wißt, daß mir die Neuigkeiten bekannt ſind.“

„Oh! ja!“

„Auf, Porthos, Ihr ſeid bereit?“

„Gehen wir.“

„Und umarmen wir d'Artagnan.“

„Bei Gott!“

„Die Pferde?“

„Es fehlt hier nicht daran. Wollt Ihr das meinige?“

„Nein, Porthos hat ſeinen Stall. Gott befohlen!“

Die zwei Flüchtlinge ſtiegen zu Pferde unter den Augen des Kapitäns der Musketiere, der Porthos den Steigbügel hielt und ſeine Freunde mit dem Blicke begleitete, bis er ſie hatte verſchwinden ſehen.

„Bei jeder andern Gelegenheit würde ich ſagen, dieſe Leute flüchten ſich,“ dachte der Gascogner; „aber heut zu Tage hat ſich die Politik ſo ſehr verändert, daß man dies in einer Sendung reiſen nennt. Ich will es wohl glauben. Gehen wir an unſere Geſchäfte.“

Und er kehrte philoſophiſch in ſeine Wohnung zurück.

XXII.

Wie der Befehl in der Baſtille geachtet wurde.

Fouquet fuhr mit der größten Geſchwindigkeit. Unter Weges ſchüttelte er ſich vor Schauer bei dem Gedanken an das, was er erfahren hatte.

„Was war denn,“ dachte er, „was war die Jugend dieſer wunderbaren Menſchen, welche, in dem ſchon ſchwachen Alter, noch ſolche Pläne zu bilden und dieſelben auszuführen wiſſen, ohne eine Miene zu verziehen?“

Zuweilen fragte er ſich, ob Alles das, was ihm Aramis erzählt hatte, nicht ein Traum, ob die Fabel nicht die Falle ſelbſt ſei, und ob er, Fouquet, wenn er in die Baſtille käme, nicht einen Verhaftsbefehl finden würde, der ihn dem entthronten König beigeſellte.

In dieſer Idee gab er auf dem Wege einige verſiegelte Befehle, während man die Pferde anſpannte. Dieſe Befehle waren an Herrn d'Artagnan und an alle Corpsanführer gerichtet, deren Treue nicht verdächtig ſein konnte.

„Auf dieſe Art,“ ſagte Fouquet zu ſich ſelbſt, „werde ich, Gefangener oder nicht, den Dienſt geleiſtet haben, den ich der Sache der Ehre ſchuldig bin. Die Befehle werden erſt nach mir ankommen, wenn ich frei zurückkehre, und man wird ſie folglich nicht entſiegelt haben. Ich werde ſie zurücknehmen. Bleibe ich aus, ſo iſt mir Unglück widerfahren. Dann werde ich Beiſtand für mich und den König haben.“

So vorbereitet kam er vor der Baſtille an. Der Oberintendant hatte fünf und eine halbe Meile in einer Stunde zurückgelegt.

Alles, was Aramis nie widerfahren war, widerfuhr Herrn Fouquet in der Baſtille. Fouquet mochte immerhin ſich nennen, er mochte ſich immerhin zu erkennen geben, es gelang ihm nicht, eingeführt zu werden.

Durch Bitten, durch Drohen, durch Befehlen beſtimmte er endlich eine Schildwache, einen Unterofficier in Kenntniß zu ſetzen, den Major zu benachrichtigen. Was den Gouverneur betrifft, ſo hatte man nicht einmal gewagt, ihn zu dieſem Ende zu ſtören.

In ſeinem Wagen, vor dem Thore der Feſtung, nagte Fouquet an ſeinem Gebiß und wartete auf die Rückkehr des Unterofficiers, der endlich mit einer ziemlich verdrießlichen Miene erſchien.

„Nun!“ rief Fouquet ungeduldig, „was hat der Major geſagt?“

„Mein Herr,“ erwiederte der Soldat, „der Herr Major hat mir ins Geſicht gelacht. Er hat mir geſagt, Herr Fouquet ſei in Vaux, und wäre er auch in Paris, ſo würde er doch nicht zu dieſer Stunde aufſtehen.“

„Tod und Teufel! Ihr ſeid eine Herde von Schuften!“ rief der Miniſter aus dem Wagen ſpringend.

Und ehe der Unterofficier Zeit gehabt hatte, das Thor zu ſchließen, ſchlüpfte Monſeigneur durch die Spalte hinein und lief vorwärts trotz des Geſchreis des Soldaten, der um Hülfe rief.

Unbeſorgt um den Lärm dieſes Menſchen, legte Fouquet eine Strecke zurück, doch der Unterofficier holte ihn wieder ein und rief der Schildwache des zweiten Thores zu:

„Aufgepaßt, Schildwache!“

Der Soldat hielt dem Miniſter die Pike quer vor, aber ſtark und behende und überdies vom Zorn angeſtachelt, riß ihm Fouquet die Pike aus den Händen und bearbeitete ihm damit tüchtig die Schultern. Der Unterofficier der zu nahe kam, erhielt auch ſeinen Theil

an den Prügeln; Beide ſtießen wüthende Schreie aus, bei deren Schall die ganze Wachmannſchaft vom Vorpoſten heraustrat.

Unter dieſen Soldaten war einer, der den Oberintendanten erkannte; er rief:

„Monſeigneur! . . ah! Monſeigneur! . . haltet ein, Ihr Leute!“

Und er hielt wirklich die Wachen zurück, welche ihren Gefährten zu rächen ſich anſchickten.

Fouquet befahl, daß man ihm das Gitter öffne; aber man entgegnete ihm, es ſei dies verboten.

Er befahl, den Gouverneur zu benachrichten; doch dieſer war ſchon durch all den Lärmen am Thore benachrichtigt; er lief an der Spitze eines Piquets von zwanzig Mann und gefolgt von ſeinem Major in der Ueberzeugung herbei, es finde ein Angriff gegen die Baſtille ſtatt.

Baiſemeaux erkannte auch Fouquet.

„Ah! Monſeigneur!“ ſtammelte er, „ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung!“

„Mein Herr,“ erwiederte der Oberintendant roth vor Hitze und ganz ſchwitzend, „ich mache Euch mein Kompliment. Der Dienſt wird vortrefflich bei Euch verſehen.“

Baiſemeaux erbleichte, denn er glaubte, dieſe Worte ſeien nur Ironie, das Vorzeichen eines wüthenden Zorns. Doch Fouquet hatte wieder Athem geholt, er rief mit einer Geberde die Schildwache und den Unterofficier herbei, die ſich die Schultern rieben, und ſagte:

„Zwanzig Piſtolen für die Schildwache, fünfzig für den Unterofficier. Ich mache Euch mein Kompliment, meine Herren, und werde mit dem König darüber ſprechen. Nun wir Beide, Herr von Baiſemeaux.“

Und nach einem Gemurmel allgemeiner Zufriedenheit, folgte er dem Gouverneur in das Gouvernement.

Baiſemeaux zitterte ſchon vor Scham und Bangigkeit. Der Morgenbeſuch ſchien ihm Folgen zu haben,

r denen ein Beamter wohl mit Recht erſchrecken nnte.

Es war dies noch ganz anders, als Fouquet mit rzem Tone und mit einem gebieteriſchen Blick zu ihm gte:

„Mein Herr, Ihr habt Herrn d'Herblay dieſen lorgen geſehen?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Wohl! Ihr ſchaudert nicht vor dem Verbrechen, ſſen Ihr Euch mitſchuldig gemacht habt?“

„Ah! gut!“ dachte Baiſemeaux. Und er fügte laut i: „Welches Verbrechen meint Ihr, Monſeigneur?“

„Bedenkt Ihr wohl, das iſt ein Grund, Euch vier- eilen zu laſſen! Doch es iſt jetzt nicht der Augen- lick, ſich zu erzürnen. Führt mich auf der Stelle zu m Gefangenen.“

„Zu welchem Gefangenen?“ fragte Baiſemeaux bend.

„Ihr ſpielt den Unwiſſenden? wohl! das iſt das eſte, was Ihr thun könnt. In der That, wenn Ihr n ſolche Mitſchuld zugeſtündet, wäre es um Euch ge- ehen. Ich will mir alſo wohl den Anſchein geben, s glaubte ich an Eure Unwiſſenheit.“

„Ich bitte Euch, Monſeigneur . . .“

„Es iſt gut. Führt mich zu dem Gefangenen.“

„Zu Marchiali?“

„Was iſt das, Marchiali?“

„Es iſt der Gefangene, den Herr d'Herblay dieſen lorgen gebracht hat.“

„Man nennt ihn Marchiali?“ fragte der Ober- tendant, in ſeiner Ueberzeugung geſtört durch die aive Sicherheit von Baiſemeaux.

„Ja, Monſeigneur, unter dieſem Namen hat man n hier eingeſchrieben.“

Fouquet blickte bis in die Tiefe des Herzens von aiſemeaux. Er las darin mit jener Gewohnheit der enſchen, welche dieſen die Ausübung der Macht ver-

leicht, eine völlige Aufrichtigkeit. Wie konnte man überdies, wenn man eine Minute lang diese Physiognomie betrachtete, glauben, Aramis habe einen solchen Mann zum Vertrauten genommen?

„Das ist der Gefangene, den Herr d'Herblay vorgestern weggeführt hatte?" sagte er dann zum Gouverneur."

„Ja, Monseigneur."

„Und den er diesen Morgen zurückgebracht hat?" fügte lebhaft Fouquet bei, der alsbald den Mechanismus des Planes von Aramis begriff.

„So ist es; ja, Monseigneur."

„Und er heißt Marchiali?"

„Marchiali. Kommt Monseigneur hierher, um ihn von mir wegzuführen, desto besser, denn ich war im Begriff, in Beziehung auf ihn schriftliche Meldung zu machen."

„Was thut er denn?"

„Seit diesem Morgen bin ich außerordentlich ungehalten über ihn; er hat Wuthanfälle, daß man glauben sollte, die Bastille müßte durch sein Treiben einfallen."

„Ich will Euch in der That von ihm befreien," sagte Fouquet.

„Ah! desto besser."

„Führt mich in sein Gefängniß."

„Monseigneur wird mir wohl den Befehl geben."

„Welchen Befehl?"

„Einen Befehl des Königs."

„Wartet, ich unterzeichne Euch einen."

„Das würde nicht genügen; ich muß einen Befehl vom König haben."

Fouquet nahm seine gereizte Miene an und sprach:

„Ihr, der Ihr so gewissenhaft seid, die Gefangenen weggehen zu lassen, zeigt mir doch den Befehl, mit dem man diesen befreit hat." "

Baisemeaux z[illegible] freizulassen.

„Nun!“ ſagte Fouquet, „Seldon iſt nicht Marchiali!“

„Aber Marchiali iſt nicht freigelaſſen, Monſeigneur, er iſt hier.“

„Ihr ſagt doch, Herr d'Herblay habe ihn weggeführt und wieder zurückgebracht.“

„Ich habe das nicht geſagt.“

„Ihr habt das ſo gut geſagt, daß ich es noch zu hören glaube.“

„Ich verſprach mich nur.“

„Herr von Baiſemeaux, nehmt Euch in Acht.“

„Ich habe nichts zu befürchten, Monſeigneur; meine Handlungsweiſe entſpricht der Vorſchrift.“

„Wagt Ihr es, das zu ſagen!“

„Ich würde das vor einem Apoſtel ſagen. Herr d'Herblay hat mir einen Befehl, Seldon freizulaſſen, überbracht, Seldon iſt befreit.“

„Ich ſage Euch, daß Marchiali aus der Baſtille gekommen iſt.“

„Ihr müßt mir das beweiſen, Monſeigneur.“

„Laßt mich ihn ſehen.“

„Monſeigneur, wer in dieſem Königreich regiert, weiß nur zu gut, daß Niemand zu den Gefangenen ohne einen ausdrücklichen Befehl des Königs eingelaſſen wird.“

„Herr d'Herblay iſt wohl hinein gekommen.“

„Das müßte man beweiſen, Monſeigneur.“

„Herr von Baiſemeaux, ich wiederhole, gebt wohl Acht auf Eure Worte.“

„Die Akten ſind da.“

„Herr d'Herblay iſt geſtürzt.“

„Geſtürzt, Herr d'Herblay? Unmöglich!“

„Ihr ſeht, daß er einen Einfluß auf Euch geübt hat.“

„Was Einfluß auf mich übt, iſt der Dienſt des Königs: ich thue meine Pflicht; gebt mir einen Befehl von ihm, und Ihr werdet eintreten.“

leicht, eine völlige Aufrichtigkeit. Wie konnte man überdies, wenn man eine Minute lang dieſe Phyſiognomie betrachtete, glauben, Aramis habe einen ſolchen Mann zum Vertrauten genommen?

„Das iſt der Gefangene, den Herr d'Herblay vorgeſtern weggeführt hatte?“ ſagte er dann zum Gouverneur.“

„Ja, Monſeigneur.“

„Und den er dieſen Morgen zurückgebracht hat?“ fügte lebhaft Fouquet bei, der alsbald den Mechanismus des Planes von Aramis begriff.

„So iſt es; ja, Monſeigneur.“

„Und er heißt Marchiali?“

„Marchiali. Kommt Monſeigneur hierher, um ihn von mir wegzuführen, deſto beſſer, denn ich war im Begriff, in Beziehung auf ihn ſchriftliche Meldung zu machen.“

„Was thut er denn?“

„Seit dieſem Morgen bin ich außerordentlich ungehalten über ihn; er hat Wuthanfälle, daß man glauben ſollte, die Baſtille müßte durch ſein Treiben einfallen.“

„Ich will Euch in der That von ihm befreien,“ ſagte Fouquet.

„Ah! deſto beſſer.“

„Führt mich in ſein Gefängniß.“

„Monſeigneur wird mir wohl den Befehl geben.“

„Welchen Befehl?“

„Einen Befehl des Königs.“

„Wartet, ich unterzeichne Euch einen.“

„Das würde nicht genügen; ich muß einen Befehl vom König haben.“

Fouquet nahm ſeine gereizte Miene an und ſprach:

„Ihr, der Ihr ſo gewiſſenhaft ſeid, die Gefangenen weggehen zu laſſen, zeigt mir doch den Befehl, mit dem man dieſen befreit hatte.“

Baiſemeaux zeigte den Befehl, Seldon freizulaſſen.

„Nun!“ ſagte Fouquet, „Seldon iſt nicht Marchiali!“

„Aber Marchiali iſt nicht freigelaſſen, Monſeigneur, er iſt hier.“

„Ihr ſagt doch, Herr d'Herblay habe ihn weggeführt und wieder zurückgebracht.“

„Ich habe das nicht geſagt.“

„Ihr habt das ſo gut geſagt, daß ich es noch zu hören glaube.“

„Ich verſprach mich nur.“

„Herr von Baiſemeaux, nehmt Euch in Acht.“

„Ich habe nichts zu befürchten, Monſeigneur; meine Handlungsweiſe entſpricht der Vorſchrift.“

„Wagt Ihr es, das zu ſagen!“

„Ich würde das vor einem Apoſtel ſagen. Herr d'Herblay hat mir einen Befehl, Seldon freizulaſſen, überbracht, Seldon iſt befreit.“

„Ich ſage Euch, daß Marchiali aus der Baſtille gekommen iſt.“

„Ihr müßt mir das beweiſen, Monſeigneur.“

„Laßt mich ihn ſehen.“

„Monſeigneur, wer in dieſem Königreich regiert, weiß nur zu gut, daß Niemand zu den Gefangenen ohne einen ausdrücklichen Befehl des Königs eingelaſſen wird.“

„Herr d'Herblay iſt wohl hinein gekommen.“

„Das müßte man beweiſen, Monſeigneur.“

„Herr von Baiſemeaux, ich wiederhole, gebt wohl Acht auf Eure Worte.“

„Die Akten ſind da.“

„Herr d'Herblay iſt geſtürzt.“

„Geſtürzt, Herr d'Herblay? Unmöglich!“

„Ihr ſeht, daß er einen Einfluß auf Euch geübt hat.“

„Was Einfluß auf mich übt, iſt der Dienſt des Königs: ich thue meine Pflicht; gebt mir einen Befehl von ihm, und Ihr werdet eintreten.“

„Herr Gouverneur, ich verpfände Euch mein Wort, daß ich Euch, wenn Ihr mich zu dem Gefangenen einlaßt, sogleich einen Befehl vom König gebe.“

„Gebt ihn mir auf der Stelle, Monseigneur.“

„Und daß ich, wenn Ihr mich zurückweist, Euch stehenden Fußes mit allen Euren Officieren verhaften lasse.“

„Ehe Ihr diese Gewaltthat begeht, werdet Ihr wohl bedenken, Monseigneur,“ sagte Baisemeaux erbleichend, „daß wir nur einem Befehle des Königs gehorchen, und daß es für Euch ebenso bald gethan sein wird, einen zu bekommen, um Marchiali zu sehen, als einen zu erlangen, um mir, dem Unschuldigen, so viel Böses zuzufügen.“

„Das ist wahr,“ rief Fouquet wüthend, „das ist wahr. Nun wohl! Herr von Baisemeaux,“ fügte er mit schallender Stimme bei, indem er den Unglücklichen zu sich heranzog, „wißt Ihr, warum ich so eifrig mit dem Gefangenen zu sprechen verlange?“

„Nein, Monseigneur; wollt die Gnade haben, zu bemerken, welche Angst Ihr mir einjagt; ich zittere darob und bin nahe daran, in Ohnmacht zu fallen.“

„Ihr werdet sogleich noch viel besser in Ohnmacht fallen, Herr Baisemeaux, wenn ich mit zehntausend Mann und dreißig Kanonen hierher zurückkomme.“

„Mein Gott! Monseigneur wird verrückt.“

„Wenn ich gegen Euch und Eure verfluchten Thürme alles Volk von Paris aufwiegle, wenn ich Eure Thore sprenge und Euch an den Zinnen des Eckthurmes aufhängen lasse.“

„Monseigneur, Monseigneur, ich flehe Euch an“

„Ich gebe Euch zehn Minuten, um Euern Entschluß zu fassen,“ fügte Fouquet mit ruhigem Tone bei; „ich setze mich hier in diesen Lehnstuhl und warte auf Euch. Beharrt Ihr in zehn Minuten auf Eurer Weigerung, wohl! so gehe ich weg, und haltet mich für

errückt, so lange es Euch beliebt, doch Ihr werdet ehen."

Baisemeaux stampfte mit dem Fuß wie ein Mensch, er in Verzweiflung ist, aber er antwortete nicht.

Als Fouquet dies sah, nahm er eine Feder, tauchte sie in die Tinte und schrieb:

„Befehl an den Herrn Stadtvogt, die Bürgergarde zusammenzuberufen und für den Dienst des Königs gegen die Bastille zu marschiren."

Baisemeaux zuckte die Achseln. Fouquet schrieb:

„Befehl an den Herrn Herzog von Bouillon und an den Herrn Prinzen von Condé, das Commando über die Schweizer und die Garden zu übernehmen und für den Dienst Seiner Majestät gegen die Bastille zu marschiren."

Baisemeaux überlegte. Fouquet schrieb:

„Befehl an jeden Soldaten, Bürger oder Edelmann, zu ergreifen und in Haft zu bringen, überall, wo sie sich finden werden, den Chevalier d'Herblay, Bischof von Vannes, und seine Mitschuldigen, welche sind 1) Herr von Baisemeaux, Gouverneur der Bastille, verdächtig der Verbrechen des Verraths, des Aufruhrs und der Majestätsbeleidigung . . ."

„Haltet ein, Monseigneur!" rief Baisemeaux; „ich begreife durchaus nichts von dem Allem; doch so viele Uebel, und würden sie von der Tollheit selbst entfesselt, können innerhalb zwei Stunden geschehen, daß der König, der mich richten soll, sehen wird, ob ich Unrecht gehabt habe, das Gebot vor solchen dräuenden Katastrophen übertreten zu lassen. Gehen wir in den Thurm, Monseigneur. Ihr sollt Marchiali sehen."

Fouquet stürzte aus dem Zimmer, und Baisemeaux folgte ihm den kalten Schweiß abwischend, der ihm von der Stirne rieselte.

„Welch ein gräulicher Morgen!" sagte er, „welch ein Unglück!"

„Geht geſchwinde!“ rief Fouquet.

Baiſemeaur hieß durch ein Zeichen den Schließer vorangehen. Er hatte Angſt vor ſeinem Gefährten. Dieſer bemerkte es und ſagte mit ſtrengem Tone:

„Genug der Kindereien! Laßt dieſen Menſchen da, nehmt die Schlüſſel ſelbſt und zeigt mir den Weg. Niemand, verſteht Ihr wohl? Niemand darf hören, was hier vorgehen wird.“

„Ah!“ machte Baiſemeaur unentſchloſſen.

„Abermals!“ rief Fouquet. „Ah! ſagt ſogleich: Nein, und ich verlaſſe die Baſtille, um ſelbſt meine Depeſchen zu überbringen.“

Baiſemeaur neigte das Haupt, nahm die Schlüſſel und ſtieg allein mit dem Miniſter die Treppe des Thurmes hinauf.

Während ſie ſo die Stufen der Schnecke immer weiter hinaufſtiegen, wurden aus einem gewiſſen gedämpften Gemurmel deutliche Schreie und gräßliche Verwünſchungen.

„Was iſt das?“ fragte Fouquet.

„Das iſt Euer Marchiali,“ erwiederte der Gouverneur, „es ſind die Narren!“

Er begleitete dieſe Antwort mit einem mehr von [illegible] Anſpielungen, als von Artigkeit gegen Fouquet [illegible]ten Blick.

Dieſer bebte. Er hatte in einem Schrei, der furchtbarer [illegible] als die andern, die Stimme des Königs erkannt.

Er blieb auf dem Ruheplatz ſtehen und nahm den Schlüſſelbund aus den Händen von Baiſemeaur. Dieſer [illegible]ndte, der neue Narr wolle ihm den Schädel mit einem von den Schlüſſeln zerſchmettern.

„Oh!“ rief er, „Herr d'Herblay hatte mir nichts davon geſagt!“

„Gebt doch die Schlüſſel!“ ſprach Fouquet, indem er ihm dieſelben entriß.

„Wo iſt der zu der Thüre, die ich öffnen will?“

„Dieser ist es.“

Ein schrecklicher Schrei, worauf ein furchtbarer ;chlag an die Thüre erscholl, machte Echo auf der reppe.

„Zieht Euch zurück!“ sprach Fouquet mit drohen- er Stimme zu Baisemeaux.

„Das ist mir ganz lieb,“ murmelte dieser. „Da erden zwei Wüthende einander gegenüberstehen. Der ine wird den Andern fressen, davon bin ich fest über- ugt.“

„Geht,“ wiederholte Fouquet. „Setzt Ihr den uß auf diese Treppe, ehe ich Euch rufe, so erinnert uch, daß Ihr den Platz des Elendesten der Gefangenen er Bastille einnehmen werdet.“

„Das ist mein Tod, soviel ist gewiß,“ brummelte aisemeaux, während er sich mit wankenden Schritten ntfernte. Fouquet versicherte sich, daß Baisemeaux nten an die Stufen kam. Dann steckte er den Schlüssel das erste Schloß.

Da hörte er klar die erstickte Stimme des Königs, elcher wüthend schrie:

„Zu Hülfe! ich bin der König! zu Hülfe!“

Der Schlüssel zur zweiten Thüre war nicht derselbe ie der zur ersten. Fouquet war genöthigt, in dem und zu suchen.

Indessen schrie der König trunken, verrückt, wahn- nig aus vollem Halse:

„Herr Fouquet hat mich hierher führen lassen! Zu ülfe gegen Herrn Fouquet! ich bin der König! zu ülfe für den König gegen Herrn Fouquet!“

Diese Schreie zerrißen dem Minister das Herz. s folgten darauf furchtbare Schläge an die Thüre it dem zerbrochenen Stuhl, dessen sich der König als nes Sturmbocks bediente. Es gelang Fouquet, den chlüssel zu finden. Die Kräfte des Königs waren schöpft: er artikulirte nicht mehr, er brüllte.

„Fouquet den Tod!“ heulte er; „Tod dem ruchloſen Fouquet!“

Die Thüre öffnete ſich.

XXIII.

Die Dankbarkeit des Königs.

Die zwei Männer, welche einander entgegenſtürzten, blieben plötzlich ſtehen, als ſie ſich erblickten, und ſtießen jeder einen Schrei des Schreckens aus.

„Kommt Ihr, um mich zu ermorden?“ ſagte der König, Fouquet erkennend.

„Der König in dieſem Zuſtand!“ murmelte der Miniſter.

Nichts konnte in der That ſchrecklicher ſein, als das Ausſehen des jungen Fürſten in dem Augenblick, wo ihn Fouquet überraſchte. Seine Kleider waren in Fetzen; offen und zerriſſen, trank ſein Hemd zugleich den Schweiß und das Blut, die ſeiner Bruſt und ſeinen verwundeten Armen entfloßen.

Verſtört, bleich, ſchäumend, die Haare emporgeſträubt, bot Ludwig XIV. das wahrhafte Bild der Verzweiflung, des Hungers und der Angſt, in einer einzigen Bildſäule vereinigt. Fouquet war ſo gerührt, ſo ergriffen, daß er mit offenen Armen und Thränen in den Augen auf den König zulief.

Ludwig hob gegen Fouquet den hölzernen Stumpf auf, von dem er einen ſo wüthenden Gebrauch gemacht hatte.

„Nun!“ ſagte Fouquet mit zitternder Stimme, „erkennt Ihr nicht den treuſten Eurer Freunde?“

n Freund, Ihr!" wiederholte Ludwig mit einem
t der Zähne, worin der Haß und der Durſt
er ſchnellen Rache erklangen.
n ehrfurchtsvoller Diener," ſprach Fouquet auf
e ſtürzend.
König ließ ſeine Waffe fallen. Fouquet näh-
ihm, küßte ſeine Kniee und nahm ihn zärt-
eine Arme.
ein König, mein Kind!" ſagte er. „Wie mußtet
en!"
rch die Veränderung der Lage zu ſich ſelbſt
rufen, wich Ludwig, der Unordnung in ſeinem
, ſeiner Tollheit, des Schutzes, der ihm zu
rde, ſich ſchämend, ein paar Schritte zurück.
iquet begriff dieſe Bewegung nicht. Er fühlte
er Stolz des Königs würde ihm nie verzeihen,
der Zeuge einer ſo großen Schwäche geweſen.
mmt, Sire, Ihr ſeid frei," ſagte er.
ei?" wiederholte der König. „Ah! Ihr macht
i, nachdem Ihr die Hand an mich zu legen
habt!"
r glaubt das nicht!" rief Fouquet entrüſtet.
aubt nicht, daß ich bei dieſer Sache ſchuldig

raſch, hitzig ſogar, erzählte er ihm die In-
deren einzelne Umſtände man kennt.
lange die Erzählung dauerte, erduldete Lud-
furchtbarſten Bangigkeiten, und als die Erzäh-
ndigt, war er noch viel mehr ergriffen von der
er Gefahr, der er preisgegeben geweſen, als
Wichtigkeit des Geheimniſſes in Beziehung auf
willingsbruder.
ein Herr," ſagte er plötzlich zu Fouquet, „dieſe
Geburt iſt eine Lüge; es iſt nicht möglich, daß
ch habt dadurch bethören laſſen."
ire."

„Es ist nicht möglich, daß man die Ehre, die Tugend meiner Mutter beargwohnt. Und mein erster Minister hat den Verbrechern nicht schon Gerechtigkeit widerfahren lassen?“

„Ueberlegt wohl, Sire, ehe Ihr Euch erhitzt,“ erwiederte Fouquet. „Die Geburt Eures Bruders . . .“

„Ich habe nur einen Bruder: das ist Monsieur. Ihr kennt ihn wie ich. Es ist ein Komplott, sage ich Euch, mit dem Gouverneur der Bastille anzufangen.“

„Habt wohl Acht, Sire: dieser Mann ist, wie alle Welt, durch die Aehnlichkeit des Prinzen getäuscht worden.“

„Die Aehnlichkeit! Geht doch!“

„Marchiali muß Eurer Majestät sehr ähnlich sein, daß Aller Augen sich dadurch täuschen lassen,“ entgegnete Fouquet.

„Tollheit!“

„Sagt das nicht, Sire; die Leute, die sich bereit halten, dem Blicke Eurer Minister, Eurer Mutter, Eurer Officiere, Eurer Familie zu trotzen, diese Leute müssen der Aehnlichkeit sehr sicher sein.“

„In der That,“ murmelte der König; „diese Leute, wo sind sie?“

„In Vaux.“

„In Vaux! Ihr duldet, daß sie dort bleiben?“

„Das Dringendste, wie mir scheint, war, Eure Majestät zu befreien. Ich habe diese Pflicht erfüllt. Thun wir nun, was der König befehlen wird. Ich warte.“

Ludwig dachte einen Augenblick nach.

„Versammeln wir die Truppen in Paris,“ sagte er sodann.

„Alle Befehle sind zu diesem Behufe gegeben,“ erwiederte Fouquet.

„Ihr habt Befehle gegeben!“ rief der König.

„Zu diesem Behufe, ja, Sire. Eure Majestät wird

in einer Stunde an der Spitze von zehntauſend Mann ſtehen."

Statt jeder Antwort, ergriff der König die Hand von Fouquet mit einer ſolchen Wärme, daß man leicht ſehen konnte, welches Mißtrauen er bis zu dieſem Worte gegen ſeinen Miniſter, trotz ſeiner Dazwiſchenkunft, gehegt hatte.

„Und mit dieſen Truppen," fuhr der König fort, „werden wir in Eurem Hauſe die Rebellen belagern, die ſich ſchon dort feſtgeſtellt und verſchanzt haben müſſen."

„Das würde mich wundern."

„Warum?"

„Weil, nachdem ihr Haupt, die Seele der Unternehmung, durch mich entlarvt worden iſt, mir der ganze Plan geſcheitert zu ſein ſcheint."

„Ihr habt den falſchen Prinzen entlarvt?"

„Nein, ich habe ihn nicht geſehen."

„Wen denn?"

„Das Haupt der Unternehmung iſt nicht dieſer Unglückliche. Dieſer iſt nur ein Werkzeug, für ſein ganzes Leben zum Unglück beſtimmt, wie ich wohl ſehe."

„Entſchieden!"

„Es iſt der Herr Abbé d'Herblay, der Biſchof von Vannes."

„Euer Freund!"

„Er war mein Freund," erwiederte Fouquet edelmüthig.

„Das iſt ein Unglück für Euch," rief der König mit minder edelmüthigem Tone.

„Solche Freundſchaften hatten nichts Entehrendes, ſo lange ich das Verbrechen nicht kannte."

„Ihr mußtet es vorherſehen."

„Bin ich ſtrafbar, ſo übergebe ich mich den Händen Eurer Majeſtät."

„Oh! Herr Fouquet, das iſt es nicht, was ich ſagen will," erwiederte der König, ärgerlich, daß er ſo

die Bitterkeit seines Gedankens gezeigt hatte. „Nun! ich erkläre Euch, trotz der Larve, mit der dieser Elende sein Gesicht bedeckt hatte, regte sich in uns ein unbestimmter Verdacht, er könnte es sein. Doch bei diesem Haupte der Unternehmung war ein handfester Mann. Derjenige, welcher mich mit seiner herculischen Kraft bedrohte, wer ist es?"

„Das muß sein Freund der Baron du Vallon, der ehemalige Musketier sein."

„Der Freund von d'Artagnan? der Freund des Grafen de la Fère? Ah!" rief der König bei dem letzten Namen, „übersehen wir diesen Zusammenhang zwischen den Verschwörern und Herrn von Bragelonne nicht."

„Sire, Sire, geht nicht zu weit. Herr de la Fère ist der redlichste Mann Frankreichs. Begnügt Euch mit dem, was ich Euch überliefere."

„Mit dem, was Ihr mir überliefert? Die Schuldigen, nicht wahr?"

„Wie meint Eure Majestät das?"

„Ich meine, daß wir mit Streitkräften nach Vaux kommen, daß wir uns dieses Schlangennestes bemächtigen werden, und daß nichts entkommen wird; nicht wahr, nichts?"

„Eure Majestät wird diese Menschen tödten lassen?" rief Fouquet.

„Bis auf den letzten."

„Oh! Sire."

„Verstehen wir uns wohl," sprach der König hochmüthig. „Ich lebe nicht mehr in einer Zeit, wo der Mord die einzige, die letzte Raison der Könige ist. Nein, Gott sei Dank! Ich habe Parlamente, die in meinem Namen richten, und ich habe Schaffote, worauf man meinen höchsten Willen vollstreckt."

Fouquet erbleichte.

„Ich nehme mir die Freiheit, Eurer Majestät zu bemerken," sagte er, „daß jeder Prozeß über solche Ma-

rien ein tödtliches Aergerniß für die Würde des
hrones iſt. Der erhabene Name von Anna von Oe
rreich darf nicht über die zu einem Lächeln halb ge
ffneten Lippen des Volkes gehen."

„Es muß Gerechtigkeit geſchehen, mein Herr."

„Gut, Sire, aber das königliche Blut kann nicht
uf dem Schaffot fließen."

„Das königliche Blut! Ihr glaubt das!" rief der
önig voll Wuth mit dem Fuß auf den Boden ſtam
fend. „Dieſe doppelte Geburt iſt eine Erfindung. Hier,
auptſächlich in dieſer Erfindung ſehe ich das Ver
rechen von Herrn d'Herblay. Dieſes Verbrechen will
h mehr beſtrafen, als ihre Gewaltthat, ihre Beleidi
ung."

„Und mit dem Tode beſtrafen?"

„Mit dem Tode, ja, mein Herr."

„Sire," ſprach mit Feſtigkeit der Oberintendant,
ſſen lange Zeit geheugte Stirne ſich ſtolz erhob, „Eure
ajeſtät wird, wenn ſie es will, Philipp von Frank
ich, ihrem Bruder, den Kopf abſchlagen laſſen; das
t ihre Sache, und ſie wird ſich darüber mit Anna
n Oeſterreich, ihrer Mutter, berathen. Was Eure
ajeſtät befiehlt, wird befohlen ſein. Ich will mich
ſo nicht mehr darein miſchen, nicht einmal für die
hre Eurer Krone; aber ich habe mir eine Gnade von
uch zu erbitten, und ich erbitte ſie mir."

„Sprecht," ſagte der König ſehr beunruhigt durch
e letzten Worte des Miniſters. „Was verlangt Ihr?"

„Die Begnadigung von Herrn d'Herblay und die
n Herrn du Vallon."

„Meine Mörder!"

„Zwei Rebellen, Sire, nicht mehr."

„Oh! ich begreife, daß Ihr Begnadigung für Eure
eunde verlangt."

„Meine Freunde!" rief Fouquet tief verletzt.

„Eure Freunde, ja; doch die Sicherheit meines

Staates heiſcht eine exemplariſche Beſtrafung der Schuldigen.“

„Ich bemerke Eurer Majeſtät nicht, daß ich ſie ſo eben in Freiheit geſetzt, ihr das Leben gerettet habe.“

„Mein Herr!“

„Ich bemerke ihr nicht, daß Herr d'Herblay, wenn er hätte ſeine Mörderrolle ſpielen wollen, Eure Majeſtät ganz einfach dieſen Morgen im Walde von Senart ermorden konnte, und Alles war vorbei.“

Der König bebte.

„Ein Piſtolenſchuß vor den Kopf,“ fuhr Fouquet fort, „und das unkenntlich gewordene Geſicht von Ludwig XIV. war auf immer die Freiſprechung von Herrn d'Herblay.“

Der König erbleichte beim Anblick der Gefahr, der er entgangen.“

„Herr d'Herblay,“ ſprach Fouquet, „wäre er ein Mörder geweſen, brauchte mir ſeinen Plan nicht zu erzählen. Des wahren Königs entledigt, machte er es unmöglich, den falſchen zu errathen. Hätte Anna von Oeſterreich den Uſurpator erkannt, ſo war es doch immer ein Sohn für ſie. Der Uſurpator war für das Gewiſſen von Herrn d'Herblay immer ein Sohn vom Blute Ludwigs XIII. Mehr noch, der Verſchwörer hatte die Sicherheit, das Geheimniß, die Strafloſigkeit. Ein Piſtolenſchuß gab ihm dies Alles. Gnade für ihn im Namen Eurer Rettung, Sire!“

Statt von dieſem ſo wahren Gemälde des Edelmuths von Aramis gerührt zu ſein, fühlte ſich der König grauſam gedemüthigt. Sein unbezähmbarer Stolz konnte ſich nicht an dem Gedanken gewöhnen, ein Menſch habe an dem Ende ſeines Fingers den Faden eines königlichen Lebens hängen gehabt. Jedes von den Worten, welche Fouquet für wirkſam hielt, um die Begnadigung ſeiner Freunde zu erlangen, brachte einen neuen Tropfen Gift in das ſchon geſchworene Herz von Ludwig XIV. Nichts

vermochte ihn daher zu beugen, und ungestüm sich an Fouquet wendend, sprach er:

„Mein Herr, ich weiß wahrhaftig nicht, warum Ihr die Begnadigung dieser Leute verlangt! Wozu soll es nützen, das zu verlangen, was man ohne Gesuch haben kann?“

„Ich verstehe Euch nicht, Sire.“

„Das ist doch leicht. Wo bin ich hier?“

„In der Bastille, Sire.“

„In einem Kerker. Nicht wahr, ich gelte für einen Narren?“

„Das ist wahr.“

„Und Niemand kennt hier einen Andern, als Marchiali?“

„Sicherlich.“

„Wohl denn! ändert nichts an der Lage der Dinge. Laßt den Narren in einem Kerker der Bastille verfaulen, und die Herren d'Herblay und du Vallon bedürfen meiner Begnadigung nicht. Ihr neuer König wird sie freisprechen.“

„Eure Majestät beleidigt mich, und sie hat Unrecht,“ erwiederte Fouquet trocken. „Ich bin nicht genug Kind, Herr d'Herblay ist nicht albern genug, um nicht alle diese Betrachtungen angestellt zu haben, und wenn ich hätte einen neuen König machen wollen, wie Ihr sagt, so hatte ich kein Bedürfniß, die Thüren der Bastille zu sprengen, um Euch daraus zu befreien. Das entbehrt des Sinnes. Der Geist Eurer Majestät ist durch den Zorn gestört; sonst würde sie nicht ohne Grund denjenigen von ihren Dienern beleidigen, der ihr den wichtigsten Dienst geleistet hat.“

Ludwig bemerkte, daß er zu weit gegangen, daß die Thore der Bastille noch vor ihm geschlossen waren, während allmälig die Schleusen sich öffneten, hinter denen der edelmüthige Fouquet seinen Zorn gedämmt hielt.

„Ich habe dies nicht gesagt, um Euch zu demüthi-

gen. Gott behüte mich, mein Herr," erwiederte er. „Nur wendet Ihr Euch an mich, um eine Begnadigung zu erhalten, und ich antworte Euch nach meinem Gewissen. Nach meinem Gewissen sind nun die Schuldigen, von denen wir sprechen, weder der Begnadigung, noch der Verzeihung würdig."

Fouquet entgegnete nichts.

„Was ich da thue," fügte der König bei, „ist hochherzig, wie das, was Ihr gethan habt, denn ich bin in Eurer Gewalt. Ich sage sogar, es ist hochherziger in Betracht, daß Ihr mich Bedingungen gegenüberstellt, wovon meine Freiheit, mein Leben abhängen können, und als eine Weigerung diese beiden Güter opfern heißt."

„Ich habe in der That Unrecht," sagte Fouquet. „Ja, ich hatte das Ansehen, als wollte ich Euch eine Begnadigung abnöthigen; ich bereue es und bitte Eure Majestät um Verzeihung."

„Und es ist Euch verziehen, mein lieber Herr Fouquet," sprach der König mit einem Lächeln, das vollends die Heiterkeit auf sein Gesicht zurückbrachte, welches so viele Ereignisse seit dem vorhergehenden Tag verstört hatte.

„Ich habe meine Begnadigung," sagte hartnäckig der Minister; „doch die Herren d'Herblay und du Vallon?"

„Werden die ihrige nie erhalten, so lange ich lebe," erwiederte der unbeugsame König. „Thut mir den Gefallen, sprecht nicht mehr davon."

„Es soll Eurer Majestät gehorcht werden."

„Und Ihr werdet keinen Groll gegen mich hegen?"

„Oh! nein, Sire, denn ich hatte den Fall vorhergesehen."

„Ihr hattet vorhergesehen, ich würde die Begnadigung dieser Herren abschlagen?"

„Gewiß, und alle meine Maßregeln waren hienach etroffen.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“ rief der König ſtaunt.

„Herr d'Herblay überlieferte ſich gleichſam meinen änden. Herr d'Herblay ließ mir das Glück, meinen önig und mein Vaterland zu retten. Ich konnte errn d'Herblay nicht zum Tode verurtheilen. Ich onnte ihn eben ſo wenig dem ſehr gerechten Zorn Eurer ajeſtät ausſetzen. Das wäre daſſelbe geweſen, als enn ich ihn ſelbſt getödtet hätte.“

„Nun! was habt Ihr gethan?“

„Sire, ich habe Herrn d'Herblay meine beſten ferde und vier Stunden voraus vor allen denjenigen egeben, welche ihm Eure Majeſtät wird nachſchicken innen.“

„Gut,“ murmelte der König; „doch die Welt iſt oß genug, daß meine Renner Euren Pferden die vier tunden Vorſprung abgewinnen, die Ihr Herrn d'Herlay gegeben habt.“

„Indem ich ihm dieſe vier Stunden gab, wußte ch, daß ich ihm das Leben gab. Er wird das Leben ben.“

„Wie ſo?“

„Nachdem er, immer Euren Musketieren voran, gut annt iſt, wird er in meinem Schloſſe Belle-Isle ammen, wo ich ihm Zuflucht gewährt habe.“

„Es mag ſein; doch Ihr vergeßt, daß Ihr mir elle-Isle geſchenkt habt.“

„Nicht, um meine Freunde verhaften zu laſſen.“

„Ihr nehmt es mir alſo wieder?“

„Zu dieſem Behufe, ja, Sire.“

„Meine Musketiere werden es nehmen, und Alles ird abgemacht ſein.“

„Weder Eure Musketiere, noch Eure Armee,“ entgnete Fouquet mit kaltem Tone. „Belle-Isle iſt unnehmbar!“

Der König wurde leichenbleich. Ein Blitz zuckte aus ſeinen Augen. Fouquet fühlte ſich verloren; aber er gehörte nicht zu denjenigen, welche von der Stimme der Ehre zurückweichen. Er hielt den giftigen Blick des Königs aus. Dieſer verſchlang ſeine Wuth und ſagte nach einem Stillſchweigen:

„Gehen wir nach Vaux?“

„Ich bin zu den Befehlen Eurer Majeſtät,“ erwiederte Fouquet ſich tief verbeugend; „doch ich glaube, Eure Majeſtät kann nicht umhin, die Kleider zu wechſeln, ehe ſie vor ihrem Hofe erſcheint.“

„Wir fahren durch den Louvre. Gehen wir,“ ſprach der König.

Und ſie gingen vor dem erſchrockenen Baiſemeaux hinaus, der abermals Marchiali ſich entfernen ſah und ſich die wenigen Haare, die ihm noch blieben, ausriß.

Allerdings gab ihm Fouquet eine Losſprechung des Gefangenen und der König ſchrieb darunter: Geſehen und gebilligt, Ludwig; eine Tollheit, welche Baiſemeaux, unfähig, zwei Gedanken zuſammenzufaſſen, mit einem heldenmüthigen Fauſtſchlag aufnahm, den er ſich an die Kinnbacken verſetzte.

XXIV.

Der falſche König.

Das uſurpirte Königthum ſetzte indeſſen in Baur
uthig ſeine Rolle fort.

Philipp gab Befehl, zu ſeinem kleinen Lever die
roßen Entrées einzuführen, welche ſchon vor dem Kö-
ig zu erſcheinen bereit waren. Er entſchloß ſich, die-
n Befehl zu geben, trotz der Abweſenheit von Herrn
'Herblay, der nicht zurückkam, und unſere Leſer wiſſen,
us welchem Grunde. Aber der Prinz, der nicht glaubte,
ieſe Abweſenheit könnte ſich verlängern, wollte, wie
lle ſchüchternen Geiſter, ſeinen Werth und ſein Glück,
rn von allem Schutze, von allem Rathe, verſuchen.

Ein anderer Grund trieb ihn hiezu an. Anna von
Oeſterreich ſollte erſcheinen; die ſo ſtrafbare Mutter
ollte ſich in Gegenwart ihres geopferten Sohnes be-
nden. Philipp wollte, wenn er eine Schwäche hatte,
en Mann nicht zum Zeugen davon machen, gegen den
r fortan ſo viel Stärke zu entwickeln gehalten war.

Philipp öffnete beide Flügel der Thüre, und meh-
re Perſonen traten ſtillſchweigend ein. Philipp rührte
ch nicht, während ihn ſeine Kammerdiener ankleideten.
r hatte am Tage vorher die Gewohnheiten ſeines
ruders geſehen. Er ſpielte den König auf eine Weiſe,
n keinen Verdacht zu erregen.

Er empfing alſo ganz angekleidet, in einem Jagd-
wand, die Beſuche. Sein Gedächtniß und die Noten
n Aramis verkündigten ihm vor Allem Anna von
Oeſterreich, der Monſeigneur die Hand gab, dann Ma-
me mit Herrn von Saint-Aignan.

Er lächelte, als er dieſe Geſichter ſah, und ſchauerte, als er ſeine Mutter erkannte.

Dieſes edle und eindrucksvolle, vom Schmerz verheerte Geſicht vertheidigte in ſeinem Herzen die Sache der berüchtigten Königin, die ein Kind der Staatsraiſon geopfert hatte. Er fand, ſeine Mutter ſei ſchön. Er wußte, daß Ludwig XIV. ſie liebte, er gelobte ſich, ſie auch zu lieben, und für ihr Alter keine grauſame Strafe zu ſein.

Er ſchaute ſeinen Bruder mit einer leicht begreiflichen Rührung an. Dieſer hatte nichts uſurpirt, nichts in ſeinem Leben verdorben. War der Zweig beſeitigt, ſo ließ er den Stamm emporwachſen, ohne ſich um die Erhabenheit und die Majeſtät ſeines Lebens zu bekümmern. Philipp gelobte ſich, ein guter Bruder gegen dieſen Prinzen zu ſein, dem das Gold genügte, das die Vergnügungen gewährt.

Er grüßte mit einer liebevollen Miene Saint-Aignan, der ſich im Lächeln und in Bücklingen erſchöpfte, und reichte die Hand zitternd Henriette, ſeiner Schwägerin, deren Schönheit ihm auffiel. Aber er ſah in den Augen dieſer Prinzeſſin einen Reſt von Kälte, was ihm für die Leichtigkeit ihrer zukünftigen gegenſeitigen Beziehungen gefiel.

„Wie viel leichter wird es mir werden," dachte er, „der Bruder dieſer Frau, als ihr Liebhaber zu ſein, wenn ſie mir eine Kälte bezeigt, die mein Bruder nicht gegen ſie haben konnte, und die mir als eine Pflicht auferlegt iſt."

Der einzige Beſuch, den er in dieſem Augenblick fürchtete, war der der Königin; ihr Herz, ihr Geiſt waren durch eine ſo heftige Prüfung erſchüttert worden, daß ſie vielleicht, trotz ihres ſoliden Schlags, einen neuen Stoß nicht aushalten würden.

Zum Glück kam die Königin nicht.

Da begann von Seiten von Anna von Oeſterreich eine politiſche Abhandlung über den Empfang, den Herr

Fouquet dem Hause Frankreich bereitet hatte. Sie vermischte ihre Feindseligkeit mit Komplimenten an den König adressirt, mit Fragen nach seiner Gesundheit, mit kleinen mütterlichen Schmeicheleien und diplomatischen Ränken.

„Nun! mein Sohn," sagte sie, „seid Ihr anderer Ansicht über Herrn Fouquet geworden?"

„Saint-Aignan, wollt Euch nach der Königin erkundigen," sagte Philipp.

Bei diesen Worten, den ersten, welche Philipp laut sprach, wurde der leichte Unterschied, welcher zwischen seiner Stimme und der von Ludwig XIV. stattfand, für die mütterlichen Ohren fühlbar, und Anna von Oesterreich schaute ihren Sohn scharf an.

Saint-Aignan ging hinaus. Philipp fuhr fort:

„Madame, Ihr wißt, ich liebe es nicht, daß man schlecht von Herrn Fouquet spricht, und Ihr habt mir selbst Gutes von ihm gesagt."

„Das ist wahr; ich frage Euch auch nur nach dem Zustand Eurer Gefühle gegen ihn."

„Sire, ich habe Herrn Fouquet immer geliebt," sprach Henriette. „Es ist ein Mann von gutem Geschmack, ein wackerer Mann."

„Ein Oberintendent, der nie knausert," fügte Monsieur bei, „und der alle Anweisungen, die ich auf ihn habe, in Gold bezahlt."

„Es rechnet hier Jeder zu sehr für sich," entgegnete die alte Königin. „Niemand rechnet für den Staat. Herr Fouquet, das ist eine Thatsache, richtet den Staat zu Grunde."

„Ah! Madame," sagte Philipp mit leiserem Tone, „werft Ihr Euch auch zum Schilde von Herrn Colbert auf?"

„Wie so?" fragte erstaunt die alte Königin.

„Ich höre Euch in der That hier sprechen," erwiederte Philipp, „wie Eure alte Freundin Frau von Chevreuse sprechen würde."

Bei diesem Namen erbleichte Anna von Oesterreich
b biß sich auf die Lippen.
„Was sagt Ihr mir da von Frau von Chevreuse!“
ief sie, „und welche Laune habt Ihr heute gegen
nich?“

Philipp fuhr fort:
„Hat Frau von Chevreuse nicht immer ein Bünd
niß gegen Jemand zu schließen? Hat Euch Frau von
Chevreuse nicht einen Besuch gemacht, meine Mutter?“
sprecht hier mit mir auf eine Art, daß ich den König,
Euren Vater, zu hören glaube.“
„Mein Vater liebte Frau von Chevreuse nicht, und
er hatte Recht. Ich, ich liebe sie ebenfalls nicht, und
wenn es ihr einfällt, hierher zu kommen, wie sie einst
kam, unter dem Vorwand, Geld zu betteln, in der
That aber, um Haß und Zwietracht auszustreuen,
nun!...“
„Nun?“ versetzte stolz Anna von Oesterreich, selbst
den Sturm hervorrufend.
„Nun!“ erwiederte mit Entschlossenheit der junge
Mann, „so werde ich Frau von Chevreuse aus dem
Königreich jagen, und mit ihr alle die Künstler in Ge
heimnissen und Mysterien.“
Er hatte die Schußweite dieses furchtbaren Wortes
nicht berechnet, oder er hatte vielleicht die Wirkung
davon beurtheilen wollen, wie diejenigen, welche a
einem chronischen Schmerz leiden und die Einkönigke
dieses Leidens brechen wollen, auf die Wunde drücken, u
sich zur Abwechselung einen scharfen Schmerz zu verschaffe
Anna von Oesterreich war einer Ohnmacht na
ihre offenen, aber blicklosen Augen hörten einen
ment auf zu sehen; sie streckte ihre Arme gegen
andern Sohn aus, der sie sogleich ohne Zögern
ohne Furcht, den König zu ärgern, umfing.
„Sire,“ murmelte sie, „Ihr behandelt Eure
ter grausam.“

„In welcher Hinsicht, Madame? Ich spreche nur von Frau von Chevreuse; zieht meine Mutter etwa Frau von Chevreuse der Sicherheit meines Staates und der Sicherheit meiner Person vor? Ich sage Euch, Frau von Chevreuse ist nach Frankreich gekommen, um Geld zu entlehnen, sie hat keines gefunden, sie hat sich an Herrn Fouquet gewendet, um ein gewisses Geheimniß an ihn zu verkaufen."

„Ein gewisses Geheimniß!" rief Anna von Oesterreich.

„Die vorgeblichen Diebstähle betreffend, welche der Herr Oberintendant begangen haben soll; was falsch ist," fügte Philipp bei. „Herr Fouquet hat sie mit Entrüstung fortjagen lassen, denn er zog die Achtung des Königs jeder Genossenschaft mit Intriguantinnen vor. Dann hat Frau von Chevreuse das Geheimniß an Colbert verkauft, und da sie unersättlich ist, und es ihr nicht genügte, hunderttausend Thaler diesem Schreiber ausgepreßt zu haben, so suchte sie höher, ob sie nicht tiefere Quellen finden könnte ... Ist das wahr, Madame?"

„Ihr wißt Alles, Sire," antwortete die Königin mehr unruhig, als gereizt.

„Ich habe nun," fuhr Philipp fort, „ich habe wohl das Recht, auf diese Furie böse zu sein, welche an meinen Hof kommt, um die Schande der Einen und den Untergang der Andern anzuzetteln. Hat Gott geduldet, daß gewisse Verbrechen begangen wurden, und er hat sie im Schatten seiner Milde verborgen, so gebe ich nicht zu, daß Frau von Chevreuse die Macht haben soll, den Absichten Gottes entgegenzutreten."

Dieser letzte Theil der Rede von Philipp hatte die Königin Mutter dergestalt erschüttert, daß ihr Sohn Mitleid mit ihr bekam. Er nahm ihre Hand und küßte sie zärtlich; sie fühlte nicht, daß in diesem Kuß, trotz des Grolls und der Empörung des Herzens, eine ganze Verzeihung von acht Jahren furchtbarer Leiden lag.

Philipp ließ einen Augenblick des Stillschweigens die Gemüthsbewegungen verschlingen, die er hervorgebracht hatte. Dann sagte er mit einer Art von Heiterkeit:

„Wir werden heute nicht abreisen; ich habe einen Plan.“

Und er wandte sich nach der Thüre, wo er Aramis zu sehen hoffte, dessen Abwesenheit ihm unangenehm zu sein anfing.

Die Königin Mutter wollte Abschied nehmen.

„Bleibt, meine Mutter,“ sagte er, „ich will Euch Frieden mit Herrn Fouquet schließen lassen.“

„Ich bin Herrn Fouquet nicht böse, ich fürchtete nur seine Verschwendungen.“

„Wir werden Ordnung in die Sache bringen und vom Herrn Oberintendanten nur die guten Eigenschaften nehmen.“

„Was sucht denn Eure Majestät?“ fragte Henriette, welche sah, daß der König abermals nach der Thüre schaute, und ihm einen Pfeil nach dem Herzen abzudrücken wünschte, denn sie vermuthete, er warte auf la Vallière oder auf einen Brief von ihr.

„Meine Schwester,“ erwiederte der junge Mann, der sie errathen hatte, mit dem wunderbaren Scharfsinn, dessen Uebung das Glück ihm fortan gestatten sollte, „meine Schwester, ich erwarte einen sehr ausgezeichneten Mann, einen äußerst geschickten Rath, den ich Euch Allen vorstellen und Eurem freundlichen Wohlwollen empfehlen will. Ah! tretet doch ein, d'Artagnan.“

„Was will Seine Majestät?“

„Sagt doch, wo der Herr Bischof von Vannes, Euer Freund, ist?“

„Sire . . .“

„Ich erwarte ihn und sehe ihn nicht kommen. Man hole ihn mir.“

D'Artagnan blieb einen Augenblick ganz erstaunt; bald aber bedachte er, Aramis habe Baux insgeheim

er Sendung des Königs verlassen, und er schloß
, der König wolle das Geheimniß bewahren.
ire," erwiederte er, „will Eure Majestät durch-
ß man ihr Herrn d'Herblay bringe?"
urchaus ist nicht das Wort," entgegnete Phi-
Ich habe kein solches Bedürfniß; doch wenn
r ihn fände . . ."
h habe errathen," sagte d'Artagnan zu sich

leser Herr d'Herblay ist der Bischof von Van-
agte Anna von Oesterreich.
, Madame."
n Freund von Herrn Fouquet?"
, Madame, ein ehemaliger Musketier."
ra von Oesterreich erröthete.
ner von den vier Braven, welche einst so viele
vollbrachten."
alte Königin bereute, daß sie hatte angreifen
sie brach das Gespräch ab, um den Rest in den
zu behalten.
as auch Eure Wahl sein mag," sprach sie, „ich
für vortrefflich."
verbeugten sich.
r werdet sehen," fuhr Philipp fort: „die Tiefe
rn von Richelieu, ohne den Geiz von Ma-

n erster Minister?" fragte Monsieur er-

ch werde Euch das erzählen, mein Bruder; aber
tsam, daß Herr d'Herblay nicht erscheint."
rief.
an benachrichtige Herrn Fouquet," sagte er,
e mit ihm zu sprechen . . . oh! in Eurer Ge-
entfernt Euch nicht."
r von Saint-Aignan kam zurück und brachte
ende Kunde von der Königin; sie hütete das

Bett nur aus Vorſicht, und um die Kraft zu haben, jeden Willen des Königs zu befolgen.

Während man Herrn Fouquet und Aramis überall ſuchte, ſetzte der neue König ruhig ſeine Prüfungen fort, und alle Leute, Familie, Officiere, Bediente, erkannten den König an ſeiner Miene, an ſeiner Stimme, an ſeinen Gewohnheiten.

Philipp, indem er auf alle Geſichter die ihm von ſeinem Genoſſen gelieferten treuen Noten und Zeichnungen anwandte, benahm ſich ſeinerſeits ſo, daß ſich nicht der geringſte Verdacht im Geiſte derjenigen, welche ihn umgaben, erhob.

Nichts konnte fortan den Uſurpator beunruhigen. Mit welch ſeltſamer Leichtigkeit hatte nicht die Vorſehung das höchſte Glück der Erde umgeſtürzt, um das demüthigſte an ſeine Stelle zu ſetzen!

Philipp bewunderte dieſe Güte Gottes gegen ihn und unterſtützte ſie mit allen Mitteln ſeiner wunderbaren Natur. Aber er fühlte zuweilen etwas wie einen Schatten auf die Strahlen ſeiner neuen Glorie gleiten. Aramis kam nicht.

Das Geſpräch war erlahmt in der königlichen Familie. Innerlich in Anſpruch genommen, vergaß Philipp, ſeinen Bruder und Madame Henriette zu entlaſſen. Dieſe wunderten ſich und verloren allmälig die Geduld. Anna von Oeſterreich neigte ſich gegen ihren Sohn und ſagte ein paar Worte in ſpaniſcher Sprache zu ihm.

Philipp war völlig unbekannt mit dieſer Sprache; er erbleichte vor dieſem unerwarteten Hinderniß. Doch als hätte ihn der Geiſt des unſtörbaren Aramis mit ſeiner Unfehlbarkeit bedeckt, erhob ſich Philipp, ſtatt ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen.

„Nun, wie? antwortet," ſagte Anna von Oeſterreich.

„Was für ein Geräuſch iſt das?" fragte Philipp, indem er ſich nach der Thüre der Geheimtreppe wandte.

Und man hörte eine Stimme rufen:

ierher! hierher! noch ein paar Stufen, Sire!"
die Stimme von Herrn Fouquet," ſagte d'Ar-
, der bei der Königin-Mutter ſtand.
err d'Herblay dürfte nicht fern ſein," fügte Phi-
. Doch er ſah nun, was er ſo nahe bei ſich zu
ıtfernt nicht erwartete.
er Augen waren der Thüre zugewendet, durch
Herr Fouquet eintreten ſollte; aber er war es
:r eintrat.
ı furchtbarer Schrei drang aus allen Ecken des
es hervor, ein ſchmerzlicher Schrei, ausgeſtoßen
inig und den Anweſenden.
iſt den Menſchen nicht gegeben, ſelbſt denen
eren Geſchick am meiſten ſeltſame Elemente und
ıare Vorkommniſſe enthält, ein Schauſpiel zu
en, wie das, welches das königliche Gemach in
Augenblick bot.
e halb geſchloſſenen Läden ließen nur ein unge-
durch große, mit einer dichten Seide gefütterte
tvorhänge gedämpftes Licht eindringen.
dieſem weichen Halbſchatten hatten ſich allmä-
Augen erweitert, und Jeder von den Anweſenden
Anderen mehr mit dem Vertrauen, als mit dem
Man gelangt indeſſen unter ſolchen Umſtänden
aß man ſich keine von den Einzelheiten der Um-
entgehen läßt, und der Gegenſtand, der ſich
t, erſcheint leuchtend, als ob die Sonnenſtrahlen
fielen.
es geſchah Ludwig, als er ſich, bleich und die
gefaltet, unter dem Thürvorhange der Geheim-
eigte.
uquet ließ hinter ihm ſein Geſicht mit dem Ge-
er Strenge und der Traurigkeit ſehen.
e Königin-Mutter, welche Ludwig XIV. erblickte
ilipp bei der Hand hielt, ſtieß einen Schrei aus,
es, ein Geſpenſt erſchauend, gethan hätte.
nſieur hatte eine Art von Blendung und wandte

den Kopf von demjenigen der zwei Könige, den er von Geſicht ſah, zu demjenigen, an deſſen Seite er ſtand.

Madame machte einen Schritt vorwärts, ſie glaubte in einem Spiegel den Widerſchein ihres Schwagers zu ſehen.

Die Täuſchung war wirklich möglich.

Die zwei Prinzen, Beide entſtellt, denn wir verzichten darauf, den furchtbaren Schrecken von Philipp zu ſchildern, Beide zitternd, Beide krampfhaft die Fauſt ballend, maßen ſich mit dem Blicke und tauchten ihre Augen wie Dolche einander in die Seele. Stumm, keuchend, gebückt, ſchienen ſie bereit, auf einen Feind loszuſtürzen.

Dieſe unerhörte Aehnlichkeit des Geſichtes, der Geberde, des Wuchſes, Alles bis auf die vom Zufall entſchiedene Aehnlichkeit der Kleidung, denn Ludwig hatte im Louvre ein Kleid von veilchenblauem Sammet genommen, dieſe vollkommene Analogie der zwei Prinzen zertrümmerte vollends das Herz von Anna von Oeſterreich.

Dennoch errieth ſie die Wahrheit noch nicht. Es gibt Unglücksfälle, die Niemand im Leben annehmen will. Man glaubt lieber an das Uebernatürliche, an das Unmögliche.

Ludwig hatte nicht auf dieſe Hinderniſſe gerechnet. Er erwartete, allein eintretend erkannt zu werden. Eine lebende Sonne, duldete er nicht den Verdacht einer Gleichheit mit was es auch ſein mochte. Er gab nicht zu, daß jede Fackel nicht in dem Augenblick zur Finſterniß würde, wo er ſeinen königlichen Strahl glänzen ließe.

Bei dem Anblick von Philipp war er auch vielleicht mehr erſchrocken, als jeder Andere um ihn her, und ſein Stillſchweigen, ſeine Unbeweglichkeit waren die Zeit der Sammlung und der Ruhe, welche heftigen Zornausbrüchen vorhergeht.

Aber Fouquet! wer vermöchte ſeine Erſchütterung

und sein Erstaunen in Gegenwart dieses lebendigen Ebenbildes seines Herrn zu schildern! Fouquet dachte, Aramis habe Recht, dieser neue König sei ein König, der eben so rein in seiner Race als der andere, und um jede Theilnahme an dem von dem Jesuitengeneral so geschickt ausgeführten Staatsstreiche zurückgewiesen zu haben, müsse man enthusiastischer Thor und unwürdig sein, seine Hände je in ein politisches Werk zu tauchen.

Und dann war es das Blut von Ludwig XIII., was Fouquet dem Blute von Ludwig XIII. opferte; einem selbstsüchtigen Ehrgeiz opferte er einen edlen Ehrgeiz; dem Rechte, zu erhalten, opferte er das Recht, zu haben.

Die ganze Ausdehnung seines Fehlers ward ihm durch den Anblick des Prätendenten allein enthüllt.

Alles was in dem Geiste von Fouquet vorging, war für die Anwesenden verloren. Er hatte fünf Minuten, um seine Betrachtungen über diesen Punkt des Gewissenfalls zu concentriren; fünf Minuten, das heißt fünf Jahrhunderte, während welcher die zwei Könige und ihre Familie kaum Zeit fanden, von einem so furchtbaren Schlag aufzuathmen.

An die Wand angelehnt, Fouquet gegenüber, die Faust vor seiner Stirne, fragte sich d'Artagnan nach der Ursache eines so seltsamen Wunders. Er hätte nicht auf der Stelle sagen können, warum er zweifelte, aber er wußte sicherlich, daß er Recht gehabt, zu zweifeln, und daß in diesem Zusammentreffen der zwei Ludwig XIV. die ganze Schwierigkeit lag, welche während der letzten Tage das Benehmen von Aramis dem Musketier so verdächtig gemacht hatte.

Indessen waren diese Ideen mit dichten Schleiern umhüllt. Die Schauspieler dieser Scene schienen in den Dünsten eines schwerfälligen Erwachens zu schwimmen.

Ungeduldiger und mehr an das Befehlen gewöhnt, lief Ludwig XIV. plötzlich an einen der Läden und öff-

nete ihn, die Vorhänge zerreißend. Eine Woge lebhaften Lichtes drang in das Zimmer und machte Philipp bis zum Alcoven zurückweichen.

Diese Bewegung ergriff Ludwig mit Eifer, und er rief, sich an die Königin wendend:

„Meine Mutter, erkennt Ihr Euren Sohn nicht, da Jeder hier seinen König verkannt hat!“

Anna von Oesterreich bebte und hob ihre Arme zum Himmel empor, ohne ein Wort aussprechen zu können.

„Meine Mutter,“ sagte Philipp mit ruhiger Stimme, „erkennt Ihr Euren Sohn nicht?“

Und diesmal wich Ludwig seinerseits zurück.

Durch den Gewissensbiß im Kopfe und im Herzen getroffen, verlor Anna von Oesterreich das Gleichgewicht. Da sie Niemand unterstützte, denn Alle waren versteinert, sank sie, einen schwachen Seufzer ausstoßend, in ihren Lehnstuhl.

Ludwig konnte dieses Schauspiel und diese Schmach nicht aushalten. Er sprang auf d'Artagnan zu, der, vom Schwindel erfaßt, an der Thüre, seinem Stützpunkte, hinstreifend wankte.

„Herbei, Musketier!“ rief er: „Schaut uns ins Gesicht und seht, welcher von uns bleicher ist.“

Dieser Ruf erweckte d'Artagnan und rührte in seinem Herzen die Fiber des Gehorsams. Er schüttelte seine Stirne, ging, ohne ferner zu zögern, auf Philipp zu, legte ihm die Hand auf seine Schulter und sprach:

„Mein Herr, Ihr seid mein Gefangener.“

Philipp schlug die Augen nicht zum Himmel auf, er rührte sich nicht von der Stelle, wo er, den Blick tief auf seinen Bruder, den König, geheftet, wie an den Boden angeklammert stand. Er warf ihm in einem erhabenen Stillschweigen all sein vergangenes Unglück, alle seine Qualen in der Zukunft vor. Gegen diese Sprache der Seele fühlte der König keine Kraft mehr in sich; er schlug die Augen nieder, zog hastig seinen

Bruder und ſeine Schwägerin fort, und vergaß dabei ſeine Mutter, welche bewegungslos drei Schritte von dem Sohn ausgeſtreckt lag, den ſie abermals zum Tode verurtheilen ließ.

Philipp näherte ſich Anna von Oeſterreich und ſprach zu ihr mit ſanfter, aber bewegter Stimme:

„Wäre ich nicht Euer Sohn, ſo würde ich Euch verfluchen, daß Ihr mich ſo unglücklich gemacht.“

D'Artagnan fühlte einen Schauer das Mark ſeiner Knochen durchziehen. Er grüßte ehrfurchtsvoll den Prinzen und ſprach halb gebückt zu ihm:

„Entſchuldigt mich, Monſeigneur, ich bin nur ein Soldat, und meine Schwüre gehören demjenigen, welcher ſo eben dieſes Zimmer verläßt.“

„Ich danke, Herr d'Artagnan. Doch was iſt aus Herrn d'Herblay geworden?“

„Herr d'Herblay iſt in Sicherheit, Monſeigneur,“ ſprach eine Stimme hinter ihnen, „und Niemand, ſo lange ich lebe oder frei bin, wird ein Haar von ſeinem Haupte fallen machen.“

„Herr Fouquet,“ ſagte der Prinz traurig lächelnd.

„Verzeiht mir, Monſeigneur,“ ſprach Fouquet niederknieend, „derjenige, welcher ſo eben von hier weggegangen iſt, war mein Gaſt.“

„Das ſind brave Freunde und gute Herzen,“ murmelte Philipp. „Sie machen, daß ich es bedaure, aus dieſer Welt ſcheiden zu müſſen. Geht, Herr d'Artagnan, ich folge Euch.“

In dem Augenblick, wo der Kapitän der Musketiere weggehen wollte, erſchien Colbert, übergab d'Artagnan einen Befehl des Königs und entfernte ſich wieder.

D'Artagnan las ihn und zerknitterte das Papier voll Wuth.

„Was gibt es?“ fragte der Prinz.

„Leſet, Monſeigneur,“ erwiederte der Musketier.

Philipp las folgende in Haſt von der Hand von Ludwig XIV. geſchriebene Worte:

„Herr d'Artagnan wird den Gefangenen nach der Inſel Sainte-Marguerite führen. Er wird ihm das Geſicht mit einem eiſernen Viſir bedecken, das der Gefangene nur bei Verluſt ſeines Lebens aufheben kann."

„Ganz richtig," ſprach Philipp mit Reſignation, „ich bin bereit."

„Aramis hatte Recht," flüſterte Fouquet dem Muskettier zu: „dieſer iſt König ſo ſehr, als der Andere."

„Mehr!" erwiederte d'Artagnan. „Es fehlten ihm nur ich und Ihr."

XXV.

Worin Porthos einem Herzogthum nachzulaufen glaubt.

Die ihnen von Fouquet bewilligte Zeit benützend, machten Aramis und Porthos der franzöſiſchen Cavalerie durch ihre Schnelligkeit Ehre.

Porthos begriff nicht, für welche Art von Sendung man ihn eine ſolche Geſchwindigkeit zu entwickeln nöthigte; da er aber Aramis mit aller Hitze ſpornen ſah, ſo ſpornte er mit Wuth.

Sie hatten ſo bald zwölf Meilen zwiſchen ſich und Vaux; dann mußte man die Pferde wechſeln und eine Art von Poſtdienſt organiſiren. Während eines Relais wagte es Porthos, Aramis beſcheiden zu fragen:

„St!“ erwiederte dieſer, „erfahrt nur, daß unſer Glück von unſerer Schnelligkeit abhängt.“

Porthos jagte vorwärts, als wäre er noch der Musketier ohne Heller und Gepäcke von 1626 geweſen. Das magiſche Wort Glück bedeutet immer etwas für das menſchliche Ohr. Es beſagt Genug für diejenigen, welche Nichts haben; es bedeutet Zuviel für diejenigen, welche Genug haben.

„Man wird mich zum Herzog machen,“ ſagte Porthos ganz laut. Er ſprach mit ſich ſelbſt.

„Das iſt möglich,“ erwiederte auf ſeine Weiſe lächelnd Aramis, dem das Pferd von Porthos voranlief.

Der Kopf von Aramis ſtand indeſſen in Flammen; der Thätigkeit des Körpers war es noch nicht gelungen, die des Geiſtes zu überwältigen. Alles, was es an brauſendem Zorn, an Schmerz mit den ſcharfen Zähnen, an tödtlichen Drohungen gibt, krümmte ſich, und biß und brüllte im Kopfe des beſiegten Prälaten.

Seine Phyſiognomie bot die ſichtbaren Spuren dieſes heftigen Kampfes. Frei, auf der Landſtraße ſich wenigſtens den Eindrücken des Augenblickes zu überlaſſen, enthielt ſich Aramis nicht, bei jedem Seitenſprunge des Pferdes, bei jeder Ungleichheit des Weges zu fluchen. Bleich, bald von ſiedendem Schweiß übergoſſen, bald trocken und eiskalt, ſchlug er die Pferde und ſtachelte ihnen die Seiten blutig.

Porthos ſeufzte darob, er, deſſen Hauptfehler nicht die Empfindſamkeit war.

So rannten ſie acht volle Stunden und gelangten nach Orleans.

Es war vier Uhr Nachmittags. Aramis, indem er ſeine Erinnerungen befragte, dachte, nichts beweiſe die mögliche Verfolgung.

Es wäre ohne Beiſpiel geweſen, daß man eine Truppe, welche fähig, Porthos und ihn feſtzunehmen, mit hinreichenden Relais verſehen hätte, um vierzig Meilen in acht Stunden zurückzulegen. Die Verfol-

gung zugegeben, was nicht entſchieden war, hatten ſomit die Flüchtlinge fünf gute Stunden vor den Verfolgern voraus.

Aramis dachte, ausruhen wäre keine Unklugheit, aber weiter reiten wäre ein glücklicherer Entſchluß. In der That, zwanzig Meilen mehr mit dieſer Geſchwindigkeit geliefert, zwanzig Meilen verſchlungen, und Niemand, nicht einmal d'Artagnan, könnte die Feinde des Königs einholen.

Aramis machte alſo Porthos den Kummer, wieder zu Pferde zu ſteigen. Man ritt bis um ſieben Uhr Abends und hatte nur noch eine Poſt, um Blois zu erreichen.

Hier aber beunruhigte ein teufliſcher Unſtern Aramis. Es fehlte auf der Poſt an Pferden.

Der Prälat fragte ſich, durch welche hölliſche Machination es ſeinen Feinden gelungen ſei, ihn der Mittel, weiter zu gehen, zu berauben, ihn, der den Zufall nicht für einen Gott anerkannte, ihn, der für jedes Reſultat ſeine Urſache fand; er wollte lieber glauben, die Weigerung des Poſtmeiſters, zu einer ſolchen Stunde, in einer ſolchen Gegend, ſei die Folge eines von oben ausgegangenen Befehls, eines Befehles, gegeben, um den Majeſtätmacher auf ſeiner Flucht aufzuhalten.

Doch in dem Augenblick, wo er auffahren wollte, entweder um eine Erklärung oder um ein Pferd zu erhalten, kam ihm ein Gedanke. Er erinnerte ſich, daß der Graf de la Fère in der Gegend wohnte.

„Ich reiſe nicht," ſagte er, „ich mache keine ganze Poſt. Gebt mir zwei Pferde, um einen mir befreundeten Edelmann zu beſuchen, der in der Nähe von hier wohnt."

„Welchen Edelmann?" fragte der Poſtmeiſter.

„Den Herrn Grafen de la Fère."

„Oh!" antwortete dieſer Mann, indem er ſich ehrfurchtsvoll entblößte, „ein würdiger Herr. Aber wie ſehr ich auch ihm gefällig zu ſein wünſche, ſo kann ich

uch doch keine zwei Pferde geben, da alle von mei-
er Poſt vom Herrn Herzog von Beaufort genommen
nd."

„Ah!" machte Aramis ärgerlich.

„Indeſſen," fuhr der Poſtmeiſter fort, „wenn es Euch
eſiele, in ein Wägelchen zu ſteigen, das ich beſitze, ſo
ürde ich ein altes blindes Pferd anſpannen, das nur
och ſeine Beine hat, aber Euch zu dem Herrn Grafen
e la Fére führen könnte."

„Das iſt einen Louis d'or werth," ſagte Aramis.

„Nein, mein Herr, es iſt nur einen Thaler werth,
as iſt der Preis, den mir Herr Grimaud, der Inten-
ant des Herrn Grafen, bezahlt, ſo oft er ſich meines
Bägelchens bedient, und der Herr Graf ſoll mir nicht
orwerfen können, ich habe einen von ſeinen Freunden
t viel bezahlen laſſen."

„Nach Eurem Belieben," ſagte Aramis, „und be-
nders nach dem des Herrn Grafen de la Fère, wel-
em mißfällig zu ſein ich mich wohl hüten werde.
hr ſollt Euren Thaler bekommen, nur habe ich das
echt, Euch einen Louis d'or für Euren Gedanken zu
eben."

„Allerdings," erwiederte der Poſtmeiſter ganz
eudig.

Und er ſpannte ſelbſt ſein altes Pferd an ſein knar-
ndes Wägelchen.

Während dieſer Zeit ſchaute Porthos neugierig.
r bildete ſich ein, das Geheimniß entdeckt zu haben;
war vor Freude außer ſich, einmal weil ihm der Be-
ch bei Athos beſonders angenehm, und dann weil er
r Hoffnung lebte, er würde zugleich ein gutes Abend-
od und ein gutes Bett bekommen.

Als der Poſtmeiſter vollends angeſpannt hatte,
lug er einen von ſeinen Knechten vor, um die Frem-
n nach Fère zu führen.

Porthos ſetzte ſich mit Aramis auf den Rückſitz und
gte ihm ins Ohr:

„Ich begreife.“

„Ah! ah!“ erwiederte Aramis, „was begreift Ihr denn, mein lieber Freund?“

„Wir gehen zu Athos, um ihm im Namen des Königs einen großen Antrag zu machen.“

„Bah!“ rief Aramis.

„Sagt mir nichts,“ fügte der gute Porthos bei, indem er fest genug Gleichgewicht zu halten suchte, um die Stöße zu vermeiden; „sagt mir nichts, ich werde errathen.“

„Gut! mein Freund, errathet, errathet!“

Man kam gegen neun Uhr Abends bei einem herrlichen Mondschein zu Athos.

Diese wunderbare Helle erfreute Porthos über allen Ausdruck. Aramis aber fühlte sich in einem beinahe gleichen Grade dadurch belästigt. Er bezeigte hievon etwas Porthos, der ihm erwiederte:

„Gut! ich errathe abermals! die Sendung ist geheim.“

Das waren seine letzten Worte im Wagen.

Der Kutscher unterbrach sie durch die Bemerkung:

„Meine Herren, Ihr seid an Ort und Stelle.“

Porthos und sein Gefährte stiegen vor dem Thore des kleinen Schlosses aus.

Hier finden wir Athos und Bragelonne wieder, welche Beide seit der Entdeckung der Untreue von la Vallière verschwunden waren.

Gibt es ein Wort voll Wahrheit, so ist es dieses: Die großen Schmerzen enthalten in sich selbst den Keim ihres Trostes.

Die schmerzliche, Raoul beigebrachte Wunde hatte diesen seinem Vater näher gebracht, und Gott weiß, ob sie süß waren, die Tröstungen, welche von dem beredten Mund und dem edlen Herzen von Athos flossen.

Die Wunde hatte sich nicht vernarbt; aber dadurch, er viel mit seinem Sohne sprach, daß er ein wenig

on ſeinem Leben in das des jungen Mannes miſchte, atte ihm Athos am Ende begreiflich gemacht, daß die- r Schmerz über die erſte Untreue für jedes menſch- che Daſein nothwendig ſei, und daß Niemand geliebt abe, ohne ihn kennen zu lernen. Raoul horchte oft, er örte nicht. Nichts erſetzt in dem lebhaft verliebten erzen die Erinnerung und den Gedanken an den ge- ebten Gegenſtand. Raoul antwortete dann ſeinem ater:

„Mein Herr! Alles, was Ihr mir ſagt, iſt wahr; h glaube, daß Niemand ſo viel, wie Ihr, durch das erz gelitten hat, aber Ihr ſeid ein Mann, der zu groß urch den Verſtand, zu ſehr geprüft durch das Unglück, m nicht die Schwäche dem Soldaten zu geſtatten, der m erſten Male leidet. Ich bezahle einen Tribut, den h nicht zweimal bezahlen werde; erlaubt mir, mich ſo ef in meinen Schmerz zu verſenken, daß ich mich lbſt vergeſſe, daß ich darin bis zu meiner Vernunft trinke."

„Raoul! Raoul!"

„Höret, mein Herr, nie werde ich mich an den Ge- anken gewöhnen, daß Louiſe, die keuſcheſte und unſchul- igſte der Frauen, ſchändlicher Weiſe einen ſo redlichen nd ſo innig liebenden Mann, wie ich bin, hat betrügen önnen; nie werde ich mich entſchließen, dieſe ſo ſanfte nd ſo gute Maske in ein heuchleriſches und leichtferti- es Geſicht ſich verwandeln zu ſehen. Louiſe verloren! ouiſe ehrlos! Ah! mein Herr, das iſt viel grauſamer ir mich, als Raoul verlaſſen, Raoul unglücklich!"

Athos wandte dann das heroiſche Mittel an. Er ertheidigte Louiſe gegen Raoul und rechtfertigte ihre reulöſigkeit durch ihre Liebe.

„Eine Frau, welche dem König nachgegeben hätte, eil er der König iſt," ſagte er, „würde den Namen ner Schändlichen verdienen; aber Louiſe liebt Ludwig. eide jung, haben ſie vergeſſen, er ſeinen Rang, ſie

ihre Schwüre. Die Liebe spricht Alles frei, Raoul. Die zwei jungen Leute lieben sich mit Offenherzigkeit."

Und wenn er diesen Dolchstich gegeben hatte, sah Athos seufzend Raoul unter der grausamen Wunde aufspringen und in den dichsten Wald entfliehen oder sich in sein Zimmer flüchten, von wo er nach einer Stunde bleich, zitternd, aber gebändigt zurückkam. Da trat er auf Athos mit einem Lächeln zu und küßte ihm die Hand, wie der Hund, der geschlagen worden, einen guten Herrn liebkost, um seinen Fehler zu sühnen. Raoul verbarg nur seine Schwäche und gestand nur seinen Schmerz.

So vergingen die Tage, welche auf die Scene folgten, in der Athos so heftig an dem unbändigen Stolz des Königs gerüttelt hatte. Nie, wenn er mit seinem Sohne sprach, spielte er auf diese Scene an; nie erzählte er ihm die einzelnen Umstände von diesem kräftigen Ausfall, der vielleicht den jungen Mann, indem er ihm die Erniedrigung seines Nebenbuhlers gezeigt, getröstet hätte. Der beleidigte Liebhaber sollte nach dem Willen von Athos nicht die Achtung vor dem König verlieren.

Und wenn Bragelonne, glühend, wüthend, düster, mit Verachtung von den königlichen Worten sprach und von dem zweideutigen Glauben, den gewisse Narren aus dem vom Thron gefallenen Versprechen schöpfen; wenn, zwei Jahrhunderte mit der Schnelligkeit eines Vogels durcheilend, der über eine Meerenge hinfliegt, um von einer Welt zu einer andern zu gelangen, Raoul dazu kam, die Zeit zu weissagen, wo die Könige kleiner erscheinen würden, als die Menschen, da sprach Athos mit seiner klaren, überzeugenden Stimme:

„Ihr habt Recht, Raoul, Alles, was Ihr sagt, wird geschehen: die Könige werden ihren Zauber verlieren, wie ihre Helle die Sterne verlieren, die ihre Zeit durchgemacht haben. Aber wenn dieser Augenblick kömmt, Raoul, werden wir todt sein; und erinnert Euch stets wohl dessen, was ich sage: In dieser Welt

müſſen wir für Alle, Männer, Frauen und Könige, in der Gegenwart leben, wir müſſen nur der Zukunft gemäß für Gott leben."

Hievon unterhielten ſich wie immer Athos und Bragelonne, während ſie die lange Lindenallee im Parke durchſchritten, als plötzlich das Glöckchen ertönte, das dazu diente, dem Grafen entweder die Stunde des Mahles oder einen Beſuch zu verkündigen. Maſchinenmäßig und ohne ein Gewicht darauf zu legen, kehrte er mit ſeinem Sohne zurück, und Beide fanden ſich am Ende der Allee in Gegenwart von Porthos und Aramis.

Sämmtliche Werke

von

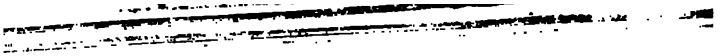
Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1850.



I.

Der letzte Abſchied.

Raoul ſtieß einen Freudenſchrei aus und ſchloß orthos zärtlich in ſeine Arme. Aramis und Athos narmten ſich als Greiſe. Dieſe Umarmung ſogar war ne Frage für Aramis, und alsbald ſagte dieſer:

„Freund, wir verweilen nicht lange bei Euch.“

„Ah!“ machte der Graf.

„Nur ſo lange, als wir brauchen, um Euch mein lück zu erzählen,“ fügte Porthos bei.

„Ah!“ wiederholte Raoul.

Athos ſchaute Aramis an, deſſen düſtere Miene m ſchon ſehr wenig im Einklang mit der guten Kunde ſchienen hatte, von der Porthos ſprach.

„Welches Glück begegnet Euch?“ fragte lächelnd aoul.

„Der König macht mich zum Herzog,“ erwiederte r gute Porthos, ſich an das Ohr des jungen Mannes igend; „zum Herzog mit Diplom.“

Aber die Beiſeit des guten Porthos waren immer äflig genug, um von aller Welt gehört zu werden; n Gemurmel hatte den Klang von einem gewöhnhen Gebrülle.

Athos hörte und gab einen Ausruf von ſich, der Aramis beben machte

Dieſer nahm Athos beim Arm, bat Porthos um Erlaubniß, einige Minuten unter vier Augen ſprechen zu dürfen, und ſagte dann zum Grafen:

„Mein lieber Athos, Ihr ſeht mich vom Schmerz verzehrt.“

„Vom Schmerz!“ rief der Graf, „ah! lieber Freund!“

„Vernehmet mit zwei Worten: Ich habe gegen den König eine Verſchwörung gemacht; dieſe Verſchwörung iſt geſcheitert, und zur Stunde ſucht man mich ohne Zweifel.“

„Man ſucht Euch! . . . eine Verſchwörung . . . Eil mein Freund, was ſagt Ihr mir da!“

„Eine traurige Wahrheit, ich bin ganz einfach verloren.“

„Aber Porthos . . . dieſer Herzogstitel, was bedeutet dies Alles?“

„Das iſt der Gegenſtand meines tiefſten Leidens; das iſt meine ſchmerzlichſte Wunde. Ich habe, im Glauben an einen unfehlbaren, günſtigen Ausgang, Porthos in meine Verſchwörung mithineingezogen. Er iſt in die Sache, wie er dies bekanntlich thut, mit allen ſeinen Kräften eingegangen, ohne etwas zu wiſſen, und heute iſt er ſo gut mit mir gefährdet, als er wie ich verloren iſt.“

„Mein Gott!“ rief Athos.

Und er wandte ſich gegen Porthos um, der ihnen freundlich zulächelte.

„Ich muß Euch Alles verſtändlich machen. Höret mich an,“ fuhr Aramis fort.

Und er erzählte die uns bekannte Geſchichte.

Athos fühlte wiederholt, während der Erzählung, ſeine Stirne ſich mit Schweiß befeuchten.

„Das iſt eine große Idee,“ ſagte er, „aber es war auch ein großer Fehler.“

„Für den ich beſtraft bin, Athos.“

„Ich werde auch nicht meinen ganzen Gedanken
ien.“

„Sagt ihn.“

„Das ist ein Verbrechen.“

„Ein Hauptverbrechen, ich weiß es, ein Verbrechen
r Majestätsbeleidigung.“

„Porthos! armer Porthos!“

„Was soll ich machen? das Gelingen war, wie ich
ich gesagt habe, gewiß.“

„Herr Fouquet ist ein redlicher Mann.“

„Und ich bin ein Dummkopf, daß ich ihn so schlecht
urtheilt habe,“ sagte Aramis. „Oh! Weisheit
r Menschen, ungeheurer Mühlstein, der eine Welt-
:malmt, und eines Tags durch das Sandkorn aufge-
lten wird, das, man weiß nicht wie, in sein Räder-
:rk fällt!“

„Sagt durch einen Diamant, Aramis. Doch das
:bel ist geschehen. Was gedenkt Ihr zu thun?“

„Ich nehme Porthos mit mir. Nie wird der
König glauben wollen, der würdige Mann habe un-
uldig gehandelt; nie wird er glauben wollen, Por-
os sei handelnd, wie er dies gethan, der Meinung
wesen, er diene dem König. Sein Kopf würde für
einen Fehler bezahlen, und das will ich nicht.“

„Wohin nehmt Ihr ihn mit?“

„Vorerst nach Belle-Isle. Das ist ein uneinnehm-
rer Zufluchtsort. Dann habe ich das Meer und ein
chiff zur Ueberfahrt, entweder nach England, wo ich
ele Verbindungen habe . . .“

„Ihr in England?“

„Ja, oder nach Spanien, wo ich noch mehr habe.“

„Wenn Ihr Porthos in die Verbannung führt,
chtet Ihr ihn zu Grunde, denn der König wird seine
üter confisciren.“

„Es ist für Alles vorhergesehen. Einmal in Spa-
ien, vermag ich mich mit Ludwig XIV. auszusöhnen
nd Porthos wieder in Gnade zu bringen.“

„Ihr habt Credit, wie ich ſehe, Aramis,“ ſagte Athos mit einer discreten Miene.

„Viel, und er ſteht meinen Freunden zu Dienſt, Freund Athos.“

Dieſe Worte wurden von einem aufrichtigen Händedruck begleitet.

„Ich danke Euch,“ ſprach der Graf.

„Weil wir einmal hiebei ſind... Ihr ſeid auch ein Unzufriedener,“ ſagte Aramis, „Ihr auch, Raoul auch, Ihr habt Beſchwerden gegen den König. Ahmt unſer Beiſpiel nach. Kommt nach Belle-Isle, dann werden wir ſehen. Ich garantire Euch bei meiner Ehre, daß in einem Monat der Krieg zwiſchen Frankreich und Spanien in Beziehung auf dieſen Sohn von Ludwig XIII. ausgebrochen iſt, der, auch ein Infant, unmenſchlich von Frankreich gefangen gehalten wird. Und da Ludwig XIV. nicht einen Krieg aus dieſem Grunde wollen wird, ſo verbürge ich Euch einen Vergleich, deſſen Reſultat Porthos und mir die Grandenwürde und Euch, der Ihr ſchon Grand von Spanien ſeid, ein Herzogthum in Frankreich geben ſoll. Wollt Ihr?“

„Nein; ich will lieber dem König etwas vorzuwerfen haben; es iſt ein meinem Geſchlechte natürlicher Stolz, daß es nach einem Vorzug vor den königlichen Geſchlechtern trachtet. Thäte ich, was Ihr mir vorſchlägt, ſo würde ich dem König zu Dank verpflichtet; ich würde dabei ſicherlich auf dieſer Welt gewinnen, aber ich verlöre in meinem Gewiſſen. Und ſo danke ich Euch.“

„So gebt mir zwei Dinge Athos: Eure Abſolution.“

„Oh! ich gebe ſie Euch, wenn Ihr wirklich den Schwachen und den Unterdrückten an dem Unterdrücker rächen wolltet.“

„Das genügt mir,“ erwiederte Aramis mit einem, die ſich in der Nacht verlor. „Und nun gebt Eure zwei beſten Pferde, daß ich die zweite Ihr

erreichen kann, da man mir ſolche unter dem Vorwand einer Reiſe verweigerte, welche Herr von Beaufort in dieſer Gegend machen ſoll."

„Ihr ſollt meine beſten Pferde bekommen, Aramis, und ich empfehle Euch Porthos."

„Oh! ſeid unbeſorgt. Noch ein Wort: Findet Ihr, daß ich für ihn zu Werke gehe, wie es ſich geziemt?"

„Da das Uebel einmal geſchehen iſt, ja, denn der König würde ihm nicht vergeben, und dann habt Ihr immer, was er auch ſagen mag, eine Stütze in Herrn Fouquet, welcher Euch nicht verlaſſen wird, da er trotz ſeines heldenmüthigen Zuges ſehr compromittirt iſt."

„Ihr habt Recht. Darum bleibe ich, ſtatt ſogleich auf die See zu gehen, wodurch ich meine Furcht erklären und mich als ſchuldig bekennen würde, auf dem franzöſiſchen Boden. Doch Belle-Isle wird für mich der Boden ſein, wie ich ihn gerade haben will, der engliſche, der ſpaniſche oder der römiſche; das Ganze beſteht für mich in der Flagge, die ich aufſtecken werde."

„Wie ſo?"

„Ich habe Belle-Isle befeſtigt, und Niemand wird Belle-Isle nehmen, wenn ich es vertheidige. Und dann iſt, wie Ihr ſo eben geſagt habt, Herr Fouquet da. Man wird Belle-Isle nicht ohne die Unterſchrift von Herr Fouquet angreifen."

„Das iſt richtig, nichtsdeſtoweniger ſeid vorſichtig. Der König iſt ſchlau und er iſt ſtark.

Aramis lächelte.

„Ich empfehle Euch Porthos," wiederholte der Graf mit einer Art von kalten Dringlichkeit.

„Graf," erwiederte Aramis mit demſelben Tone, „was aus mir werden wird, das wird auch aus unſerem Bruder Porthos werden."

Athos verbeugte ſich, drückte Aramis die Hand, und umarmte dann Porthos voll Innigkeit.

„Nicht wahr, ich bin glücklich geboren?“ sagte dieſer entzückt, während er ſich in ſeinen Mantel hüllte.

„Kommt, mein Liebſter,“ rief Aramis.

Raoul war vorangegangen, um Befehle zu geben und die Pferde ſatteln zu laſſen.

Schon hatte ſich die Gruppe getheilt. Athos ſah ſeine zwei Freunde auf dem Punkte, wegzureiten; etwas wie ein Nebel zog vor ſeinen Augen vorüber und laſtete auf ſeinem Herzen.

„Es iſt ſeltſam,“ dachte er. „Woher kommt es, daß ich ſo große Luſt habe, Porthos noch einmal zu umarmen?“

Porthos hatte ſich gerade umgedreht, und er kam mit offenen Armen auf ſeinen alten Freund zu.

Dieſes letzte Umfangen war zärtlich, wie in der Jugend, wie in den Zeiten, wo das Herz warm und das Leben glücklich.

Porthos ſtieg zu Pferde. Aramis kam auch zurück, um ſeine Arme noch einmal um den Hals von Athos zu ſchlingen.

Dieſer Letztere ſah ſie auf der Landſtraße ſich im Schatten mit ihren weißen Mänteln verlängern. Zwei Geſpenſtern ähnlich wuchſen ſie ſich von der Erde entfernend, und ſie verloren ſich nicht im Nebel, nicht auf dem Abhange des Bodens. Am Ende der Perſpective ſchienen ſie ſich Beide mit dem Fuße einen Schwung gegeben zu haben, der ſie verdunſtet in den Wolken verſchwinden machte.

Da kehrte Athos mit gepreßtem Herzen nach ſeinem Hauſe zurück, und ſprach zu Bragelonne:

„Raoul, irgend Etwas ſagt mir, ich habe dieſe zwei Männer zum letzten Male geſehen.“

„Es wundert mich nicht, daß Ihr das denkt, mein Herr,“ erwiederte der junge Mann, „denn ich habe in dieſem Augenblick auch den Gedanken, daß ich die Herren de Mallon und d'Herblay nie mehr ſehen werde.“

„Ihr,“ verſetzte der Graf, „Ihr ſprecht wie

n aus einer andern Urſache betrübter Menſch; Ihr ſeht lles ſchwarz; doch Ihr ſeid jung, und wenn es Euch :gegnet, daß Ihr dieſe zwei alten Freunde nicht mehr ht, ſo werden ſie nicht mehr auf der Welt ſein, auf r Ihr noch viele Jahre zuzubringen habt. Aber ich .."

Raoul ſchüttelte ſanft den Kopf und lehnte ſich if die Schulter des Grafen, ohne daß der eine oder r andere von ihnen mehr ein Wort in ihrem, zum eberſtrömmen vollen Herzen fand.

Plötzlich erregte ein Lärm von Pferden und Stim- en, am Ende der Straße nach Blois, ihre Aufmerk- mkeit auf dieſer Seite.

Fackelträger zu Pferde ſtießen heiter ihre Flam- en an den Bäumen der Straße ab und wandten ſich n Zeit zu Zeit um, um ſich nicht zu weit von den eitern, die ihnen folgten, zu entfernen.

Dieſe Fackeln, dieſes Geräuſch, dieſer Staub von nem Dutzend reichgeſchirrter Pferde bildeten einen ſelt- men Contraſt mitten in der Nacht mit dem dumpfen, nheimlichen Verſchwinden der zwei Schatten von Por- os und Aramis.

Athos kehrte nach ſeinem Hauſe zurück, doch er itte ſeine Schwelle noch nicht erreicht, als ſich das ingangsgitter zu entflammen ſchien; alle dieſe Fackeln elten an und überſtrömmten die Straße mit ihrem euer. Ein Ruf erſcholl:

„Der Herr Herzog von Beaufort!“

Und Athos ſtürzte nach der Thüre.

Schon war der Herzog vom Pferde geſtiegen und chte mit ſeinen Augen um ſich her.

„Hier bin ich, Monſeigneur,“ ſprach Athos.

„Ei! guten Abend, lieber Graf,“ erwiederte der rinz mit jener offenen Innigkeit, die ihm alle Herzen :wann. „Iſt es zu ſpät für einen Freund?“

„Ach! mein Prinz, tretet ein,“ ſagte der Graf.

Herr von Beaufort ſtützte ſich auf den Arm von

Athos, und ſie traten in das Haus, gefolgt von Raoul, der ehrerbietig und beſcheiden unter den Officieren des Prinzen ging, unter denen er mehrere Freunde zählte.

II.

Herr von Beaufort.

Der Prinz wandte ſich in dem Augenblick um, wo Raoul, um ihn mit Athos allein zu laſſen, die Thüre ſchloß und ſich anſchickte, mit den Officieren in ein anſtoßendes Zimmer zu gehen.

„Das iſt der junge Mann, den ich vom Herrn Prinzen habe ſo ſehr rühmen hören?“ fragte Herr von Beaufort.

„Er iſt es, ja, Monſeigneur.“

„Er iſt Soldat und nicht zu viel, behaltet ihn hier, Graf.“

„Bleibt, Raoul, da Monſeigneur es erlaubt,“ ſagte Athos.

„Er iſt nun groß und ſchön, bei meiner Treue!“ fuhr der Herzog fort. „Werdet Ihr ihn mir geben, wenn ich ihn von Euch verlange?“

„Wie verſteht Ihr das, Monſeigneur?“ fragte Athos.

„Ja, ich komme hierher, um von Euch Abſchied zu nehmen.“

„Abſchied, Monſeigneur?“

„Ja, wahrhaftig. Habt Ihr keine Idee, was aus eben ſoll.“

„Was Ihr immer gewesen seid, Monseigneur, ein
pferer Prinz, ein vortrefflicher Edelmann.“

„Ich werde ein africanischer Fürst, ein beduinischer
delmann werden. Der König schickt mich ab, um Er-
berungen unter den Arabern zu machen.“

„Was sagt Ihr da, Monseigneur?“

„Nicht wahr, das ist seltsam? Ich, der wesentliche
ariser, ich, der ich über die Vorstädte regiert habe,
nd den man den König der Hallen nannte, gehe von
r Place Maubert zu den Minarets von Gigelli; ich
erde vom Frondeur Abenteurer.“

„Oh! Monseigneur, wenn Ihr mir nicht das sag-
t . . .“

„So wäre es nicht glaublich, nicht wahr? Glaubt
ir jedoch und sagen wir einander Lebewohl. Das heißt
ieder in Gunst kommen.“

„In Gunst?“

„Ja. Ihr lächelt? Oh! mein theurer Graf, wißt
hr, warum ich angenommen habe. Wißt Ihr es
ohl?“

„Weil Eure Hoheit den Ruhm vor Allem liebt.“

„Oh! seht Ihr, es ist nichts Rühmliches, mit der
uskete auf die Wilden zu feuern. Den Ruhm hole
h mir nicht dort, es ist wahrscheinlicher, daß ich etwas
nderes daselbst finden werde . . . Aber versteht Ihr
ohl, es war und ist mein Wille, daß mein Leben
ese letzte Facette nach den tausend Spiegelungen be-
mmen sollte, die ich mir habe seit fünfzig Jahren machen
hen. Denn Ihr werdet zugestehen, es ist ziemlich selt-
m, als Königssohn geboren zu sein, mit Königen
rieg geführt, unter die Mächte des Jahrhunderts ge-
ihlt, seinen Rang gut behauptet zu haben, die Merk-
ale seiner Abstammung von Heinrich IV. an sich zu
agen, Großadmiral von Frankreich zu sein und sich
Gigelli, unter allen diesen Türken, Saracenen und
auren tödten zu lassen.“

„Monseigneur, Ihr verharrt seltsam bei diesem

Gegenſtand," erwiederte Athos beunruhigt. „Wie kommt Ihr auf die Vermuthung, ein ſo glänzendes Geſchick werde ſich unter dieſem elenden Löſchhorn verlieren?"

„Glaubt Ihr als ein gerechter und ſchlichter Mann, wenn ich aus dieſem lächerlichen Grunde nach Africa gehe, werde ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, daraus hervorzutreten ſuchen? Ich werde nicht von mir ſprechen machen? Habe ich, um von mir heute ſprechen zu machen, heute, da es den Herrn Prinzen, Herrn von Turenne und mehrere Andere von meinen Zeitgenoſſen gibt, habe ich, der Admiral von Frankreich, etwas Anderes zu thun, als mich tödten zu laſſen? Bei Gott! man wird davon ſprechen, ſage ich Euch, ich werde gegen und wider Alles getödtet werden. Geſchieht es nicht dort, ſo wird es anderswo ſein."

„Ah! Monſeigneur," erwiederte Athos, „das iſt Uebertreibung, und dieſe habt Ihr nur in der Tapferkeit an den Tag gelegt."

„Teufel! lieber Freund, es iſt Tapferkeit, zum Scharbock, zur rothen Ruhr, zu den Heuſchrecken, zu den vergifteten Pfeilen zu gehen, wie mein Ahnherr, der heilige Ludwig. Wißt Ihr, daß dieſe Burſche noch vergiftete Pfeile haben? Und dann, Ihr kennt mich, ich denke ſeit geraumer Zeit daran, und Ihr wißt, wenn ich eine Sache will, ſo will ich ſie ganz und gar."

„Ihr habt aus Vincennes heraus wollen, Monſeigneur."

„Oh! hierbei ſeid Ihr mir beigeſtanden, Meiſter; doch bei dieſer Gelegenheit, ich wende mich um und um, ohne meinen alten Freund, Herrn Vaugrimaud, zu erblicken. Wie geht es ihm?"

„Herr Vaugrimaud iſt immer noch der unterthänige Diener Eurer Hoheit," erwiederte Athos lächelnd.

„Ich habe hier hundert Piſtolen für ihn, die ich als Legat mitbringe. Mein Teſtament iſt gemacht, Brief."

„Ah! Hoheit! Hoheit!“

„Und Ihr begreift, wenn man Grimaud in meinem Testament fände . . .“

Der Herzog lachte; dann wandte er sich an Raoul, der seit dem Anfange des Gespräches in eine tiefe Träumerei versunken war, und sagte:

„Junger Mann, ich kenne hier einen gewissen Vein von Vouvray, glaube ich . . .“

Raoul ging hastig hinaus, um den Herzog bedienen zu lassen; während dieser Zeit nahm Herr von Beaufort Athos bei der Hand und fragte:

„Was wollt Ihr aus ihm machen?“

„Nichts für den Augenblick, Monseigneur.“

„Ah! ja ich weiß; seit der Leidenschaft des Königs ir . . . la Vallière.“

„Ja, Monseigneur.“

„Es ist also dies Alles wahr? . . . Ich glaube, h habe sie gekannt, diese kleine la Vallière. Sie ist icht schön, wie mir scheint . . .“

„Nein, Monseigneur.“

„Wißt Ihr, an wen sie mich erinnert?“

„Sie erinnert Eure Hoheit an Jemand?“

„Sie erinnert mich an ein ziemlich angenehmes ädchen, dessen Mutter in den Hallen wohnte.“

„Ah! ah!“ machte Athos lächelnd.

„Die gute Zeit!“ fügte Herr von Beaufort bei. Ja, la Vallière erinnert mich an dieses Mädchen.“

„Das einen Sohn hatte, nicht wahr?“

„Ich glaube, ja,“ erwiederte der Herzog mit einer rglosen Naivetät, mit einem freundlichen Vergessen, ssen Ton und vocalen Werth nichts zu übersetzen verröchte. „Nun, der arme Raoul da, er ist wohl Euer ohn, wie?“

„Er ist mein Sohn, ja, Hoheit.“

„Der arme Junge wird vom König ausgestochen, id man schmollt ihm?“

„Noch etwas Beſſeres als das, Monſeigneur, man enthält ſich.“

„Ihr werdet dieſen Jungen verſauern laſſen, das iſt ein Unrecht. Höret, gebt ihn mir.“

„Ich will ihn behalten, Monſeigneur. Ich habe nur noch ihn auf der Welt, und ſo lange er bleiben will . . .“

„Gut! gut!“ rief der Herzog. „Ich hätte ihn Euch jedoch bald wiederhergeſtellt und zurecht gerichtet. Ich verſichere Euch, er iſt aus einem Teige gemacht, aus dem man die Marſchälle von Frankreich macht, und ich habe mehr als einen aus einem ähnlichen Stoffe hervorgehen ſehen.“

„Das iſt möglich, Monſeigneur, doch der König macht die Marſchälle von Frankreich, und nie wird Raoul etwas vom König annehmen.“

Raoul unterbrach dieſes Geſpräch durch ſeine Rückkehr. Er ging Grimaud voran, deſſen noch ſichere Hände eine Platte mit einem Becher und einer Flaſche vom Lieblingsweine des Herrn Herzogs trugen.

Als er ſeinen alten Günſtling ſah, gab der Herzog einen Ausruf der Freude von ſich und ſagte:

„Grimaud! Guten Abend, Grimaud, wie geht es?“

Nicht minder glücklich, als ſein edler Gönner, machte der Diener eine tiefe Verbeugung.

„Zwei Freunde!“ ſagte der Herzog, kräftig den ehrlichen Grimaud bei der Schulter ſchüttelnd.

Eine zweite noch tiefere und noch freudigere Verbeugung von Grimaud.

„Was ſehe ich da, Graf, ein einziger Becher!“

„Ich trinke nur mit Eurer Hoheit, wenn Monſeigneur mich einladet,“ erwiederte Athos mit einer edlen Beſcheidenheit.

„Bei Gott! Ihr habt Recht, daß Ihr nur einen Becher bringen ließet, wir werden Beide daraus trinken, wie zwei Waffenbrüder. Ihr zuerſt, Graf.“

„Habt die Gnade," erwiederte Athos, indem er den Becher ſanft zurückſchob.

„Ihr ſeid ein reizender Freund," ſprach der Herzog, und er trank und reichte dann den goldenen Becher einem Gefährten. „Doch das iſt nicht Alles," fuhr fort, „ich habe noch Durſt, und will dem hübſchen Jungen, der dort ſteht, Ehre erweiſen. Ich bringe Glück, Vicomte," ſagte er zu Raoul, „wünſcht Euch was, während Ihr aus meinem Glaſe trinkt, und die Peſt ſoll mich erſticken, wenn das, was Ihr wünſcht, nicht in Erfüllung geht."

Er reichte den Becher Raoul, haſtig befeuchtete dieſer ſeine Lippen und ſagte dann mit derſelben Haſt:

„Ich habe mir etwas gewünſcht, Monſeigneur."

Seine Augen glänzten von einem düſtern Feuer. Das Blut war ihm zu den Wangen geſtiegen; er erſchreckte Athos nur durch ſein Lächeln.

„Und was habt Ihr Euch gewünſcht?" fragte der Herzog, während er ſich ſachte in einen Lehnſtuhl ſetzte, mit einer Hand Grimaud die Flaſche und eine Börſe darbot.

„Monſeigneur, wollt Ihr mir verſprechen, daß Ihr mir das bewilligt, was ich mir gewünſcht habe?"

„Bei Gott! ich habe es geſagt."

„Herr Herzog, ich habe mir gewünſcht, mit Euch nach Gigelli ziehen zu dürfen."

Athos erbleichte, und es gelang ihm nicht, ſeine Bangigkeit zu verbergen.

Der Herzog ſchaute ſeinen Freund an, als wollte er ihm dieſen unvorhergeſehenen Schlag pariren helfen.

„Das iſt ſchwierig, mein lieber Vicomte . . . ſehr ſchwierig," fügte er ein wenig leiſe bei.

„Verzeiht, Monſeigneur, ich bin unbeſcheiden geweſen," ſagte Raoul mit feſter Stimme, „doch da Ihr mich ſelbſt aufforderte, zu wünſchen . . ."

„Zu wünſchen, mich zu verlaſſen . . ." fiel Athos ein.

„Ah! mein Herr . . . könnt Ihr das glauben!"

„Eil beim Gewitter!“ rief der Herzog, „er hat Recht, der kleine Vicomte! was ſoll er hier machen? Er wird vor Kummer verfaulen!“

Raoul erröthete; der Prinz fuhr voll Leidenſchaft fort:

„Der Krieg iſt eine Zerſtörung; man gewinnt dabei Alles, man verliert dabei nur Eines: das Leben, das iſt dann ſchlimm.“

„Das heißt das Gedächtniß,“ entgegnete lebhaft Raoul, „das iſt dann gut.“

Er bereute, ſo raſch geſprochen zu haben, als er Athos aufſtehen und das Fenſter öffnen ſah.

Dieſe Geberde verbarg ohne Zweifel eine Gemüthserſchütterung. Raoul ſtürzte auf den Grafen zu. Doch Athos hatte ſein Leid ſchon verſchlungen, denn er erſchien wieder bei den Lichtern mit einem heitern und unempfindlichen Geſicht.

„Nun!“ ſprach der Herzog, „laßt hören, geht er, oder geht er nicht? Geht er, Graf, ſo ſoll er mein Adjudant, mein Sohn ſein.“

„Monſeigneur!“ rief Raoul das Knie beugend.

„Hoheit,“ rief der Graf, indem er die Hand des Herzogs ergriff, „Raoul wird thun, was er will.“

„Oh! nein, mein Herr, was Ihr wollt,“ unterbrach ihn der junge Mann.

„Beim blauen Gewitter!“ rief der Prinz, „weder der Graf, noch der Vicomte wird nach ſeinem Willen thun; ich werde nach dem meinigen handeln und nehme ihn mit. Die Marine iſt eine herrliche Zukunft, mein Freund.“

Raoul lächelte abermal ſo traurig, daß diesmal das Herz von Athos blutete, und daß ihn dieſer mit einem ſtrengen Blick anſchaute.

Raoul begriff Alles; er gewann wieder ſeine Ruhe und war ſo vorſichtig, daß ihm kein Wort mehr entſchlüpfte.

Der Herzog, als er ſah, daß die Stunde vorge-
ückt war, ſtand auf und ſagte raſch:

„Ich habe Eile, doch wollte man mir vorwerfen,
aß ich die Zeit durch Plaudern mit einem Freunde
erloren, ſo würde ich antworten, ich habe einen guten
efruten gemacht.“

„Verzeiht, Herr Herzog,“ entgegnete Raoul, „ſagt
s nicht dem König, denn dem König werde ich nicht
enen.“

„Ei! mein Freund, wem wirſt Du denn dienen?
s iſt nicht mehr die Zeit, wo Du hätteſt ſagen kön-
n: Ich gehöre Herrn von Beaufort. Nein, heute
hören wir Alle, Klein und Groß, dem König; darum,
enn Du auf meinem Schiffe dienſt, keine Zweideutig-
it, mein lieber Vicomte, Du wirſt wohl dem König
enen.“

Athos erwartete mit einer Art von Ungeduld die
ntwort, welche auf dieſe peinliche Frage Raoul, der
nlenkſame Feind, der Nebenbuhler des Königs, geben
ürde. Der Vater hoffte, das Hinderniß würde den
Junſch zu Nichte machen. Er dankte beinahe Herrn
n Beaufort, deſſen Leichtſinn oder deſſen edelmüthiges
eberlegen die Abreiſe ſeines Sohnes, ſeiner einzigen
reude, in Zweifel geſtellt hatte.

Doch immer feſt und ruhig, erwiederte Raoul:

„Herr Herzog, die Einwendung, die Ihr mir ge-
acht, habe ich ſchon in meinem Geiſte gelöſt. Ich
erde auf Euren Schiffen dienen, da Ihr mich gnädigſt
itnehmen wollt, doch ich werde einem Herrn, der mäch-
ger iſt, als der König, ich werde Gott dienen.“

„Gott! wie ſo?“ fragten gleichzeitig Athos und
r Prinz.

„Es iſt meine Abſicht, das Gelübde abzulegen und
alteſer Ritter zu werden,“ antwortete Bragelonne, der
nes um das andere dieſer Worte fallen ließ, welche
ſiger, als die Tropfen, die von den ſchwarzen Bäumen
ch den Winterſtürmen herabträufen.

Unter dieſem letzten Schlage wankte Athos, und der Prinz ſelbſt war davon erſchüttert.

Grimaud ſtieß einen dumpfen Seufzer aus und ließ die Flaſche fallen, doch dieſe zerbrach auf dem Teppich, ohne daß Jemand darauf merkte.

Herr von Beaufort ſchaute dem jungen Mann ins Geſicht und las in ſeinen Zügen, obſchon er die Augen niedergeſchlagen hatte, das Feuer eines Entſchluſſes, vor dem Alles weichen mußte.

Athos kannte dieſe zarte und zugleich unbeugſame Seele; es war nicht ſeine Abſicht, ſie von dem verhängnißvollen Wege abzulenken, den ſie ſich gewählt hatte. Er drückte die Hand, die ihm der Herzog reichte.

„Graf, ich reiſe in zwei Tagen nach Toulon ab,“ ſagte Herr von Beaufort. „Werdet Ihr mich in Paris aufſuchen, damit ich Euren Entſchluß erfahre?“

„Ich werde die Ehre haben, Euch dort für alle Eure Güte zu danken, mein Prinz,“ erwiederte der Graf.

„Und bringt mir immerhin den Vicomte mit, mag er mir folgen oder nicht folgen,“ fügte der Herzog bei, „er hat mein Wort, und ich verlange von ihm nur das Eurige.“

Nachdem er ſo ein wenig Balſam auf die Wunde dieſes väterlichen Herzens geworfen, zupfte der Herzog Grimaud, der mehr, als es natürlich iſt, mit den Augen blinzelte, beim Ohr, und kehrte dann zu ſeinem Gefolge zurück, das ihn vor dem Hauſe beim Blumenbeet erwartete.

Ausgeruht und erfriſcht durch dieſe ſchöne Raſt, legten die Pferde bald den Raum zwiſchen dem Schloſſe und ihrem Herrn zurück. Athos und Bragelonne befanden ſich wieder allein beiſammen.

Es ſchlug eilf Uhr.

Der Vater und der Sohn behaupteten einander gegenüber ein Stillſchweigen, in welchem jeder verſtändige Beobachter Schreie und Schluchzen errathen hätte.

: dieſe zwei Männer waren von einem ſo feſt
eten Charakter, daß jede Gemüthsbewegung in
' immer verloren verſank, wenn ſie dieſelbe in
rzen niederzudrücken beſchloſſen hatten.
brachten alſo ſchweigſam und beinahe keuchend
de zu, welche Mitternacht vorhergeht. Der
er Uhr bezeichnete ihnen erſt, wie viele Minu-
ſchmerzliche Reiſe gedauert, die ihre Seelen in
meßlichkeit der Erinnerungen an vergangene
d der Befürchtungen für die Zukunft gemacht

s ſtand zuerſt auf und ſagte:
iſt ſpät, Raoul ... Morgen."
l ſtand ebenfalls auf und umarmte ſeinen

r hielt ihn an ſeiner Bruſt zurück und ſprach
der Stimme:
zwei Tagen werdet Ihr mich alſo für immer
haben, Raoul!"
u Herr," erwiederte der junge Mann, „ich
n Plan gefaßt, den, mir das Herz mit meinem
durchbohren, doch Ihr würdet mich feige ge-
ben; ich habe auf dieſen Plan verzichtet, und
iten wir uns verlaſſen."
verlaßt mich, indem Ihr geht, Raoul!"
et mich an, Herr, ich bitte Euch. Wenn ich
, ſo werde ich hier vor Schmerz und Liebe
ch weiß, wie viel Zeit ich noch ſo zu leben habe.
ich raſch von hinnen, mein Herr, oder Ihr
ch feige unter Euren Augen, in Eurem Hauſe
n ſehen; das iſt ſtärker, als mein Wille, das
, als meine Kräfte; Ihr ſeht wohl, daß ich
Monat dreißig Jahre gelebt habe, und daß
nde meines Lebens bin."
geht Ihr," ſprach Athos kalt, „ſo geht Ihr
bſicht, Euch in Afrika tödten zu laſſen. Oh!
. lügt nicht."

Raoul erbleichte und schwieg zwei Secunden, welche für seinen Vater zwei Stunden des Todeskampfes waren; dann sprach er plötzlich:

„Mein Herr, ich habe gelobt, mich Gott zu weihen. Im Austausch für das Opfer, das ich ihm mit meiner Jugend und mit meiner Freiheit bringe, verlange ich nur Eines von ihm: er möge mich für Euch erhalten, da Ihr das einzige Band seid, welches mich noch an die Welt fesselt. Gott allein kann mir die Kraft geben, daß ich nicht vergesse, ich sei Euch Alles schuldig, und Nichts dürfe mir Euch vorgehen.“

Athos umarmte zärtlich seinen Sohn und sprach dann:

„Eure Erwiederung ist das Wort eines redlichen Mannes; in zwei Tagen sind wir bei Herrn von Beaufort in Paris, und Ihr werdet dann thun, was Euch zu thun zusagen mag. Ihr seid frei, Raoul! Gott befohlen!“

Raoul ging allein in den Garten hinab, wo er die Nacht in der Lindenallee zubrachte.

III.

Der letzte Abschied.

Athos verlor die Zeit nicht mehr mit Bekämpfung dieses unerschütterlichen Entschlusses, er verwandte seine ganze Sorge darauf, daß er während der zwei Tage, die ihm der Herzog bewilligt hatte, die Equipage von Raoul zurüsten ließ. Diese Arbeit war [illegible] des alten Grimaud, der sogleich mit seinem ga[illegible]uns wollte

nten Herzen und Verſtande daran ging. Athos
lte dieſem würdigen Diener den Befehl, ſich auf
Weg nach Paris zu begeben, ſobald die Equipagen
wären, und um ſich nicht der Unannehmlichkeit
ſetzen, den Herzog warten zu laſſen oder wenig-
Raoul in Verzug zu bringen, ſollte der Herzog
Abweſenheit bemerken, brach er ſchon am andern
nach dem Beſuche von Herrn von Beaufort ſelbſt
einem Sohne nach Paris auf.
Es war, wie ſich leicht begreifen läßt, für den
n Mann eine heftige Gemüthserſchütterung, dieſe
kehr nach Paris, mitten unter alle die Leute, die
ekannt und geliebt hatten.
Jedes Geſicht erinnerte denjenigen, welcher ſo viel
en, an ein Leiden, den, welcher ſo ſehr geliebt,
nen Umſtand ſeiner Liebe.
Raoul, indem er ſich Paris näherte, fühlte ſich
n. Sobald er in Paris war, exiſtirte er wirklich
mehr. Als er zu Guiche kam, erklärte man ihm,
von Guiche ſei bei Monſieur.
Raoul ſchlug den Weg nach dem Luxembourg ein,
nachdem er hier angelangt, ohne daß er vermuthet
, er begebe ſich an einen Ort, wo la Vallière ge-
hörte er ſo viele Muſiken, athmete er ſo viele
gerüche ein, vernahm er ſo viel heiteres Gelächter,
ſo viele tanzende Schatten, daß er ohne eine
erzige Frau, die ihn düſter und bleich unter einem
vorhange gewahrte, einige Augenblicke hier geblie-
und dann weggegangen wäre, ohne je wiederzu-
en.
Doch wie geſagt, in den erſten Vorzimmern war er
geblieben, einzig und allein, um ſich nicht unter
dieſe glücklichen Exiſtenzen zu miſchen, die er in den
zenden Zimmern ſich bewegen fühlte.
Und als ihn ein Kammerdiener von Monſieur er-
e und fragte, ob er Monſieur und Madame zu
wünſche, da antwortete ihm Raoul kaum, ſank

auf eine Bank bei dem sammetenen Thürvorhang, und schaute nach einer Uhr, welche seit einer Stunde stehen geblieben war.

Der Kammerdiener war weggegangen, und es kam ein Anderer, der, besser unterrichtet, Raoul fragte, ob er wünsche, daß man Herrn von Guiche benachrichtige.

Dieser Name erregte die Aufmerksamkeit des armen Raoul, und der Diener, der bei ihm verweilte, erzählte, Herr von Guiche habe ein neues Lotteriespiel erfunden und lehre dasselbe die Damen.

Raoul riß die Augen weit auf, wie der Zerstreute von Theophrast, und antwortete eben so wenig, doch seine Traurigkeit vermehrte sich noch durch neue Nuancen.

Den Kopf zurückgeworfen, die Beine schlaff, den Mund ein wenig geöffnet, um die Seufzer durchzulassen, blieb Raoul in diesem Vorzimmer vergessen, als plötzlich ein Kleid an den Thüren eines Seitengemaches, das auf diese Gallerie führte, hinrauschte.

Eine heitere, hübsche junge Frau, die einen Hofbeamten vom Dienste ausschalt, kam von dieser Seite und drückte sich mit großer Lebhaftigkeit aus.

Der Hofbeamte antwortete mit ruhigen, aber festen Phrasen; es war mehr ein Streit von Liebenden, als ein Hader von Hofleuten, der mit einem Kuß auf die Finger der Dame endigte.

Plötzlich, als sie Raoul erblickte, schwieg die Dame, dann schob sie den Hofbeamten zurück und sagte zu ihm:

„Entflieht, Malicorne, ich dachte nicht, es wäre Jemand hier. Ich verfluche Euch, wenn man uns gehört oder gesehen hat!“

Malicorne entfloh in der That; die junge Dame trat nahe hinter Raoul, verzog den Mund mit einem heiteren Wesen und sagte:

„Der Herr ist ein galanter Mann, und ohne Zweifel...“

Doch erröthend unterbrach sie sich mit dem Ausruf:

„Raoul!“

„Fräulein von Montalais,“ ſagte Raoul, bleicher ls der Tod. Er ſtand auf und wollte über das ſchlüpf- ge Moſaik hinlaufen, aber ſie hatte dieſen wilden, raufamen Schmerz begriffen, ſie fühlte, daß in der lucht von Raoul eine Anklage oder wenigſtens ein erdacht gegen ſie lag. Eine immer wachſame Frau, laubte ſie die Gelegenheit zu einer Rechtfertigung icht vorübergehen laſſen zu dürfen; doch mitten in der allerie durch ſie zurückgehalten, ſchien ſich Raoul nicht hne Kampf ergeben zu wollen.

Er begegnete ihr mit einem ſo kalten und verle- enen Ton, daß wenn die Eine oder der Andere ſo er- appt worden wäre, der ganze Hof keinen Zweifel mehr ber den Schritt von Fräulein Montalais gehabt hätte.

„Ah! mein Herr,“ ſagte ſie mit Verachtung, „was hr thut, iſt eines Edelmanns nicht würdig. Mein erz zieht mich hin, mit Euch zu ſprechen, Ihr verletzt ich durch einen beinahe unhöflichen Empfang. Ihr abt Unrecht, und Ihr vermengt Eure Feinde mit Euern reunden. Gott befohlen!“

Raoul hatte ſich geſchworen, nie von Louiſe zu prechen, nie diejenigen anzuſchauen, welche Louiſe hät- en ſehen können; er ging in eine andere Welt, um ort nichts zu treffen, was Louiſe geſehen, nichts, was e berührt. Aber nach dem erſten Anfall ſeines Stol- es, nachdem er Montalais, dieſe Gefährtin von Louiſe, rblickt, die ihn an das Thürmchen von Blois und die reuden ſeiner Jugend erinnerte, da verſchwand ſeine anze Vernunft und er erwiederte:

„Verzeiht, mein Fräulein, es kann mir nicht ein- allen, unhöflich zu ſein.“

„Ihr wollt mit mir ſprechen?“ verſetzte ſie mit em Lächeln von einſt. „Wohl! ſo kommt anderswohin, ier könnten wir überraſcht werden.“

„Wohin?“ fragte er.

auf eine Bank bei dem sammetenen Thürvorhang, und schaute nach einer Uhr, welche seit einer Stunde stehen geblieben war.

Der Kammerdiener war weggegangen, und es kam ein Anderer, der, besser unterrichtet, Raoul fragte, ob er wünsche, daß man Herrn von Guiche benachrichtige.

Dieser Name erregte die Aufmerksamkeit des armen Raoul, und der Diener, der bei ihm verweilte, erzählte, Herr von Guiche habe ein neues Lotteriespiel erfunden und lehre dasselbe die Damen.

Raoul riß die Augen weit auf, wie der Zerstreute von Theophrast, und antwortete eben so wenig, doch seine Traurigkeit vermehrte sich noch durch neue Nuancen.

Den Kopf zurückgeworfen, die Beine schlaff, den Mund ein wenig geöffnet, um die Seufzer durchzulassen, blieb Raoul in diesem Vorzimmer vergessen, als plötzlich ein Kleid an den Thüren eines Seitengemaches, das auf diese Gallerie führte, hinrauschte.

Eine heitere, hübsche junge Frau, die einen Hofbeamten vom Dienste ausschalt, kam von dieser Seite und drückte sich mit großer Lebhaftigkeit aus.

Der Hofbeamte antwortete mit ruhigen, aber festen Phrasen; es war mehr ein Streit von Liebenden, als ein Hader von Hofleuten, der mit einem Kuß auf die Finger der Dame endigte.

Plötzlich, als sie Raoul erblickte, schwieg die Dame, dann schob sie den Hofbeamten zurück und sagte zu ihm:

„Entfliehe, Malicorne, ich dachte nicht, es wäre Jemand hier. Ich verfluche Euch, wenn man uns gehört oder gesehen hat!“

Malicorne entfloh in der That; die junge Dame trat nahe hinter Raoul, verzog den Mund mit einem heiteren Wesen und sagte:

„Der Herr ist ein galanter Mann, und ohne Zweifel...“

Doch erröthend unterbrach sie sich mit dem Ausruf:

„Raoul!“

„Fräulein von Montalais,“ ſagte Raoul, bleicher s der Tod. Er ſtand auf und wollte über das ſchlüpf- ge Moſaik hinlaufen, aber ſie hatte dieſen wilden, :ammen Schmerz begriffen, ſie fühlte, daß in der lucht von Raoul eine Anklage oder wenigſtens ein erdacht gegen ſie lag. Eine immer wachſame Frau, aubte ſie die Gelegenheit zu einer Rechtfertigung cht vorübergehen laſſen zu dürfen; doch mitten in der allerie durch ſie zurückgehalten, ſchien ſich Raoul nicht hne Kampf ergeben zu wollen.

Er begegnete ihr mit einem ſo kalten und verle- enen Ton, daß wenn die Eine oder der Andere ſo er- ppt worden wäre, der ganze Hof keinen Zweifel mehr ber den Schritt von Fräulein Montalais gehabt hätte.

„Ah! mein Herr,“ ſagte ſie mit Verachtung, „was hr thut, iſt eines Edelmanns nicht würdig. Mein erz zieht mich hin, mit Euch zu ſprechen, Ihr verletzt ich durch einen beinahe unhöflichen Empfang. Ihr abt Unrecht, und Ihr vermengt Eure Feinde mit Euern reunden. Gott befohlen!“

Raoul hatte ſich geſchworen, nie von Louiſe zu rechen, nie diejenigen anzuſchauen, welche Louiſe hät- n ſehen können; er ging in eine andere Welt, um ort nichts zu treffen, was Louiſe geſehen, nichts, was e berührt. Aber nach dem erſten Anfall ſeines Stol- es, nachdem er Montalais, dieſe Gefährtin von Louiſe, rblickt, die ihn an das Thürmchen von Blois und die reuden ſeiner Jugend erinnerte, da verſchwand ſeine anze Vernunft und er erwiederte:

„Verzeiht, mein Fräulein, es kann mir nicht ein- allen, unhöflich zu ſein.“

„Ihr wollt mit mir ſprechen?“ verſetzte ſie mit em Lächeln von einſt. „Wohl! ſo kommt anderswohin, ier könnten wir überraſcht werden.“

„Wohin?“ fragte er.

Sie ſchaute unentſchloſſen auf die Uhr und antwortete nach einiger Ueberlegung:

„Zu mir; wir haben eine Stunde für uns.“

Und ſie lief leichter als ein Fee weg und ſtieg die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf, wohin ihr Raoul folgte.

Hier ſchloß ſie ihre Thüre, übergab ihrer Kammerfrau die Mante, welche ſie bis jetzt unter dem Arm gehalten hatte, und ſagte zu Raoul:

„Ihr ſucht Herrn von Guiche?“

„Ja, mein Fräulein.“

„Sobald ich mit Euch geſprochen habe, werde ich ihn bitten, herauf zu kommen.“

„Thut das, mein Fräulein.“

„Grollt Ihr mir?“

Raoul ſchaute ſie einen Moment an, ſchlug dann die Augen nieder und antwortete:

„Ja, mein Fräulein.“

„Ihr glaubt, ich habe bei dem Komplott Eures Bruches Theil gehabt.“

„Bruch!“ entgegnete er voll Bitterkeit. „Oh! mein Fräulein, es gibt keinen Bruch da, wo nie eine Liebe beſtanden hat.“

„Irrthum,“ erwiederte Montalais, „Louiſe liebte Euch.“

Raoul bebte.

„Nicht mit Liebe, ich weiß es, doch ſie liebte Euch, und Ihr hättet ſie heirathen ſollen, ehe Ihr nach London gereiſt ſeid.“

Raoul ſchlug ein unheimliches Gelächter auf, das Montalais ſchauern machte.

„Ihr ſagt mir das ſehr nach Eurem Gefallen, mein Fräulein! Heirathet man die, welche man will? Ihr vergeßt, daß der König ſchon für ſich ſeine Geliebte behielt, von der wir ſprechen.“

„Höret,“ erwiederte die junge Frau, die kalten Hände von Raoul in den ihrigen drückend, „Ihr habt

les Unrecht gehabt; ein Mann von Eurem Alter muß ne Frau von dem ihrigen nicht allein laſſen."

„Dann iſt keine Treue mehr auf der Welt."

„Nein, Vicomte," erwiederte Montalais ruhig. Doch ich muß Euch ſagen, daß, wenn Ihr, ſtatt Louiſe alt und philoſophiſch zu lieben, ſie zur Liebe erweckt ättet . . ."

„Genug, ich bitte Euch, mein Fräulein; ich fühle aß Ihr Alle aus einem andern Jahrhundert ſeid, als h. Ihr wißt zu lachen und ſpottet und ſcherzt ange- ehm. Ich, ich liebte, Fräulein . . ." Raoul konnte ren Namen nicht ausſprechen. „Ich liebte ſie . . . h glaubte an ſie, heute iſt es mit meiner Liebe vor- ei."

„Oh! Vicomte!" rief Montalais auf einen Spie- el deutend.

„Ich weiß, was Ihr ſagen wollt; ich habe mich hr verändert, nicht wahr? wohl denn, wißt Ihr, aus elchem Grunde? Mein Geſicht iſt der Spiegel mei- es Herzens: das Innere hat ſich verändert, wie das leußere.

„Ihr ſeid getröſtet?" verſetzte Montalais mit ſchar- m Tone.

„Nein, ich werde mich nie tröſten."

„Man wird Euch nicht begreifen, Herr von Bra- elonne."

„Darum kümmere ich mich wenig; ich begreife ich nur zu wohl."

„Ihr habt es nicht einmal verſucht, mit Louiſe zu prechen?"

„Ich!" rief der junge Mann mit funkelnden Augen, warum rathet Ihr mir nicht gar, ſie zu heirathen? Der König würde heute vielleicht ſeine Einwilligung azu geben."

Und er erhob ſich voll Zorn.

„Ich ſehe," ſagte Montalais, „Ihr ſeid nicht ge- eilt, und Louiſe hat einen Feind mehr."

„Einen Feind mehr?“

„Ja, die Günſtlinginnen ſind beim franzöſiſchen Hofe nicht beliebt.“

„Oh! ſo lange ihr ihr Liebhaber bleibt . . . iſt das nicht genug? Sie hat ihn von einem Range gewählt, daß die Feinde ihm nicht überlegen ſein werden. Und dann,“ fügte er plötzlich mit einer Ironie bei, welche nicht am Panzer abglitt, „und dann hat ſie Euch zur Freundin, mein Fräulein.“

„Mich? oh! nein, ich gehöre nicht mehr zu denjenigen, welche Fräulein de la Vallière anzuſchauen die Gewogenheit hat; aber . . .“

Dieſes aber ſo voll von Drohungen und Stürmen; dieſes aber, welches das Herz von Raoul ſchlagen machte, ſo viele Schmerzen weiſſagte es derjenigen, welche er kurz zuvor noch geliebt; dieſes furchtbare, bei einer Frau wie Montalais ſo bezeichnende aber wurde durch ein Geräuſch unterbrochen, das die Sprechenden im Alcoven hinter dem Täfelwerk hörten.

Montalais horchte aufmerkſam, als eine Frau ganz ruhig durch die Geheimthüre eintrat, die ſie hinter ſich ſchloß.

„Madame!“ rief Raoul, die Schwägerin des Königs erkennend.

„Oh! ich Unglückliche!“ murmelte Montalais, indem ſie ſich, jedoch zu ſpät, der Prinzeſſin entgegenwarf. „Ich habe mich um eine Stunde geirrt.“

Sie hatte jedoch noch Zeit, Madame, welche auf Raoul zuging, in Kenntniß zu ſetzen.

„Herr von Bragelonne, Madame.“

Bei dieſen Worten ſtieß die Prinzeſſin einen Schrei aus und wich zurück.

„Eure Königliche Hoheit,“ ſagte Montalais zungenſchnell, „hat alſo die Güte, an die Lotterie zu denken, und . . .“

Die Prinzeſſin fing an die Haltung zu verlieren.

Raoul beſchleunigte ſeinen Abgang, ohne noch Alles zu errathen, doch er fühlte, daß er läſtig war.

Madame bereitete ein Wort des Uebergangs, um ſich zu erholen, als ſich ein Schrank dem Alcoven gegenüber öffnete und Guiche ganz ſtrahlend aus dieſem Schranke heraustrat. Der Bleichſte von allen Vieren war, es iſt nicht zu leugnen, abermals Raoul. Die Prinzeſſin wäre jedoch beinahe in Ohnmacht gefallen und ſtützte ſich auf den Fuß des Bettes.

Niemand wagte es, ſie zu halten. Dieſe Scene nahm ein paar Minuten in einem erſchrecklichen Stillſchweigen ein.

Raoul unterbrach es; er ging auf den Grafen, deſſen Knie die unbeſchreibliche Gemüthsbewegung zittern machte, zu, ergriff ſeine Hand und ſprach:

„Lieber Graf, ſagt Madame, ich ſei zu unglücklich, um nicht meine Begnadigung zu verdienen; ſagt ihr auch, ich habe in meinem Leben geliebt, und der Greuel des Verraths, den man gegen mich begangen, mache mich unerbittlich für jeden andern Verrath, der um mich her begangen werde.

„Darum, mein Fräulein," ſagte er lächelnd zu Montalais, „darum werde ich nie das Geheimniß der Beſuche meines Freundes bei Euch unter die Leute bringen. Erlangt von Madame, von Madame, die ſo mild und ſo edelmüthig iſt, daß ſie Euch dieſelben auch verzeiht, ſie, die Euch ſo eben überraſcht hat. Ihr ſeid Beide frei, liebt Euch, ſeid glücklich."

Die Prinzeſſin hatte einen Augenblick der Verzweiflung, der ſich nicht ſchildern läßt; trotz der außerordentlichen Zartheit, von der Raoul eine Probe abgelegt, widerſtrebte es ihr, ſich der Willkühr einer Indiscretion anheimgegeben zu fühlen.

Es widerſtrebte ihr eben ſo ſehr, den ihr durch dieſen zarten Betrug gebotenen Ausweg anzunehmen. Lebhaft, nervig, ſträubte ſie ſich gegen die doppelte Laſt dieſes doppelten Verdruſſes.

Raoul begriff ſie und kam ihr noch einmal zu Hilfe. Er beugte ein Knie vor ihr und ſprach ganz leiſe:

„Madame, in zwei Tagen bin ich fern von Paris, in vierzehn Tagen bin ich fern von Frankreich, und nie wird man mich wiederſehen.“

„Ihr reiſt?“ fragte ſie freudig.

„Mit Herr von Beaufort.“

„Nach Africa!“ rief Guiche. „Ihr, Raoul, oh! mein Freund, nach Africa, wo man ſtirbt!“

Und Alles vergeſſend, vergeſſend, daß ſein Vergeſſen ſelbſt Madame noch beredter bloßſtellte, als ſeine Gegenwart, ſagte er:

„Undankbarer, Ihr habt mich nicht einmal im Rath gefragt!“

Und er umarmte ihn.

Während dieſer Zeit hatte Montalais Madame verſchwinden laſſen, und war ſelbſt verſchwunden.

Raoul fuhr mit einer Hand über ſeine Stirne und rief lächelnd:

„Ich habe geträumt!“

Dann ſprach er lebhaft zu Guiche:

„Freund, ich verberge mich nicht vor Euch, der Ihr der Auserwählte meines Herzens ſeid: ich werde dort ſterben, und Euer Geheimniß wird das Jahr nicht überleben.“

„Oh! Raoul ſeid ein Mann.“

„Wißt Ihr meinen Gedanken; Guiche? Höret ihn: ich werde mehr leben, wenn ich unter der Erde liege, als ich ſeit einem Monate lebe. Man iſt Chriſt, mein Freund, und wenn ein ſolches Leiden fortdauerte, würde ich nicht mehr für meine Seele ſtehen.“

Guiche wollte Einwendung machen.

„Kein Wort mehr über mich,“ ſprach Raoul; „laßt mich Euch einen Rath geben, theurer Freund; das, was ich Euch ſagen werde, iſt viel wichtiger.“

„Wie ſo?“

„Allerdings, Ihr lauft viel mehr Gefahr als ich, a man Euch liebt.“

„Oh! . . .“

„Es iſt eine ſüße Freude für mich, ſo zu Euch ſprechen zu können! Wohl denn, Guiche, mißtraut Montalais.“

„Es iſt eine Freundin . . .“

„Sie war Freundin . . . von der Bewußten. Sie at ſie durch die Hoffart ins Verderben gebracht.“

„Ihr täuſcht Euch.“

„Und heute, nachdem ſie ſie ins Verderben gebracht, will ſie ihr das Einzige rauben, was dieſe Frau i meinen Augen entſchuldbar macht.“

„Was?“

„Ihre Liebe.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ich will damit ſagen, daß ſich ein Complott im auſe von Madame ſelbſt gebildet hat.“

„Könnt Ihr das glauben?“

„Ich bin meiner Sache ſicher.“

„Durch Montalais?“

„Haltet dieſe für die am Mindeſten Gefährliche nter den Feindinnen, die ich für . . . die Andere rchte!“

„Erklärt Euch, mein Freund, und wenn ich Euch ſgreifen kann . . .“

„Mit zwei Worten, Madame iſt eiferſüchtig über n König geweſen.“

„Ich weiß das.“

„Oh! ſeid unbeſorgt, man liebt Euch, Guiche; hlt Ihr den ganzen Werth dieſer paar Worte? ſie ſzeichnen, daß Ihr die Stirne erheben, daß Ihr ruhig ſlafen, daß Ihr Gott jede Minute für Euer Leben nken könnt; man liebt Euch; das bedeutet, daß Ihr lles hören könnt, ſelbſt den Rath eines Freundes, der uch Euer Glück wahren will. Man liebt Euch, Guiche, an liebt Euch! Ihr werdet nicht dieſe grauſamen

Nächte hinbringen, dieſe endloſen Nächte, welche, das Auge trocken und das Herz verzehrt, andere Leute die zum Sterben beſtimmt, durchmachen. Ihr werdet lange leben, wenn Ihr es macht wie der Geizige, der Körnchen um Körnchen, Krümchen um Krümchen, Diamanten und Gold zuſammenſcharrt und aufhäuft. Man liebt Euch! erlaubt mir, Euch zu ſagen, was Ihr zu thun habt, damit man Euch immer liebt."

Guiche ſchaute einige Zeit den unglücklichen, vor Verzweiflung halb wahnſinnigen jungen Mann an, und es trat in ſeine Seele etwas wie ein Gewiſſensbiß ſeines Glückes.

Raoul erholte ſich von ſeiner fieberhaften Exaltation, um die Stimme und das Geſicht eines unempfindlichen Menſchen anzunehmen.

„Man wird derjenigen, deren Namen ich ſo gern noch möchte ſagen können, Leiden bereiten. Schwöret mir, daß Ihr nicht nur nicht dazu helfen werdet, ſondern daß Ihr ſie, wenn es ſein kann, vertheidigen wollt, wie ich es ſelbſt gethan hätte."

„Ich ſchwöre es Euch," erwiederte Guiche.

„Und eines Tages, wenn Ihr derſelben einen großen Dienſt geleiſtet habt, eines Tages, wenn ſie Euch danken wird, verſprecht mir, ihr die Worte zu ſagen: „„Madame, ich habe Euch dieſes Gute auf die Empfehlung von Herrn von Bragelonne gethan, dem Ihr ſo viel Böſes zugefügt!""

„Ich ſchwöre es Euch!" erwiederte Guiche gerührt.

„Das iſt Alles. Gott befohlen. Ich reiſe morgen nach Toulon ab. Habt Ihr einige Stunden, ſo ſchenkt ſie mir."

„Alles! Alles!" rief der junge Mann.

„Ich danke."

„Was werdet Ihr jetzt thun?"

„Ich will den Herrn Grafen bei Planchet aufſuchen, wo wir Herrn d'Artagnan zu finden hoffen."

„Herrn d'Artagnan?"

„Ich will ihn vor meiner Abreiſe umarmen. Er
t ein braver Mann, der mich liebte. Geht, lieber
reund, man erwartet Euch ohne Zweifel. Ihr werdet
ich, wann es Euch beliebt, in der Wohnung des Gra-
n finden. Gehabt Euch wohl."

Die zwei jungen Leute umarmten ſich; diejenigen,
elche den Einen und den Andern geſehen hätten, wür-
en unfehlbar, auf Raoul deutend, geſagt haben:

„Dieſer hier iſt der glückliche Mann."

IV.

Das Inventar von Planchet.

Während Raoul ſeinen Beſuch im Luxembourg
achte, war Athos wirklich zu Planchet gegangen, um
ch nach d'Artagnan zu erkundigen.

Als der Graf in die Rue des Lombards kam, fand
den Laden des Specereihändlers ſehr angefüllt. Doch
war dies nicht eine Anfüllung in Folge eines glück-
chen Verkaufs oder des Eintreffens von Waaren.

Planchet thronte nicht wie gewöhnlich auf Säcken
ad Tonnen. Nein; ein Ladendiener die Feder hinter
m Ohr, ein anderer, das Regiſter in der Hand, zeich-
te viele Ziffern auf, während ein dritter zählte und
og.

Es handelte ſich um ein Inventar. Athos, der
in Handelsmann war, fühlte ſich ein wenig gehemmt,
rch die materiellen Hinderniſſe und die Majeſtät der-
nigen, welche ſo inſtrumentirten.

Er ſah mehrere Kunden wegſchicken und fragte ſich, ob er, der nichts kaufte, nicht noch viel läſtiger wäre.

Er fragte auch ſehr höflich die Ladenbiener, wie man Herrn Planchet ſprechen könnte.

Man erwiederte ihm ziemlich nachläſſig, Herr Planchet bringe ſein Gepäcke vollends in Ordnung.

Dieſe Worte machten Athos das Ohr ſpitzen.

„Wie! ſein Gepäcke?“ ſagte er, „verreiſt Herr Planchet?“

„Ja, mein Herr, zu dieſer Stunde.“

„Dann, meine Herren, wollt die Güte haben, ihn zu benachrichtigen, der Herr Graf de la Fère wünſche ihn einen Augenblick zu ſprechen.“

Bei dem Namen Graf de la Fère eilte einer von den Ladenbienern, der ohne Zweifel gewohnt war, dieſen Namen nur mit Ehrfurcht ausſprechen zu hören, ſogleich weg, um Herrn Planchet zu benachrichtigen.

Dies war der Augenblick, wo Raoul, endlich frei nach ſeiner grauſamen Scene mit Montalais, beim Specereihändler eintraf. Auf die Meldung ſeines Ladenbieners, verließ Planchet ſein Geſchäft und lief herbei.

„Ah! Herr Graf,“ rief er, „welche Freude! welcher gute Stern führt Euch hierher?“

„Mein lieber Planchet,“ ſprach Athos, während er ſeinem Sohn, deſſen tief betrübte Miene er verſtohlen betrachtete, die Hände drückte, „wir kommen, um von Euch zu erfahren . . . aber ſagt, wie ſeht Ihr denn aus? Ihr ſeid weiß wie ein Müller, wo habt Ihr denn geſtockt?“

„Ah! Teufel! nehmt Euch in Acht, Herr, und kommt nicht in meine Nähe, bis ich mich gehörig geſchüttelt habe.“

„Warum denn? Mehl oder Pulver machen nur weiß.“

„Nein! nein! was Ihr da an meinen Armen ſeht, iſt Arſenik.“

„Arſenik!“

„Ja, ich bereite mir meine Vorräthe für die Ratten.“

„Oh! in einem Etabliſſement, wie dieſes, ſpielen ie Ratten eine große Rolle.“

„Nicht um dieſes Etabliſſement kümmere ich mich, ierr Graf, die Ratten haben mir hier mehr gefreſſen, ls ſie mir noch freſſen werden.“

„Was wollt Ihr hiemit ſagen?“

„Ihr konntet ſehen, Herr Graf, daß man mein inventar macht.“

„Ihr gebt den Handel auf?“

„Ei! mein Gott, ja; ich trete meinen Handel einem on meinen Ladendienern ab.“

„Bah! Ihr ſeid alſo reich genug?“

„Herr, ich habe einen Widerwillen gegen die Stadt efaßt; ich weiß nicht, ob dies der Fall iſt, weil ich alt erde, und weil man, wenn man alt wird, häufiger an ie Dinge der Jugend denkt, aber ſeit einiger Zeit fühle h mich zum Landleben und zur Gärtnerei hingezogen; h war einſt Bauer.“

Planchet punktirte dieſes Geſtändniß mit einem elächter, das ein wenig anmaßend für einen Menſchen ewesen wäre, der aus der Demuth ein Gewerbe ge- acht hätte.

Athos billigete mit der Geberde.

„Ihr kauft Güter?“ fragte er ſodann.

„Ich habe gekauft, mein Herr.“

„Ah! deſto beſſer.“

„Ein kleines Haus in Fontainebleau und etliche vanzig Morgen in der Umgebung.“

„Sehr gut, Planchet, ich mache Euch mein Com- liment.“

„Aber, Herr Graf, wir ſind ſehr ſchlecht hier; ein verdammter Staub macht Euch huſten. Alle Wet- r! der würdigſte Edelmann des Reiches ſoll nicht ver- ſtiet werden.“

Athos lächelte nicht bei dieſem Scherz, den Planchet

auf ihn abſchoß, um ſich in den weltlichen Poſſen zu üben.

„Ja,“ ſagte er, „ſprechen wir allein; in Eurem Zimmer, zum Beiſpiel. Ihr habt doch ein eigenes Zimmer, nicht wahr?“

„Gewiß, Herr Graf.“

„Da oben vielleicht?“

Und Athos, als er Planchet gehemmt ſah, wollte ihn dadurch frei machen, daß er voran ging.

„Ich habe . . .“ ſagte Planchet zögernd.

Athos täuſchte ſich im Sinne dieſes Zögerns und ſchrieb es dem zu, daß der Specereihändler eine mittelmäßige Gaſtfreundſchaft zu bieten bange habe.

„Gleichviel, gleichviel,“ ſagte er, weiter gehend, „die Wohnung eines Kaufmanns in dieſem Quartier iſt berechtigt, kein Palaſt zu ſein. Immer vorwärts!“

Raoul ſchritt behend voran und trat ein.

Zwei Ausrufungen, man könnte ſagen drei, wurden gleichzeitig hörbar.

Eine von dieſen Ausrufungen, welche die andern beherrſchte, rührte von einer Frau her.

Die andere kam aus dem Munde von Raoul, dieſe war eine Ausrufung des Erſtaunens. Er hatte ſie nicht ſobald von ſich gegeben, als er raſch wieder die Thüre zumachte.

Die dritte war ein Schreckensſchrei. Planchet hatte ihn ausgeſtoßen.

„Verzeiht,“ ſagte er, „Madame kleidet ſich an.“

Raoul hatte ohne Zweifel geſehen, daß Planchet die Wahrheit ſprach, denn er machte einen Schritt, um wieder hinabzugehen.

„Madame . . .“ ſagte Athos. „Ah! verzeiht, mein Lieber, ich wußte nicht, daß Ihr da oben . . .“

„Es iſt Trüchen,“ fügte Planchet ein wenig roth bei.

„Es iſt, was Euch beliebt, mein lieber Planchet; verzeiht unſere Indiscretion.“

„Nein, nein, ſteigt nun hinauf, meine Herren.“

„Wir werden das nicht thun,“ erwiederte Athos.

„Oh! nun, da Madame benachrichtigt iſt, wird ſie wohl Zeit gehabt haben . . .“

„Nein, Planchet. Lebt wohl.“

„Ei! meine Herren, Ihr werdet es mir nicht zu Leide thun, daß Ihr hier auf der Treppe bleibt, oder aus meinem Hauſe weggeht, ohne Euch geſetzt zu haben.“

„Wäre es uns bekannt geweſen, daß Ihr eine Dame da oben habt, ſo hätten wir um Erlaubniß gebeten, ſie begrüßen zu dürfen,“ ſprach Athos mit ſeiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit.

Planchet war dergeſtalt durch dieſe ausgeſuchte Erwiederung aus der Faſſung gebracht, daß er ſich Bahn brach und ſelbſt die Thüre für den Grafen und ſeinen Sohn öffnete.

Trüchen war ganz angekleidet: Tracht einer reichen und gefallſüchtigen Handelsfrau; Auge einer Deutſchen im Kampfe mit franzöſiſchen Augen. Nach zwei Knixen räumte ſie den Platz und ging in den Laden hinab.

Doch nicht ohne an der Thüre gehorcht zu haben, um zu vernehmen, was die zwei Edelleute, die Beſuche ihres Hauſes, zu Planchet von ihr ſagen würden.

Athos vermuthete es wohl und brachte das Geſpräch nicht auf dieſes Kapitel.

Planchet brannte vor Begierde, Erklärungen zu geben, vor denen Athos floh.

Da gewiſſe Zähigkeiten ſtärker ſind, als alle andern, ſo war Athos auch genöthigt, Planchet ſeine Glückſeligkeitsidyllen, überſetzt in eine keuſchere Sprache, als die von Longus, erzählen zu hören.

So erzählte Planchet, Trüchen habe ſein reiferes Alter bezaubert und ſeinen Geſchäften Glück gebracht, wie Ruth Boas.

„Es fehlen Euch nur noch Erben für Euern Wohlſtand,“ ſagte Athos.

„Wenn ich einen hätte, so bekäme dieſer dreimal hundert tauſend Livres," erwiederte Planchet.

„Ihr müßt haben, und wäre es nur, um Euer kleines Vermögen nicht verloren gehen zu laſſen," ſprach Athos phlegmatiſch.

Die Worte: kleines Vermögen, verſetzten Planchet in ſeinen Rang, wie einſt die Stimme des Sergenten, als Planchet nur Piqueur im Regiment Piemont war, zu dem ihn Rochefort gebracht hatte.

Athos begriff, der Specereihändler würde, wohl oder übel, Trüchen heirathen und Stammvater werden.

Dies dünkte ihm um ſo ſicherer, als er hörte, der Ladendiener, an den Planchet ſein Geſchäft verkaufte, ſei ein Vetter von Trüchen.

Athos erinnerte ſich, daß dieſer Burſche eine Geſichtshaut ſo roth wie eine Mauernelke, krauſe Haare und viereckige Schultern hatte.

Er wußte Alles, was man über das Schickſal eines Specereihändlers wiſſen kann und ſoll. Die ſchönen Röcke von Trüchen bezahlten nicht allein die Langeweile, die ſie bei der Beſchäftigung mit der ländlichen Natur und der Gärtnerei in Geſellſchaft eines ergrauenden Mannes fühlen würde.

Athos begriff alſo und fragte ohne Uebergang:

„Was macht Herr d'Artagnan, man hat ihn nicht im Louvre gefunden?"

„Ah! Herr Graf, Herr d'Artagnan iſt verſchwunden."

„Verſchwunden?" rief Athos erſtaunt.

„Oh! Herr, wir wiſſen, was das beſagen will."

„Aber ich weiß es nicht."

„Wenn Herr d'Artagnan verſchwindet, ſo geſchieht es immer in einer Sendung, oder in einer wichtigen Angelegenheit."

„Sollte er mit Euch davon geſprochen haben?"

„Nie."

„Ihr habt doch einſt ſeine Abreiſe nach England gewußt?"

„Wegen der Speculation," erwiederte Planchet un-
eſonnener Weiſe.

„Die Speculation!"

„Ich will ſagen ..." ſtammelte Planchet verwirrt.

„Gut! gut! Eure Angelegenheiten ſind eben ſo
enig, als die unſeres Freundes, im Spiele; nur das
ntereſſe, das er uns einflößt, hat mich angetrieben,
uch zu befragen. Da der Kapitän der Musketiere
icht hier iſt, da man von Euch keine Auskunft über
en Ort erlangen will, wo man Herrn d'Artagnan
:effen dürfte, ſo nehmen wir Abſchied von Euch. Auf
Biederſehen, Planchet, auf Wiederſehen. Gehen wir,
aoul."

„Herr Graf, ich möchte Euch gern ſagen können.."

„Nein! nein; ich bin es nicht, der einem Diener
Verſchwiegenheit zum Vorwurf macht."

Das Wort: Diener! traf hart den halben Mil-
onär Planchet; doch die Ehrfurcht und die natürliche
Gutmüthigkeit gewannen die Oberhand über den Stolz.

„Es iſt nichts Indiscretes, Herr Graf, wenn ich
uch ſage, daß Herr d'Artagnan kürzlich hier gewe-
:n iſt."

„Ah! ah!"

„Und daß er mehrere Stunden hier zugebracht, um
ch mit einer Landkarte zu berathen."

„Ihr habt Recht, mein Freund, ſagt nicht mehr."

„Und dieſe Karte hier, ſie dient zum Beweiſe,"
igte Planchet bei.

Und er nahm von der nahen Wand, an der er hing,
en Plan, den der Kapitän bei ſeinem Beſuche bei
Planchet um Rath gefragt hatte.

Er brachte in der That dem Grafen de la Fère
ne Karte von Frankreich, auf der das geübte Auge
es Grafen eine durch kleine Nadeln punktirte Marſch-
oute ſehen konnte; da, wo die Nadel fehlte, zeugte das
och von dem Abſteckzeichen.

Athos, indem er mit dem Blicke den Nadeln und

Löchern folgte, ſah, daß d'Artagnan die Richtung nach Süden hatte nehmen und bis an das Mittelländiſche Meer, in der Gegend von Toulon, hatte gehen müſſen. Bei Cannes hörten die Zeichen und punktirten Orte auf.

Der Graf de la Fère zermarterte ſich einen Augenblick das Gehirn, um zu errathen, was der Musketier in Cannes zu thun beabſichtigte, und welchen Beweggrund, die Ufer des Var zu beobachten, er haben könnte.

Die Betrachtungen von Athos gaben dieſem nichts ein, ſein gewöhnlicher Scharfſinn blieb erfolglos. Raoul errieth eben ſo wenig, als ſein Vater.

„Gleichviel," ſagte der junge Mann zum Grafen, der ihm ſtillſchweigend mit dem Finger den Marſch von d'Artagnan begreiflich gemacht hatte, „man muß geſtehen, daß eine Vorſehung immer damit beſchäftigt iſt, unſer Geſchick dem von Herrn d'Artagnan nahe zu bringen. Er iſt nur in der Gegend von Cannes, und Ihr, Herr Graf, Ihr werdet mich wenigſtens bis Toulon begleiten. Seid überzeugt, daß wir ihn bequemer auf unſerem Wege, als auf dieſer Karte finden."

Hienach nahmen die zwei Edelleute von Planchet, der ſeine Ladendiener, ſelbſt den Vetter von Trüchen, ſeinen Nachfolger, ausſchalt, Abſchied und gingen weg, um dem Herrn Herzog von Beaufort einen Beſuch zu machen.

Als ſie aus dem Laden des Specereihändlers heraustraten, erblickten ſie eine Landkutſche, die künftige Verwahrerin der Reize von Mademoiſelle Trüchen und der Geldſäcke von Herrn Planchet.

„Jeder wandert zum Glück auf der Straße, die er ſich wählt," ſprach traurig Raoul.

„Straße nach Fontainebleau," rief Planchet ſeinem Kutſcher zu.

Von d'Artagnan mit Planchet geſprochen, Planchet Paris, um ſich in der Zurückgezogenheit zu begraben, verlaſſen geſehen zu haben, das war für Athos und

seinen Sohn wie ein letzter Abschied von all dem Gedränge der Hauptstadt, von ihrem Leben von Einst.

Was ließen sie in der That hinter sich, diese Leute, von denen der Eine das ganze letzte Jahrhundert mit dem Ruhm, der Andere das neue Zeitalter mit dem Unglück erschöpft hatte? Offenbar hatte weder der Eine, noch der Andere von diesen zwei Männern etwas von seinen Zeitgenossen zu fordern.

Sie hatten nur noch Herrn von Beaufort einen Besuch zu machen und mit ihm die Bedingungen der Abreise zu ordnen.

Der Herzog wohnte prachtvoll in Paris. Er hatte das herrliche, prunkvolle Hauswesen der großen Vermögen, welches gewisse Greise zur Zeit der Freigebigkeiten von Heinrich IV. blühen gesehen zu haben sich erinnerten.

Damals waren wirklich gewisse vornehme Herren reicher, als der König. Sie wußten es, machten Gebrauch davon und beraubten sich nicht des Vergnügens. Seine Königliche Majestät ein wenig zu demüthigen. Es war dies die selbstsüchtige Aristokratie, welche Richelieu gezwungen hatte, von ihrem Blute, von ihrer Börse und von ihren Verbeugungen zu dem beizutragen, was man von da an den Dienst des Königs nannte.

Wie viele Familien hatten seit Ludwig XI., dem furchtbaren Mäher der Großen, bis auf Richelieu das Haupt erhoben? wie viele hatten es seit Richelieu bis auf Ludwig XIV. gebeugt, um es nicht mehr zu erheben? Doch Herr von Beaufort war als Prinz geboren, und zwar von einem Blute, das man nicht auf den Schaffoten vergießt, wenn nicht durch den Spruch des Volkes.

Dieser Prinz hatte also die Gewohnheit einer großartigen Lebensweise beibehalten. Wie bezahlte er seine Leute, seine Pferde und seine Tafel? Niemand wußte es, er weniger als die Andern. Nur bestand damals das Vorrecht, für die Söhne von Frankreich, daß Niemand

ſich weigerte, ihr Gläubiger zu werden, ſei es aus Ehrfurcht, ſei es aus Ergebenheit, ſei es in der Ueberzeugung, man würde eines Tages bezahlt werden.

Athos und Raoul fanden alſo das Haus des Prinzen auf die Art von dem von Planchet angefüllt.

Der Herzog machte auch ſein Inventar, das heißt, er vertheilte unter ſeine Freunde, welche lauter Gläubiger von ihm waren, jeden einiger Maßen beträchtlichen Werth ſeines Hauſes.

Mit einer Schuld von ungefähr zwei Millionen belaſtet, was damals ungeheuer, hatte Herr von Beaufort berechnet, er könnte nach Africa nicht ohne eine ſchöne Summe abreiſen, und um dieſe Summe zu finden, vertheilte er unter ſeine vergangenen Gläubiger Silbergeſchirre, Waffen, Juwelen und Meubles, was herrlicher war, als zu verkaufen, und ihm das Doppelte eintrug.

In der That, wie ſollte ſich ein Mann, dem man zehn tauſend Livres ſchuldig iſt, weigern, ein Geſchenk von ſechs tauſend, erhöht durch das Verdienſt, einem Abkömmlinge von Heinrich IV. gehört zu haben, mitzunehmen, und wie ſollte er, nachdem er dieſes Geſchenk mitgenommen, ſich weigern, einem ſo freigebigen Herrn weitere zehn tauſend zu leihen?

Dies war alſo geſchehen. Der Prinz hatte kein Haus mehr, was einem Admiral, deſſen Wohnung ein Schiff iſt, unnütz wird. Er hatte keine überflüſſigen Waffen mehr, ſeitdem er ſich mitten unter ſeine Kanonen ſtellte, keine Juwelen mehr, die das Meer hätte verſchlingen können; doch er hatte drei bis viermal hundert tauſend friſche Thaler in ſeinen Kiſten.

Und überall im Hauſe fand eine freudige Bewegung von Leuten ſtatt, welche Seine Hoheit zu plündern glaubten.

Der Prinz beſaß im höchſten Grade die Kunſt, die beklagenswertheſten Gläubiger glücklich zu machen. In

der geſchäftige Menſch, jede leere Börſe gewinne bei ihm Geduld und Einſicht von ſeiner Lage.

Zu den Einen ſagte er:

„Ich möchte wohl haben, was Ihr habt; ich würde es Euch geben.“

Und zu den Andern:

„Ich habe nichts, als dieſe ſilberne Waſſerkanne; ſie iſt wohl fünf hundert Livres werth, nehmt ſie.“

Und eine freundliche Miene iſt dergeſtalt ſeine Bezahlung, daß der Prinz unabläßig ſeine Gläubiger zu erneuern fand.

Diesmal ging Alles ohne Ceremonie ab, und man hätte glauben ſollen, es fände eine Plünderung ſtatt.

Das orientaliſche Mährchen von dem armen Araber, der von der Plünderung einen Fleiſchtopf mitnimmt, in deſſen Grunde er einen Sack mit Geld verborgen hat, und den alle Welt frei paſſiren läßt, ohne ihn zu beneiden, dieſes Mährchen wurde beim Prinzen eine Wahrheit . . . Viele Gläubiger machten ſich an den Speiſe- und Tiſchgeräthekammern des Herzogs bezahlt.

Während die Küchenofficianten die Kleiderkammern und die Sattelkammern plünderten, bemächtigten ſich die Sattler und die Schneider der Küchengeräthſchaften.

Eiferſüchtig darauf bedacht, Zuckerwerk nach Hauſe zu bringen, das Monſeigneur geſchenkt hatte, ſah man ſie freudig unter der Laſt von Terrinen und Flaſchen ſpringen, welche ſtolz mit dem Wappen des Prinzen geſtempelt waren.

Herr von Beaufort verſchenkte am Ende ſeine Pferde und den Hafer von ſeinen Speichern. Er machte mehr als dreißig Glückliche mit ſeinen Küchenbatterien, und drei hundert mit ſeinem Keller.

Dabei gingen alle dieſe Leute mit der Ueberzeugung weg, Herr von Beaufort handle nur ſo in der Vorausſicht eines neuen unter den arabiſchen Zelten verborgenen Vermögens.

Während man ſein Hotel verheerte, wiederholte

man ſich, er werde vom König nach Gigelli geſchickt, um ſeinen verlorenen Reichthum wiederherzuſtellen; die Schätze Africas würden zur Hälfte zwiſchen dem Admiral und dem König von Frankreich getheilt; dieſe Schätze beſtünden in Bergwerken von Diamanten und anderen fabelhaften Steinen. Den Silber- oder Goldbergwerken des Atlas wurde nicht einmal die Ehre einer Erwähnung zu Theil. Außer den Bergwerken, welche auszubeuten, was nach dem Feldzuge geſchehen würde, wäre noch Beute, welche die Armee gemacht hätte.

Herr von Beaufort würde die Hand auf Alles legen, was die reichen Seeräuber der Chriſtenheit ſeit der Schlacht von Lepante geſtohlen hatten. Die Zahl der Millionen berechnete man nicht mehr.

Warum ſollte er nun die armſeligen Geräthſchaften ſeines vergangenen Lebens geſchont haben, er, der die ſeltenſten Schätze aufzuſuchen im Begriffe war?

Und wechſelſeitig, warum hätte man das Gut von demjenigen ſchonen ſollen, welcher ſich ſelbſt ſo wenig ſchonte?

So war die Lage der Dinge. Athos mit ſeinem forſchenden Blick war auf der Stelle darüber im Klaren.

Er fand den Admiral von Frankreich ein wenig betäubt, denn er ſtand eben von der Tafel auf, von einer Tafel von fünfzig Gedecken, wo man lange auf die Wohlfahrt der Expedition getrunken, wo man beim Nachtiſch die Ueberreſte den Bedienten und die leeren Platten den Neugierigen überlaſſen hatte.

Der Prinz hatte ſich zugleich in ſeinem Ruin und in ſeiner Popularität berauſcht. Er hatte ſeinen alten Wein auf die Geſundheit ſeines zukünftigen Weins getrunken.

Als er Athos mit Raoul ſah, rief er:

„Da bringt man mir meinen Adjutanten. Kommt hierher, Graf, kommt hierher, Vicomte.“

os ſuchte einen Weg durch die Streu von
hirr und Tiſchzeug.
! ja, ſteigt darüber weg," ſagte der Herzog.
er bot Athos ein volles Glas.
ſer nahm es an; Raoul befeuchtete kaum ſeine

er iſt Euer Auftrag," ſagte der Prinz zu Raoul.
ich zählend, habe ich ihn zum Voraus ausge-
Ihr reiſt mir bis Antibes voran."
it, Monſeigneur."
er iſt der Befehl."
r von Beaufort gab Bragelonne den Befehl.
nnt Ihr das Meer?" fragte er.
„Ich bin mit dem Herrn Prinzen gereiſt."
it. Alle die Barken und Lichter werden mich
, um mir ein Geleite zu bilden und meine
zu führen. Die Armee muß ſich ſpäteſtens
hn Tagen einſchiffen können."
as ſoll geſchehen, Monſeigneur."
genwärtiger Befehl gibt Euch das Recht der
hung und Fahndung auf allen Inſeln die Küſte
Ihr werdet dort nach Eurem Belieben die
gen und Aushebungen für mich vornehmen."
, Herr Herzog."
ib da Ihr ein thätiger Mann ſeid, da Ihr viel
werdet, ſo werdet Ihr auch viel Gold ausgeben."
h hoffe nein, Monſeigneur."
och! doch! Mein Intendant hat Anweiſungen
ſend Livres, zahlbar auf die Städte im Sü-
gefertigt. Man wird Euch hundert davon ge-
eht, lieber Vicomte."
os unterbrach den Prinzen:
haltet Euer Geld, Monſeigneur, der Krieg
den Arabern ebenſo mit Gold, wie mit Blei

h will das Gegentheil verſuchen," erwiederte
g; „und dann kennt Ihr meinen Gedanken über

die Expedition, viel Lärm, viel Feuer, und im Nothfall werde ich im Rauche verſchwinden."

Nachdem er ſo geſprochen, wollte Herr von Beaufort wieder zum Lachen zurückkehren; aber er fand bei Athos und Raoul keinen Anklang, das bemerkte er bald.

„Ah!" ſagte er mit dem höflichen Egoismus ſeines Alters und ſeines Rangs, „Ihr ſeid Leute, die man nicht nach dem Mittagsmahl ſehen muß, kalt, ſteif und trocken, während ich ganz Feuer, ganz Geſchmeidigkeit und ganz Wein bin. Nein, der Teufel ſoll mich holen, ich werde Euch immer nüchtern ſehen, Vicomte; und Ihr, Graf, wenn Ihr mir ein ſolches Geſicht macht, werdet Ihr mich gar nicht mehr ſehen."

Hiebei drückte er Athos die Hand, und dieſer antwortete lächelnd:

„Monſeigneur, macht nicht dieſen Lärm, weil Ihr ſo viel Geld habt. Ich prophezeihe Euch, daß Ihr, ehe der Monat vergeht, trocken, ſteif und kalt vor Eurer Kaſſe ſein werdet, und dann, wenn Ihr an Eurer Seite Raoul habt, werdet Ihr erſtaunt ſein, ihn heiter, feurig und freigebig zu ſehen, weil er Euch neue Thaler zu bieten im Stande ſein wird."

„Gott höre Euch!" rief der Herzog entzückt. „Ich behalte Euch bei mir, Graf."

„Nein, ich reiſe mit Raoul, die Sendung, mit der Ihr ihn beauftragt habt, iſt mühſelig, ſchwierig. Allein hätte er zu große Mühe, ſie zu erfüllen. Ihr merkt nicht darauf, daß Ihr ihm ein Commando erſten Rangs übertragen habt."

„Bah!"

„Und zwar bei der Marine."

„Es iſt wahr. Doch thut man nicht Alles, was man will, wenn man ihm gleicht?"

„Monſeigneur, Ihr findet nirgends ſo viel Eifer und Verſtand, ſo viel wahren Muth, als bei Raoul; doch wenn Ihr Eure Ausſchiffung verfehltet, ſo hättet Ihr das, was Ihr verdient."

„Nun schilt er mich!“

„Monseigneur, um eine Flotte zu verproviantiren, um eine Flotille zusammen zu bringen, um Euren Marinedienst anzuwerben, würde ein Admiral ein Jahr brauchen. Raoul ist Reiter-Kapitän, und Ihr gebt ihm vierzehn Tage.“

„Ich sage Euch, daß er die Schwierigkeiten überwinden wird.“

„Ich glaube es wohl! Doch ich werde ihn dabei unterstützen.“

„Ich habe auf Euch gerechnet, und ich rechne auch darauf, daß Ihr, einmal in Toulon, ihn nicht allein abreisen lassen werdet.“

„Oh!“ machte Athos, den Kopf schüttelnd.

„Geduld! Geduld!“

„Monseigneur, laßt mich Abschied nehmen.“

„Geht also, und mein Glück stehe Euch bei.“

„Gott befohlen, Monseigneur, und Euer Glück stehe Euch auch bei.“

„Das ist eine gut begonnene Expedition,“ sagte Athos zu seinem Sohn. „Keine Lebensmittel! keine Reserven! keine Ladungsflottille! Was wird man also machen!“

„Gut!“ versetzte Raoul, „wenn Alle thun werden, was ich thue, so wird es nicht an Lebensmitteln fehlen.“

„Mein Herr,“ sprach Athos mit strengem Tone, „seid nicht ungerecht und wahnsinnig in Eurer Geldsucht oder in Eurem Schmerz, wie es Euch beliebt. Wenn Ihr in diesen Krieg zieht mit der Absicht, dabei zu sterben, so braucht Ihr Niemand und es lohnte sich nicht der Mühe, Euch Herrn von Beaufort empfehlen zu lassen. Sobald Ihr Euch dem commandirenden Prinzen nähert, sobald Ihr die Verantwortlichkeit einer Stelle beim Heere übernehmt, handelt es sich nicht mehr um Euch, sondern um alle die armen Soldaten, die, wie Ihr, ein Herz und einen Leib haben, die das Vater-

die Expedition, viel Lärm, viel Feuer, und im Nothfall werde ich im Rauche verſchwinden."

Nachdem er ſo geſprochen, wollte Herr von Beaufort wieder zum Lachen zurückkehren; aber er fand bei Athos und Raoul keinen Anklang, das bemerkte er bald.

„Ah!" ſagte er mit dem höflichen Egoismus ſeines Alters und ſeines Rangs, „Ihr ſeid Leute, die man nicht nach dem Mittagsmahl ſehen muß, kalt, ſteif und trocken, während ich ganz Feuer, ganz Geſchmeidigkeit und ganz Wein bin. Nein, der Teufel ſoll mich holen, ich werde Euch immer nüchtern ſehen, Vicomte; und Ihr, Graf, wenn Ihr mir ein ſolches Geſicht macht, werdet Ihr mich gar nicht mehr ſehen."

Hiebei drückte er Athos die Hand, und dieſer antwortete lächelnd:

„Monſeigneur, macht nicht dieſen Lärm, weil Ihr ſo viel Geld habt. Ich prophezeihe Euch, daß Ihr, ehe der Monat vergeht, trocken, ſteif und kalt vor Eurer Kaſſe ſein werdet, und dann, wenn Ihr an Eurer Seite Raoul habt, werdet Ihr erſtaunt ſein, ihn heiter, feurig und freigebig zu ſehen, weil er Euch neue Thaler zu bieten im Stande ſein wird."

„Gott höre Euch!" rief der Herzog entzückt. „Ich behalte Euch bei mir, Graf."

„Nein, ich reiſe mit Raoul, die Sendung, mit der Ihr ihn beauftragt habt, iſt mühſelig, ſchwierig. Allein hätte er zu große Mühe, ſie zu erfüllen. Ihr merkt nicht darauf, daß Ihr ihm ein Commando erſten Rangs übertragen habt."

„Bah!"

„Und zwar bei der Marine."

„Es iſt wahr. Doch thut man nicht Alles, was man will, wenn man ihm gleicht?"

„Monſeigneur, Ihr findet nirgends ſo viel Eifer und Verſtand, ſo viel wahren Muth, als bei Raoul; doch wenn Ihr Eure Ausſchiffung verfe[illegible] ſo hättet Ihr das, was Ihr verdient."

land beweinen und alle Noth der menſchlichen Lage erdulden werden.

„Erfahret, Raoul, daß ein Officier ein eben ſo nützlicher Diener Gottes iſt, als ein Prieſter, und daß er mehr Menſchenfreundlichkeit haben muß, als ein Prieſter.“

„Mein Herr, ich weiß das, und ich habe es ausgeübt: ich hätte es abermals gethan, doch . . .“

„Ihr vergeßt auch, daß Ihr einem auf ſeinen militäriſchen Ruhm ſtolzen Lande angehört; ſterbt, wenn Ihr wollt, aber ſterbt nicht ohne Ehre und ohne Nutzen für Frankreich. Oh! Raoul, betrübt Euch nicht über meine Worte, ich liebe Euch und möchte gern, daß Ihr vollkommen würdet.“

„Ich liebe Eure Vorwürfe!“ erwiederte ſanft der junge Mann, „ſie heilen mich, ſie beweiſen mir, daß mich noch Jemand liebt.“

„Und nun laßt uns aufbrechen, Raoul; das Wetter iſt ſo ſchön, der Himmel iſt ſo rein! dieſer Himmel, den wir immer über unſern Häuptern finden werden, den Ihr noch reiner in Gigelli findet werdet, und der Euch dort von mir ſprechen wird, wie er mir hier von Gott ſpricht.“

Nachdem die zwei Edelleute ſich hierüber in Einklang geſetzt hatten, unterhielten ſie ſich von den tollen Manieren des Herzogs, ſie waren gemeinſchaftlich der Anſicht, Frankreich würde unvollſtändig im Geiſte und in der Ausführung der Expedition bedient werden, und nachdem ſie dieſe Politik durch das Wort Eitelkeit zuſammengefaßt, begaben ſie ſich auf den Marſch, mehr um ihren Willen, als um dem Geſchick zu gehorchen.

Das Opfer war vollbracht.

V.

Die Silberplatte.

Die Reiſe war angenehm. Athos und ſein Sohn
rchzogen ganz Frankreich; ſie legten fünfzehn Meilen
i Tage zurück, zuweilen auch mehr, je nachdem der
immer von Raoul eine doppelte Tiefe erreichte.

Sie brauchten vierzehn Tage, um nach Toulon zu
nmen, und verloren ganz und gar die Spuren von
rtagnan in Antibes.

Es iſt anzunehmen, daß der Kapitän der Muske-
re das Incognito in dieſen Gegenden hatte behaup-
i wollen, denn Athos erlangte aus ſeinen Erkundi-
ngen die Sicherheit, daß man den Cavalier, den er
ilderte, ſeine Pferde gegen einen wohlverſchloſſenen
agen, von Avignon an, hatte vertauſchen ſehen.

Raoul verzweifelte, daß er d'Artagnan nicht traf.
fehlte dieſem zärtlichen Herzen der Abſchied und der
oſt dieſes ſtählernen Herzens.

Athos wußte aus Erfahrung, daß d'Artagnan un-
orſchlich wurde, ſobald er ſich mit einer ernſten Angele-
nheit für ſeine eigene Rechnung oder im Dienſte von
nigs beſchäftigte.

Er befürchtete ſogar, ſeinen Freund zu beleidigen,
er ihm zu ſchaden, wenn er zu viel Erkundigungen
zöge. Als aber Raoul ſeine Abtheilungsarbeit für
Flottille begann und die Barken und Lichter ver-
nmelte, um ſie nach Toulon zu ſchicken, ſagte dem
rafen einer von den Fiſchern, ſein Schiff ſei in Aus-
ſerung begriffen, ſeit einer Reiſe, die er für Rech-
ng eines Cavaliers gemacht, welcher ſich einzuſchiffen
oße Eile gehabt habe.

land beweinen und alle Noth der menſchlichen Lage erdulden werden.

„Erfahret, Raoul, daß ein Officier ein eben ſo nützlicher Diener Gottes iſt, als ein Prieſter, und daß er mehr Menſchenfreundlichkeit haben muß, als ein Prieſter.“

„Mein Herr, ich weiß das, und ich habe es ausgeübt: ich hätte es abermals gethan, doch . . .“

„Ihr vergeßt auch, daß Ihr einem auf ſeinen militäriſchen Ruhm ſtolzen Lande angehört; ſterbt, wenn Ihr wollt, aber ſterbt nicht ohne Ehre und ohne Nutzen für Frankreich. Oh! Raoul, betrübt Euch nicht über meine Worte, ich liebe Euch und möchte gern, daß Ihr vollkommen würdet.“

„Ich liebe Eure Vorwürfe!“ erwiederte ſanft der junge Mann, „ſie heilen mich, ſie beweiſen mir, daß mich noch Jemand liebt.“

„Und nun laßt uns aufbrechen, Raoul; das Wetter iſt ſo ſchön, der Himmel iſt ſo rein! dieſer Himmel, den wir immer über unſern Häuptern finden werden, den Ihr noch reiner in Gigelli findet werdet, und der Euch dort von mir ſprechen wird, wie er mir hier von Gott ſpricht.“

Nachdem die zwei Edelleute ſich hierüber in Einklang geſetzt hatten, unterhielten ſie ſich von den tollen Manieren des Herzogs, ſie waren gemeinſchaftlich der Anſicht, Frankreich würde unvollſtändig im Geiſte und in der Ausführung der Expedition bedient werden, und nachdem ſie dieſe Politik durch das Wort Eitelkeit zuſammengefaßt, begaben ſie ſich auf den Marſch, mehr um ihren Willen, als um dem Geſchick zu gehorchen.

Das Opfer war vollbracht.

V.

Die Silberplatte.

Die Reiſe war angenehm. Athos und ſein Sohn durchzogen ganz Frankreich; ſie legten fünfzehn Meilen im Tage zurück, zuweilen auch mehr, je nachdem der Kummer von Raoul eine doppelte Tiefe erreichte.

Sie brauchten vierzehn Tage, um nach Toulon zu kommen, und verloren ganz und gar die Spuren von d'Artagnan in Antibes.

Es iſt anzunehmen, daß der Kapitän der Musketiere das Incognito in dieſen Gegenden hatte behaupten wollen, denn Athos erlangte aus ſeinen Erkundigungen die Sicherheit, daß man den Cavalier, den er ſchilderte, ſeine Pferde gegen einen wohlverſchloſſenen Wagen, von Avignon an, hatte vertauſchen ſehen.

Raoul verzweifelte, daß er d'Artagnan nicht traf. Es fehlte dieſem zärtlichen Herzen der Abſchied und der Troſt dieſes ſtählernen Herzens.

Athos wußte aus Erfahrung, daß d'Artagnan unerforſchlich wurde, ſobald er ſich mit einer ernſten Angelegenheit für ſeine eigene Rechnung oder im Dienſte des Königs beſchäftigte.

Er befürchtete ſogar, ſeinen Freund zu beleidigen, wenn er ihm zu ſchaden, wenn er zu viel Erkundigungen zöge. Als aber Raoul ſeine Abtheilungsarbeit für Flottille begann und die Barken und Lichter vermelte, um ſie nach Toulon zu ſchicken, ſagte dem ſen einer von den Fiſchern, ſein Schiff ſei in Ausrung begriffen, ſeit einer Reiſe, die er für Rechn eines Cavaliers gemacht, welcher ſich einzuſchiffen e Eile gehabt habe.

Im Glauben, dieser Mensch lüge, um frei zu bleiben und mehr Geld mit dem Fischfang zu verdienen, wenn alle seine Gefährten weggegangen wären, forderte Athos denselben auf, ihm nähere Auskunft zu geben.

Der Fischer sagte ihm, vor ungefähr sechs Tagen sei ein Mann gekommen und habe sein Schiff in der Nacht gemiethet, um einen Besuch auf der Insel Saint-Honorat zu machen. Man sei über den Preis einig geworden, aber der Cavalier sei mit einem großen Reisewagen erschienen, die er trotz allerlei Schwierigkeiten, welche diese Operation bot, durchaus habe einschiffen wollen. Der Fischer habe sein Wort zurücknehmen wollen. Er habe gedroht, und seine Drohung habe ihm nur eine große Anzahl von Stockprügeln eingetragen, die ihm der Fremde mit aller Heftigkeit aufgemessen. Fluchend habe der Fischer sich an den Syndicus seiner Collegen in Antibes gewendet, welche unter sich Gerechtigkeit üben und sich beschützen; der Cavalier aber habe ein Papier vorgewiesen, bei dessen Anblick der Syndicus, sich bis auf den Boden verbeugend, dem Fischer Gehorsam eingeschärft und ihn wegen seiner Widerspänstigkeit ausgescholten; dann sei man mit der Ladung abgefahren.

„Aber dies Alles sagt uns nicht, wie Ihr gescheitert seid."

„So höret. Ich steuerte gegen Saint-Honorat, wie es mich der Unbekannte geheißen hatte, doch er änderte seine Ansicht und behauptete, ich könne nicht im Süden der Abtei passiren."

„Warum nicht?"

„Herr, es ist dem viereckigten Thurm der Benediktiner gegenüber, bei der Südspitze, die Bank der Mönche."

„Eine Klippe?"

„Wasserpaß und unter dem Wasser, eine gefährliche Passage, die ich aber tausendmal durchschifft habe; der Cavalier verlangte von mir, ich sollte ihn in Sainte-Marguerite absetzen."

„Nun?“

„Mein Herr,“ rief der Fischer mit seinem proengalischen Accent, „man ist Seemann, oder ist es nicht, man kennt sein Fahrwasser, oder man ist nur ein Süßwasserfisch. Ich wollte hartnäckig durchfahren. Der Cavalier packte mich beim Hals und kündigte mir ganz ruhig an, er werde mich erwürgen. Mein Gehülfe bewaffnete sich mit einer Axt, und ich that dasselbe, wir hatten die Schande der Nacht zu rächen. Aber der Unbekannte nahm den Degen in die Hand und machte so lebhafte Bewegungen, daß keiner von uns Beiden sich ihm nähern konnte. Ich wollte ihm meine Axt an seinen Kopf schleudern, und ich war in meinem Rechte, nicht wahr, mein Herr? denn ein Seemann ist an seinem Bord Herr, wie ein Bürger in seiner Stube. Ich wollte also, um mich zu vertheidigen, den Cavalier entzwei hauen, als plötzlich, Ihr möget mir glauben, mein Herr, wenn Ihr wollt, der Reisewagen sich, ich weiß nicht wie, öffnete und eine Art von Gespenst, einen schwarzen Helm auf dem Kopf, eine schwarze Larve auf dem Gesicht, daraus hervorkam . . . ich sage Euch, ein Ding, das gräßlich anzuschauen war und uns mit der Faust bedrohte.“

„Und das war?“

„Es war der Teufel, Herr, denn ganz freudig rief der Cavalier, als er ihn sah: „„Ah! ich danke Euch, Hoheit.““

„Das ist seltsam!“ sagte der Graf, Nasul anschauend.

„Was thatet Ihr?“ fragte dieser den Fischer.

„Ihr begreift, Herr, daß zwei arme Leute, wie wir, schon zu wenig gegen zwei Edelleute gewesen wären, aber vollends gegen den Teufel, ach! ja wohl! wir bethaten uns nicht miteinander, mein Kamerad und ich, sondern wir machten nur einen Sprung ins Meer, wir waren sieben- bis achthundert Fuß von der Küste entfernt.“

„Und dann?“

„Dann, Herr, da ein kleiner Südweſtwind wehte, ging die Barke immer weiter und lief auf die Dünen von Sainte Marguerite.“

„Oh! . . . aber die zwei Reiſenden?“

„Seid unbeſorgt! Das dient gerade zum Beweiſe, daß der Eine der Teufel war und den Andern beſchützte, denn als wir ſchwimmend das Schiff wieder erreichten, fanden wir, ſtatt dieſe zwei Geſchöpfe zerſchellt zu finden, gar nichts mehr, nicht einmal mehr den Wagen.“

„Seltſam! ſeltſam!“ wiederholte der Graf. „Doch was habt Ihr ſeitdem gethan?“

„Ich habe mich bei dem Gouverneur von Sainte-Marguerite beklagt, doch dieſer legte den Finger unter die Naſe und kündigte mir an, wenn ich ihm ſolche alberne Poſſen zu erzählen ſuchte, ſo würde er ſie mit der Peitſche bezahlen.

„Der Gouverneur?“

„Ja, Herr, und mein Schiff hat doch Schaden, ſehr großen Schaden erlitten, denn das Vordertheil iſt auf der Spitze von Sainte-Marguerite geblieben, und der Zimmermann verlangt von mir hundert und zwanzig Livres für die Wiederherſtellung.“

„Es iſt gut, Ihr ſollt vom Dienſte frei ſein,“ ſagte Raoul. „Geht.“

„Wir werden uns nach Sainte-Marguerite begeben, wollt Ihr?“ ſprach Athos zu Bragelonne.

„Ja, Herr Graf, denn es iſt dort etwas aufzuklären, und dieſer Menſch kommt mir vor, als hätte er nicht die Wahrheit geſprochen.“

„Mir auch, Raoul. Die Geſchichte mit dem verlarvten Cavalier und dem verſchwundenen Wagen ſieht gerade ſo aus, als ſollte dadurch die Gewaltthat verborgen werden, die vielleicht dieſer grobe Burſche auf offener See an ſeinem Paſſagier begangen hat, um ihn für die Heftigkeit zu beſtrafen, mit der er ſich einzuſchiffen verlangt.“

„Ich habe auch dieſen Verdacht geſchöpft, und der
n dürfte eher Werthe, als einen Menſchen ent-
i haben.“
„Wir werden das ſehen, Raoul. Der Cavalier
t ganz und gar d'Artagnan, ich erkenne ihn an
i Manieren. Ach! wir ſind nicht mehr die jungen
ſiegbaren von Einſt. Wer weiß, ob nicht der Art
ſchlechten Küſtenfahrers das zu thun gelungen iſt,
die feinſten Degen Europas, die Kanonenkugeln
die Muskotenkugeln ſeit vierzig Jahren nicht zu
im Stande geweſen ſind.“
An demſelben Tage gingen ſie an Bord einer Chaſſe-
:, die auf Befehl von Toulon eingetroffen war,
Sainte-Marguerite ab.
Der Eindruck, den ſie beim Landen empfanden, war
ehr ſeltſamer. Die Inſel war voll von Blumen
Früchten, ſie diente in ihrem angebauten Theile
Gouverneur als Garten. Die Orangenbäume, die
atbäume, die Feigenbäume bogen ſich unter der
ihrer Früchte von Gold und Azor. Rings um
Garten, in ſeinem unangebauten Theile, liefen
anden die Rothhühner in den Wachholderſträuchen
r, und bei jedem Schritt, den Raoul und der Graf
en, verließ erſchrocken ein Kaninchen den Maio-
ind das Heidekraut, um in ſeinen Bau zurückzu-
l.
Dieſe herrliche Inſel war in der That unbewohnt.
, nur eine Bucht für die Ankunft der Fahrzeuge
d, und unter den Schutz des Gouverneur geſtellt,
it ihnen theilte, bedienten ſich die Schmuggler
ben als einer einſtweiligen Niederlage, unter der
gung, daß ſie das Wildpret nicht tödteten und
Garten nicht verwüſteten. Bei dieſer Uebereinkunft
gte ſich der Gouverneur, mit einer Garniſon von
Mann, um ſeine Feſtung zu bewachen, in der zwölf
ten verſchimmelten. Dieſer Gouverneur war alſo

ein glücklicher Meier, der Weine, Feigen, Oel und Orangen erntete, und seine Citronen und seine Gebrate in der Sonne seiner Casematten einmachen ließ.

Mit einem tiefen Graben, ihrer einzigen Schutzwehr, umgeben, erhob die Festung, wie drei Köpfe, seine drei durch moosbedeckte Terrassen mit einander verbundenen Thürme.

Athos und Raoul zogen eine Zeit lang an der Umfriedung des Gartens hin, ohne daß sie Jemand fanden, der sie beim Gouverneur eingeführt hätte. Endlich traten sie in den Garten selbst ein. Es war der heißeste Augenblick des Tages.

Dann verbirgt sich Alles unter dem Grase und unter dem Stein. Der Himmel breitet seinen Feuerschleier aus, als wollte er alles Geräusch ersticken, alle Existenzen umhüllen. Die Feldhühner unter dem Ginster, die Mücke unter dem Blatt entschlummern, wie die Welle unter dem Himmel.

Athos erblickte nur auf der Terrasse, zwischen dem zweiten und dritten Thurm, einen Soldaten, der etwas wie einen Speisekorb auf dem Kopfe trug. Dieser Mensch kehrte beinahe augenblicklich wieder ohne Korb zurück und verschwand im Schatten des Schilderhauses.

Athos begriff, daß dieser Mann Jemand zu essen brachte, und daß er, nachdem er seinen Dienst verrichtet, zurückkam, um selbst zu speisen.

Plötzlich hörte er sich rufen, und als er aufschaute, erblickte er im Rahmen des Gitters von einem Fenster etwas Weißes wie eine Hand, die sich bewegte, etwas Blendendes, wie eine Waffe, auf welche die Sonnenstrahlen fielen.

Und ehe er sich klar gemacht hatte, was er gesehen, lenkte ein leuchtender Strich, begleitet von einem Zischen in der Luft, seine Aufmerksamkeit von dem Thurme nach der Erde.

Man vernahm ein zweites mattes Geräusch, und

Raoul lief weg und hob eine silberne Platte auf, welche bis auf den ausgetrockneten Sand gerollt, war.

Die Hand, die diese Platte geschleudert hatte, machte dem Grafen und seinem Sohne ein Zeichen und verschwand dann.

Athos und Raoul näherten sich nun einander, betrachteten aufmerksam die vom Staube befleckte Platte, und sie entdeckten auf dem Grunde mit einer Messerspitze geschriebene Charaktere.

„Ich bin," sagte die Inschrift, „der Bruder des Königs von Frankreich, heute Gefangener, morgen wahnsinnig. Französische Edelleute und Christen, betet zu Gott für die Seele und die Vernunft des Sohnes Eurer Gebieter!"

Die Platte entfiel den Händen von Athos, während Raoul den geheimnißvollen Sinn dieser finsteren Worte zu ergründen suchte.

In demselben Augenblick ertönte ein Schrei oben vom Thurme herab. Rasch wie der Blitz, bückte Raoul den Kopf und nöthigte seinen Vater, sich auch zu bücken. Ein Musketenlauf hatte auf dem Kamme der Mauer geglänzt. Ein weißer Rauch drang wie ein Federbusch bei der Mündung der Muskete hervor, und eine Kugel plattete sich auf einem Steine, sechs Zoll von den beiden Edelleuten, ab. Eine andere Muskete erschien und senkte sich.

„Alle Teufel!" rief Athos, „ermordet man die Leute hier? Kommt herab, Ihr feigen Burschе."

„Ja, kommt herab!" rief Raoul wüthend, indem er die Faust gegen das Schloß ausstreckte.

Einer von den Angreifenden, derjenige, welcher gerade mit seiner Muskete zu schießen im Begriff war, antwortete auf diese Schreie durch einen Ausruf des Erstaunens, und als sein Gefährte seinen Angriff fortsetzen wollte und die Muskete wieder geladen und gespannt anlegte, so hob der, welcher gerufen hatte,

das Gewehr in die Höhe, und der Schuß ging in die Luft.

Athos und Raoul, als sie sahen, daß man verschwand, dachten, man würde zu ihnen kommen, und warteten festen Fußes.

Es waren noch nicht fünf Minuten vergangen, als das Rasseln des Schlägels auf der Trommel die acht Soldaten der Garnison zusammenrief und diese am andern Rande des Grabens mit ihren Musketen erschienen.

An der Spitze dieser Leute stand ein Officier, welchen der Vicomte von Bragelonne als denjenigen erkannte, der zuerst geschossen hatte. Dieser Mann befahl den Soldaten, sich fertig zu machen.

„Wir werden erschossen werden," rief Raoul. „Den Degen wenigstens in die Hand, und springen wir über den Graben! Wir werden wohl jeder einen von diesen Schuften tödten, wenn ihre Musketen leer sind."

Und schon stürzte Raoul, die Bewegung mit dem Rathe verbindend, gefolgt von Athos, vorwärts, als eine wohlbekannte Stimme hinter ihnen erscholl.

„Athos! Raoul!" rief diese Stimme.

„D'Artagnan!" erwiederten die zwei Edelleute.

„Schultert das Gewehr, Mordioux!" rief der Kapitän den Soldaten zu. „Ich war dessen, was ich sagte, sicher!"

Die Soldaten schulterten ihre Musketen.

„Was geschieht uns denn?" fragte Athos. „Wie! man erschießt uns nur so gerade zu, ohne uns zu warnen!"

„Ich war im Begriff, Euch niederzuschießen," erwiederte d'Artagnan, „und wenn Euch der Gouverneur gefehlt hat, ich hätte Euch nicht gefehlt, meine lieben Freunde. Welch ein Glück, daß ich die Gewohnheit habe, lange zu zielen, statt instinktartig zu schießen!

ch glaubte Euch zu erkennen. Ah! meine theuren reunde, welch ein Glück!" wiederholte d'Artagnan.

Und er wiſchte ſich die Stirne ab, denn er war ıſch gelaufen, und die Aufregung war bei ihm nicht :heuchelt.

„Wie!" ſagte der Graf, „der Herr, der auf uns :ſchoſſen hat, iſt der Gouverneur der Feſtung?"

„In Perſon."

„Und warum ſchoß er auf uns? was haben wir m gethan?"

„Bei Gott! Ihr habt das aufgenommen, was uch der Gefangene zugeworfen."

„Das iſt wahr!"

„Die Platte . . . nicht wahr, der Gefangene hatte was darauf geſchrieben?"

„Ja."

„Ich vermuthete es. Ah! mein Gott!"

Mit allen Zeichen einer tödtlichen Bangigkeit er- :iff d'Artagnan die Platte, um zu leſen, was darauf :ſchrieben war. Als er geleſen hatte, überzog die Bläſſe in ganzes Geſicht.

„Oh! mein Gott!" wiederholte er.

„Es iſt alſo wahr?" fragte Athos halblaut, „es t alſo wahr?"

„Stille! der Gouverneur kommt."

„Und was wird er uns thun? Iſt das unſere ſchuld?"

„Stille! ſage ich Euch! Glaubt man, Ihr kön- et leſen, denkt man, Ihr habet begriffen . . . ich liebe uch ſehr, theure Freunde, ich würde mich für Euch ıdten laſſen . . . aber . . ."

„Aber . . ." ſagten Athos und Raoul.

„Aber ich würde Euch nicht von einem ewigen efängniß retten, wenn ich Euch vom Tode rettete. ittle alſo!"

Der Gouverneur kam, er war auf einem Brückchen on Brettern über den Graben gegangen.

„Nun!“ rief er d'Artagnan zu, „was hält uns auf?“

„Ihr ſeid Spanier, Ihr verſteht nicht ein Wort Franzöſiſch,“ ſagte raſch der Kapitän zu ſeinen Freunden.

„Nun!“ erwiederte er, ſich an den Gouverneur wendend, „dieſe Herren ſind zwei ſpaniſche Kapitäne, welche ich im vorigen Jahre in Ypres habe kennen lernen. Sie verſtehen kein Wort Franzöſiſch.“

„Ah!“ machte aufmerkſam der Gouverneur, und er ſuchte, die Inſchrift der Platte zu leſen.

D'Artagnan nahm ſie ihm aus den Händen und vertilgte die Charaktere mit der Spitze ſeines Degens.

„Wie!“ rief der Gouverneur, „was macht Ihr? Ich ſoll alſo nicht leſen?“

„Das iſt das Staatsgeheimniß,“ erwiederte d'Artagnan gerade heraus, „und da Ihr wißt, daß nach dem Befehle des Königs Todesſtrafe gegen Jeden darauf geſetzt iſt, der es ergründen wird, ſo will ich geſtatten, daß Ihr leſet, und Euch ſogleich hernach erſchießen laſſen.“

Während dieſer halb ernſten, halb ironiſchen Rede beobachteten Athos und Raoul ein Stillſchweigen voll Kaltblütigkeit.

„Aber es iſt nicht möglich, daß dieſe Herren nicht wenigſtens ein paar Worte verſtehen.“

„Laßt das doch! ſelbſt wenn ſie verſtänden, was man ſpricht, würden ſie nicht leſen, was man ſchreibt; ſie würden es nicht einmal in ſpaniſcher Sprache leſen. Ein edler Spanier, erinnert Euch deſſen wohl, darf nie leſen können.“

Der Gouverneur mußte ſich mit dieſen Erklärungen begnügen; aber er war zäh.

„Ladet dieſe Herren ein, in das Fort zu kommen,“ ſagte er.

„Das will ich gern, denn ich war im Begriff, es Euch vorzuſchlagen,“ erwiederte d'Artagnan.

Der Kapitän hatte in Wahrheit einen ganz andern

Gedanken, und er würde gern ſeine Freunde hundert Meilen entfernt geſehen haben. Aber er war genöthigt, feſtzuhalten, und richtete in ſpaniſcher Sprache an die beiden Edelleute eine Einladung, welche dieſe annahmen.

Man wandte ſich nach dem Eingang des Fort, und da der Vorfall abgethan war, ſo kehrten die acht Soldaten zu ihrer, einen Augenblick durch dieſes unerhörte Abenteuer geſtörten, ſüßen Muße zurück.

VI.

Gefangener und Kerkermeiſter.

Sobald ſie in das Fort eingetreten waren, und während der Gouverneur einige Anſtalten traf, um ſeine Gäſte zu empfangen, ſagte Athos:

„Ein Wort der Erklärung, ſo lange wir allein ſind.“

„Die Sache iſt ganz einfach,“ antwortete der Musketier, „ich habe auf die Inſel einen Gefangenen geführt, welchen zu ſehen der König verbietet; Ihr ſeid angekommen, er hat Euch etwas aus ſeinem Fenſter zugeworfen. Ich aß beim Gouverneur zu Mittag, ſah dieſen Gegenſtand herauswerfen und Raoul denſelben aufheben; ich brauche nicht viel Zeit, um zu begreifen, ich begriff und glaubte, Ihr wäret im Einverſtändniß mit meinem Gefangenen. Dann...“

„Dann befahlet Ihr, uns niederzuſchießen.“

„Meiner Treue... ich geſtehe es; doch wenn ich der Erſte war, der nach einer Muskete ſprang, ſo war ich auch glücklicher Weiſe der Letzte, der auf Euch anlegte.“

„Hättet Ihr mich getödtet, d'Artagnan, ſo widerfuhr mir das Glück, für das königliche Haus Frankreich zu ſterben, und die unſchätzbare Ehre, durch die Hand von Euch, ſeinem edelſten und wackerſten Vertheidiger, zu ſterben.“

„Gut! Athos, was erzählt Ihr mir da von dem Hauſe Frankreich!“ ſtammelte d'Artagnan. „Wie, Ihr, Graf, ein weiſer und wohlunterrichteter Mann, glaubt an dieſe von einem Hirnloſen geſchriebenen Tollheiten!“

„Ich glaube daran.“

„Mit um ſo mehr Grund, mein lieber Chevalier, als Ihr Befehl habt, diejenigen, welche daran glauben würden, zu tödten,“ fügte Raoul bei.

„Weil,“ entgegnete der Kapitän der Musketiere, „weil jede Verleumdung, wenn ſie auch ſehr albern iſt, die beinahe ſichere Chance hat, volksthümlich zu werden.“

„Nein, d'Artagnan,“ erwiederte Athos leiſe, „weil der König nicht will, daß das Geheimniß ſeiner Familie im Volke ruchbar werden und mit Schande die Henker des Sohnes von Ludwig XIII. bedecken ſoll.“

„Geht! geht! ſprecht keine ſolche Kindereien, Athos! oder ich verleugne Euch als einen vernünftigen Mann. Erklärt mir überdies, wie Ludwig XIII. einen Sohn auf der Inſel Sainte-Marguerite haben ſollte?“

„Einen Sohn, den Ihr verlarvt in dem Boote eines Fiſchers hieher geführt hättet,“ ſagte Athos, „warum nicht?“

D'Artagnan blieb ſtehen.

„Ah! ah!“ ſprach er, „woher wißt Ihr, daß ein Fiſcherboot...“

„Euch nach Sainte-Marguerite mit dem Wagen gebracht hat, der den Gefangenen enthielt, welchen Ihr Hoheit nennt. Oh! ich weiß es,“ erwiederte der Graf.

D'Artagnan biß ſich auf ſeinen Schnurrbart.

„Wäre es auch wahr,“ ſagte er, „daß ich hieher in einem Boote und mit einem Wagen einen verlarvten Gefangenen gebracht hätte, ſo beweiſt doch nichts, daß

dieſer Gefangene ein Prinz iſt ... ein Prinz vom Hauſe Frankreich."

„Oh! fragt das Aramis," ſagte Athos kalt.

„Aramis!" rief der Musketier verblüfft. „Ihr habt Aramis geſehen?"

„Nach ſeinem Unfall in Vaux; ja, ich habe Aramis flüchtig, verfolgt geſehen, und Aramis hat mir genug davon geſagt, daß ich an die Klagen glauben kann, die dieſer Unglückliche auf die ſilberne Platte gegraben hat."

D'Artagnan ſenkte niedergeſchlagen ſeinen Kopf.

„Seht," ſprach er, „wie Gott mit dem ſpielt, was die Menſchen ihre Weisheit nennen! Ein ſchönes Geheimniß, von dem zwölf bis fünfzehn Perſonen in dieſem Augenblick die Fetzen haben. Athos, verflucht ſei der Zufall, der Euch bei dieſer Sache mir gegenüber geſtellt hat, denn nun ..."

„Sagt doch," ſprach Athos mit ſeiner ſtrengen Sanftmuth, „iſt Euer Geheimniß verloren, weil ich es weiß? Habe ich nicht ſchon eben ſo ſchwere in meinem Leben getragen? Ruft doch Euer Gedächtniß zu Hülfe, mein Lieber."

„Ihr habt nie ein ſo gefährliches getragen," entgegnete d'Artagnan voll Traurigkeit. „Ich habe etwas wie einen finſtern Gedanken, daß alle diejenigen, welche dieſes Geheimniß berührt haben, ſterben, und zwar ſchlimm ſterben werden."

„Der Wille Gottes geſchehe, d'Artagnan, doch hier kommt der Gouverneur."

D'Artagnan und ſeine Freunde nahmen ſogleich wieder ihre Rollen auf.

Dieſer harte und argwöhniſche Gouverneur war gegen d'Artagnan von einer Höflichkeit, welche bis zur Unterwürfigkeit ging. Er begnügte ſich ſcheinbar, den Reiſenden ein gutes Mahl zu geben und ſie wohl anzuſchauen. Athos und Raoul bemerkten, daß er ſie oft durch plötzliche Angriffe in Verlegenheit zu ſetzen oder unverſehens bei einer Aufmerkſamkeit zu erwiſchen ſuchte; doch weder

der Eine noch der Andere ließ sich aus der Fassung bringen. Was d'Artagnan gesagt hatte, konnte das Aussehen der Wahrscheinlichkeit haben, wenn es der Gouverneur nicht für wahr hielt.

Man erhob sich von der Tafel, um auszuruhen.

„Wie heißt dieser Mensch? er hat ein schlimmes Gesicht," sagte Athos spanisch zu d'Artagnan.

„Saint-Mars," erwiederte der Kapitän.

„Das wird also der Kerkermeister des jungen Prinzen sein?"

„Ei! weiß ich es? ich bin vielleicht lebenslänglich hier."

„Geht doch! Ihr?"

„Mein Freund, ich bin in der Lage eines Menschen, der einen Schatz mitten in einer Wüste findet. Er möchte ihn gern haben, er kann nicht; er möchte ihn liegen lassen, er wagt es nicht. Der König wird mich nicht zurückkommen lassen, weil er befürchtet, ein Anderer könnte nicht so gut bewachen; er bedauert es, mich nicht mehr zu haben, denn er fühlt wohl, daß Niemand ihn in seiner Nähe bedienen wird wie ich. Uebrigens wird geschehen, was Gottes Wille ist."

„Aber gerade, weil Ihr nichts Gewisses habt, ist Euer Zustand hier provisorisch, und Ihr werdet noch Paris zurückkehren," sagte Raoul.

„Fragt doch diese Herren, was sie auf Sainte-Marguerite haben thun wollen?" unterbrach sie Saint-Mars.

„Sie wußten, daß in Sainte-Honorat ein sehenswerthes Kloster und auf Sainte-Marguerite eine schöne Jagd ist."

„Sie steht zu ihrer Verfügung, wie zu der Eurigen," sprach Saint-Mars.

D'Artagnan dankte.

„Wann reisen sie wieder ab?" fragte der Gouverneur.

„Morgen," antwortete d'Artagnan.

Herr von Saint-Mars machte seine Runde und ließ d'Artagnan allein mit den vorgeblichen Spaniern.

„Oh!“ rief der Musketier, „das iſt ein Leben und
ne Geſellſchaft, die mir wenig zuſagen. Ich befehle
eſem Menſchen, und er iſt mir läſtig, Mordioux! Sprecht,
ollen wir einen Schuß auf die Kaninchen thun? der
Spaziergang wird ſchön und durchaus nicht ermüdend ſein.
ie Inſel iſt nur anderthalb Stunden lang und eine halbe
Stunde breit; ein wahrer Park. Beluſtigen wir uns.“

„Gehen wir, wohin es Euch beliebt, d'Artagnan,
cht um uns zu beluſtigen, ſondern um frei zu reden.“

D'Artagnan machte einem Soldaten ein Zeichen,
eſer begriff, brachte den Herren Jagdgewehre und
hrte ins Fort zurück.

„Und nun,“ ſagte der Musketier, „antwortet ein
enig auf die Frage, die dieſer ſchwarze Saint-Mars
achte: Was wolltet Ihr auf dieſer Inſel?“

„Von Euch Abſchied nehmen.“

„Von mir Abſchied nehmen? wie ſo? Raoul reiſt?“

„Ja.“

„Ich wette, mit Herrn von Beaufort?“

„Mit Herrn von Beaufort. Oh! Ihr errathet
mer, lieber Freund.“

„Die Gewohnheit...“

Während die zwei Freunde ihr Geſpräch begannen,
tte ſich Raoul, den Kopf ſchwer, das Herz beladen,
f moosbewachſene Felſen geſetzt, und, ſeine Muskete
f dem Schooß, ſchaute er auf das Meer hinaus,
haute er zum Himmel empor, horchte auf die Stimme
iner Seele und ließ die Jäger allmälig ſich von ihm
tfernen.

D'Artagnan bemerkte ſeine Abweſenheit und ſagte
Athos:

„Nicht wahr, er iſt immer noch verwundet?“

„Auf den Tod.“

„Oh! ich denke, Ihr übertreibt. Raoul iſt von
nem feſten Schlage. Auf allen ſo edlen Herzen iſt
ne zweite Umhüllung, die den Panzer bildet. Die
rſte blutet, die zweite widerſteht.“

„Nein,“ erwiederte Athos, „Raoul wird daran sterben.“

„Mordioux!“ rief düster der Musketier.

Und er fügte kein Wort mehr diesem Ausrufe bei. Dann, nach einem Augenblick, fragte er:

„Warum laßt Ihr ihn ziehen?“

„Weil er es will.“

„Und warum geht Ihr nicht mit ihm?“

„Weil ich ihn nicht will sterben sehen.“

D'Artagnan schaute seinem Freunde ins Gesicht.

„Ihr wißt,“ fuhr der Graf, sich auf den Arm des Kapitäns stützend, fort, „Ihr wißt, ich habe in meinem Leben nicht vor vielen Dingen Angst gehabt. Nun denn! ich habe eine unablässige, nagende, unüberwindliche Angst; ich habe Angst, zu dem Tage zu gelangen, wo ich die Leiche dieses Kindes in meinen Armen sehen würde.“

„Oh!“ rief d'Artagnan, „oh!“

„Er wird sterben, ich weiß es, ich habe die Ueberzeugung; ich will ihn nicht sterben sehen.“

„Wie, Athos, Ihr stellt Euch vor den muthigsten Mann, den Ihr, wie Ihr sagt, gekannt habt, vor Euern d'Artagnan, vor diesen Mann ohne Gleichen, wie Ihr ihn einst nanntet, und Ihr sagt ihm, die Arme kreuzend, Ihr habet Angst, Euern Sohn todt zu sehen, Ihr, der Ihr Alles gesehen, was man auf dieser Welt sehen kann! Sprecht, warum habt Ihr Angst hiervor, Athos? Der Mensch muß auf dieser Erde auf Alles gefaßt sein, Allem trotzen.“

„Höret mich, mein Freund, nachdem ich mich auf dieser Erde, von der Ihr sprecht, abgenutzt, habe ich nur noch zwei Religionen bewahrt: die des Lebens, meine Freundschaften, meine Vaterpflicht; die der Ewigkeit, die Liebe und die Ehrfurcht für Gott. Ich habe nun in mir die Offenbarung, daß, wenn es Gott beliebte, daß in meiner Gegenwart mein Freund oder mein

ohn den letzten Seufzer aushauchte ... oh! nein, ich ill es Euch nicht einmal ſagen, d'Artagnan."

„Sprecht! ſprecht!"

„Ich bin ſtark gegen Alles, außer gegen den Tod erjenigen, welche ich liebe. Nur hiebei gibt es kein Mittel. Wer ſtirbt, gewinnt, wer ſterben ſieht, verliert. kein. Wiſſen, daß ich nie, nie mehr auf der Erde den=nigen träfe, den ich mit Freuden ſah; wiſſen, daß irgends mehr d'Artagnan, nirgends mehr Raoul ſein ird, oh! ... Ich bin alt, ſeht Ihr, ich habe keinen Muth mehr; ich bitte Gott, mich in meiner Schwäche u ſchonen; doch wenn er mich ins Geſicht, und auf ieſe Art ſchlüge, ich würde ihn verfluchen. Ein chriſt=cher Edelmann ſoll ſeinen Gott nicht verfluchen; es t genug, wenn er ſeinen König verflucht hat."

„Hm!" machte d'Artagnan, erſchüttert durch dieſen eftigen Sturm von Schmerzen.

„D'Artagnan, mein Freund, Ihr, der Ihr Raoul ebt, ſeht ihn an," fügte er, auf ſeinen Sohne deutend, ri; „ſeht dieſe Traurigkeit, die ihn nie verläßt. Kennt hr etwas Gräßlicheres, als Minute für Minute dem nabläſſigen Todeskampfe dieſes armen Herzens beizu=ohnen?"

„Laßt mich mit ihm ſprechen. Wer weiß?"

„Verſucht es; doch ich habe die Ueberzeugung, es ird Euch nicht gelingen."

„Ich werde ihm keine Tröſtungen geben, ich werde m dienen."

„Ihr?"

„Allerdings. Iſt es das erſte Mal, daß eine Frau n ihrer Untreue zurückgekehrt wäre. Ich gehe zu m, ſage ich Euch."

Athos ſchüttelte den Kopf und ſetzte ſeinen Spa=ergang allein fort. D'Artagnan ging gerade durch das Geſträuche zu Raoul zurück und reichte ihm die Hand.

„Nun?" ſagte d'Artagnan zu Raoul, „Ihr habt lſo mit mir zu ſprechen?"

„Ich habe Euch um einen Dienſt zu bitten,“ er wiederte Bragelonne.

„Sprecht.“

„Ihr werdet eines Tags nach Frankreich zurück kehren.“

„Ich hoffe es.“

„Soll ich Fräulein de la Vallière ſchreiben?“

„Nein, das ſollt Ihr nicht.“

„Ich habe ihr ſo viele Dinge zu ſagen.“

„So ſagt ſie Ihr mündlich.“

„Nie.“

„Welche Kraft ſchreibt Ihr einem Briefe zu, d Euer Wort nicht hätte?“

„Ihr habt Recht.“

„Sie liebt den König,“ ſagte d'Artagnan der heraus, „es iſt ein ehrliches Mädchen.“

Raoul bebte.

„Und Euch, Euch, den ſie verläßt, liebt ſie vie leicht mehr als den König, doch auf eine andere Art.

„D'Artagnan, glaubt Ihr, daß ſie den Köni liebt?“

„Sie liebt ihn bis zur Vergötterung. Es iſt ei für jedes andere Gefühl unzugängliches Herz. Würd Ihr in ihrer Nähe zu leben fortfahren, ſo wäret Ih ihr beſter Freund.“

„Ah!“ rief Raoul mit einem leidenſchaftlichen Au ſchwung gegen dieſe ſchmerzliche Hoffnung.

„Wollt Ihr?“

„Das wäre feig.“

„Das iſt ein albernes Wort, welches mich zu Verachtung Eures Geiſtes bringen könnte. Raoul, es i nie feig, verſteht Ihr mich, zu thun, was uns durch höhere Gewalt auferlegt wird. Sagt Euch Euer Herz „„Gehe dahin oder ſtirb,““ ſo geht doch, Raoul. S ſie feig oder muthig geweſen, indem ſie Euch den K nig vorzog, den ihr Herz Euch vorzuziehen ihr gebiet riſch befahl? Nein, ſie iſt die Muthigſte von alle

Frauen gewesen. Macht es also wie sie, gehorcht Euch selbst. Wißt Ihr Eines, dessen ich sicher bin?"

„Nennt es."

„Wenn Ihr sie von Nahem seht, mit den Augen eines Eifersüchtigen . . ."

„Nun?"

„So werdet Ihr aufhören, sie zu lieben."

„Ihr bestimmt mich, mein lieber d'Artagnan . ."

„Abzureisen, um sie wiederzusehen?"

„Nein, abzureisen, um sie nie wiederzusehen. Ich will sie immer lieben."

„Offenherzig gestanden, das ist ein Schluß, den ich entfernt nicht erwartete."

„Höret, mein Freund, Ihr seht sie wieder und gebt ihr, wenn Ihr es für geeignet erachtet, diesen Brief, der ihr, wie Euch, erklären wird, was in meinem Herzen vorgeht. Leset ihn, ich habe diese Zeilen in der vergangenen Nacht geschrieben. Es sagte mir etwas, ich würde Euch heute sehen."

Er reichte den Brief d'Artagnan und dieser las:

„Mein Fräulein, Ihr habt in meinen Augen nicht Unrecht, daß Ihr mich nicht liebt. Ihr seid nur eines Unrechts schuldig: daß Ihr mich glauben ließet, Ihr liebtet mich. Dieser Irrthum wird mich das Leben kosten. Ich verzeihe Euch denselben, aber ich verzeihe ihn mir nicht. Man sagt, die glücklich Liebenden seien taub gegen die Klagen der verachtet Liebenden. Es wird nicht so bei Euch sein, die Ihr mich nicht liebtet, wenn nicht mit Angst. Ich bin überzeugt, wenn ich bei Euch dringlich gewesen wäre, um diese Freundschaft in Liebe zu verwandeln, Ihr hättet nachgegeben, aus Furcht, mich sterben zu machen oder die Achtung, die ich für Euch hegte, zu vermindern. Es ist sehr süß für mich, mit dem Bewußtsein zu sterben, daß Ihr frei und zufrieden seid.

„Wie werdet Ihr mich auch lieben, wenn Ihr meinen Blick oder meinen Vorwurf nicht mehr fürchtet!

Ihr werdet mich lieben, weil so reizend Euch auch eine neue Liebe scheinen mag, Gott mich in keiner Hinsicht niedriger, als den geschaffen hat, welchen Ihr gewählt, und weil meine Hingebung, meine Aufopferung, mein schmerzliches Ende mir in Euren Augen einen gewissen Vorzug vor ihm sichern. In der reinen Leichtgläubigkeit meines Herzens habe ich den Schatz, den ich in meinen Händen hielt, mir entschlüpfen lassen. Viele Leute sagen: Ihr habet mich genug geliebt, um dazu zu kommen, mich sehr zu lieben. Dieser Gedanke benimmt mir jede Bitterkeit und führt mich dazu, daß ich nur mich allein als Feind betrachte.

„Ihr werdet dieses letzte Lebewohl annehmen und mich dafür segnen, daß ich mich in das unverletzliche Asyl geflüchtet habe, wo jeder Haß erlischt, wo jede Liebe fortdauert.

„Gott befohlen, mein Fräulein. Müßte ich mit all meinem Blute Euer Glück erkaufen, ich würde all mein Blut hingeben. Ich bringe es wohl meinem Elend zum Opfer!

„Raoul, Vicomte von Bragelonne."

„Der Brief ist gut," sagte der Kapitän, „ich habe nur Eines dagegen einzuwenden."

„Sprecht!" rief Raoul.

„Daß er Alles sagt, nur das nicht, was, wie ein tödtliches Gift, Euren Augen, Eurem Herzen entströmt, nur die wahnsinnige Liebe nicht, die Euch noch verzehrt und versengt."

Raoul erbleichte und schwieg.

„Warum habt Ihr nicht nur die Worte geschrieben:

„„Mein Fräulein,

„„Statt Euch zu verfluchen, liebe ich Euch und sterbe.""

„Es ist wahr," sprach Raoul mit einer finsteren Freude.

Und er zerriß den Brief, den er wieder zurückgenommen hatte, und ſchrieb folgende Worte auf ein Blatt in einer Tablette:

„Um das Glück zu haben, Euch noch zu ſagen, daß ich Euch liebe, begehe ich die Feigheit, Euch zu ſchreiben, und um mich für dieſe Feigheit zu beſtrafen, ſterbe ich.“

Und er unterzeichnete.

„Ihr werdet ihr dieſe Tablette zuſtellen, nicht wahr, Kapitän?“ ſagte er zu d'Artagnan.

„Wann?“ fragte dieſer.

„An dem Tag,“ ſprach Bragelonne, auf die letzten Worte deutend, „an dem Tag, wo Ihr das Datum unter dieſe Worte ſchreiben werdet.“

Und er enteilte und lief Athos entgegen, der mit langſamen Schritten zurückkam.

Als ſie nach dem Fort zurückkehrten, ging die See hoch, und mit dem raſchen Ungeſtüm der Windſtöße des Mittelländiſchen Meeres wurde die üble Laune des Elements zu einem Sturme.

Etwas Ungeſtaltes, Wirbelndes erſchien vor ihren Blicken unfern vom Geſtade.

„Was iſt das?“ fragte Athos. „Eine zertrümmerte Barke?“

„Das iſt keine Barke,“ erwiederte d'Artagnan.

„Verzeiht,“ entgegnete Raoul, „es iſt eine Barke, welche raſch nach dem Hafen zuläuft.“

„Es iſt in der That eine Barke auf den Wellen, eine Barke, die wohl daran thut, ſich hier in Sicherheit zu bringen; doch was Athos auf dem Sande bezeichnet, iſt geſtrandet.“

„Ja, ja, ich ſehe es.“

„Es iſt der Wagen, den ich ins Meer warf, als ich mit dem Gefangenen landete.“

„Wohl!“ ſprach Athos, „wenn Ihr mir glauben wollt, werdet Ihr dieſen Wagen verbrennen, damit

keine Spur davon übrig bleibt, s[illegible] Bürger von Antibes, welche glauben, [illegible] it dem Teufel zu thun gehabt, zu beweisen [illegible], er Gefangener sei nur ein Mensch gewesen."

„Ich lobe Euren Rath, Athos, und will ihn heute Nacht befolgen lassen, oder vielmehr selbst befolgen; doch kehren wir zurück, denn es fängt an zu regnen, und die Blitze sind furchtbar."

Als sie über den Wall hin nach einer Gallerie gingen, von der d'Artagnan die Schlüssel hatte, sahen sie Herrn von Saint-Mars sich nach der von dem Gefangenen bewohnten Stube wenden.

Auf ein Zeichen von d'Artagnan verbargen sie sich in einem Winkel der Treppe.

„Was gibt es?" fragte Athos.

„Ihr werdet sehen. Schaut Der Gefangene kommt von der Kapelle zurück."

Und man sah, beim Scheine der rothen Blitze, in dem violetten Dunste, mit dem der Wind den Grund des Himmels überzog, ernst sechs Schritte hinter dem Gouverneur einen schwarz gekleideten Mann vorübergehen, der vor dem Gesichte ein Visir von geglättetem Stahl, gelöthet an einem Helm von derselben Art, trug, so daß sein ganzer Kopf umhüllt war. Das Feuer des Himmels warf fahle Reflexe auf die geglättete Oberfläche, und launenhaft springend schienen diese Reflexe die zornigen Blicke zu sein, welche dieser Unglückliche, in Ermangelung von Verwünschungen, schleuderte.

Mitten in der Gallerie blieb der Gefangene einen Augenblick stehen, um den endlosen Horizont zu betrachten, um den Schwefelgeruch des Sturmes einzuathmen und gierig den warmen Regen zu trinken, dann stieß er einen Seufzer gleich einem Gebrülle aus.

„Kommt, mein Herr," sagte Saint-Mars ungestüm zu dem Gefangenen, denn es beunruhigte ihn, daß er den Armen lange über die Mauern schauen sah. „Kommt doch, mein Herr."

„Sagt Monſeigneur!“ rief Athos aus ſeinem Winkel mit einer ſo feierlichen und furchtbaren Stimme Saint-Mars zu, daß der Gouverneur vom Scheitel bis zu den Zehen ſchauerte.

Athos wollte immerhin die Ehrfurcht für die gefallene Majeſtät haben.

Der Gefangene wandte ſich um.

„Wer hat geſprochen?“ fragte Saint-Mars.

„Ich,“ erwiederte d'Artagnan, der ſogleich vortrat. „Ihr wißt wohl, daß dies der Befehl iſt.“

„Nennt mich weder mein Herr, noch Monſeigneur,“ ſagte der Gefangene mit einem Tone, der Raoul bis in die Tiefe ſeiner Eingeweide erſchütterte, „nennt mich Verfluchter!“ *)

Und er ging weiter.

Die eichene Thüre ächzte hinter ihm.

„Das iſt ein unglücklicher Mann!“ murmelte dumpf der Musketier, indem er Raoul die vom Prinzen bewohnte Stube bezeichnete.

Die Verſprechungen.

Kaum war d'Artagnan mit ſeinen Freunden in ſein Zimmer zurückgekehrt, als einer von den Soldaten des Fort kam und ihm meldete, der Gouverneur ſuche ihn.

*) Wir müſſen dem Leſer die Worte des Originals geben, die ſich dem Klange nach nicht überſetzen laſſen: Ne m'appelez ni monsieur ni monseigneur, appelez-moi MAUDIT.

Die von Raoul auf dem Meer erſchaute Barke, welche ſo eilig nach dem Hafen zu ſteuern ſchien, kam nach Sainte-Marguerite mit einer wichtigen Depeche für den Kapitän der Musketiere.

Als d'Artagnan den Umſchlag öffnete, erkannte er die Handſchrift des Königs.

„Ich denke," ſagte Ludwig XIV., „Ihr habt meine Befehle vollzogen, Herr d'Artagnan; kommt auf der Stelle nach Paris zurück und ſucht mich in meinem Louvre auf."

„Somit iſt meine Verbannung zu Ende!" rief freudig der Musketier, „Gott ſei gelobt, ich höre auf, Kerkermeiſter zu ſein."

Und er zeigte den Brief Athos.

„Ihr verlaßt uns alſo?" ſprach dieſer voll Traurigkeit.

„Um uns wiederzuſehen, theurer Freund, inſofern Raoul ein großer Junge iſt, der wohl allein mit Herrn von Beaufort reiſen und ſeinen Vater lieber in Geſellſchaft von Herrn d'Artagnan zurückkehren laſſen, als ihn nöthigen wird, zwei hundert Meilen allein zu reiſen, um wieder nach la Fère zu kommen, nicht wahr, Raoul?"

„Gewiß," ſtammelte dieſer mit dem Ausdruck eines zärtlichen Bedauerns.

„Nein, mein Freund," entgegnete Athos, „ich verlaſſe Raoul nicht eher, als an dem Tage, wo ſein Schiff am Horizont verſchwunden ſein wird. So lange er in Frankreich, iſt er nicht getrennt von mir."

„Nach Eurem Belieben, lieber Freund, doch wir werden wenigſtens Sainte-Marguerite mit einander verlaſſen; benützt die Barke, die mich nach Antibes zurückführt."

„Von Herzen gern; wir werden nie früh genug von dieſem Fort und von dem Geſpenſte entfernt ſein, das uns vorhin ſo ſehr betrübt hat."

Die drei Freunde verließen die kleine Inſel, nachdem ſie vom Gouverneur Abſchied genommen hat-

nd beim letzten Schimmer des ſich entfernenden
nes ſahen ſie zum letzten Mal die Mauer des
weiß werden.
)'Artagnan ſagte ſeinen Freunden noch in derſel-
:acht Lebewohl, nachdem er auf dem Ufer von
e-Marguerite das Feuer des Wagens geſehen
den Herr von Saint-Mars, dem Auftrage des Ka-
) gemäß, hatte anzünden laſſen.
he er zu Pferde ſtieg, und als er aus dem Arme
thos hervorging, ſagte er:
Freunde, Ihr gleicht zu ſehr zwei Soldaten, die
Poſten verlaſſen. Es offenbart mir etwas, Raoul
nöthig, von Euch in ſeiner Reihe gehalten zu wer-
Soll ich mir die Erlaubniß erbitten, hundert gute
eten nach Africa führen zu dürfen? Der König
es nicht abſchlagen, und ich nehme Euch mit mir."
Herr d'Artagnan," erwiederte Raoul, indem er
oll Innigkeit die Hand drückte, „ich danke Euch
eſes Anerbieten, das uns mehr geben würde, als
err Graf und ich wollen. Ich, der ich jung bin,
einer Arbeit des Geiſtes und einer Anſtrengung
örpers; der Herr Graf bedarf der tiefſten Ruhe.
ſeid ſein beſter Freund: ich empfehle ihn Euch.
Ihr über ihm wacht, werdet Ihr unſere beide
in Eurer Hand halten."
Ich muß aufbrechen; mein Pferd wird ungedul-
ſprach d'Artagnan, bei dem das untrüglichſte
n einer lebhaften Aufregung der Wechſel der
in einem Geſpräche war. „Sagt, Graf, wie viel
hat Raoul noch hier zu verweilen?"
Höchſtens drei Tage."
Und wie viel Zeit werdet Ihr brauchen, um nach
zurückzukehren?"
Oh! viel Zeit," antwortete Athos. „Ich will
nicht zu ſchnell von Raoul trennen, und werde
albe Tagemärſche machen."
Warum dies, mein Freund? Man wird traurig,

wenn man langſam marſchirt, und das Wirthshausleben ſteht einem Mann, wie Ihr, nicht mehr gut an."

„Mein Freund, ich bin mit Pferden von der Poſt hierhergekommen, aber ich will ein Paar ſeine Pferde kaufen. Um dieſe nun friſch zurückzubringen, wäre es unklug, mehr als ſieben bis acht Meilen im Tage zu machen."

„Wo iſt Grimaud?"

„Er iſt geſtern Morgen mit den Equipagen von Raoul angekommen, und ich habe ihn ſchlafen laſſen."

„Das iſt, um nicht wieder darauf zu kommen," entſchlüpfte d'Artagnan. „Auf Wiederſehen alſo, lieber Athos, und je mehr Ihr Euch beeilt, deſto früher werde ich Euch ſehen."

Nach dieſen Worten ſetzte er ſeinen Fuß auf den Steigbügel, den ihm Raoul hielt.

„Gott befohlen," ſprach der junge Mann, indem er ihn umarmte.

„Gehabt Euch wohl," erwiederte d'Artagnan, während er ſich in Sattel ſchwang.

Sein Pferd machte eine Bewegung, welche den Reiter von ſeinen Freunden entfernte.

Dieſe Scene fand vor dem von Athos vor den Thoren von Antibes gewählten Hauſe ſtatt, wohin d'Artagnan nach dem Abendbrode ſeine Pferde zu bringen befohlen hatte.

Die Straße fing hier an und dehnte ſich weiß und wellenförmig in den Dünſten der Nacht aus, das Pferd athmete kräftig den ſcharfen Salzgeruch ein, der den Mooren entſtrömt.

D'Artagnan ließ ſein Pferd traben, und Athos ſchlug traurig mit Raoul den Rückweg ein.

Plötzlich hörten ſie das Geräuſch von Pferdetritten, und Anfangs glaubten ſie, es ſei jenes ſeltſame Zurückprallen, welches das Ohr bei jeder Biegung der Wege täuſcht. Aber es war wirklich die Rückkehr des Chevalier. D'Artagnan ſprengte im Galopp zu

ſeinen Freunden heran. Dieſe gaben einen Schrei freudigen Erſtaunens von ſich, der Kapitän ſprang wie ein junger Mann von ſeinem Pferde und nahm in ſeine beiden Arme die zwei geliebten Köpfe von Athos und Raoul.

Er hielt ſie lange umſchlungen, ohne ein Wort zu ſagen, ohne den Seufzer entſchlüpfen zu laſſen, der ſeine Bruſt zerriß. Dann ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß, drückte dem wüthenden Thiere beide Sporen in die Flanken und ritt ſo ſchnell weg, als er gekommen war.

„Ach!“ ſagte der Graf ganz leiſe, „ach!“

„Ein ſchlimmes Vorzeichen,“ ſprach zu ſich ſelbſt d'Artagnan, während er die verlorne Zeit wieder einholte. „Ich konnte ihnen nicht zulächeln. Ein ſchlimmes Vorzeichen!“

Am andern Morgen war Grimaud wiederhergeſtellt. Der von Herrn von Beaufort befohlene Dienſt ging glücklich von Statten. Die durch die Sorge von Raoul gegen Toulon gelenkte Flottille war, in kleinen, beinahe unſichtbaren Nachen, die Frauen und Freunde der für den Dienſt der Flotte requirirten Schiffer und Schmuggler nachſchleppend, abgegangen.

Die ſo kurze Zeit, welche dem Vater und dem Sohn noch zum Zuſammenſein blieb, ſchien ihre Geſchwindigkeit verdoppelt zu haben, wie die Geſchwindigkeit von Allem wächſt, was ſich zum Fallen in den Schlund der Ewigkeit neigt.

Athos und Raoul kamen nach Toulon zurück, das ſich mit dem Geräuſch der Wagen, mit dem Geräuſch der Rüſtungen, mit dem Geräuſch der wiehernden Pferde füllte. Die Trompeter ſtimmten ihre ſtolzen Märſche an, die Trommler bewieſen ihre Stärke, die Straßen waren vollgepfropft von Soldaten, Knechten und Händlern.

Der Herzog von Beaufort war überall, er betrieb die Einſchiffung mit dem Eifer und dem Intereſſe eines

guten Kapitäns. Er ſchmeichelte ſeinen Gefährten, ſelbſt den Niedrigſten, er ſchalt ſeine Lieutenants, ſelbſt die Bedeutendſten.

Geſchütz, Proviant, Gepäcke, Alles wollte er ſelbſt ſehen; er unterſuchte die Equipirung jedes Soldaten und verſicherte ſich der Geſundheit jedes Pferdes. Man fühlte, daß, in ſeinem Hotel leichtſinnig, prahleriſch, ſelbſtſüchtig, der von ihm übernommenen Verantwortlichkeit gegenüber der Edelmann wieder Soldat, der vornehme Herr wieder Kapitän wurde.

Doch iſt es nicht zu leugnen, wie groß auch der Eifer war, der bei den Anſtalten zum Aufbruch vorwaltete, man erkannte darin die ſorgloſe Haſt und den Mangel an jeder Vorſicht, die aus dem Franzoſen den erſten Soldaten der Welt machen, weil er der am meiſten ſeinen eigenen phyſiſchen und moraliſchen Mitteln anheimgegebene iſt.

Als alle Dinge den Admiral wirklich oder ſcheinbar befriedigt hatten, machte er Raoul ſeine Complimente und gab die letzten Befehle für die Abfahrt, welche auf den andern Morgen mit Tagesanbruch beſtimmt war.

Er lud den Grafen und ſeinen Sohn zum Mittageſſen bei ſich ein. Dieſe ſchützten einige Nothwendigkeiten des Dienſtes vor und entfernten ſich. Als ſie ihr Gaſthaus erreicht hatten, das unter den Bäumen des großen Platzes lag, nahmen ſie in Eile ihr Mahl ein, und Athos führte Raoul auf die Felſen, welche die Stadt beherrſchen, weite graue Berge, von wo die Ausſicht unbegrenzt iſt und einen flüſſigen Horizont umfaßt, der, ſo fern iſt er, von einem Niveau mit den Felſen ſelbſt zu ſein ſcheint.

Die Nacht war ſchön wie immer in dieſen Klimaten. Der hinter den Felſen aufgehende Mond entrollte gleichſam ein ſilbernes Tuch auf dem blauen Teppich des Meeres. In der Rhede manoeuvrirten ſchweigſam

ırzeuge, welche ihre Reihe eingenommen hatten,
Einſchiffung zu erleichtern.
it Phosphor beladen, öffnete ſich das Meer unter
len der Barken, welche das Gepäcke und die
on überſchifften; jeder Stoß des Vordertheils
ihlte dieſen Schlund weißer Flammen, und von
Ruder träufelten flüſſige Diamanten.
an hörte die Seeleute, freudig über die Freige-
des Admirals, ihre langſamen, naiven Geſänge
n. Zuweilen vermengte ſich das Raſſeln der
mit dem dumpfen Geräuſch der in die Räume
n Kugeln. Dieſes Schauſpiel und dieſe Har-
ſchnürten das Herz zuſammen wie die Furcht,
eiterten es wie die Hoffnung. Dieſes ganze Le-
) nach dem Tod.
hos ſetzte ſich mit ſeinem Sohn auf das Moos
Heidekraut des Vorgebirgs. Um ihre Häupter
n die großen Fledermäuſe, fortgeriſſen im furcht-
Wirbel ihrer blinden Jagd. Die Füße von Raoul
über den Rand des ſenkrechten Abhangs hinaus
eten ſich in dem leeren Raume, den der Schwin-
ölkert und der zur Vernichtung herausfordert.
s der Mond in ſeiner ganzen Fülle aufgegangen
d mit ſeinem Lichte die benachbarten Felsſpitzen
te, als der Spiegel des Waſſers in ſeiner gan-
sdehnung beleuchtet war und die kleinen rothen
hre Oeffnung in den ſchwarzen Maſſen jedes
gemacht hatten, da ſammelte Athos alle ſeine
en, ſeinen ganzen Muth, und ſprach:
Gott hat Alles gemacht, was wir hier ſehen,
er hat auch uns gemacht, arme mit dieſem
Weltall vermengte Atome; wir glänzen wie dieſe
, wir leiden wie dieſe großen Schiffe, die ſich,
ge durchfurchend, dem Winde gehorchend, der ſie
iem Hafen treibt, abnutzen. Alles liebt, zu leben,
und Alles iſt ſchön in den lebenden Dingen."

„Wir haben da in der That ein schönes Schauspiel," erwiederte der junge Mann.

„Wie gut d'Artagnan ist," unterbrach plötzlich Athos, „und welch ein seltenes Glück ist es, sich ein ganzes Leben hindurch auf einen Freund, wie dieser ist, gestützt zu haben! Das hat Euch gefehlt, Raoul."

„Ein Freund!" rief der junge Mann; „es hat mir an einem Freunde gefehlt!"

„Herr von Guiche ist ein reizender Kamerad," entgegnete kalt der Graf, „aber ich glaube, in der Zeit, in der Ihr lebt, bekümmern sich die Menschen mehr um ihre Angelegenheiten, und um ihre Vergnügungen, als es zu unserer Zeit der Fall war. Ihr habt das einsame Leben gesucht; das ist ein Glück, doch Ihr habt dabei die Stärke verloren. Ein wenig der abstracten Feinheiten entwöhnt, die Eure Freude bilden, fanden wir viel mehr Widerstand, als das Unglück erschien."

„Ich unterbrach Euch nicht, mein Herr, um Euch zu sagen, ich habe einen Freund gehabt, und dieser Freund sei Herr von Guiche gewesen. Er ist jedoch gut und edelmüthig, und er liebt mich . . . Ich habe unter Bevormundung einer andern Freundschaft gelebt, einer Freundschaft, welche so stark, so kostbar, als die, von der Ihr sprecht, denn es ist die Eurige."

„Ich war kein Freund für Euch, Raoul," entgegnete Athos.

„Ei! mein Herr, warum nicht?"

„Weil ich Euch Anlaß gegeben, zu glauben, das Leben habe nur eine Seite, weil ich, leider traurig und streng, stets für Euch die freudigen Knospen abgeschnitten habe, welche unabläßig aus dem Baume der Jugend hervorspringen; mit einem Wort, weil ich es in diesem Augenblick bereue, daß ich nicht aus Euch einen sehr für das heitere Leben geöffneten, munteren, geräuschvollen Mann gemacht habe."

„Ich weiß, warum Ihr mir das sagt. Nein, Ihr habt Unrecht, nicht Ihr habt aus mir gemacht, was

ch jetzt bin; es iſt dieſe Liebe, welche mich in dem Au-
enblick erfaßte, wo die Kinder nur Neigungen haben; es
ſt die meinem Charakter natürliche Beſtändigkeit, welche
ei den andern Geſchöpfen nur Gewohnheit. Ich
laubte, ich wäre immer, wie ich war, ich glaubte,
Gott habe mich auf eine ganz friſch angelegte, ganz
erade, ganz mit Früchten und Blumen eingefaßte
Straße geworfen. Ich hatte über mir Eure Wachſam-
eit, Eure Stärke, und hielt mich für wachſam und
tark. Nichts hatte mich vorbereitet, ich bin einmal
efallen, und dieſes eine Mal hat mir den Muth für
ein ganzes Leben geraubt. Allerdings bin ich dabei
ebrochen. Oh! mein Herr, Ihr habt an meiner Ver-
angenheit nur für mein Glück Antheil; Ihr ſeid in
einer Zukunft nur wie eine Hoffnung. Nein, ich
abe dem Leben nichts vorzuwerfen, ſo wie Ihr es mir
emacht. Ich ſegne Euch, und ich liebe Euch voll Inbrunſt."

„Mein theurer Raoul, Eure Worte thun mir wohl.
Sie beweiſen mir, daß Ihr ein wenig für mich in der
ommenden Zeit handeln werdet."

„Ich werde nur für Euch handeln."

„Raoul, was ich nie in Beziehung auf Euch ge-
han habe, werde ich fortan thun. Ich werde Euer
Freund ſein, und nicht mehr Euer Vater. Wir wer-
en leben, indem wir uns ausbreiten, ſtatt zu leben,
indem wir uns gefangen halten, wenn Ihr zurückkehrt.
Das wird bald geſchehen, nicht wahr?"

„Gewiß, mein Herr, denn eine ſolche Expedition kann
icht lange dauern."

„Bald alſo, Raoul, bald werde ich Euch, ſtatt mä-
ig von meinen Einkünften zu leben, das Capital mei-
er Güter geben. Es wird Euch genügen, um Euch
n der Welt bis zu meinem Tode zu bewegen, und Ihr
erdet mir, wie ich hoffe, vor dieſer Zeit den Troſt
henken, mein Geſchlecht nicht erlöſchen zu laſſen."

„Ich werde Alles thun, was Ihr mir befehlt," er-
iederte Raoul ſehr bewegt.

„Raoul, Euer Adjudantendienst sollte Euch nicht zu allzu gewagten Unternehmungen veranlassen. Ihr habt Eure Proben abgelegt, man weiß, daß Ihr gut im Feuer seid. Erinnert Euch, daß der Krieg mit den Arabern ein Krieg der Hinterhalte und Ermordungen ist."

„Man sagt es, ja, mein Herr."

„Man erntet immer wenig Ruhm dabei, wenn man in einen Hinterhalt fällt. Das ist ein Tod, der ein wenig der Verwegenheit oder Unvorsichtigkeit beschuldigt. Häufig beklagt man nicht einmal denjenigen, welcher unterlegen ist. Diejenigen, welche man nicht beklagt, Raoul, sind unnütz gestorben. Mehr noch, der Sieger spottet, und wir dürfen es nicht dulden, daß diese albernen Ungläubigen über unsere Fehler triumphiren. Ihr begreift wohl, was ich hiemit sagen will, Raoul, Gott behüte mich, daß ich Euch ermahne, fern von den Treffen zu bleiben!"

„Ich bin von Natur vorsichtig, und ich habe viel Glück," erwiederte Raoul mit einem Lächeln, welches das Herz des armen Vaters zu Eis erstarren machte; „denn," fügte rasch der junge Mann bei, „in zwanzig Schlachten, die ich mitgemacht, habe ich noch nicht eine Schramme bekommen."

„Auch ist das Klima zu fürchten, der Fiebertod ist ein häßliches Ende. Der heilige König Ludwig bat Gott, er möchte ihm einen Pfeil oder die Pest vor dem Fieber schicken."

„Oh! mein Herr, mit Mäßigkeit, mit einer vernünftigen Leibesübung . . ."

„Ich habe es bei Herrn von Beaufort dahin gebracht," unterbrach Athos, „daß seine Depechen alle vierzehn Tage nach Frankreich abgehen, Ihr, sein Adjutant, werdet beauftragt sein, sie zu expediren; ohne Zweifel werdet Ihr mich nicht vergessen."

„Nein, Herr," erwiederte Raoul mit einer erstickten Stimme.

Raoul, da Ihr ein guter Chriſt ſeid und ich auch, ſo
wir auf einen beſondern Schirm Gottes oder
Schutzengel zählen. Verſprecht mir, daß Ihr,
Euch bei irgend einer Veranlaſſung Unglück be-
, vor Allem an mich denken werdet."
)h! ja, vor Allem."
ind daß Ihr mich anrufen werdet."
)h! auf der Stelle."
ihr träumt zuweilen von mir, Raoul?"
lle Nächte, mein Herr. Während meiner erſten
ſah ich Euch im Traume ruhig und ſanft, eine
iber meinem Haupte ausgeſtreckt, und darum
ch . . . einſt immer ſo gut!"
Wir lieben uns zu ſehr, als daß nicht von dem
lick an, wo wir uns trennen, ein Theil von
beiden Seelen mit dem Einen und dem Andern
s reiſen und da wohnen ſollte, wo wir wohnen
. Raoul ich fühle, daß, wenn Ihr traurig ſeid,
ierz ſich in Traurigkeit verſenken wird, und wenn
Gedanken an mich lächeln wollt, ſo bedenkt,
hr mir von dort einen Strahl Eurer Freude

ich verſpreche Euch nicht, freudig zu ſein," ant-
der junge Mann, „doch ſeid überzeugt, daß ich
ne Stunde hinbringen werde, ohne an Euch zu
nicht eine Stunde, das ſchwöre ich Euch, wenn
t todt bin."
hos konnte ſich nicht länger bewältigen, er um-
mit dem Arm den Hals ſeines Sohnes und
hn mit allen Kräften ſeines Herzens umfangen.
r Mond hatte der Morgendämmerung Platz ge-
ein goldener Streif ſtieg am Horizont empor
rkündigte das Herannahen des Tages.
hos warf ſeinen Mantel auf die Schultern von
und führte ihn in die Stadt, wo ſchon Laſtträger
urren, wie ein großer Ameiſenhaufen, untereinan-
mmelten.

Am Ende des Plateau, das Athos und Bragelonne verließen, sahen sie einen schwarzen Schatten unentschlossen und als schämte er sich, gesehen zu werden, sich wiegen. Es war Grimaud, der unruhig seinem Herrn auf der Ferse gefolgt war und auf den Grafen und seinen Sohn wartete.

„Oh! guter Grimaud," rief Raoul, „was willst Du? Du kommst, um uns zu melden, wir müssen aufbrechen?"

„Allein?" sagte Grimaud, indem er Athos Raoul mit einem Tone des Vorwurfs bezeichnete, der zum Beweise diente, in welchem Grad der Greis erschüttert war.

„Oh! Du hast Recht!" rief der Graf, „nein, Raoul wird nicht allein reisen; nein, er wird nicht auf einer fremden Erde bleiben, ohne ein befreundetes Wesen, das ihn tröstet und an Alles erinnert, was er liebte."

„Ich!" versetzte Grimaud.

„Du? Ja, ja!" rief Raoul, bis in die Tiefe seines Herzens gerührt.

„Ah! Du bist sehr alt, mein guter Grimaud," sprach Athos.

„Desto besser," erwiederte dieser, mit einer unaussprechlichen Tiefe des Gefühls und des Verstands.

„Aber die Einschiffung findet schon statt, und Du bist nicht vorbereitet," entgegnete Raoul.

„Doch!" sagte Grimaud, auf die Schlüssel seiner Koffer deutend, die mit denen seines jungen Herrn vermischt waren.

„Aber," entgegnete Raoul, „Du kannst nicht so den Herrn Grafen allein lassen, den Herrn Grafen, den Du nie verlassen hast."

Grimaud wandte seinen verdüsterten Blick gegen Athos, als wollte er die Stärke des Einen oder Andern messen.

Der Graf antwortete nicht.

„Dem Herrn Grafen wird das lieber ſein,“ ſagte rimaud.

„Ja,“ machte Athos mit ſeinem Kopf.

In dieſem Augenblick raſſelten alle Trommeln eichzeitig und die Klarinen füllten die Luft mit ihren iteren Melodien.

Man ſah die Regimenter, welche an der Expedin Theil nehmen ſollten, aus der Stadt hervorımmen.

Sie rückten fünf an der Zahl, jedes beſtehend aus erzig Compagnien, aus. Royal marſchirte voran, erınnbar an ſeiner weißen Uniform mit blauen Aufılägen. Die Ordonnanzfahnen, kreuzförmig in vier lder getheilt, veilchenblau und braungelb mit goldnen Lilien beſäet, ließen die weiße Obriſtenfahne mit m ebenfalls mit Lilien verzierten Kreuze herrſchen.

Musketiere auf den Flügeln mit ihren gabelförmin Stäben in der Fauſt und die Muskete auf der chulter, Pikeniere im Centrum mit ihren vierzehn ıß langen Spießen, marſchirten munter nach den ransportparken, die ſie im Einzelnen nach den Schiffen achten.

Die Regimenter Picardie, Navarra, Normandie ıd Royal-Vaiſſeau kamen ſodann. Herr von Beaufort ıtte zu wählen verſtanden.

Man ſah ihn ſelbſt von fern den Zug mit ſeinem eneralſtabe ſchließend. Ehe er das Meer erreichen nnte, mußte eine gute Stunde vergehen.

Raoul wandte ſich langſam mit Athos nach dem ſer, um ſeinen Platz in dem Augenblick, wo der Prinz rüberziehen würde, einzunehmen.

Brauſend vor jugendlichem Eifer, ließ Grimaud ıs Gepäcke von Raoul nach dem Admiralsſchiffe ingen.

Athos hatte ſeinen Arm um den Hals ſeines Sohıs geſchlungen, den er verlieren ſollte, er zehrte ſich

im ſchmerzlichſten Nachſinnen auf und betäubte ſich durch das Geräuſch und die Bewegung.

Plötzlich kam ein Officier von Herrn von Beaufort zu ihnen, um ihnen zu melden, der Herzog gebe den Wunſch kund, Raoul an ſeiner Seite zu ſehen.

„Mein Herr,“ rief der junge Mann, „wollt dem Prinzen ſagen, ich bitte ihn noch um dieſe Stunde, um die Gegenwart des Herrn Grafen zu genießen.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Athos, „ein Adjutant kann nicht ſo ſeinen General verlaſſen. Wollt dem Prinzen ſagen, mein Herr, der Vicomte werde ſich ſogleich zu ihm begeben.“

Der Officier ſprengte im Galopp weg.

„Ob wir uns hier verlaſſen, ob wir uns dort verlaſſen, es iſt immer eine Trennung,“ ſprach Athos.

Er ſtäubte ſorgfältig den Rock ſeines Sohnes ab und ſtrich ihm, während ſie gingen, über die Haare.

„Höret,“ ſprach er, „Raoul, Ihr braucht Geld; Herr von Beaufort lebt auf einem großen Fuß, und ich bin überzeugt, daß Ihr Euch dort darin gefallen werdet, Pferde und Waffen zu kaufen, was in jenem Lande koſtbare Dinge ſind. Da Ihr nun weder dem König, noch Herrn von Beaufort dient und nur von Eurem freien Willen abhängt, ſo dürft Ihr weder auf Sold, noch auf Schenkungen rechnen. Es ſoll Euch in Gigelli an nichts fehlen. Hier ſind zwei hundert Piſtolen; gebt ſie aus, Raoul, wenn Ihr mir Vergnügen machen wollt.“

Raoul drückte ſeinem Vater die Hand, und bei der Biegung einer Straße ſahen ſie Herrn von Beaufort, auf einem herrlichen weißen Roſſe reitend, das durch anmuthige Courbetten den Beifallsjubel der Frauen der Stadt erwiederte.

Der Herzog rief Raoul und reichte dem Grafen die Hand. Er ſprach lange zu ihm mit ſo ſanften Ausdrücken, daß ſich das Herz des armen Vaters ein wenig dadurch geſtärkt fand.

kam jedoch Beiden, dem Vater und dem Sohne,
laufe ihr Marſch auf den Richtplatz aus. Ein
rer Augenblick trat ein, der, wo, um das Ge-
verlaſſen, die Soldaten und die Seeleute mit
milien und ihren Freunden die letzten Küſſe
n: ein erhabener Augenblick, in dem, trotz der
des Himmels, trotz der Wärme der Sonne,
Wohlgerüche der Luft, trotz des milden Lebens,
h die Adern kreiſt, Alles ſchwarz, Alles bitter
Alles an Gott, durch den Mund Gottes ſelbſt
), zweifeln macht.
war gebräuchlich, daß ſich der Admiral zuletzt
em Gefolge einſchiffte; die Kanonen wurden,
furchtbare Stimme ertönen zu laſſen, bis der
: einen Fuß auf das Brett ſeines Schiffes ge-
e.
i Admiral, die Flotte, die eigene Eitelkeit des
Mannes vergeſſend, öffnete Athos ſeinem Sohne
e und preßte ihn krampfhaft an ſeine Bruſt.
egleitet uns an Bord," ſagte der Herzog ge-
Ihr werdet dabei eine gute halbe Stunde ge-

ein," erwiederte Athos, „nein, mein Lebewohl
t. Ich will nicht ein zweites ſagen."
ann ſchifft Euch raſch ein, Vicomte!" fügte der
ei, der die Thränen dieſen beiden Männern, deren
ſchwoll, erſparen wollte.
o väterlich, zärtlich, ſtark, wie es Porthos ge-
äre, nahm er Raoul in ſeine Arme und ſetzte
die Schaluppe, deren Ruder ſogleich auf ein
zu arbeiten anfingen.
s Ceremoniell vergeſſend, ſprang er ſelbſt auf
hlbord des Bootes und ſtieß es mit kräftigem
s Meer.
ott befohlen!" rief Raoul.
os antwortete nur durch ein Zeichen, aber er

im ſchmerzlichſten Nachſinnen auf und betäubte ihn durch das Geräuſch und die Bewegung.

Plötzlich kam ein Officier von Herrn von Beaufort zu ihnen, um ihnen zu melden, der Herzog gebe den Wunſch kund, Raoul an ſeiner Seite zu ſehen.

„Mein Herr,“ rief der junge Mann, „wollt dem Prinzen ſagen, ich bitte ihn noch um dieſe Stunde, um die Gegenwart des Herrn Grafen zu genießen.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Athos, „ein Adjutant kann nicht ſo ſeinen General verlaſſen. Wollt dem Prinzen ſagen, mein Herr, der Vicomte werde ſich ſogleich zu ihm begeben.“

Der Officier ſprengte im Galopp weg.

„Ob wir uns hier verlaſſen, ob wir uns dort verlaſſen, es iſt immer eine Trennung,“ ſprach Athos.

Er ſtäubte ſorgfältig den Rock ſeines Sohnes ab und ſtrich ihm, während ſie gingen, über die Haare.

„Höret,“ ſprach er, „Raoul, Ihr braucht Geld; Herr von Beaufort lebt auf einem großen Fuß, und ich bin überzeugt, daß Ihr Euch dort darin gefallen werdet, Pferde und Waffen zu kaufen, was in jenem Lande koſtbare Dinge ſind. Da Ihr nun weder dem König, noch Herrn von Beaufort dient und nur von Eurem freien Willen abhängt, ſo dürft Ihr weder auf Sold, noch auf Schenkungen rechnen. Es ſoll Euch in Gigelli an nichts fehlen. Hier ſind zwei hundert Piſtolen; gebt ſie aus, Raoul, wenn Ihr mir Vergnügen machen wollt.“

Raoul drückte ſeinem Vater die Hand, und bei der Biegung einer Straße ſahen ſie Herrn von Beaufort, auf einem herrlichen weißen Roſſe reitend, das durch anmuthige Courbetten den Beifallsjubel der Frauen der Stadt erwiederte.

Der Herzog rief Raoul und reichte dem Grafen die Hand. Er ſprach lange zu ihm mit ſo ſanften Ausdrücken, daß ſich das Herz des armen Vaters ein wenig dadurch geſtärkt fand.

kam jedoch Beiden, dem Vater und dem Sohne,
laufe ihr Marſch auf den Richtplatz aus. Ein
er Augenblick trat ein, der, wo, um das Ge-
verlaſſen, die Soldaten und die Seeleute mit
milien und ihren Freunden die letzten Küſſe
n: ein erhabener Augenblick, in dem, trotz der
des Himmels, trotz der Wärme der Sonne,
Wohlgerüche der Luft, trotz des milden Lebens,
h die Adern kreiſt, Alles ſchwarz, Alles bitter
Alles an Gott, durch den Mund Gottes ſelbſt
, zweifeln macht.
war gebräuchlich, daß ſich der Admiral zuletzt
m Gefolge einſchiffte; die Kanonen warteten,
furchtbare Stimme ertönen zu laſſen, bis der
einen Fuß auf das Brett ſeines Schiffes ge-
e.
Admiral, die Flotte, die eigene Eitelkeit des
Mannes vergeſſend, öffnete Athos ſeinem Sohne
e und preßte ihn krampfhaft an ſeine Bruſt.
gleitet uns an Bord," ſagte der Herzog ge-
Ihr werdet dabei eine gute halbe Stunde ge-

:in," erwiederte Athos, „nein, mein Lebewohl
t. Ich will nicht ein zweites ſagen."
ann ſchifft Euch raſch ein, Vicomte!" fügte der
:i, der die Thränen dieſen beiden Männern, deren
ſchwoll, erſparen wollte.
) väterlich, zärtlich, ſtark, wie es Porthos ge-
äre, nahm er Raoul in ſeine Arme und ſetzte
die Schaluppe, deren Ruder ſogleich auf ein
zu arbeiten anfingen.
s Ceremoniell vergeſſend, ſprang er ſelbſt auf
)lbord des Bootes und ſtieß es mit kräftigem
s Meer.
ott befohlen!" rief Raoul.
os antwortete nur durch ein Zeichen, aber er

fühlte etwas Brennendes auf ſeiner Hand: da
der ehrfurchtsvolle Kuß von Grimaud, der letz
ſchied des treuen Hundes.

Nach dieſem Kuſſe ſprang Grimaud von der
des Hafendamms auf das Vordertheil einer Ja
zwei Rudern, die ſich von einem Chalaud, bedie
acht Galeerenrudern, hatte bugſiren laſſen.

Athos ſetzte ſich verwirrt, trübe, verlaſſen a
Hafendamm.

Jede Secunde entführte ihm einen von den
eine von den Nuancen des bleichen Geſichtes von
Die Arme hängend, das Auge ſtarr, den Mund
blieb er mit ſeinem Sohne in einem und der
Blick, in einem und demſelben Gedanken, in ein
derſelben Betäubung vermengt.

Das Meer trug nach und nach die Scha
und die Geſtalten bis zu einer Entfernung fort,
Menſchen nur noch Punkte ſind, wo die gege
Liebe nur noch in Erinnerungen beſteht.

Athos ſah ſeinen Sohn die Leiter des Al
ſchiffes hinaufſteigen, er ſah ihn ſich mit den E
gen auf die Verſchanzung ſtützen und eine ſolch
lung nehmen, daß er immer ein Geſichtspunkt f
Auge ſeines Vaters blieb. Vergebens donnerte
none, vergebens drang aus den Fahrzeugen ein
anhaltender Lärm hervor, am Lande verbreitet du
ungeheures Zujauchzen, vergebens wollte das G
das Ohr des Vaters betäuben. Raoul erſchi
bis zum letzten Augenblick, und das unmerkliche
das vom Schwarzen zum Blaſſen, vom Blaſſe
Weißen und vom Weißen zum Nichts übergin
ſchwand für Athos lange, nachdem für die Augen
Anweſenden mächtige Schiffe und angeſchwollen
verſchwunden waren.

Gegen Mittag, als ſchon die Sonne den Rau
zehrte und kaum das oberſte Ende der Maſten die w
hende Linie des Meeres überragte, ſah Atho

eichen, luftigen Schatten ſich erheben, der eben ſo bald rſchwunden, als geſehen: das war der Rauch von nem Kanonenſchuß, den Herr von Beaufort hatte uern laſſen, um zum letzten Male die Küſte Frank- ichs zu grüßen.

Der Punkt verſank am Horizont, und Athos kehrte jmerzerfüllt nach ſeinem Gaſthofe zurück.

VIII.

Zwiſchen Frauen.

D'Artagnan hatte ſich vor ſeinen Freunden nicht gut verbergen können, als er es gewünſcht.

Der ſtoiſche Soldat, der unempfindliche Kriegsmann atte ſich, von der Angſt und den Ahnungen beſiegt, inige Minuten der menſchlichen Schwäche hingegeben.

Als er ſein Herz zum Schweigen gebracht und das eben ſeiner Muskeln beſänftigt hatte, wandte er ſich egen ſeinen Lackei um, einen ſchweigſamen Diener, der eſtändig lauſchte, um ſchneller zu gehorchen, und ſagte u ihm:

„Rabaud, Du wirſt wiſſen, daß ich dreißig Meilen m Tage machen muß.“

„Gut, mein Kapitän,“ erwiederte Rabaud.

Und dem Gange des Pferdes angeſchloſſen, wie in wahrer Centaure, kümmerte ſich d'Artagnan von dieſ Augenblick um nichts mehr, das heißt, er kümmerte im Alles.

Er fragte ſich, warum ihn der König zurückr

warum die eiſerne Marke eine ſilberne Platte zu den Füßen von Raoul geworfen habe.

Was den erſten Gegenſtand betrifft, ſo war die Antwort verneinend; er wußte zu gut, daß, wenn ihn der König zurückrief, dies aus Nothwendigkeit geſchah; er wußte auch, daß Ludwig XIV. das gebieteriſche Bedürfniß einer geheimen Unterredung mit demjenigen fühlen mußte, welchen ein ſo großes Geheimniß auf das Niveau der höchſten Mächte des Reiches ſtellte. Aber d'Artagnan fand ſich nicht fähig, das Verlangen des Königs genau zu beſtimmen.

Der Musketier hatte keine Zweifel mehr über den Grund, der den unglücklichen Philipp angetrieben, ſeinen Charakter und ſeine Geburt zu enthüllen. Für immer unter ſeiner eiſernen Maske begraben, verbannt in ein Land, wo die Menſchen den Elementen zu dienen ſchienen, ſelbſt der Geſellſchaft von d'Artagnan beraubt, von dem er mit Ehrenbezeigungen und Zartheit überhäuft worden war, hatte Philipp nur noch Geheimniſſe und Schmerzen in der Welt zu ſehen, und da ſah die Verzweiflung zu ergreifen anfing, ſo ergoß er ſich in Klagen, im Glauben, die Offenbarungen würden ihm einen Rächer erwecken.

Die Art, wie der Musketier beinahe ſeine beſten Freunde getödtet hätte, das Geſchick, das Athos ſo ſeltſam in das Staatsgeheimniß eingeweiht, der Abſchied von Raoul, die Dunkelheit dieſer Zukunft, die mit einem traurigen Tod endigen ſollte, dies Alles führte d'Artagnan unabläßig zu kläglichen Vorherſehungen zurück, welche die Geſchwindigkeit des Marſches nicht, wie einſt, zerſtreute.

D'Artagnan ging von dieſen Betrachtungen zu den Erinnerungen an ſeine geächteten Freunde Porthos und Aramis über. Er ſah ſie als Flüchtlinge, umſtellt. Beide zu Grunde gerichtet und arbeitſam im Wiederaufbau eines Glückes begriffen, und da der König ſeinen Mann der Ausführung in einem Augenblick der

che und des Grolls zu ſich rief, ſo zitterte d'Artag-
ı, er würde einen Auftrag erhalten, bei dem ſein
:z geblutet hätte.

Zuweilen, wenn er die Bergabhänge hinabritt,
ın das athemloſe Pferd ſeine Nüſtern aufblies und
e Flanken blähte, erinnerte ſich der Kapitän, der
: freier denken konnte, an das wunderbare Genie
Aramis, an dieſes Genie der Schlauheit und der
rigue, wie die Fronde und der Bürgerkrieg zwei
›orgebracht hatten. Soldat, Prieſter und Diplomat,
ant, gierig und verſchmitzt, hatte Aramis die guten
ige des Lebens immer nur als Fußtritt genommen,
ſich über die ſchlechten zu erheben. Ein edler Geiſt,
n nicht ein auserwähltes Herz, hatte er das Böſe
ıer nur gethan, um ein wenig zu glänzen. Gegen
Ende ſeiner Laufbahn, in dem Augenblick, wo er
Ziel anfaſſen ſollte, hatte er, wie der Patricier
›co, einen falſchen Tritt auf einem Brette gethan und
ins Meer gefallen.

Aber Porthos, dieſer gute und naive Porthos!
thos ausgehungert, Mousqueton ohne goldene Treſ-
eingekerkert vielleicht ſchon; Pierrefonds, Bracieux
Erde gleich gemacht, was die Steine betrifft, ge-
ndet, was die Hochwälder betrifft, ſehen, das waren
ıfo viele brennende Schmerzen für d'Artagnan, und
›ft ihn einer dieſer Schmerzen traf, ſprang er auf,
ſein Pferd beim Stiche der Bremſe, unter den Ge-
ben des Blätterwerks.

Nie hat ſich der Mann von Geiſt gelangweilt,
n ſein Körper durch die Strapazen beſchäftigt geweſen
nie hat ein körperlich geſunder Mann verfehlt, das
ın leicht zu finden, wenn etwas ſeinen Geiſt gefangen
›mmen. Immer rennend, immer träumend, kam
rtagnan nach Paris hinab, friſch und mit geſchmei-
n Muskeln, wie der Athlet, der ſich für das Gym-
um vorbereitet hat.

Der König erwartete ihn nicht ſo bald und war

warum die eiserne Marke eine silberne Platte zu den Füßen von Raoul geworfen habe.

Was den ersten Gegenstand betrifft, so war die Antwort verneinend; er wußte zu gut, daß, wenn ihn der König zurückrief, dies aus Nothwendigkeit geschah; er wußte auch, daß Ludwig XIV. das gebieterische Bedürfniß einer geheimen Unterredung mit demjenigen fühlen mußte, welchen ein so großes Geheimniß auf das Niveau der höchsten Mächte des Reiches stellte. Aber d'Artagnan fand sich nicht fähig, das Verlangen des Königs genau zu bestimmen.

Der Musketier hatte keine Zweifel mehr über den Grund, der den unglücklichen Philipp angetrieben, seinen Charakter und seine Geburt zu enthüllen. Für immer unter seiner eisernen Maske begraben, verbannt in ein Land, wo die Menschen den Elementen zu dienen schienen, selbst der Gesellschaft von d'Artagnan beraubt, von dem er mit Ehrenbezeigungen und Zartheiten überhäuft worden war, hatte Philipp nur noch Gefängniß und Schmerzen in der Welt zu sehen, und da er die Verzweiflung zu ergreifen anfing, so ergoß er sich in Klagen, im Glauben, die Offenbarungen würden ihm einen Rächer erwecken.

Die Art, wie der Musketier beinahe seine beste Freunde getödtet hätte, das Geschick, das Athos so seltsam in das Staatsgeheimniß eingeweiht, der Abschied von Raoul, die Dunkelheit dieser Zukunft, die mit einem traurigen Tod endigen sollte, dies Alles führte d'Artagnan unabläßig zu kläglichen Vorhersehungen zurück, welche die Geschwindigkeit des Marsches nicht, wie einst, zerstreute.

D'Artagnan ging von diesen Betrachtungen zu den Erinnerungen an seine geächteten Freunde Porthos und Aramis über. Er sah sie als Flüchtlinge, umstellt, Beide zu Grunde gerichtet und arbeitsam im Wiederaufbau eines Glückes begriffen, und da der König seinen Mann der Ausführung in einem Augenblick be-

des Grolls zu ſich rief, ſo zitterte d'Artag-
ürde einen Auftrag erhalten, bei dem ſein
t hätte.
m, wenn er die Bergabhänge hinabritt,
hemloſe Pferd ſeine Nüſtern aufblies und
n blähte, erinnerte ſich der Kapitän, der
denken konnte, an das wunderbare Genie
, an dieſes Genie der Schlauheit und der
vie die Fronde und der Bürgerkrieg zwei
ht hatten. Soldat, Prieſter und Diplomat,
ig und verſchmitzt, hatte Aramis die guten
ebens immer nur als Fußtritt genommen,
e die ſchlechten zu erheben. Ein edler Geiſt,
ein auserwähltes Herz, hatte er das Böſe
gethan, um ein wenig zu glänzen. Gegen
iner Laufbahn, in dem Augenblick, wo er
faſſen ſollte, hatte er, wie der Patricier
n falſchen Tritt auf einem Brette gethan und
er gefallen.
orthos, dieſer gute und naive Porthos!
gehungert, Mousqueton ohne goldene Treſ-
fert vielleicht ſchon; Pierrefonds, Bracieux
ich gemacht, was die Steine betrifft, ge-
s die Hochwälder betrifft, ſehen, das waren
brennende Schmerzen für d'Artagnan, und
ner dieſer Schmerzen traf, ſprang er auf,
rd beim Stiche der Bremſe, unter den Ge-
Blätterwerks.
t ſich der Mann von Geiſt gelangweilt,
örper durch die Strapazen beſchäftigt geweſen
ein körperlich geſunder Mann verfehlt, das
zu finden, wenn etwas ſeinen Geiſt gefangen
Immer rennend, immer träumend, kam
ach Paris hinab, friſch und mit geſchmei-
ln, wie der Athlet, der ſich für das Gym-
reitet hat.
nig erwartete ihn nicht ſo bald und war

nehmen und ſich gegen alle ſchlimmen Wech
panzern.

Er erfuhr, daß der König ſeit vierzehn
ſter, daß die Königin Mutter krank und ſehr
ſchlagen war, daß Monſieur, des Königs B
der Frömmigkeit zuwandte, daß Madame Bay
und daß Guiche nach einem ſeiner Güter abg

Er erfuhr ferner, daß Herr Colbert ſtr
Herr Fouquet alle Tage einen neuen Arzt
zog, daß er nicht genas, und daß ſeine Hau
nicht zu denjenigen gehörte, welche die Aer
wenn nicht etwa die politiſchen Aerzte.

Der König, ſagte man d'Artagnan, mache
quet das freundlichſte Geſicht und verlaſſe
einen Augenblick, aber, im Herzen getroffen
ſchönen Bäume, die ein Wurm angenagt h
Fouquet immer mehr ab, trotz des königliche
dieſer Sonne des Hofes.

D'Artagnan erfuhr, Fräulein de la L
dem König unentbehrlich geworden; der Für
ſie bei ſeinen Jagden nicht mitnehme, ſchreib
rere Male, nicht mehr Ver[illegible] ſondern, was
iſt, Proſa, und zwar ganz [illegible]ten.

: Hirſche und die Faſanen, denn die Jagd wurde bei nen ſo kraftlos betrieben, daß man ſagte, die Kunſt r Jägerei entarte am franzöſiſchen Hofe.

D'Artagnan dachte nun an die Empfehlungen des nen Raoul, an den verzweiflungsvollen Brief, Se mmt für eine Frau, die ihr Leben im Hoffen hin- achte, und da d'Artagnan zu philoſophiren liebte, ſo ſchloß er, die Abweſenheit des Königs zu benützen, n einen Augenblick Fräulein de la Vallière zu ſprechen.

Das war etwas Leichtes; Louiſe ging während der niglichen Jagd mit einigen Damen in einer Gallerie s Palais-Royal ſpazieren, wo gerade der Kapitän r Musketiere einige Wachen zu inſpiciren hatte.

D'Artagnan zweifelte nicht daran, wenn er das eſpräch auf Raoul bringen könnte, ſo würde ihm nige Anlaß zu einem guten Briefe an den armen Ver- nnten geben; die Hoffnung aber, oder wenigſtens der roſt für Raoul, in einer Verfaſſung des Herzens, wie e, in welcher wir ihn geſehen, das war die Sonne, s war, das Leben zweier Menſchen, welche unſerem apitän unendlich theuer.

Er ging alſo nach dem Orte, wo er Fräulein de Vallière zu finden wußte.

D'Artagnan fand la Vallière ſehr umgeben. In rer ſcheinbaren Einſamkeit empfing die Favoritin des önigs wie eine Königin, mehr vielleicht als die Kö- igin, eine Huldigung, auf welche Madame ſo ſtolz ge- eſen war, zur Zeit, da alle Blicke des Königs ihr ge- örten und alle Blicke der Höflinge gebieteriſch ihr wandten.

D'Artagnan, der kein Frauenknecht war, empfing ch nur Artigkeiten und Liebkoſungen von den Damen; : war höflich wie ein Braver, und ſein furchtbarer uf hatte ihm eben ſo viel Freundſchaft bei den Män- rn, als Bewunderung bei den Frauen verſchafft.

Als ſie ihn eintreten ſahen, redeten ihn die Ehren- anleiz auch ſogleich an. Sie begannen mit Fragen.

„Wo war er geweſen? was war aus ihm geworden? Warum hatte man ihn nicht mit ſeinen herrlichen Pferden alle die ſchönen Volten machen ſehen, welche auf dem Balcon des Königs die Neugierigen in Erſtaunen ſetzten?

Er antwortete ihnen, er komme aus dem Lande der Orangen.

Die Ehrenfräulein lachten. Man lebte in der Zeit, wo Jedermann reiſte, und wo dennoch eine Reiſe von hundert Meilen ein Problem war, das durch den Tod ſeine Löſung fand.

„Aus dem Lande der Orangen?“ rief Fräulein von Tonnay-Charente. „Aus Spanien?“

„Hel hel“ machte der Musketier.

„Von Malta?“ ſagte Montalais.

„Meiner Treue, Ihr ſeid nahe daran, mein Fräulein.“

„Von einer Inſel?“ ſprach la Vallière.

„Mein Fräulein,“ ſagte d'Artagnan, „ich will Euch nicht ſuchen laſſen: ich komme aus der Gegend, wo ſich Herr von Beaufort zu dieſer Stunde einſchifft, um nach Algier zu ſegeln.“

„Habt Ihr die Armee geſehen?“ riefen mehrere kriegeriſche Damen.

„Wie ich Euch ſehe,“ erwiederte d'Artagnan.

„Und die Flotte?“

„Ich habe Alles geſehen.“

„Haben wir Freunde dort?“ ſagte Fräulein von Tonnay-Charente kalt, aber auf eine Weiſe, um die Aufmerkſamkeit auf dieſes Wort von einer berechneten Tragweite zu lenken.

„Gewiß,“ antwortete d'Artagnan, „wir haben dort Herrn de la Guillotière, Herrn von Mouchy, Herrn von Bragelonne.“

La Vallère erbleichte.

„Herrn von Bragelonne?“ rief die falſche Athenais. „Wie! er iſt in den Krieg gezogen? . . . er!“

Montalais trat ihr auf den Fuß, aber vergebens.

„Wißt Ihr, was ich denke?“ fuhr ſie mitleidslos, gegen d'Artagnan gewendet, fort.

„Nein, mein Fräulein, doch ich möchte es wohl wiſſen.“

„Ich denke, alle Männer, die dieſen Krieg mitmachen, ſind Verzweifelte, welche die Liebe mißhandelt hat, und die nun Schwarze ſuchen, welche minder grauſam, als es die Weißen geweſen waren.“

Einige Damen lachten; la Vallière verlor ihre Haltung; Montalais huſtete, um einen Todten zu erwecken.

„Mein Fräulein,“ entgegnete d'Artagnan, „Ihr irrt Euch, wenn Ihr von ſchwarzen Frauen in Gigelli ſprecht; die Frauen ſind dort nicht ſchwarz; ſie ſind allerdings nicht weiß, aber gelb.“

„Gelb!“

„Ei! urtheilt nicht ſchlimm hierüber; ich habe nie eine ſchönere Farbe ſich mit ſchwarzen Augen und einem Korallenmund vermählen ſehen.“

„Deſto beſſer für Herrn Bragelonne,“ ſagte hartnäckig Fräulein Tonnay-Charente. „Der arme Junge wird ſich entſchädigen!“

Nach dieſen Worten trat ein tiefes Stillſchweigen ein. D'Artagnan hatte Zeit, zu überlegen, daß ſich die Frauen, dieſe ſanften Tauben, unter ſich viel grauſamer behandeln, als die Tiger und die Bären.

Es war nicht genug für Athenais, daß ſie la Vallière erbleichen gemacht hatte, ſie wollte ſie auch erröthen machen.

Plötzlich nahm ſie das Geſpräch wieder auf und ſagte:

„Wißt Ihr, Louiſe, daß Ihr da eine ſchwere Sünde auf dem Gewiſſen habt!“

„Welche Sünde, mein Fräulein?“ ſtammelte die Unglückliche, indem ſie um ſich her einen Beiſtand ſuchte, ohne ihn zu finden.

„Gewiß,“ fuhr Athenais fort, „der junge Mann

war mit Euch verlobt. Er liebte Euch, und Ihr habt ihn zurückgestoßen."

„Das ist ein Recht, welches man hat, wenn man eine redliche Frau ist," entgegnete Montalais mit einer gezierten Miene. „Weiß man, daß man nicht das Glück eines Mannes machen kann, so ist es besser, ihn zurückzuweisen."

Louise begriff nicht, ob sie derjenigen, welche sie so vertheidigte, einen Tadel oder einen Dank schuldig war.

„Zurückweisen! zurückweisen! das ist sehr gut," sagte Athenais, „doch hierin liegt nicht die Sünde, die sich Fräulein de la Vallière vorzuwerfen hat. Die wahre Sünde ist, daß sie den armen Bragelonne in den Krieg schickt, wo man den Tod findet."

Louise streifte mit einer Hand über ihre kalte Stirne.

„Und wenn er stirbt," fuhr die Unbarmherzige fort, „habt Ihr ihn getödtet; das ist die Sünde."

Selbst halbtodt, nahm Louise den Arm des Kapitäns der Musketiere, dessen Gesicht eine ungewöhnliche Aufregung verrieth.

„Ihr hattet mit mir zu reden, Herr d'Artagnan!" sprach sie mit einer vor Zorn und Schmerz bebenden Stimme. „Was hattet Ihr mir zu sagen?"

D'Artagnan machte, Louise an seinem Arm führend, mehrere Schritte in der Gallerie; dann, als sie fern genug von den Andern waren, erwiederte er:

„Was ich Euch zu sagen hatte, mein Fräulein, hat Euch Fräulein von Tonnay-Charente ungeschlacht, aber ganz und gar ausgedrückt."

Sie gab einen kleinen Schrei von sich und lief weg, wie jene armen Vögel, die auf den Tod getroffen den Schatten des Gebüsches suchen, um zu sterben.

Louise verschwand durch eine Thüre in dem Augenblick, wo der König durch eine andere eintrat.

Der erste Blick des Fürsten war auf den leeren Sitz seiner Geliebten gerichtet; als er la Vallière nicht

ewahrte, faltete er die Stirne; bald aber ſah er d'Ar-
gnan, der ſich vor ihm verbeugte.

„Ah! mein Herr,“ rief er, „Ihr habt Euch gewal-
g beeilt, ich bin ſehr mit Euch zufrieden.“

Dies war der ſuperlative Ausdruck der Zufrieden-
eit des Königs. Viele Menſchen mußten ſich tödten
ſſen, um dieſes Wort von dem König zu erlangen.

Die Ehrenfräulein und die Höflinge hatten einen
rerbietigen Kreis um den König bei ſeinem Eintritte
ebildet; als ſie jedoch ſahen, daß er insgeheim mit dem
apitän der Musketiere zu ſprechen trachtete, wollten
e auf die Seite treten.

Der König kam ihnen zuvor und führte d'Artagnan
us dem Saale, nachdem er noch einmal mit den Augen
Vallière geſucht, deren Abweſenheit er nicht begrei-
n konnte.

Sobald ſie aus dem Bereiche neugieriger Ohren
aren, ſagte der König:

„Nun! der Gefangene?“

„In ſeinem Gefängniß, Sire.“

„Was hat er unter Weges geſagt?“

„Nichts.“

„Was hat er gethan?“

„Es kam ein Augenblick, wo der Fiſcher, in deſſen
chiff ich nach Sainte-Marguerite fuhr, ſich empörte
nd mich umbringen wollte. Der . . . der Gefangene
at mich vertheidigt, ſtatt eine Flucht zu verſuchen.“

Der König erbleichte.

„Genug,“ ſagte er.

D'Artagnan verbeugte ſich.

Ludwig ging in ſeinem Cabinet auf und ab.

„Ihr waret in Antibes, als Herr von Beaufort
orthin kam?“ fragte er.

„Nein Sire, ich reiſte ab, als der Herr Herzog
nkam.“

„Ah!“

Ein neues Stillſchweigen.

„Was habt Ihr dort geſehen?“

„Viele Leute,“ antwortete d'Artagnan mit kaltem Tone.

Der König bemerkte, daß d'Artagnan nicht ſprechen wollte.

„Ich habe Euch kommen laſſen, Herr Kapitän, um Euch zu beauftragen, meine Wohnungen in Nantes in Bereitſchaft zu ſetzen.“

„In Nantes!“ rief d'Artagnan.

„In der Bretagne.“

„Ja, Sire, in der Bretagne. Eure Majeſtät macht die lange Reiſe nach Nantes?“

„Die Stände verſammeln ſich dort,“ erwiederte der König. „Ich habe zwei Forderungen an ſie zu ſtellen, und will dabei ſein.“

„Wann ſoll ich abreiſen?“ fragte der Kapitän.

„Heute Abend ... morgen ... morgen Abend ... denn Ihr werdet der Ruhe bedürfen?“

„Ich bin ausgeruht, Sire.“

„Vortrefflich, alſo zwiſchen heute Abend und morgen, nach Eurem Belieben.“

D'Artagnan verbeugte ſich, als wollte er ſich wieder entfernen; dann, da er den König ſehr verlegen ſah, machte er wieder zwei Schritte vorwärts und fragte:

„Gedenkt Eure Majeſtät den Hof mitzunehmen?“

„Ja.“

„Somit wird der König ohne Zweifel der Musketiere bedürfen?“

Und das durchdringende Auge des Kapitäns machte den Blick des Königs ſich ſenken.

„Nehmt eine Brigade davon mit,“ erwiederte Ludwig.

„Iſt das Alles? Hat mir der König keine andere Befehle mehr zu geben.“

„Nein ... Ah! ... doch!“

„Ich höre.“

„Im Schloſſe von Nantes, das ſehr ſchlecht eingetheilt ſein ſoll, werdet Ihr regelmäßig Musketiere vor

Thüre von jedem der bedeutendſten Würdenträger
len, die ich mitnehme."
„Der bedeutendſten?"
„Ja."
„Wie zum Beiſpiel vor die Thüre des Herrn von
ponne?"
„Ja."
„Von Herrn Letellier?"
„Ja."
„Von Herrn von Brienne?"
„Ja."
„Und vom Herrn Oberintendanten?"
„Allerdings."
„Sehr wohl, Sire. Ich werde morgen abreiſen."
„Oh! noch ein Wort, Herr d'Artagnan. Ihr trefft
Nantes den Herrn Herzog von Gesvres, den Kapi-
in der Garden. Seid dafür beſorgt, daß Eure Mus-
:tiere ihre Poſten einnehmen, ehe ſeine Garden an-
ommen. Der Vortritt gebührt denjenigen, welche zuerſt
ommen."
„Ja, Sire."
„Und wenn Euch Herr von Gesvres befragte?"
„Ah! Sire! wird Herr von Gesvres mich befra-
en?" rief der Musketier.
Und er drehte ſich ſtolz auf ſeinen Abſätzen um und
erſchwand
„Nach Nantes!" ſprach er zu ſich ſelbſt, während
r die Stufen hinabſtieg, „warum hat er es nicht ge-
agt, ſogleich nach Belle-Isle zu ſagen."
Als er nahe beim großen Thore war, lief ihm ein
Schreiber von Herrn von Brienne nach und rief:
„Herr d'Artagnan! verzeiht."
„Was gibt es, Herr Ariſte?"
„Es iſt hier eine Anweiſung, die mir der König
auch zu übergeben beauftragt hat."
„Auf Eure Caſſe?" fragte der Musketier.

und kam gerade zu rechter Zeit, um im Vorzimmer Herrn Peliſſon zu finden, der ein wenig bleich aus dem Speiſesaal herbeilief, um Erkundigungen einzuziehen.

D'Artagnan lächelte.

„Es iſt nichts Aergerliches, Herr Peliſſon, nur eine kleine Anweiſung, deren Betrag ich zu erheben habe.“

„Ah!“ machte der Freund von Fouquet, tief athmend, und er nahm den Kapitän bei der Hand, zog ihn nach ſich und ließ ihn in den Saal eintreten, wo viele vertraute Freunde den Oberintendanten umgaben, welcher im Mittelpunkte in einem Lehnſtuhl mit Polſtern ſaß.

Es fanden ſich hier alle Epicuräer verſammelt, welche kurz zuvor in Vaux die Honneurs des Hauſes, des Geiſtes und des Geldes von Herrn Fouquet gemacht hatten.

Heitere, der Mehrzahl nach zärtliche Freunde, hatten ſie ihren Gönner beim Herannahen des Sturmes nicht geflohen, und trotz der Drohungen des Himmels, trotz des Zitterns der Erde, befanden ſie ſich hier, lächelnd, zuvorkommend, ergeben im Unglück, wie ſie es im Wohlſtand geweſen waren.

Zur Linken des Oberintendanten Frau von Bellière, zu ſeiner Rechten Madame Fouquet, alsob, dem Geſetze der Welt trotzend und jeden Grund gewöhnlichen Wohlanſtandes zum Schweigen bringend, die zwei Schutzengel dieſes Mannes ſich vereinigten, um ihm im Augenblick der Kriſe den Beiſtand ihrer verſchlungenen Arme zu leiſten.

Frau von Bellière war bleich, zitternd und voll ehrerbietiger Aufmerkſamkeiten gegen die Frau Oberintendantin, welche, eine Hand auf der Hand ihres Gatten, ängſtlich nach der Thüre ſchaute.

Der Kapitän trat voll Höflichkeit zuerſt und voll Bewunderung ſodann ein, als ſein untrüglicher Blick die Bedeutung aller dieſer Geſichter zugleich errathen und umfaßt hatte.

Fouquet erhob ſich in ſeinem Lehnſtuhl und ſprach:

„Verzeiht, Herr d'Artagnan, wenn ich Euch nicht
s im Namen des Königs erſchienen empfangen habe.“
Und er betonte dieſe letzten Worte mit einer Art
n trauriger Feſtigkeit, welche das Herz ſeiner Freunde
it Schrecken erfüllte.
„Monſeigneur,“ erwiederte d'Artagnan, „ich komme
cht zu Euch im Namen des Königs, wenn nicht etwa
n die Bezahlung einer Anweiſung von zwei hundert
iſtolen zu verlangen.“
Alle Stirnen entrunzelten ſich; die von Fouquet
llein blieb düſter.
„Ah! mein Herr,“ ſagte er, „Ihr reiſt vielleicht
ich nach Nantes?“
„Ich weiß nicht, wohin ich reiſe, Monſeigneur.“
„Aber,“ ſagte Madame Fouquet wieder erheitert,
Ihr reiſt nicht ſo ſchnell, Herr Kapitän, daß Ihr uns
cht die Ehre erweiſen ſolltet, bei uns Platz zu nehmen?“
„Madame, es wäre eine ſehr große Ehre für mich;
ch ich habe ſolche Eile, wie Ihr ſeht, daß ich mir
e Freiheit nehmen mußte, Euer Mahl zu unterbrechen,
n eine Anweiſung bezahlen zu laſſen.“
„Welche Euch in Gold ausbezahlt werden ſoll,“
rach Fouquet.
Und er machte ſeinem Haushofmeiſter ein Zeichen,
ıd dieſer entfernte ſich ſogleich mit der Anweiſung, die
m d'Artagnan reichte.
„Oh! ich hatte nicht bange wegen der Bezahlung,“
gte der Musketier, „das Haus iſt gut.“
Ein ſchmerzliches Lächeln trat in dem bleichen Ge-
hte von Fouquet hervor.
„Ihr leidet?“ fragte Frau von Bellière.
„Euer Anfall?“ ſprach Madame Fouquet.
„Nichts, ich danke,“ erwiederte der Oberintendant.
„Euer Anfall?“ ſagte d'Artagnan. „Seid Ihr
ank, Monſeigneur?“
„Ich habe ein dreitägiges Fieber, das mich nach
:m Feſte in Vaux gepackt hat.“

„Eine Erkältung in den Grotten bei Nacht?“

„Nein! nein! nur eine Aufregung.“

„Die zu große Herzlichkeit, mit der Ihr den König empfangen habt,“ bemerkte La Fontaine ruhig, ohne zu vermuthen, daß er eine Ruchlosigkeit aussprach.

„Man vermag einen König nicht zu herzlich zu empfangen,“ entgegnete Fouquet dem Dichter.

„Der Herr wollte sagen, der zu große Eifer,“ unterbrach d'Artagnan treuherzig und uebreich. „Es ist wahr, Monseigneur, nie ist die Gastfreundschaft geübt worden, wie in Vaux.“

Madame Fouquet ließ ihr Gesicht klar ausdrücken, wenn sich Fouquet gut gegen den König benommen, so würde der König dem Minister nicht Gleiches mit Gleichem vergelten.

Doch d'Artagnan wußte das furchtbare Geheimniß, er wußte es allein mit Fouquet; diese zwei Männer hatten der Eine nicht den Muth, den Andern zu beklagen, der Andere nicht das Recht, anzuschuldigen.

Der Kapitän, dem man die zwei hundert Pistolen brachte, wollte Abschied nehmen, doch Fouquet stand auf, nahm ein Glas, ließ ein anderes d'Artagnan geben und sprach:

„Mein Herr, auf die Gesundheit des Königs, was auch geschehen mag.“

„Und auf die Eurige, Monseigneur, was auch geschehen mag,“ erwiederte d'Artagnan trinkend.

Nach diesen Worten von schlimmer Vorbedeutung grüßte er die ganze Gesellschaft; diese stand auf, sobald er gegrüßt hatte, und man hörte seine Sporen und seine Stiefel bis in die Tiefe der Treppe.

„Ich glaubte einen Augenblick, es sei auf mich und nicht auf mein Geld abgesehen,“ sagte Fouquet, der zu lachen suchte.

„Auf Euch?“ riefen seine Freunde, „mein Gott, warum?“

„Ah!“ erwiederte der Oberintendant, „täuschen

wir uns nicht, meine lieben Freunde in Epicur, ich will keine Vergleichung zwiſchen dem niedrigſten Sünder der Erde und dem Gott machen, den wir anbeten, aber ſeht Ihr, er gab eines Tages ſeinen Freunden ein Mahl, welches man das Abendmahl nennt, und das nichts Anderes war, als ein Abſchiedseſſen, wie das, welches wir in dieſem Augenblick machen."

Ein Schrei ſchmerzlichen Leugnens erhob ſich von allen Ecken des Tiſches.

„Schließt die Thüren," ſagte Fouquet.

Die Bedienten verſchwanden.

„Meine Freunde," fuhr Fouquet, die Stimme dämpfend, fort, „wer war ich einſt? was bin ich heute? Befragt Euch und antwortet. Ein Mann, wie ich, ſinkt gerade dadurch, daß er ſich nicht erhebt; was wird man ſagen, wenn er wirklich ſinkt? Ich habe kein Geld mehr; ich habe keinen Credit mehr; ich habe nur noch mächtige Feinde und ohnmächtige Freunde."

„Geſchwinde," rief Peliſſon, indem er ſich erhob, „da Ihr Euch ſo offenherzig erklärt, ſo iſt es an uns, auch offenherzig zu ſein. Ja, Ihr ſeid verloren, ja, Ihr lauft Eurem Ruin entgegen, haltet ein. Sagt vor Allem, wie viel bleibt Euch an Geld?"

„Siebenmal hundert tauſend Livres," antwortete der Intendant.

„Brod," murmelte Madame Fouquet.

„Poſtpferde!" rief Peliſſon, „Poſtpferde, und flieht."

„Wohin?"

„In die Schweiz, nach Savoyen, aber flieht."

„Wenn Monſeigneur flieht," entgegnete Frau von Bellière, „ſo wird man ſagen, er ſei ſchuldig geweſen, und er habe Angſt gehabt."

„Man wird mehr ſagen, man wird ſagen, ich habe zwanzig Millionen mitgenommen."

„Wir machen Denkſchriften, um Euch zu rechtfertigen," rief La Fontaine; „flieht."

„Ich werde bleiben," ſprach Fouquet, „und iſt mir nicht überdies Alles dienlich?"

„Ihr habt Belle-Isle!" rief der Abbé Fouquet.

„Dahin gehe ich natürlich, wenn ich nach Nantes gehe," erwiederte der Oberintendant; „Geduld alſo, Geduld!"

„Welch ein langer Weg vor Nantes!" ſagte Madame Fouquet.

„Ja, ich weiß es wohl," ſprach Fouquet; „doch was iſt hiebei zu thun? der König beruft mich zu den Ständen. Ich weiß, daß dies geſchieht, um mich zu Grunde zu richten, weigerte ich mich zu gehen, ſo hieße dies Angſt zeigen."

„Ich habe das Mittel gefunden, Alles auszugleichen," rief Peliſſon; „Ihr begebt Euch nach Nantes."

Fouquet ſchaute ihn mit erſtaunter Miene an.

„Doch mit Freunden, doch in Eurem Wagen bis Orleans, in Eurer Cabane bis Nantes, ſtets bereit, Euch zu vertheidigen, wenn man Euch angreift, zu entweichen, wenn man Euch bedroht; mit einem Wort, Ihr nehmt für jeden Fall Euer Geld mit, und während Ihr flieht, habt Ihr nur dem Willen des Königs gehorcht; Ihr ſeid am Meer, wann Ihr wollt, Ihr ſchifft Euch nach Belle-Isle ein und von Belle-Isle begebt Ihr Euch, wohin Ihr wollt, dem Adler ähnlich, der, wenn man ihn aus ſeinem Horſt vertrieben hat, die Flügel ſchwingt und den Raum durchmißt."

Eine allgemeine Beipflichtung wurde den Worten von Peliſſon zu Theil.

„Ja, thut das," ſprach Madame Fouquet zu ihrem Gatten.

„Thut das," ſagte Frau von Belliére.

„Thut das," riefen alle Freunde.

„Ich werde es thun," erwiederte Herr Fouquet.

„Schon heute Abend?"

„In einer Stunde."

„Auf der Stelle."

„Mit ſiebenmal hundert tauſend Livres fangt Ihr an, Euch ein neues Vermögen zu gründen," ſagte der Abbé Fouquet. „Was hindert uns, in Belle-Isle Freibeuter zu bemannen?"

„Und wenn es ſein muß, entdecken wir eine neue Welt," fügte La Fontaine ganz trunken von Projecten und Begeiſterung bei.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach dieſen Zuſammenklang von Freude und Hoffnung.

„Ein Courrier des Königs!" rief der Ceremonienmeiſter.

Da trat ein tiefes Stillſchweigen ein, als ob die Botſchaft, die der Courrier brachte, nur eine Antwort auf dieſe einen Augenblick zuvor erſonnenen Pläne geweſen wäre.

Jeder wartete, was der Gebieter des Hauſes thun würde, deſſen Stirne von Schweiß troff, und der nun wirklich an ſeinem Fieber litt.

Fouquet ging in ſein Cabinet, um die Botſchaft Seiner Majeſtät zu empfangen.

Es herrſchte, wie geſagt, ein ſolches Stillſchweigen, daß man vom Speiſeſaal aus die Stimme von Fouquet antworten hörte:

„Es iſt gut, mein Herr."

Dieſe Stimme war jedoch durch die Anſtrengung gebrochen, durch die Aufregung gelähmt.

Einen Augenblick nachher rief Fouquet Gourville, der mitten unter dem allgemeinen Erwarten die Gallerie durchſchritt.

Endlich erſchien er ſelbſt wieder unter ſeinen Gäſten, doch es war nicht mehr daſſelbe bleiche und abgezehrte Geſicht, das man bei ſeinem Abgang geſehen hatte, von bleich war es leichenfarbig und von abgezehrt war es entſtellt geworden. Ein lebendiges Geſpenſt, ſchritt er herein, die Arme vorgeſtreckt, der Mund vertrocknet, wie der Schatten, der herbeikommt, um ſeine Freunde von einſt zu begrüßen.

Bei diesem Anblick erhob sich Jeder, lief Jeder auf Fouquet zu.

Dieser schaute Pelisson an, stürzte sich auf die Oberintendantin und drückte die eiskalte Hand der Marquise von Belliere.

„Nun?“ fragte er mit einer Stimme, die nichts Menschliches mehr hatte.

„Mein Gott, was geht denn vor?“ rief man ihm zu.

Fouquet öffnete seine rechte Hand, welche feucht und krampfhaft zusammengepreßt war, und man sah darin ein Papier, auf das sich Pelisson erschrocken warf.

Er las folgende Zeilen von der Hand des Königs:

„Theurer und geliebter Herr Fouquet, gebt uns von dem, was Ihr noch von uns übrig habt, eine Summe von siebenmal hundert tausend Livres, der wir heute für unsere Abreise bedürfen.

„Und da wir wissen, daß Eure Gesundheit nicht gut ist, so bitten wir Gott, er möge Euch wiederherstellen und Euch in seine heilige Obhut nehmen.

„Gegenwärtiger Brief gilt als Empfangsschein.

„Ludwig.“

Ein Gemurmel des Schreckens durchkreiste den Saal.

„Nun?“ rief Pelisson, „Ihr habt diesen Brief?“

„Ich habe ihn empfangen, ja.“

„Was werdet Ihr thun?“

„Nichts, da ich ihn empfangen habe.“

„Aber . . .“

„Wenn ich ihn empfangen habe, Pelisson, so habe ich auch bezahlt,“ sprach der Oberintendant mit einer Einfachheit, die allen Anwesenden das Herz ausriß.

„Ihr habt bezahlt!“ rief Madame Fouquet in Verzweiflung; „dann sind wir verloren.“

„Auf! auf! keine unnützen Worte mehr,“ unterbrach Pelisson, „nach dem Gelde das Leben. Monseigneur, zu Pferde! zu Pferde!“

„Uns verlaſſen!“ riefen gleichzeitig die zwei Frauen
ſunken vor Schmerz.

„Ei! Monſeigneur, indem Ihr Euch rettet, rettet
ihr uns Alle. Zu Pferde!“

„Aber ſeht, er kann ſich nicht halten . . .“

„Oh! wenn man bedenkt!“ ſagte der unerſchro-
ene Peliſſon.

„Er hat Recht,“ murmelte Fouquet.

„Monſeigneur, Monſeigneur,“ rief Gourville, zu
ier und vier die Stufen heraufſpringend; „Monſeigneur!“

„Nun! was?“

„Ich geleitete, wie Ihr wißt, den Courrier des
Königs mit dem Geld.“

„Ja.“

„Als ich ins Palais-Royal kam, ſah ich . . .“

„Athme, mein armer Freund, athme, Du erſtickſt.“

„Was habt Ihr geſehen?“ riefen die ungeduldigen
reunde.

„Ich ſah die Muskettiere aufſitzen,“ antwortete
Gourville.

„Ah! ah!“ rief man, „iſt da ein Augenblick zu
erlieren?“

Madame Fouquet ſtürzte nach der Stiege, um ihre
ferde zu verlangen.

Frau von Bellière eilte ihr nach, nahm ſie in ihre
rme und ſagte:

„Madame, im Namen ſeiner Rettung, äußert
chts, offenbart keine Unruhe.“

Peliſſon lief weg, um die Wagen anſpannen zu
ſſen.

Und während dieſer Zeit ſammelte Gourville in
inem Hute, was die weinenden, erſchrockenen Freunde
i Gold und Silber hineinwerfen konnten, eine letzte
pfergabe, ein frommes Almoſen dem Unglück von der
rmuth dargebracht.

Von den Einen fortgezogen, von den Andern ge-
agen, wurde der Oberintendant in ſeinem Wagen ein-

geſchloſſen. Gourville ſtieg auf den Bock und ergriff die Zügel. Peliſſon hielt die ohnmächtige Gattin von Fouquet.

Frau von Bellière hatte mehr Stärke, ſie war dafür belohnt, denn ſie empfing den letzten Kuß von Fouquet.

Peliſſon erklärte leicht dieſe heftige Abreiſe durch einen Befehl des Königs, der die Miniſter nach Nantes berief.

X.

Im Wagen von Herrn Colbert.

Die Musketiere ſtiegen, wie es Gourville geſehen, zu Pferde und folgten ihrem Kapitän.

Dieſer, welcher in ſeinen Schritten nicht beengt ſein wollte, überließ ſeine Brigade den Befehlen eines Lieutenants und reiſte ſelbſt auf Poſtpferden ab, nachdem er ſeiner Mannſchaft die größte Eile anempfohlen hatte.

So raſch ſie aber marſchirte, ſo konnte ſie doch nicht vor ihm ankommen.

Er hatte Zeit, als er an der Rue Croix-des-Petits-Champs vorüberkam, etwas zu ſehen, was ihm viel zu denken gab. Er ſah Herrn Colbert aus ſeinem Hauſe herauskommen, um in einen Wagen zu ſteigen, der vor der Thüre hielt.

In dieſem Wagen erblickte d'Artagnan Weiberhauben, und da er neugierig war, ſo wollte er wiſſen, was unter dieſen Hauben verborgen ſein dürfte.

Damit es ihm gelänge, ſie zu ſehen, denn ſie gin-

gen ſehr behutſam zu Werke, ſprengte er ſein Pferd ſo nahe an den Wagen, daß ſein Trichterſtiefel die Mantille ſtreifte und Alles ſammt und ſonders erſchütterte.

Erſchrocken ſtieß die eine von den Damen einen kleinen Schrei aus, an dem d'Artagnan eine junge Frau erkannte, ließ die andere eine Verwünſchung hören, an der er die Stärke und Feſtigkeit erkannte, welche ein halbes Jahrhundert gibt.

Die Hauben verſchoben ſich: die eine von den Frauen war Madame Vanel, die andere die Herzogin von Chevreuſe.

D'Artagnan hatte ſchneller geſehen, als die Damen. Er erkannte ſie, ſie erkannten ihn nicht, und als ſie über ihren Schrecken lachten und ſich ganz zärtlich die Hände drückten, ſagte d'Artagnan zu ſich ſelbſt:

„Gut! die alte Herzogin iſt in ihren Freundſchaften nicht mehr ſo häkelig, wie einſt; ſie macht der Geliebten von Herrn Colbert den Hof. Armer Herr Fouquet, das weisſagt ihm nichts Gutes.“

Er ritt weiter. Herr Colbert nahm Platz im Wagen, und dieſes edle Trio begann eine ziemlich langſame Pilgerfahrt nach dem Walde von Vincennes.

Unter Weges ſetzte Frau von Chevreuſe Madame Vanel bei ihrem Herrn Gemahl ab und, nunmehr allein mit Herrn Colbert, verfolgte ſie ihre Promenade von Angelegenheiten aller Art plaudernd. Sie hatte einen unerſchöpflichen Geſprächsvorrath, dieſe gute Herzogin, und da ſie immer für ihr Beſtes ſprach, ſo beluſtigte ihre Converſation ihren Zuhörer, der unabläſſig mit ihr in gutem Einverſtändniß blieb.

Sie theilte Colbert, der dies nicht wußte, mit, wie er ein guter Miniſter ſei, und wie Fouquet ſehr gering zu werden im Begriffe ſtehe.

Sie verſprach ihm, wenn er Oberintendant wäre, den ganzen alten Adel des Königreichs mit ihm in Verbindung zu ſetzen und ihm geneigt zu machen, und fragte

ihn um Rath über das Uebergewicht, das man la Valliére gewinnen laſſen müßte.

Sie lobte ihn, ſie tadelte ihn, ſie betäubte ihn, ſie zeigte ihm das Geheimniß, von ſo vielen Geheimniſſen, daß Colbert einen Augenblick befürchtete, er habe es mit dem Teufel zu thun.

Sie bewies ihm, daß ſie in ihrer Hand den Colbert von heute halte, wie ſie den Fouquet von geſtern gehalten habe.

Und als er ſie naiv nach dem Grunde des Haſſes fragte, den ſie gegen den Oberintendanten hegte, da erwiederte ſie:

„Warum haßt Ihr ihn?“

„Madame,“ ſagte er, „in der Politik können die Verſchiedenheiten hinſichtlich des Syſtems Uneinigkeiten unter den Menſchen herbeiführen. Herr Fouquet ſchien mir ein den Intereſſen des Königs entgegengeſetztes Syſtem zu verfolgen.“

„Ich ſpreche nicht mehr von Herrn Fouquet. Die Reiſe des Königs nach Nantes wird uns Rechenſchaft hierüber geben. Herr Fouquet iſt für mich ein vergangener Mann. Für Euch auch.“

Colbert erwiederte nichts.

„Bei der Rückkehr von Nantes,“ fuhr die Herzogin fort, „wird der König, der nur einen Vorwand ſucht, finden, die Stände haben ſich ſchlecht benommen, ſie haben zu wenig Opfer gebracht. Die Stände werden ſagen, die Steuern ſeien zu drückend, und der Oberintendant habe ſie zu Grunde gerichtet. Der König wird Herrn Fouquet die Schuld beimeſſen, und dann . . .“

„Und dann?“

„Oh! man wird ihn in Ungnade fallen laſſen. Iſt das nicht Eure Anſicht?“

Colbert warf auf die Herzogin einen Blick, welcher beſagen wollte: Wenn man Herrn Fouquet nur in Ungnade fallen läßt, ſo iſt das nicht Eure Schuld.

„Herr Colbert,“ fügte Frau von Chevreuſe haſtig

r Platz muß völlig bezeichnet ſein. Seht Ihr
wiſchen dem König und Euch nach dem Sturze
i Fouquet?"
verſtehe Euch nicht."
werdet mich verſtehen. Wonach trachtet Euer

habe keinen."
in iſt es unnütz, den Oberintendanten zu ſtür-
Colbert."
habe die Ehre gehabt, Euch zu bemerken, Ma-
"
ja, das Intereſſe des Königs, ich weiß es;
jen wir von dem Eurigen."
meinige iſt, die Angelegenheiten Seiner Ma-
betreiben."
z, richtet Ihr Herrn Fouquet zu Grunde, oder
es nicht? Antwortet ohne Umſchweife."
dame, ich richte Niemand zu Grunde."
in begreife ich nicht, warum Ihr mir die Briefe
:n von Mazarin in Beziehung auf Herrn
o theuer abgekauft habt. Ich begreife eben-
warum Ihr dieſe Briefe dem König vorgelegt

:rt ſchaute die Herzogin erſtaunt an und ſagte
gezwungenen Miene:
dame, ich begreife noch viel weniger, wie Ihr,
das Geld eingeſtrichen, mir das vorwerfen

l man," erwiederte die alte Herzogin, „weil
ich wollen muß, was man will, wenn man
i nicht kann, was man will."
" rief Colbert, durch dieſe brutale Logik aus
el gehoben.
könnt nicht, wie? ſprecht."
muß geſtehen, ich kann beim König gewiſſe
nicht zerſtören."

„Welche für Herrn Fouquet kämpfen? Nennt ſie. Wartet, laßt mich Euch helfen.“

„Thut das, Madame.“

„La Vallière?“

„Oh! wenig Einfluß, keine Kenntniß in den öffentlichen Angelegenheiten und keine Wirkſamkeit. Herr Fouquet hat ihr den Hof gemacht.“

„Würde ſie ihn vertheidigen, ſo klagte ſie ſich dadurch ſelbſt an, nicht wahr?“

„Ich glaube, ja.“

„Es waltet noch ein anderer Einfluß ob, was ſagt Ihr?“

„Ein bedeutender!“

„Die Königin Mutter vielleicht?“

„Die Königin Mutter hat für Herrn Fouquet eine ihrem Sohn ſehr nachtheilige Schwäche.“

„Glaubt das nicht,“ entgegnete lächelnd die Alte.

„Oh!“ erwiederte ungläubig Herr Colbert, „ich habe es ſo oft erprobt.“

„Früher?“

„Kürzlich erſt in Vaux. Sie hat den König abgehalten, Herrn Fouquet verhaften zu laſſen.“

„Man iſt nicht alle Tage derſelben Anſicht, mein lieber Herr. Was die Königin kürzlich wollen konnte, würde ſie vielleicht heute nicht mehr wollen.“

„Warum?“ fragte Colbert erſtaunt.

„Es iſt an der Urſache nicht viel gelegen.“

„Es iſt im Gegentheil ſehr viel daran gelegen, denn wenn ich ſicher wüßte, daß ich Ihrer Majeſtät der Königin Mutter nicht mißfiele, ſo wären alle meine Bedenklichkeiten gehoben.“

„Nun, Ihr habt ohne Zweifel von einem gewiſſen Geheimniß ſprechen hören?“

„Ein Geheimniß?“

„Nehmt das, wie Ihr wollt. Kurz, die Königin Mutter hat einen Haß gegen Alle diejenigen gefaßt, welche, auf die eine oder die andere Weiſe, bei der

itdeckung dieſes Geheimniſſes betheiligt geweſen ſind,
d Herr Fouquet iſt, ſo viel ich weiß, eine von dieſen
:rſonen."

„Dann könnte man alſo der Beiſtimmung gewiß ſein?"

„Ich komme ſo eben von Ihrer Majeſtät, die mich
ſſen verſichert hat."

„Gut, Madame."

„Mehr noch: Ihr kennt vielleicht einen Mann,
r der vertraute Freund von Herrn Fouquet war, ich
:ine Herrn d'Herblay, er iſt, glaube ich, Biſchof von
annes."

„Biſchof von Vannes?"

„Nun wohl! dieſen Herrn d'Herblay, der das Ge=
imniß auch kannte, läßt die Königin Mutter mit
:bitterung verfolgen."

„Wahrhaftig!"

„Dergeſtalt verfolgen, daß man, wenn er todt
äre, ſeinen Kopf haben möchte, um verſichert zu ſein,
werde nicht ſprechen."

„Das iſt der Wunſch der Königin Mutter?"

„Ein Befehl."

„Man wird dieſen Herrn d'Herblay ſuchen, Ma=
ime!"

„Oh! wir wiſſen wohl, wo er iſt!"

Colbert ſchaute die Herzogin an.

„Sprecht Madame."

„Er iſt in Belle=Isle=en=Mer.

„Bei Herrn Fouquet?"

„Bei Herrn Fouquet."

„Man wird ihn bekommen!"

Nun war die Reihe zu lächeln an der Herzogin.

„Haltet das nicht für ſo leicht," ſagte ſie, „ver=
recht das nicht ſo leichtſinnig."

„Warum denn, Madame?"

„Weil Herr d'Herblay nicht zu den Leuten gehört,
e man packt, wann man will."

„Ein Rebelle alſo!"

„Oh! Herr Colbert, wir Leute haben unſer Leben damit hingebracht, daß wir die Rebellen ſpielten, und dennoch, ſeht Ihr wohl, weit entfernt, feſtgenommen zu werden, ſind wir es, welche die Andern feſtnehmen.“

Herr Colbert heftete auf die Herzogin einen von den wildſtrengen Blicken, deren Ausdruck nichts zu überſetzen vermöchte, und ſprach mit einer Heftigkeit, welcher es durchaus nicht an Größe gebrach:

„Die Zeit iſt nicht mehr, wo die Unterthanen Herzogthümer dadurch gewinnen, daß ſie Krieg gegen den König von Frankreich führen. Conſpirirt Herr d'Herblay, ſo ſtirbt er auf einem Schaffot. Das wird ſeinen Feinden Vergnügen bereiten, oder nicht bereiten, uns iſt wenig daran gelegen.“

Dieſes im Munde von Colbert ſeltſame uns machte die Herzogin einen Augenblick träumen. Sie ertappte ſich dabei, daß ſie innerlich mit dieſem Mann rechnete.

Colbert hatte in dieſem Geſpräch das Uebergewicht wiedererlangt, er wollte es behalten.

„Madame,“ ſagte er, „Ihr verlangt von mir, daß ich Herrn d'Herblay verhaften laſſe.“

„Ich! ich verlange nichts von Euch.“

„Ich glaubte es, Madame, doch da ich mich getäuſcht habe, laſſen wir das. Der König hat noch nichts hierüber geſagt.“

Die Herzogin biß ſich auf die Nägel.

„Ueberdies, welch ein armſeliger Fang, der dieſes Biſchofs! Königswild, ein Biſchof! oh! nein, nein, ich werde mich nicht hiemit beſchäftigen.“

Der Haß der Herzogin offenbarte ſich.

„Frauenwild, und die Königin iſt eine Frau,“ ſagte ſie. „Will ſie, daß Herr d'Herblay verhaftet werde, ſo hat ſie ihre Gründe. Und iſt nicht überdies Herr d'Herblay der Freund von demjenigen, welcher in Ungnade fallen ſoll?“

„Oh! das iſt gleichgültig,“ rief Colbert. „Man

ird dieſen Mann ſchonen, iſt er nicht der Feind des
önigs. Das mißfällt Euch?"

„Ich ſage nichts."

„Ja, Ihr wollt ihn im Gefängniß, in der Baſtille,
im Beiſpiel, ſehen."

„Ich glaube, daß ein Geheimniß beſſer hinter den
auern der Baſtille, als hinter denen von Belle-Isle
rborgen iſt."

„Ich werde mit dem König darüber ſprechen, er ſoll
leſen Punkt in's Klare ſetzen."

„In Erwartung der Aufklärung wird der Herr
iſchof entflohen ſein. Ich würde dasſelbe thun."

„Entflohen! er! wohin ſollte er entfliehen? Europa
ehört uns, dem Willen, wenn nicht der That nach.

„Er wird immerhin ein Aſyl finden, mein Herr.
an ſieht wohl, daß Ihr nicht wißt, mit wem Ihr es
thun habt. Ihr kennt Herrn d'Herblay nicht, Ihr
bt Aramis nicht gekannt. Er war einer von den
er Musketieren, welche unter dem ſeligen König den
ardinal von Richelieu zittern machten und unter der
egentſchaft Monſeigneur von Mazarin ſo viel Sorge
reiteten."

„Aber, Madame, wie wird er es denn anfangen,
enn er nicht etwa ein eigenes Königreich hat?"

„Er hat es!"

„Ein eigenes Königreich! Herr d'Herblay?"

„Ich wiederhole, mein Herr, wenn er ein König-
ich braucht, ſo hat er es, oder wird er es haben."

„Madame, ſobald Ihr ein ſo großes Gewicht dar-
if legt, daß dieſer [illegible]ell nicht entſchlüpfe, wird er
cht entſchlüpfen, das verſichere ich Euch."

„Belle-Isle iſt befeſtigt, Herr Colbert, und zwar
n ihm befeſtigt."

„Belle-Isle, und würde es auch von ihm verthei-
gt, iſt nicht uneinnehmbar, und iſt der Herr Bi-
of von Vannes in Belle-Isle eingeſchloſſen, ſo wird
an den Platz belagern und nehmen."

„Ihr könnt überzeugt sein, mein Herr, daß der Eifer, den Ihr für die Interessen der Königin Mutter entwickelt, Ihre Majestät tief rühren wird, und daß Ihr eine herrliche Belohnung dafür erhalten werdet: aber was soll ich ihr über Euer Vorhaben in Betreff dieses Mannes sagen?"

„Sobald man seiner habhaft geworden, werde man ihn in einer Festung begraben, aus dem sein Geheimniß nie herauskommen soll."

„Sehr gut, und wir können sagen, daß von diesem Augenblick an wir Beide ein festes Bündniß geschlossen haben, und daß ich ganz und gar zu Euren Diensten bin."

„Ich stelle mich zu Eurer Verfügung, Madame. Dieser Chevalier d'Herblay ist ein Spion von Spanien, nicht wahr?"

„Mehr."

„Ein geheimer Gesandter."

„Steigt höher hinauf."

„Wartet . . . König Philipp III. ist fromm' . . . Es ist . . . der Beichtvater von Philipp III."

„Noch höher."

„Gottes Tod!" rief Colbert, der sich dergestalt vergaß, daß er in Gegenwart dieser vornehmen Dame, dieser alten Freundin der Königin Mutter, der Herzogin von Chevreuse fluchte, „es ist also der Jesuiten-General!"

„Ich glaube, Ihr habt es errathen."

„Ah! Madame, dann wird dieser Mann uns Alle zu Grunde richten, wenn wir ihn nicht zu Grunde richten, und wir müssen uns beeilen."

„Das war meine Ansicht, Herr Colbert, aber ich wagte nicht mehr, es Euch zu sagen."

„Und wir haben Glück gehabt, daß er den Thron angegriffen, statt uns anzugreifen."

„Aber bemerkt wohl, Herr Colbert: Herr d'Herblay verliert den Muth nie, und wenn er einmal seinen Streich verfehlt hat, so wird er wiederanfangen. Hat

: die Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, einen König für
ch zu machen, ſo wird er ſich früher oder ſpäter einen
ndern machen, deſſen erſter Miniſter Ihr ſicherlich nicht
in werdet."

Colbert faltete die Stirne mit einem [redacted]
usdruck und ſprach:

„Ich zähle darauf, daß das Gefängniß [redacted]
elegenheit auf eine für uns Beide befriedigende Weiſe
geln wird, Madame."

Die Herzogin lächelte.

„Wenn Ihr wüßtet, wie oft Aramis aus dem Ge-
ingniß entkommen iſt!" ſagte ſie.

„Oh! wir werden darauf bedacht ſein, daß er dies-
al nicht entkommt."

„Ihr habt alſo nicht gehört, was ich ſo eben
gte? Ihr erinnert Euch alſo nicht, daß Aramis einer
on den vier Unbeſiegbaren war, welche Richelieu fürchtete?
nd zu jener Zeit hatten die vier Muskетiere nicht, was
e jetzt haben: das Geld und die Erfahrung."

Colbert biß ſich auf die Lippen.

„Wir werden auf das Gefängniß verzichten und
nen Zufluchtsort finden, aus dem der Unbeſiegbare
icht entkommen kann."

„So iſt es gut, mein Bundesgenoſſe!" ſprach die
erzogin. „Doch es iſt ſpät; kehren wir nicht zurück?"

„Um ſo lieber, Madame, als ich Anſtalten zu tref-
n habe, um mit dem König abzureiſen."

„Nach Paris!" rief die Herzogin dem Kutſcher zu.

Und der Wagen kehrte nach der Faubourg Saint-
ntoine zurück, nach dem Abſchluß dieſes Vertrags, der
:n letzten Freund von Fouquet, den letzten Vertheidi-
:r von Belle-Isle, den alten Freund von Marie
lichon, den neuen Feind der Herzogin dem Tode über-
:ferte.

XI.

Die zwei Cabanen.

D'Artagnan war abgereiſt, Fouquet war auch abgereiſt, und dieſer mit einer Geſchwindigkeit, welche die zarte Theilnahme ſeiner Freunde verdoppelte.

Die erſten Augenblicke dieſer Reiſe, oder vielmehr dieſer Flucht wurden durch die unabläſige Furcht vor allen den Pferden, vor allen den Wagen, die man hinter den Flüchtlingen erblickte, beunruhigt.

Es war in der That nicht natürlich, daß Ludwig XIV., wenn er dieſe Leute faſſen wollte, ſie entſchlüpfen laſſen ſollte; der junge Löwe verſtand ſich ſchon auf die Jagd, und er hatte Jagdhunde, welche eifrig genug, daß er auf ſie bauen konnte.

Aber allmälig verſchwanden alle Befürchtungen; durch die Eile des Führers legte der Oberintendant eine ſolche Entfernung zwiſchen ſich und die Verfolger, daß keiner ihn erreichen konnte. Was die Haltung betrifft, ſo hatten ſie ihm ſeine Freunde vortrefflich gemacht. Reiſte er nicht, um in Nantes mit dem König zuſammen zu treffen und, zeugte nicht gerade die Eile ſelbſt von ſeinem Eifer?

Er kam ermüdet, aber beruhigt in Orleans an, wo er durch die Bemühung eines Courriers, den er vorausgeſchickt hatte, eine ſchöne achtruderige Cabane fand.

Dieſe ein wenig ſchwerfälligen, ein wenig breiten Cabanen hatten ungefähr die Form von Gondeln; ſie enthielten ein kleines, in Form eines Oberlaufs bedecktes Zimmer und ein durch ein Zelt gebildetes Zimmer im Hintertheil, verrichteten den Dienſt von Orleans nach Nantes auf der Loire, und dieſe, in unſern Tagen

lange, Fahrt ſchien damals ſanfter und bequemer, als die Landſtraße mit ihren Poſtkleppern oder ihren ſchlechten, kaum hängenden Wagen. Fouquet ſtieg in dieſe Cabane, welche ſogleich abfuhr. Die Ruderer, da ſie wußten, daß ſie die Ehre hatten, den Oberintendanten der Finanzen zu führen, arbeiteten mit ihren beſten Kräften, denn das magiſche Wort Finanzen verhieß ihnen einen guten Lohn, deſſen ſie ſich würdig machen wollten.

Die Cabane flog auf den Wellen der Loire. Ein herrliches Wetter, eine von den aufgehenden Sonnen, welche die Landſchaften mit Purpur übergießen, ließ dem Fluß hier ſeine ganze durchſichtige Heiterkeit. Der Strom und die Ruderer trugen Fouquet, wie die Flügel den Vogel tragen; er kam nach Beaugency, ohne daß ein Unfall die Reiſe bezeichnet hatte.

Fouquet hoffte vor allen Andern nach Nantes zu kommen; dort würde er die Notabeln ſehen und ſich eine Unterſtützung unter den bedeutendſten Mitgliedern der Stände verſchaffen; er würde ſich nothwendig machen, was ein Leichtes für einen Mann von ſeinem Verdienſt, und die Kataſtrophe verzögern, wenn es ihm nicht gelänge, ſie ganz zu vermeiden.

„Ueberdies!“ ſagte Gourville zu ihm, „überdies werdet Ihr oder werden wir in Nantes die Abſichten Eurer Feinde errathen; wir werden Pferde bereit halten, um das unentwirrbare Poitou, eine Barke, um das Meer zu erreichen, und ſind wir einmal auf dem Meere, ſo iſt Belle-Isle ein unverletzlicher Hafen. Auch ſeht Ihr, daß Euch Niemand beſpäht, und daß uns Niemand folgt.“

Kaum hatte er geſprochen, als man in der Ferne, hinter einer Biegung, die der Fluß bildete, den Maſtbaum einer bedeutenden herabfahrenden Gabare erblickte.

Die Ruderer des Schiffes von Fouquet gaben einen Schrei des Erſtaunens von ſich, als ſie dieſe Gabare ſahen.

„Was gibt es?“ fragte Fouquet.

„Gnädigſter Herr,“ erwiederte der Patron der Barke, „es iſt in der That außerordentlich, dieſe Gabare läuft wie ein Orkan.“

Gourville bebte und ſtieg auf den Oberlauf, um beſſer zu ſehen.

Fouquet ſtieg nicht hinauf, aber er ſagte zu Gourville mit einem bewältigten Mißtrauen:

„Seht doch nach, was es iſt, mein Lieber.“

Die Gabare war durch die Biegung gefahren. Sie ſchwamm ſo raſch, daß man hinter ihr den weißen Streifen ihres Soges, beleuchtet von den Feuern des Tages, zittern ſah.

„Wie ſie laufen!“ wiederholte der Patron, „wie ſie laufen! es ſcheint, die Bezahlung iſt gut. Ich glaubte nicht, hölzerne Ruder könnten beſſer arbeiten, als die unſeren. Aber dort beweiſt man mir das Gegentheil.“

„Ich glaube wohl!“ rief einer von den Ruderern: „ſie ſind zu zwölf und wir nur zu acht.“

„Zwölf!“ ſagte Gourville, „zwölf Ruderer! unmöglich!“

Die Zahl von acht Ruderern war nie überſchritten worden, nicht einmal für den König.

Man hatte dieſe Ehre dem Oberintendanten mehr aus Eile, als aus Achtung erwieſen.

„Was bedeutet das?“ fragte Gourville, der unter dem Zelte, das man ſchon erblickte, die Reiſenden zu unterſcheiden ſuchte, welche das ſchärfſte Auge noch nicht zu erkennen vermocht hätte.

„Sie müſſen große Eile haben,“ ſagte der Patron, „denn es iſt nicht der König.“

Fouquet bebte.

„Woran ſeht Ihr, daß es nicht der König iſt?“ fragte Gourville.

„Einmal, weil die weiße Flagge mit den Lilien,

welche die königliche Gabare immer führt, nicht vorhanden iſt."

„Und dann," ſagte Fouquet, „weil es der König unmöglich ſein kann, inſofern er geſtern noch in Paris war."

Gourville entgegnete dem Oberintendanten mit einem Blick: Ihr waret ja ſelbſt dort.

„Und woran ſieht man, daß ſie Eile haben?" fügte er, um Zeit zu gewinnen, bei.

„Mein Herr," antwortete der Patron, „dieſe Leute müſſen lange nach uns abgefahren ſein und haben uns beinahe eingeholt."

„Bah!" rief Gourville, „wer ſagt Euch, daß ſie nicht von Beaugency oder gar von Niort abgefahren ſind?"

„Wir haben keine Gabare von dieſer Stärke geſehen, wenn nicht in Orleans. Sie kommt von Orleans, mein Herr, und ſputet ſich."

Fouquet und Gourville wechſelten einen Blick.

Der Patron bemerkte dieſe Unruhe. Gourville ſagte ſogleich, um ihn von der Fährte abzubringen:

„Es wird ein Freund ſein, der gewettet hat, er werde uns einholen; wir wollen die Wette gewinnen und uns nicht erreichen laſſen."

Der Patron öffnete den Mund, um zu entgegnen, das wäre unmöglich; da ſprach Fouquet mit ſtolzem Tone:

„Wenn Jemand uns einholen will, ſo laßt ihn kommen."

„Man kann es verſuchen," ſagte ſchüchtern der Patron. „Auf, Ihr Leute, kräftig! rudert!"

„Nein!" rief Fouquet, „haltet im Gegentheil an."

„Monſeigneur, welche Tollheit!" unterbrach ihn Gourville, der ſich an ſein Ohr neigte.

„Sogleich angehalten!" wiederholte Fouquet.

Die acht Ruderer hielten an und gaben, dem Waſſer

erſtehend, der Gabare eine rückgängige Bewegung
e ſtand ſtille.

Die zwölf Ruderer des andern Schiffes unterſchie
n Anfangs dieſes Manoeuvre nicht, denn ſie trieben
rtwährend das Fahrzeug ſo kräftig an, daß es bald
ur noch auf einen Musketenſchuß entfernt war.

Fouquet hatte ein ſchlechtes Geſicht; Gourville
ar durch die Sonne gehindert, die gerade auf ſeine
gen fiel; der Patron erblickte allein, mit der Gewohn
heit und der Schärfe, die der Kampf mit den Elemen
ten verleiht, deutlich die Reiſenden der benachbarten
Gabare.

„Ich ſehe ſie,“ rief er, „ſie ſind zu zwei.“

„Ich ſehe nichts,“ erwiederte Gourville.

„Ihr werdet ſie alsbald unterſcheiden; mit zwanzig
Ruderſchlägen ſind ſie nur noch zwanzig Schritte von
uns entfernt.“

Aber was der Patron ankündigte, verwirklichte ſich
nicht; die Gabare ahmte die von Fouquet befohlene
Bewegung nach, und ſtatt ihre vorgeblichen Freunde
einzuholen, hielt ſie mitten im Fluſſe an.

„Das iſt mir unbegreiflich,“ ſagte der Patron.

„Mir auch,“ fügte Gourville bei.

„Ihr, der Ihr ſo gut die Leute ſeht, welche
Gabare führt,“ ſagte Fouquet, „ſucht ſie uns zu ſch
dern, Patron, ehe wir zu fern von ihnen ſind.

„Ich glaubte zwei zu ſehen,“ antwortete der
tron, „ich ſehe nur noch einen unter dem Zelt.“

„Wie ſieht er aus?“

„Es iſt ein Mann von braunem Geſichte, mit
ten Schultern und kurzem Hals.“

Eine kleine Wolke zog in dieſem Augenblick
den blauen Himmel hin und maskirte die Sonne.

Gourville, der beſtändig, eine Hand über den
gen, ſchaute, konnte ſehen, was er ſuchte; er ſprang
Oberlauf in das Zimmer, wo ihn Fouquet erw
und ſagte mit einer von der Aufregung bebenden St

„Colbert!“

„Colbert!“ wiederholte Fouquet, „oh! das iſt ſelt-
m; nein, es iſt unmöglich!“

„Ich erkenne ihn, ſage ich Euch, und er ſelbſt hat
ich ſo gut erkannt, daß er ſo eben in das Zimmer im
intertheil gegangen iſt. Vielleicht ſchickt ihn der Kö-
ig, um uns zurückkommen zu laſſen.“

„Ich liebe die Ungewißheiten nicht,“ rief Fouquet,
ahren wir gerade auf ihn zu.“

„Oh! Monſeigneur, thut das nicht, die Gabare iſt
oll von bewaffneten Leuten.“

„Er würde mich alſo verhaften? warum kommt er
nn nicht?“

„Monſeigneur, es iſt nicht Eurer Würde angemeſ-
n, daß Ihr Eurem Verderben ſelbſt entgegengeht.“

„Soll ich es aber dulden, daß man mich bewacht wie
nen Miſſethäter?“

„Nichts ſagt, man bewache Euch, Monſeigneur,
abt Geduld.“

„Was iſt zu thun?“

„Haltet nicht an; Ihr fahrt nur ſo ſchnell, um
en Anſchein zu haben, als gehorchtet Ihr voll Eifer
en Befehlen des Königs. Verdoppelt Eure Schnellig-
it, man wird dann ſehen.“

„Das iſt richtig! Vorwärts!“ rief Fouquet, „da
an dort ſtille hält, ſo wollen wir weiter fahren.“

Der Patron gab das Zeichen, und die Ruderer
on Fouquet arbeiteten wieder mit allem Erfolg, den
an von ausgeruhten Leuten erwarten konnte.

Kaum hatte die Gabare hundert Klafter gemacht,
ls die andere, die mit den zwölf Ruderern, ihre Fahrt
uch wieder fortſetzte.

Dies ging ſo den ganzen Tag fort, ohne daß ſich
e Entfernung zwiſchen den zwei Fahrzeugen vermehrte
der verminderte.

Gegen Abend wollte Fouquet die Abſichten ſeines
erfolgers ergründen. Er befahl den Ruderern, ſich

gegen das Land zu ziehen, als beabſichtigte man, aus
ſteigen.

Die Gabare von Colbert ahmte dieſes Manoeu
nach und ſegelte in einer ſchrägen Linie nach dem Lan

Durch einen großen Zufall folgte an der Ste
wo Fouquet zu landen Miene machte, ein Stallkn
vom Schloſſe Langenais, mit drei Pferden an der Lei
dem blumichten Ufer. Ohne Zweifel glaubten die Le
der zwölfruderigen Gabare, Fouquet wende ſich n
den Pferden, welche zu ſeiner Flucht bereit gehal
werden, denn man ſah vier bis fünf mit Musketen
waffnete Männer aus dieſer Gabare ans Land ſpr
gen und auf dem Ufer fortſchreiten, als wollten ſie d
Pferden und dem Reiter zuvorkommen.

Zufrieden, den Feind zu einer Demonſtration
nöthigt zu haben, glaubte Fouquet im Klaren zu ſ
und ließ ſein Schiff weiter fahren.

Die Leute von Colbert ſtiegen ſogleich wieder
das ihrige, und der Lauf der zwei Fahrzeuge wur
mit derſelben Beharrlichkeit fortgeſetzt.

Als Fouquet dies ſah, fühlte er ſich von Nahe
bedroht, und er ſprach mit einer prophetiſchen Stim
ſehr leiſe:

„Nun! Gourville, was ſagte ich bei unſerem letzt
Mahle in meinem Hauſe? Gehe ich oder gehe ich nic
zu meinem Ruin?“

„Oh! Monſeigneur!“

„Dieſe zwei Fahrzeuge, die ſich mit einem Wet
eifer folgen, als ob wir, Herr Colbert und ich, u
um einen Preis der Geſchwindigkeit ſtreiten würde
ſtellen ſie nicht das Glück von jedem von uns Beid
vor, Gourville, und glaubſt Du nicht, daß der Eine v
Beiden in Nantes Schiffbruch leiden wird?“

„Es iſt wenigſtens noch Ungewißheit in dieſ
Sache,“ entgegnete Gourville; „Ihr werdet in d
Ständen erſcheinen, Ihr werdet zeigen, was für e
Mann Ihr ſeid. Eure Beredſamkeit und Euer Gen

öffentlichen Angelegenheiten ſind der Schild
Schwert, die Euch zu Eurer Vertheidigung,
ht zum Siege, dienen werden. Die Bretannier
Euch nicht, und wenn ſie Euch kennen werden,
Sache gewonnen. Oh! Herr Colbert mag ſich
en, denn ſeine Gabare iſt der Gefahr des Schei-
en ſo ſehr ausgeſetzt, als die Eurige. Beide
ſchnell, die ſeinige ſchneller, als die Eurige, das
; man wird ſehen, welche zuerſt zum Schiff-
langt."
iquet nahm die Hand von Gourville und ſprach:
'eund, das iſt Alles abgemacht, erinnere Dich
rüchworts: die Erſten gehen voran. Col-
durchaus nicht Willens, mir voran zu fahren!
iſt ein Vorſichtiger."
hatte Recht; die zwei Gabaren fuhren, einan-
wachend, bis Nantes; als der Oberintendant
hoffte Gourville, er könnte ſogleich ſeinen Zu-
t ſuchen und die Relais in Bereitſchaft halten.
ch beim Ausſchiffen holte die zweite Gabare die
, und Colbert näherte ſich Fouquet auf dem
grüßte ihn mit den Zeichen der tiefſten Ehr-

: ſo ſichtbaren, ſo geräuſchvollen Zeichen, daß
: derſelben eine ganze Bevölkerung nach der
f.
iquet war völlig Herr ſeiner Perſon; er fühlte,
n dem letzten Augenblicke ſeiner Größe Ver-
eiten gegen ſich ſelbſt hatte.
wollte von ſo hoch fallen, daß ſein Sturz einen
einde zerſchmettern würde.
bert war da, ſchlimm für Colbert.
: Oberintendant näherte ſich ihm auch, erwie-
inen Gruß mit dem ihm eigenthümlichen, hoch-
n Blinzeln der Augen und ſagte:
ie! Ihr ſeid es, Herr Colbert?"

„Um Euch meine Huldigung darzubringen, Monseigneur," erwiederte dieser.

„Ihr waret auf dieser Gabare?"

Er bezeichnete die oft erwähnte Barke mit den zwölf Ruderern.

„Ja, Monseigneur."

„Mit zwölf Ruderern!" rief Fouquet, „welch ein Luxus, Herr Colbert! Ich glaubte einen Augenblick, es wäre die Königin Mutter oder der König."

„Monseigneur . . ." stammelte Colbert erröthend.

„Das ist eine Reise, welche diejenigen, die sie bezahlen, viel kosten wird, Herr Intendant," sprach Fouquet. „Doch Ihr seid angekommen. Ihr seht wohl," fügte er einen Augenblick nachher bei, „ich, der ich nicht mehr als acht Ruderer hatte, bin vor Euch angekommen."

Und er wandte sich um und verließ Colbert, ohne daß dieser entschieden wußte, ob alle die Ränke oder Manoeuvres der zweiten Gabare der ersten entgangen waren.

Er gewährte ihm wenigstens nicht die Befriedigung, zu zeigen, daß er Furcht gehabt hatte.

Obgleich auf eine so ärgerliche Weise geschüttelt, ließ sich Colbert doch nicht zurückschrecken; er erwiederte:

„Ich bin nicht rasch gewesen, Monseigneur, weil ich nicht weiter fuhr, so oft Ihr anhieltet."

„Und warum dies, Herr Colbert?" rief Fouquet aufgebracht über diese niedrige Frechheit; „warum, da Ihr eine der meinigen überlegene Gabare hattet, hollet Ihr mich nicht ein oder fuhret Ihr nicht an mir vorbei?"

„Aus Respect," sagte der Intendant, indem er sich bis auf die Erde verbeugte.

Fouquet stieg in einen Wagen, den ihm die Stadt, man weiß weder warum, noch wie schickte, und fuhr nach dem Hause von Nantes, geleitet von einer großen Menge, welche seit mehreren Tagen in Erwartung einer Zusammenberufung der Stände in Bewegung war.

n hatte er ſich einquartiert, als Gourville weg-
die Pferde auf der Straße nach Poitiers und
und ein Boot in Paimboeuf bereit halten zu

ging bei allen dieſen verſchiedenen Operationen
ſo geheimnißvolle, ſo thätige und edelmüthige
Werk, daß Fouquet, der gerade von ſeinem
all bearbeitet wurde, der Rettung, abgeſehen
Mitwirkung des ungeheuren Agitators der
en Entwürfe, des Zufalls, nie näher ſtand.
verbreitete ſich in der Stadt in dieſer Nacht
cht, der König komme in großer Eile auf Poſt-
und er werde in zehn bis zwölf Stunden ein-

Erwartung des Königs ergötzte ſich das Volk
Anblick der Musketiere, welche friſch mit Herrn
n, ihrem Kapitän, erſchienen und ſchon im
incaſernirt waren, wo ſie alle Poſten, in der
ſt von Ehrenwachen, beſetzten.
rtagnan, der ſehr artig war, fand ſich gegen
beim Oberintendanten ein, um ihm ſeine ehr-
le Huldigung darzubringen, und obgleich der
das Fieber hatte, obgleich er leidend und in
gebadet war, wollte er doch Herrn d'Artagnan
n, den dieſe Ehre entzückte, wie man aus der
ng, die ſie mit einander hatten, erſehen wird.

XII.

Freundesrathſchläge.

Fouquet hatte ſich niedergelegt wie ein
der dem Leben Werth beimißt und ſo ſparſam a
lich mit dem dünnen Gewebe des Daſeins umgeh
unerſetzliche Zartheit die Stöße und Ecken dieſ
ſo raſch abnutzen.

D'Artagnan erſchien auf der Schwelle d
mers und wurde von dem Oberintendanten m
äußerſt freundlichen guten Morgen begrüßt.

„Guten Morgen, Monſeigneur," erwieb
Musketier, „wie befindet Ihr Euch nach dieſer

„Ich danke, ziemlich gut."

„Und wie ſteht es mit dem Fieber?"

„Ziemlich ſchlecht. Ich trinke, wie Ihr ſeht
angelangt, habe ich Nantes mit einer Tiſa
belegt."

„Ihr müßt vor Allem ſchlafen, Monſeigne

„Ei! alle Teufel! lieber Herr d'Artagnan, i
ſehr gern ſchlafen . . ."

„Wer hindert Euch daran?"

„Ihr, vor Allem."

„Ich! ah! Monſeigneur!"

„Allerdings. Kommt Ihr nicht in Nant
in Paris, im Auftrage des Königs?"

„Um Gotteswillen, Monſeigneur," erwieb
Kapitän, „laßt doch den König in Ruhe! an d
an dem ich im Auftrage des Königs in Betreff deſſ
Ihr ſagen wollt, kommen werde, laſſe ich Er
ſchmachten, das verſpreche ich. Ihr werdet mi
Befehle gemäß, die Hand an den Degen legen ſ

auf der Stelle mit meiner Ceremonienstimme sagen hören: „Monseigneur, ich verhafte Euch im Namen des Königs!“

Fouquet bebte unwillkührlich, so natürlich und kräftig war der Ausdruck des geistreichen Gascogniers gewesen. Die Vorstellung der Sache war beinahe so furchtbar, als die Sache selbst.

„Ihr versprecht mir diese Offenherzigkeit?“ sagte der Oberintendant.

„Bei meiner Ehre! doch glaubt mir, wir sind nicht so weit.“

„Was läßt Euch das denken, Herr d'Artagnan? Ich glaube gerade das Gegentheil.“

„Ich habe durchaus nichts sagen hören.“

„He! he!“

„Nein, Ihr seid ein angenehmer Mann, trotz Eures Fiebers. Der König kann nicht umhin, Euch im Grunde seines Herzens zu lieben.“

Fouquet machte eine Grimasse.

„Aber Herr Colbert?“ sprach er. „Sollte mich Herr Colbert auch so sehr lieben, als Ihr sagt?“

„Ich spreche nicht von Herrn Colbert,“ erwiederte d'Artagnan. „Dieser ist ein ausnahmsweiser Mann! Es ist möglich, er liebt Euch nicht, aber Mordioux! das Eichhörnchen kann sich vor der Natter hüten, wenn es nur immer will.“

„Wißt Ihr, daß Ihr als Freund mit mir sprecht, und daß ich, bei meinem Leben, nie einen Mann von Eurem Geist und von Eurem Herzen getroffen habe?“

„Es beliebt Euch, das zu sagen,“ erwiederte d'Artagnan, „Ihr habt bis heute gewartet, um mir ein solches Compliment zu machen.“

„Oh! wie blind sind wir,“ murmelte Fouquet.

„Eure Stimme wird heiser,“ sagte d'Artagnan. „Trinkt, Monseigneur, trinkt.“

Und er bot ihm mit der herzlichsten Freundschaft

eine Taſſe Tiſane; Fouquet nahm ſie und dankte durch ein gutes Lächeln.

„Solche Dinge begegnen nur mir,“ ſprach der Musketier. „Ich habe zehn Jahre unter Eurem Bett zugebracht, als Ihr noch in Tonnen Goldes wühltet; Ihr ſetztet vier Millionen Penſion jährlich aus; mich habt Ihr nie bemerkt, und nun gewahrt Ihr, daß ich auf der Welt bin, gerade in dem Augenblick . . .“

„Wo ich fallen ſoll,“ unterbrach ihn Fouquet. „Das iſt wahr, lieber Herr d'Artagnan.“

„Ich ſage das nicht.“

„Ihr denkt es, und das iſt daſſelbe. Wohl denn! wenn ich falle, haltet mein Wort für wahr, werde ich nicht einen Tag hinbringen, ohne mir, indem ich mir vor den Kopf ſchlage, zu ſagen: „„Narr! Narr! thörichter Sterblicher! du hatteſt Herrn d'Artagnan unter der Hand, und du haſt dich ſeiner nicht bedient! du haſt ihn nicht bereichert!““

„Ihr überhäuft mich mit Güte,“ ſprach der Kapitän. „Ich ſchwärme für Euch.“

„Noch ein Mann, der nicht denkt, wie Herr Colbert,“ ſagte der Oberintendant.

„Wie dieſer Colbert Euch an den Hüften hält! das iſt ſchlimmer, als Euer Fieber!“

„Oh! ich habe meine Gründe; beurtheilt ſie,“ ſagte Fouquet.

Und er erzählte ihm die einzelnen Umſtände von der Fahrt der Gabaren und die heuchleriſche Verfolgung von Colbert.

„Nicht wahr, das iſt das beſte Merkmal meines Ruins?“

D'Artagnan wurde ernſt.

„Es iſt richtig,“ ſprach er. „Ja, das riecht ſchlecht, wie Herr von Treville ſagte.“

Und er heftete auf Fouquet ſeinen feſten und bedeutungsvollen Blick.

„Nicht wahr, Kapitän, ich bin ſehr bezeichnet?

ahr, der König führt mich nach Nantes, um
i Paris zu trennen, wo ich viele Anhänger
im ſich des befeſtigten Belle-Isle zu bemäch-

o Herr d'Herblay iſt," fügte d'Artagnan bei.
quet ſchaute empor.
onſeigneur," fuhr d'Artagnan fort, „ich, was
rifft, kann Euch verſichern, daß mir der König
egen Euch geſagt hat."
ahrhaftig?"
er König hat mir nach Nantes abzureiſen be-
as iſt wahr; er hat mir befohlen, nichts davon
on Gesvres zu ſagen."
einem Freund!"
errn von Gesvres, Eurem Freunde, ja, Mon-
." fuhr der Musketier fort, deſſen Augen nicht
n, eine der Sprache ſeiner Lippen entgegenge-
rache zu ſprechen. „Der König hat mir auch be-
eine Brigade Musketiere mitzunehmen, was
ig zu ſein ſcheint, da das Land ruhig iſt."
ne Brigade?" fragte Fouquet, indem er ſich auf
llenbogen erhob.
echs und neunzig Reiter, ja, Monſeigneur, die-
hl, die man genommen hatte, um die Herren
ilais, von Cinq-Mars und Montmorency zu
."
quet horchte bei dieſen ohne ein ſcheinbares
ausgeſprochenen Worten.
d dann?" ſagte er.
d dann noch einige andere unbedeutende Be-
s da ſind: das Schloß mit meinen Musketieren
jede einzelne Wohnung beſetzen, keinen von den
von Herrn von Gesvres Schildwache ſtehen zu
. von Herrn von Gesvres, Eurem Freund."
d in Beziehung auf mich," rief Fouquet, „welche
!"

„In Beziehung auf Euch nicht das kleinſte Wörtchen.“

„Herr d'Artagnan, es handelt ſich darum, mir die Ehre und vielleicht das Leben zu retten. Ihr würdet mich nicht täuſchen?“

„Ich! . . . in welcher Abſicht? Seid Ihr bedroht! Nur iſt in Beziehung auf die Wagen und Schiffe ein Befehl gegeben . . .“

„Ein Befehl?“

„Ja, doch er dürfte nicht Euch betreffen. Eine einfache Polizeimaßregel . . .“

„Nennt ſie, Kapitän, nennt ſie!“

„Es ſollen alle Pferde oder Schiffe verhindert werden, Nantes ohne einen vom König unterzeichneten Geleitsbrief zu verlaſſen.“

„Großer Gott! . . . aber . . .“

D'Artagnan lachte.

„Es wird dies erſt nach der Ankunft des Königs in Nantes ausgeführt werden; Ihr ſeht auch wohl, Monſeigneur, daß der Befehl Euch in keiner Hinſicht trifft.“

Fouquet wurde träumeriſch, und d'Artagnan ſtellte ſich, als bemerkte er nicht, welche Gedanken den Oberintendanten in Anſpruch nahmen.

„Daß ich Euch ſo den Inhalt der Befehle, die mir gegeben worden ſind, anvertraue, muß ich Euch lieben, und es muß mir daran gelegen ſein, Euch zu beweiſen, daß keiner gegen Euch gerichtet iſt.“

„Allerdings,“ erwiederte Fouquet zerſtreut.

„Recapituliren wir,“ ſprach der Kapitän mit ſeinem ganz dringlichen Blicke: „Specielle und ſtrenge Bewachung des Schloſſes, in welchem Ihr Eure Wohnung haben werdet, nicht wahr? . . . Kennt Ihr dieſes Schloß? . . . Ah! Monſeigneur, ein wahres Gefängniß! Gänzliches Fernhalten von Herrn von Gesvres, der die Ehre hat, einer Eurer Freunde zu ſein. Schließung der Thore der Stadt und des Fluſſes, doch erſt wenn der König angekommen ſein wird. Wißt Ihr wohl, Herr

aß ich, wenn ich, ſtatt mit einem Manne zu
ie Ihr, der Ihr zu den erſten des Reiches
t einem beunruhigten, beängſtigten Gewiſſen
ich für immer gefährden würde? Welch eine
egenheit, wenn Jemand das Weite ſuchen
eine Polizei, keine Wachen, keine Befehle;
r frei, die Landſtraße offen, Herr d'Artagnan
ſeine Pferde zu leihen, wenn man ſie von
te! Dies Alles muß Euch beruhigen, Herr
nn der König würde mich nicht ſo unabhängig
ben, hätte er ſchlimme Abſichten gehabt. In
Herr Fouquet, verlangt von mir Alles, was
nehm ſein dürfte: ich bin zu Eurer Verfü-
wenn Ihr die Güte haben wollt, leiſtet mir
ſt: den, Aramis und Porthos einen guten
nir zu wünſchen, falls Ihr Euch nach Belle-
iſſen ſolltet, wie Ihr dies zu thun berechtigt
zwar gerade wie Ihr geht und ſteht, im
"

dieſen Worten und nachdem er ſich tief ver-
g der Musketier, deſſen Blicke nichts von ih-
ndigen Wohlwollen verloren hatten, aus dem
ıd verſchwand.
ar noch nicht auf den Stufen des Vorhauſes,
ıquet an die Glocke hing und, außer ſich, rief:
ne Pferde! meine Gabare!"
and antwortete.
Oberintendant kleidete ſich ſelbſt mit Allem an,
ıter ſeiner Hand fand.
rville! . . . Gourville! . . ." rief er, wäh-
ine Uhr in ſeine Taſche ſteckte.
die Klingel ſpielte abermals, indeß Fouquet
e.
ırville! . . . Gourville! . . ."
ville erſchien keuchend, bleich.
: uns aufbrechen," rief der Oberintendant,
ihn ſah.

„Es iſt zu ſpät!“ erwiederte der Freund des armen Fouquet.

„Zu ſpät? warum?“

„Horcht.“

Man hörte Trompeten und ein Geräuſch von Trommeln vor dem Schloß.

„Was gibt es denn, Gourville?“

„Der König kommt ſo eben an, Monſeigneur.“

„Der König!“

„Der König, der Station für Station mit der größten Eile zurückgelegt, der König, der Pferde zu Tode geritten hat, und der Eurer Berechnung acht Stunden zuvorkommt.“

„Wir ſind verloren!“ murmelte Fouquet. „Braver d'Artagnan, Du haſt zu ſpät zu mir geſprochen!“

Der König traf in der That in der Stadt ein, man hörte ſchon die Kanonen vom Walle und die eines Schiffes, welche unten vom Fluſſe antworteten.

Fouquet faltete die Stirne, rief ſeine Kammerdiener und ließ ſich in Gala ankleiden.

Von ſeinem Fenſter aus, hinter den Vorhängen, ſah er das eifrige Gedränge des Volkes und die Bewegung einer großen Truppe, die dem Fürſten gefolgt war, ohne daß man errathen konnte, wie.

Der König wurde mit großem Gepränge nach dem Schloſſe geführt, und Fouquet ſah ihn beim Fallgatter abſteigen und leiſe d'Artagnan, der ihm den Steigbügel hielt, ins Ohr ſprechen.

Als der König unter das Gewölbe gegangen war, wandte ſich d'Artagnan nach dem Hauſe von Fouquet, doch ſo langſam, ſo langſam und indem er ſo oft ſtehen blieb, um mit ſeinen als Spalier aufgeſtellten Musketieren zu ſprechen, daß man hätte glauben ſollen, er zähle die Sekunden oder die Schritte, ehe er ſeinen Auftrag vollzog.

Fouquet öffnete das Fenſter, um mit ihm in den Hof hinab zu ſprechen.

„Ah!“ rief d'Artagnan, als er ihn erblickte, „Ihr
id noch zu Hauſe, Monſeigneur?“

Und dieſes noch bewies Fouquet vollends, wie
ele Unterweiſungen und nützliche Rathſchläge der erſte
eſuch des Musketiers enthielt.

Der Oberintendant ſeufzte nur.

„Mein Gott, ja, mein Herr,“ antwortete er, „die
nkunft des Königs hat mich in meinem Vorhaben
terbrochen.“

„Ah! Ihr wißt, daß der König angekommen iſt?“

„Ja, mein Herr, ich habe ihn geſehen, und diesmal
mmt Ihr in ſeinem Auftrag . . .“

„Ich ſoll mich nach Euch erkundigen und Euch,
enn Eure Geſundheit nicht zu ſchlecht iſt, bitten, Ihr
öget Euch nach dem Schloſſe begeben.“

„Auf der Stelle, Herr d'Artagnan, auf der Stelle.“

„Ah! verdammt!“ ſagte der Kapitän, „nun da der
önig da iſt, gibt es für Niemand mehr Promenaden,
r Niemand mehr einen freien Willen, der Befehl be-
rrſcht nun Euch wie mich, mich wie Euch.“

Fouquet ſeufzte zum letzten Mal, ſtieg in einen
Wagen, ſo groß war ſeine Schwäche, und begab ſich,
eleitet von d'Artagnan, deſſen Höflichkeit diesmal nicht
inder ſchrecklich war, als ſie kurz zuvor heiter und
öflich geweſen, nach dem Schloſſe.

XIII.

Wie König Ludwig XIV. ſein Röllchen ſpielte.

Als Fouquet aus dem Wagen ſtieg, um in das Schloß von Nantes einzutreten, näherte ſich ihm ein Mann mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht und überreichte ihm einen Brief.

D'Artagnan wollte dieſen Mann verhindern, mit Fouquet zu ſprechen, aber die Botſchaft war dem Oberintendanten übergeben worden. Fouquet entſiegelte den Brief und las ihn; in dieſem Augenblick trat ein unbeſtimmter Schrecken, den d'Artagnan leicht durchdrang, auf dem Geſichte des erſten Miniſters hervor.

Fouquet ſteckte das Papier in das Portefeuille, das er unter ſeinem Arm hatte, und ging weiter gegen die Gemächer des Königs.

Durch die kleinen, in jedem Stockwerk des Thurmes angebrachten, Fenſter ſah d'Artagnan, während er die Stufen hinter Fouquet hinaufſtieg, den Mann mit dem Briefe auf dem Platze umherſchauen und mehreren Perſonen Zeichen machen, welche bald in den anliegenden Straßen verſchwanden, nachdem ſie ſelbſt dieſe Zeichen, die ihnen der erwähnte Mann gemacht, wiederholt hatten.

Man ließ Fouquet einen Augenblick auf der Terraſſe warten, welche nach der kleinen Flur auslief, hinter der man das Cabinet des Königs eingerichtet hatte.

D'Artagnan ging nun am Oberintendanten, den er bis dahin ehrerbietig begleitet hatte, vorbei und trat in das königliche Cabinet.

„Nun?“ fragte ihn Ludwig XIV., welcher, als er

ihn erblickte, auf einen mit Papieren bedeckten Tiſch ein großes grünes Tuch warf.

„Der Befehl iſt vollzogen, Sire.“

„Und Fouquet?“

„Der Herr Oberintendant folgt mir,“ erwiederte d'Artagnan.

„In zehn Minuten wird man ihn bei mir einführen,“ ſprach der König, d'Artagnan mit einer Geberde entlaſſend.

Dieſer ging hinaus, doch kaum in die Flur gelangt, an deren Ende ihn Fouquet erwartete, wurde er durch das Glöckchen des Königs zurückgerufen.

„Er hat nicht erſtaunt geſchienen?“ fragte der König.

„Wer, Sire?“

„Fouquet,“ wiederholte der König, ohne Herr zu ſagen, eine Eigenthümlichkeit, welche den Kapitän der Musketiere in ſeinem Verdacht beſtärkte.

„Nein, Sire,“ erwiederte er.

„Gut.“

Und zum zweiten Male ſchickte Ludwig d'Artagnan weg.

Fouquet hatte die Terraſſe nicht verlaſſen, wo ſein Führer von ihm weggegangen war. Er las noch einmal ſein alſo abgefaßtes Billet:

„Es ſpinnt ſich etwas gegen Euch an. Man wird vielleicht nichts im Schloſſe wagen, wohl aber bei Eurer Rückkehr nach Hauſe. Die Wohnung iſt ſchon von den Musketieren cernirt. Kehrt nicht dahin zurück, ein weißes Pferd erwartet Euch hinter der Esplanade.“

Fouquet hatte die Handſchrift und den Eifer von Gourville erkannt. Da er nicht wollte, daß Ihm Unglück widerführe, da dieſes Papier einen treuen Freund gefährden konnte, ſo war der Oberintendant bemüht, das Billet in Tauſende von Stücken zu zerreißen, die er über das Geländer der Terraſſe in den Wind ſtreute.

D'Artagnan überraſchte ihn, als er zuſchaute, wie die letzten Fetzchen im Raum flatterten.

„Der König erwartet Euch," ſprach er.

Fouquet ging mit ungezwungenem Schritte in den kleinen Corridor, wo die Herren von Brienne und Roſe arbeiteten, während der Herzog von Saint-Aignan, ebenfalls im Corridor auf einem kleinen Stuhle ſitzend, auf Befehle zu warten ſchien und, ſeinen Degen zwiſchen ſeinen Beinen, vor fieberhafter Ungeduld gähnte.

Es kam Fouquet ſeltſam vor, daß die Herren von Brienne, Roſe und Saint-Aignan, welche ſonſt ſo aufmerkſam, ſo unterwürfig, ſich wenig ſtören ließen, als er, der Oberintendant, vorüberging. Aber wie hätte er etwas Anderes bei Höflingen finden ſollen, er, den der König nur noch Fouquet nannte?

Er erhob das Haupt und trat, feſt entſchloſſen Allem ins Geſicht zu trotzen, beim König ein, nachdem ihn ein Glöckchen, das man kennt, bei Seiner Majeſtät gemeldet hatte.

Der König machte ihm, ohne aufzuſtehen, ein Zeichen mit dem Kopf und fragte mit Theilnahme:

„Ei! wie geht es Euch, Herr Fouquet?"

„Ich habe meinen Fieberanfall, bin aber ganz Eurer Majeſtät zu Dienſten," erwiederte der Oberintendant.

„Gut. Die Stände verſammeln ſich morgen: habt Ihr eine Rede bereit?"

Fouquet ſchaute den König mit Erſtaunen an.

„Ich habe keine, Sire," antwortete er, „doch ich werde eine improviſiren. Ich kenne die Angelegenheiten gründlich genug, um nicht in Verlegenheit zu bleiben, und habe nur eine Frage zu thun: wird mir ſie Eure Majeſtät erlauben?"

„Sprecht."

„Warum hat Eure Majeſtät ihrem erſten Miniſter nicht die Ehre erwieſen, ihn in Paris zu benachrichtigen?"

„Ihr waret krank; ich will Euch nicht ermüden."

„Nie ermüdet mich eine Arbeit, nie ermüdet mich eine Erklärung, und dann iſt für mich der Augenblick

nen, eine Erklärung von meinem König zu for-

Oho! Herr Fouquet, und worüber eine Erklärung?"
leber die Absichten Seiner Majestät in Bezie-
uf mich."
er König erröthete.
Ich bin verleumdet worden," fuhr Fouquet leb-
rt, „und ich muß die Gerechtigkeit des Königs
erſuchungen herausfordern."
Ihr ſagt mir das ſehr unnöthig, Herr Fouquet:
ß, was ich weiß."
Seine Majeſtät kann die Dinge nur wiſſen, wenn
e ihr geſagt hat, und ich habe ihr nichts ge-
ährend Andere ſo oft geſprochen . . ."
Was meint Ihr damit?" fragte der König unge-
dieſes peinliche Geſpräch zu endigen.
Ich gehe gerade auf die Sache los, Sire, und
inen Mann an, daß er mir beim König ſchadet."
Es ſchadet Euch, Niemand, Herr Fouquet."
Dieſe Antwort beweiſt mir, daß ich Recht hatte,

Nein Herr, ich liebe es nicht, daß man anklagt."
Wenn man angeklagt iſt? . . ."
Wir haben ſchon zu viel von dieſer Sache ge-
n."
Eure Majeſtät will nicht, daß ich mich recht-
"
Ich wiederhole Euch, daß ich Euch nicht anklage."
ouquet machte unter einer Halbverbeugung einen
: rückwärts.
Es iſt gewiß," dachte er, „er hat einen Ent-
gefaßt. Derjenige, welcher nicht zurückweichen
at allein eine ſolche Hartnäckigkeit. Die Gefahr
m Augenblick nicht ſehen hieße blind ſein; ſie
ermeiden hieße albern ſein."
ann ſprach er laut:

„Eure Majeſtät hat mich wegen einer Arbeit berufen?“

„Nein, Herr Fouquet, wegen eines Rathes, den ich Euch geben will.“

„Ich warte ehrerbietigſt, Sire.“

„Ruht aus, Herr Fouquet, verſchwendet nicht mehr Eure Kräfte; die Sitzung der Stände wird kurz ſein, und wenn meine Geheimſchreiber ſie geſchloſſen haben, ſoll man in Frankreich vierzehn Tage lang nicht mehr von den Angelegenheiten ſprechen.“

„Der König hat mir nichts im Betreff dieſer Verſammlung der Stände zu ſagen?“

„Nein, Herr Fouquet.“

„Mir, dem Oberintendanten der Finanzen?“

„Ich bitte, ruht aus; das iſt Alles, was ich Euch zu ſagen habe.“

Fouquet biß ſich auf die Lippen und neigte das Haupt. Er brütete offenbar über einem bangen Gedanken.

Dieſe Bangigkeit ſteckte den König an und er fragte:

„Seid Ihr ärgerlich, daß Ihr ausruhen ſollt, Herr Fouquet?“

„Ja, Sire, ich bin nicht an die Ruhe gewöhnt.“

„Aber Ihr ſeid krank, Ihr müßt Euch pflegen.“

„Eure Majeſtät ſprach vorhin von einer Rede, die ich morgen halten ſollte?“

Der König antwortete nicht; dieſe ungeſtüme Frage ſetzte ihn in Verlegenheit.

Fouquet fühlte das Gewicht dieſes Zögerns, er glaubte in den Augen des jungen Fürſten eine Gefahr zu leſen, welche ſein Mißtrauen beſchleunigen würde.

„Wenn ich mit Furcht erſcheine, ſo bin ich verloren,“ dachte er.

Der König ſeinerſeits war nun über dieſes Mißtrauen von Fouquet unruhig.

„Hat er etwas gewittert?“ murmelte er.

„Iſt ſein erſtes Wort hart,“ dachte Fouquet, „ge-

ith er in Zorn oder ſtellt er ſich, als geriethe er in
orn, um einen Vorwand zu ergreifen, wie werde ich
ich dann herausziehen? Mildern wir den Abhang.
ourville hatte Recht."

„Sire," ſagte er plötzlich, „da die Güte Eurer
ajeſtät in einem ſolchen Grade über meiner Geſund-
eit wacht, daß ſie mich von aller Arbeit freiſpricht,
erde ich dann nicht auch für morgen vom Rathe frei
in? Ich würde dieſen Tag dazu anwenden, um das
ett zu hüten, ich würde den König bitten, mir ſeinen
rzt abzutreten, damit ich ein Mittel gegen dieſe ver-
ummten Fieber anwenden könnte."

„Es geſchehe, wie Ihr wünſcht, Herr Fouquet, Ihr
llt den Urlaub für morgen, Ihr ſollt den Arzt, Ihr
llt Eure Geſundheit haben."

„Ich danke," erwiederte Fouquet ſich verbeugend.
ann faßte er ſeinen Entſchluß und fügte bei:

„Werde ich nicht das Glück haben, den König nach
elle-Isle zu mir zu führen?"

Und er ſchaute Ludwig ins Geſicht, um die Wir-
ng eines ſolchen Vorſchlags zu beurtheilen.

„Ihr wißt," erwiederte er, indem er zu lächeln
chte, „Ihr habt geſagt: Nach Belle-Isle zu mir."

„Das iſt wahr."

„Nun! erinnert Ihr Euch nicht mehr, daß Ihr mir
elle-Isle geſchenkt habt?" fuhr der König mit dem-
lben heitern Ton fort.

„Das iſt abermals wahr. Nur, da Ihr es damals
icht genommen, werdet Ihr nun davon Beſitz ergreifen."

„Ich will das wohl thun."

„Uebrigens war dies die Abſicht Eurer Majeſtät,
ie die meinige, und ich vermöchte Eurer Majeſtät nicht zu
gen, wie ſtolz und glücklich es mich gemacht hat, als
h alle Haustruppen des Königs zu dieſer Beſitznahme
n Paris kommen ſah."

Der König ſtammelte, er habe ſeine Musketiere
icht zu dieſem Behufe allein mitgebracht.

„Oh! das kann ich mir denken," erwiederte lebhaft Fouquet. „Eure Majeſtät weiß zu wohl, daß es für ſie genügt, allein, mit einem Stöckchen in der Hand, zu kommen, um alle Feſtungswerke von Belle-Isle fallen zu machen."

„Teufel!" rief der König, „ſie ſollen nicht fallen, dieſe ſchönen Feſtungswerke, deren Bau ſo viel gekoſtet hat. Nein! ſie ſollen bleiben gegen die Holländer und die Engländer. Was ich in Belle-Isle ſehen will, würdet Ihr nicht errathen, Herr Fouquet: es ſind die ſchönen Bäuerinnen, Mädchen und Frauen von den Feldern und den Dünen, die ſo gut tanzen und mit ihren ſcharlachrothen Röcken ſo verführeriſch werden! Man hat mir Eure Vaſallen gerühmt, Herr Oberintendant, laßt ſie mich ſehen."

„Wann Eure Majeſtät will."

„Habt Ihr ein Transportmittel? Morgen, wenn Ihr wolltet."

Der Oberintendant fühlte den Schlag, der nicht in gerader Linie gethan war, und erwiederte:

„Nein, Sire, ich wußte nichts von dem Wunſche Eurer Majeſtät, ich wußte beſonders nicht, daß es ſie ſo ſehr drängte, Belle-Isle zu beſchauen, und habe mich in keiner Hinſicht vorgeſehen."

„Ihr habt aber doch ein eigenes Schiff?"

„Ich habe fünf, aber ſie ſind alle entweder im Port oder in Paimboeuf, und um ſie zu erreichen oder kommen zu laſſen, braucht man wenigſtens vier und zwanzig Stunden. Iſt es nöthig, daß ich einen Eilboten abſchicke? Soll ich es thun?"

„Wartet noch, laßt das Fieber endigen, wartet bis morgen."

„Das iſt wahr. Wer weiß, ob wir morgen nicht tauſend andere Gedanken haben werden?" erwiederte Fouquet ſehr bleich, denn es blieb ihm fortan kein Zweifel mehr.

Der König bebte und ſtreckte die Hand nach ſeinem Glöckchen aus, aber Fouquet kam ihm zuvor.

„Sire,“ ſagte er, „ich habe das Fieber, ich zittere vor Kälte. Bleibe ich einen Augenblick länger, ſo bin ich im Stande, ohnmächtig zu werden. Ich bitte Eure Majeſtät um Erlaubniß, mich unter Decken verbergen zu dürfen.“

„Ihr zittert in der That; das iſt betrüblich anzuſchauen. Geht, Herr Fouquet, geht. Ich werde mich nach Euch erkundigen laſſen.“

„Eure Majeſtät iſt allzu gut. In einer Stunde werde ich mich viel beſſer befinden.“

„Es ſoll Euch Jemand zurückführen.“

„Wie es Euch beliebt, Sire, gern werde ich den Arm von irgend Jemand annehmen.“

„Herr d'Artagnan!“ rief der König, während er zugleich klingelte.

„Oh! Sire,“ ſagte Fouquet, lachend mit einer Miene, die den König ſchauern machte, „Ihr gebt mir einen Kapitän der Musketiere, um mich nach meiner Wohnung führen zu laſſen? Eine ſehr zweideutige Ehre! Ich bitte Euch um einen einfachen Bedienten.“

„Und warum, Herr Fouquet? Herr d'Artagnan führt wohl mich zurück . . .“

„Ja, doch wenn er Euch zurückführt, Sire, ſo geſchieht es, um Euch zu gehorchen, während man, wenn...“

„Nun?“

„Während man, wenn ich mit Eurem Kapitän der Musketiere zurückkehren muß, überall ſagen wird, Ihr laſſet mich verhaften.“

„Verhaften!“ wiederholte der König, der noch mehr erbleichte, als Fouquet ſelbſt, „verhaften! oh! ...“

„Ei! was ſagt man nicht Alles!“ fuhr Fouquet beſtändig lachend fort, „und ich wette, es würden ſich Leute finden, die boshaft genug wären, darüber zu ſpotten.“

Dieſer witzige Einfall brachte den König aus der Faſſung. Fouquet war gewandt oder glücklich genug,

.dwig XIV. vor dem Anſcheine der Handlun
e er ſann, zurückwich.
Herr d'Artagnan, als er eintrat, erhielt den B
einen Musketier zur Begleitung des Oberinte
:n zu bezeichnen.
„Das iſt unnöthig," erwiederte dieſer; „ein Deg
einen andern, Gourville, der unten auf mich wa
iſt mir ebenſo lieb. Das ſoll mich jedoch nicht a
ten, die Geſellſchaft von Herrn d'Artagnan zu g
ßen. Es wird mich ſehr freuen, wenn er Belle-Is
ſchaut, er, der ſich ſo gut auf den Feſtungsbau ve
ht."
D'Artagnan verbeugte ſich; er begriff die Scen
urchaus nicht mehr.
Fouquet verbeugte ſich ebenfalls und verließ d
Cabinet, die ganze Langſamkeit eines Menſchen heucheln
der ſpazieren geht.
Sobald er außerhalb des Schloſſes war, ſagte e
„Ich bin gerettet. Oh! ja, Du ſollſt Belle-Is
ſehen, unredlicher König, aber wenn ich nicht mehr d
ſein werde."
Und er verſchwand.
D'Artagnan war beim König geblieben.
„Kapitän," ſagte Ludwig XIV. zu ihm, „Ihr
det Herrn Fouquet auf hundert Schritte folgen."
„Ja, Sire."
„Er kehrt in ſeine Wohnung zurück, Ihr geh
dahin."
„Ja, Sire."
„Ihr verhaftet ihn in meinem Namen und
ihn in einen Wagen ein."
„In einen Wagen. Gut."
„So daß er unter Weges weder mit
ſprechen, noch den Leuten, die er trifft, Billet
ſen kann."
„Oh! das iſt ſchwierig, Sire."
„Nein."

„Verzeiht, Sire, ich kann Herrn Fouquet nicht er-
icken, und wenn er zu athmen verlangt, ſo kann ich
hn nicht dadurch verhindern, daß ich die Glasfenſter und
Schirmleder ſchließe. Er wird zu den Kutſchenſchlägen
lle mögliche Schreie und Billets hinauswerfen."

„Es iſt für dieſen Fall vorhergeſehen, Herr d'Ar-
agnan; ein Wagen mit einem Gitter würde zwei von
uch bezeichneten Widerwärtigkeiten begegnen."

„Ein Wagen mit eiſernem Gitter!" rief d'Ar-
agnan; „aber man macht Gitter für einen Wagen
icht in einer halben Stunde, und Eure Majeſtät be-
ehlt mir, ſogleich zu Herrn Fouquet zu gehen."

„Der fragliche Wagen iſt auch ſchon gemacht."

„Ah! das iſt etwas Anderes. Wenn der Wagen
emacht iſt, ſo braucht man nur zu gehen."

„Er iſt auch angeſpannt.

„Ah!"

„Und der Kutſcher mit den Piqueurs wartet im
ofe des Schloſſes."

D'Artagnan verbeugte ſich und ſprach:

„Ich habe Eure Majeſtät nur noch zu fragen, an
elchen Ort man Herrn Fouquet führen wird."

„Nach dem Schloſſe von Angers zuerſt."

„Sehr wohl."

„Wir werden nachher ſehen."

„Ja, Sire."

„Herr d'Artagnan, ein letztes Wort: Ihr habt be-
erkt, daß ich, um Fouquet feſtzunehmen, nicht meine
arden verwende, worüber Herr von Gesvres wüthend
in wird."

„Eure Majeſtät verwendet ihre Garden nicht,"
wiederte der Kapitän ein wenig gedemüthigt, „weil
: Herrn von Gesvres mißtraut, das iſt die Sache."

„Damit ſage ich Euch, daß ich Vertrauen zu Euch
abe."

„Ich will es wohl glauben, Sire, und es iſt un-
öthig, es bei mir geltend zu machen."

Unmittelbar vor den Thoren der Stadt fingen zwei weiße Wege an, welche auseinander liefen wie die getrennten Finger einer rieſigen Hand.

D'Artagnan der, über die Terraſſe ſchreitend, das ganze Panorama mit einem Blicke umfaßt hatte, wurde der Linie der Rue aux Herbes folgend zur Mündung von einem dieſer Wege geführt, der ſeinen Anfang unter dem Thore von Nantes nahm.

Noch einen Schritt und er ſollte die Treppe der Terraſſe hinabſteigen, um aus dem Thurme ſeinen vergitterten Wagen zu nehmen und nach dem Hauſe von Fouquet zu fahren.

Aber der Zufall wollte, daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die oberſte Stufe ſetzte, durch einen beweglichen Punkt angezogen wurde, der auf dieſem Wege forteilte.

„Was iſt das?“ fragte ſich der Musketier; „ein Pferd, das läuft, ohne Zweifel ein entſprungenes Pferd; wie es auszieht!“

Der bewegliche Punkt ging von der Straße ab und ſprang auf die Luzernenäcker über.

„Ein Schimmel,“ fuhr der Kapitän fort, der die Farbe leuchtend von dem dunkleren Grunde hatte ſich abheben ſehen, „und er wird geritten; das iſt ein Kind, deſſen Pferd Durſt hat und es in ſchräger Linie nach der Tränke entführt.“

Dieſe Betrachtung, raſch wie ein Blitz, gleichzeitig mit der geſichtlichen Wahrnehmung, hatte d'Artagnan ſchon angeſtellt, als er die erſten Stufen der Treppe hinabſtieg.

Einige Papiertheilchen lagen zerſtreut auf den Stufen und glänzten auf dem geſchwärzten Stein der Stiege.

„Ei! ei!“ ſagte der Kapitän zu ſich ſelbſt, „hier ſind einige Bruchſtücke von dem von Herrn Fouquet zerriſſenen Billet. Armer Mann! er hatte ſein Geheimniß den Winden übergeben; der Wind will nichts

avon und trägt ſie dem König zurück. Du ſpielſt
ntſchieden unglücklich! Die Partie iſt nicht gleich;
as Glück iſt gegen Dich. Der Stern von Ludwig XIV.
erdunkelt den Deinigen; die Natter iſt ſtärker oder
ewandter als das Eichhörnchen."

D'Artagnan hob, während er hinabſtieg, eines von
em Papierſtückchen auf.

„Die kleine Handſchrift von Gourville," ſagte er,
achdem er das Bruchſtück vom Billet prüfend betrach-
et hatte, „ich täuſchte mich nicht."

Und er las das Wort Pferd.

„Halt!" ſagte er, und er betrachtete ein anderes,
uf dem er keinen Buchſtaben geſchrieben fand.

Auf dem dritten las er das Wort weißes.

„Weißes Pferd," wiederholte er, wie das Kind,
as buchſtabirt. „Ah! mein Gott," rief der mißtrauiſche Geiſt, „weißes Pferd!" Und dem Pulverkorn ähnlich, das ſich brennend in einen hundertfachen Umfang erweitert, ſtieg d'Artagnan, von argwöhniſchen Gedanken angeſchwollen, wieder raſch zur Terraſſe hinauf.

Der Schimmel lief, lief immer in der Richtung der Loire, an deren Ende, in den Dünſten des Waſſers verſchmolzen, ein kleines Segel wie ein Atom geſchaukelt erſchien.

„Hol ho!" rief der Musketier, „nur ein Menſch, der flieht, rennt ſo auf dem angebauten Boden auf einem weißen Roß.

„Nur der Gebieter von Belle-Isle flüchtet ſich ſo nach der Seite des Meeres, während es auf dem Lande dichte Wälder gibt.

„Und es findet ſich nur ein d'Artagnan auf der Welt, der Herrn Fouquet einholt, welcher einen Vorſprung von einer halben Stunde hat und ſein Schiff vor einer halben Stunde erreicht haben wird."

Nachdem er ſo geſprochen, gab er Befehl, den Wagen mit dem eiſernen Gitter in aller Eile in ein Luſtwäldchen zu führen, das außerhalb der Stadt lag.

Er wählte sein bestes Pferd, sprang ihm auf den Rücken und jagte durch die Rue aux Herbes, wobei er nicht den Weg wählte, den Fouquet selbst genommen hatte, sondern das Ufer selbst, fest überzeugt, er würde zehn Minuten an der Gesammtsumme des zu durchlaufenden Raumes gewinnen und beim Durchschnittspunkt der beiden Linien den Flüchtling einholen, der nicht ahnete, er werde von dieser Seite verfolgt werden.

In der Geschwindigkeit des Laufes und mit der Ungeduld des Verfolgers, wie bei der Jagd, wie im Kriege, sich belebend, ertappte sich d'Artagnan, der so sanft, so gut gegen Fouquet, daß er wild und beinahe blutgierig wurde.

Lange Zeit rannte er, ohne daß er das weiße Roß erblickte; sein Grimm nahm die Farbe der Wuth an: er zweifelte an sich, er vermuthete, Fouquet habe sich in einen unterirdischen Weg gestürzt, oder er habe den Schimmel mit einem von den vortrefflichen Rappen vertauscht, deren kraftvolle Leichtigkeit er, d'Artagnan, in Saint-Mandé so oft bewundert, beneidet hatte.

In diesem Augenblick, wenn ihm der Wind in die Augen schnitt und die Thränen daraus hervorspringen machte, wenn der Sattel brannte, wenn das in seinem rohen Fleisch verletzte Pferd wieherte und mit seinen Hinterfüßen einen Regen von feinem Sand und Kieselsteinen in die Luft fliegen machte, suchte d'Artagnan, da er, sich auf seinem Steigbügel erhebend, nichts auf dem Wasser, nichts unter den Bäumen erblickte, wie ein Wahnsinniger in der Luft. Im Paroxismus seiner Wuth träumte er von Luftwegen, einer Entdeckung des folgenden Jahrhunderts, erinnerte er sich des Dädalos und seiner breiten Flügel, die ihn aus den Gefängnissen von Kreta errettet hatten.

Ein heiserer Seufzer strömte aus seinen Lippen hervor. Verzehrt von der Angst vor der Lächerlichkeit, wiederholte er:

„Ich! ich! bethört durch einen Gourville, ich!...

› ſagen, ich altere, man wird ſagen, ich habe
on erhalten, um Fouquet fliehen zu laſſen."
er drückte beide Sporen ſeinem Roſſe in den
mußte eine Meile in zehn Minuten machen.
ah er, am Ende einer Viehwaide hinter Hecken
Form, die ſich zeigte, verſchwand und end-
nem höheren Terrain ſichtbar blieb.
tagnan bebte vor Freude; ſein Geiſt erheiterte
'd. Er wiſchte ſich den Schweiß ab, der von
rne troff, machte ſeine Kniee los, von denen
ı Pferd weiter athmete, zog den Zügel an
ıte den Gang des kräftigen Thieres, ſeines
bei dieſer Menſchenjagd. Er konnte nun die
Weges und ſeine Stellung in Beziehung auf
ludiren.
Oberintendant hatte ſein Pferd, über den wei-
ı hinreitend, außer Athem gebracht. Er fühlte
rfniß, einen härteren Boden zu erreichen und
ch der Straße auf der kürzeſten Linie.
tagnan hatte nur gerade aus auf dem Abſatz
: Ufers zu reiten, das ihn den Augen ſeines
ntzog, ſo daß er ihn bei ſeiner Ankunft auf
ze abſchneiden würde. Dort würde der wirk-
beginnen, dort würde der Kampf ſich ent-

tagnan ließ ſein Pferd mit voller Lunge ath-
bemerkte, daß der Oberintendant in einen
:ging, das heißt, daß er ſein Roß auch ſchnau-

man hatte auf beiden Seiten zu große Eile,
: bei dieſem Gang zu bleiben. Das weiße
i wie ein Pfeil fort, als es einen Boden be-
r mehr Widerſtand leiſtete.
:tagnan ließ die Zügel ſchießen, und ſein Rappe
in Galopp. Beide folgten derſelben Richtung,
chen Echos des Laufes vermengten ſich; Fou-
e d'Artagnan noch nicht bemerkt.

Aber beim Ausgang des Abſatzes durchdrang ein einziges Echo die Luft: es war das der Tritte von d'Artagnan, welche wie ein Donner rollten.

Fouquet wandte ſich um, er ſah auf hundert Schritte hinter ſich ſeinen Feind, der ſich auf den Hals ſeines Renners neigte. Kein Zweifel mehr, das glänzende Wehrgehäng, die rothe Kaſake, es war der Musketier: Fouquet ließ auch die Zügel ſchießen und ſein Schimmel legte zwanzig Schritte mehr zwiſchen ſeinen Gegner und ihn.

„Ah!“ dachte d'Artagnan beunruhigt, „es iſt kein gewöhnliches Pferd, was Fouquet da reitet, aufgepaßt!“

Und er prüfte aufmerkſam mit ſeinem unfehlbaren Auge den Gang und die Mittel dieſes Renners.

Kreuz rund, Schweif mager und ausgeſtreckt, Beine mager und dünn wie Stahlfäden, Huf härter als Marmor.

Er gab ſeinem Pferde die Sporen, aber die Entfernung zwiſchen Beiden blieb dieſelbe.

D'Artagnan horchte angeſtrengt, nicht ein Athemzug des Pferdes drang zu ihm, und es durchſchnitt doch die Luft.

Der Rappe fing im Gegentheil an zu röcheln, wie bei einem Huſtenanfall.

„Ich muß mein Pferd zu Tode reiten, aber an Ort und Stelle kommen,“ dachte der Musketier.

Und er fing an das Maul des armen Thieres zu ſägen, während er mit den Sporen in ſeiner blutigen Haut wühlte.

Das Pferd legte in Verzweiflung zwanzig Klafter zurück und kam bis auf Piſtolenſchußweite zu Fouquet.

„Muth,“ ſagte ſich der Musketier, „Muth! Der Schimmel wird vielleicht ſchwach werden, und wenn das Pferd nicht fällt, wird der Herr am Ende fallen.“

Aber Pferd und Reiter blieben aufrecht, vereinigt, und gewannen allmälig wieder einen Vorſprung.

D'Artagnan ſtieß einen wilden Schrei aus, bei

m ſich Fouquet umwandte, während ſein Pferd ſich ch mehr belebte.

„Herrliches Roß! wüthender Reiter!“ brummte der apitän. „Holla! Mordioux! Herr Fouquet! holla! f Befehl des Königs!“

Fouquet antwortete nicht.

„Höret Ihr mich?“ brüllte d'Artagnan, deſſen ferd einen falſchen Tritt gemacht hatte.

„Bei Gott!“ erwiederte Fouquet lakoniſch.

Und er rannte weiter.

D'Artagnan wäre bald wahnſinnig geworden; das lut floß brauſend nach ſeinen Schläfen, nach ſeinen ugen.

„Auf Befehl des Königs!“ rief er abermals: haltet an, oder ich ſchmettere Euch mit einem Piſtolenhuß nieder.“

„Thut es,“ antwortete Fouquet, immer fliegend.

D'Artagnan ergriff eine von ſeinen Piſtolen und annte, in der Hoffnung, das Geräuſch des Schloſſes ürde ſeinen Feind aufhalten.

„Ihr habt auch Piſtolen,“ rief er, „vertheidigt uch.“

Fouquet wandte ſich wirklich bei dem Geräuſch um, haute d'Artagnan in's Geſicht, öffnete den Rock, der m den Leib umſchloß, rührte aber ſeine Holfter icht an.

Sie waren zwanzig Schritte von einander entfernt.

„Mordioux!“ rief d'Artagnan, „ich werde Euch icht ermorden; wenn Ihr nicht auf mich ſchießen wollt, rgebt Euch! was iſt das Gefängniß!“

„Ich will lieber ſterben,“ erwiederte Fouquet; „ich erde weniger leiden.“

Trunken vor Verzweiflung warf d'Artagnan ſeine iſtole auf die Straße.

„Ich werde Euch lebendig faſſen,“ ſagte er, und rch ein Wunder, deſſen nur dieſer unvergleichliche

Bei dieſem Anblick erhob ſich Jeder, lief Jeder auf Fouquet zu.

Dieſer ſchaute Peliſſon an, ſtürzte ſich auf die Oberintendantin und drückte die eiskalte Hand der Marquiſe von Belliére.

„Nun?“ fragte er mit einer Stimme, die nichts Menſchliches mehr hatte.

„Mein Gott, was geht denn vor?“ rief man ihm zu.

Fouquet öffnete ſeine rechte Hand, welche feucht und krampfhaft zuſammengepreßt war, und man ſah darin ein Papier, auf das ſich Peliſſon erſchrocken warf.

Er las folgende Zeilen von der Hand des Königs:

„Theurer und geliebter Herr Fouquet, gebt uns von dem, was Ihr noch von uns übrig habt, eine Summe von ſiebenmal hundert tauſend Livres, der wir heute für unſere Abreiſe bedürfen.

„Und da wir wiſſen, daß Eure Geſundheit nicht gut iſt, ſo bitten wir Gott, er möge Euch wiederherſtellen und Euch in ſeine heilige Obhut nehmen.

„Gegenwärtiger Brief gilt als Empfangsſchein.

„Ludwig.“

Ein Gemurmel des Schreckens durchkreiſte den Saal.

„Nun?“ rief Peliſſon, „Ihr habt dieſen Brief?“

„Ich habe ihn empfangen, ja.“

„Was werdet Ihr thun?“

„Nichts, da ich ihn empfangen habe.“

„Aber . . .“

„Wenn ich ihn empfangen habe, Peliſſon, ſo habe ich auch bezahlt,“ ſprach der Oberintendant mit einer Einfachheit, die allen Anweſenden das Herz ausriß.

„Ihr habt bezahlt!“ rief Madame Fouquet in Verzweiflung; „dann ſind wir verloren.“

„Auf! auf! keine unnützen Worte mehr,“ unterbrach Peliſſon, „nach dem Gelde das Leben. Monſeigneur, zu Pferde! zu Pferde!“

„Uns verlaſſen!“ riefen gleichzeitig die zwei Frauen trunken vor Schmerz.

„Ei! Monſeigneur, indem Ihr Euch rettet, rettet Ihr uns Alle. Zu Pferde!“

„Aber ſeht, er kann ſich nicht halten . . .“

„Oh! wenn man bedenkt!“ ſagte der unerſchrockene Peliſſon.

„Er hat Recht,“ murmelte Fouquet.

„Monſeigneur, Monſeigneur,“ rief Gourville, zu vier und vier die Stufen heraufſpringend; „Monſeigneur!“

„Nun! was?“

„Ich geleitete, wie Ihr wißt, den Courrier des Königs mit dem Geld.“

„Ja.“

„Als ich ins Palais-Royal kam, ſah ich . . .“

„Athme, mein armer Freund, athme, Du erſtickſt.“

„Was habt Ihr geſehen?“ riefen die ungeduldigen Freunde.

„Ich ſah die Musketiere aufſitzen,“ antwortete Gourville.

„Ah! ah!“ rief man, „iſt da ein Augenblick zu verlieren?“

Madame Fouquet ſtürzte nach der Stiege, um ihre Pferde zu verlangen.

Frau von Bellière eilte ihr nach, nahm ſie in ihre Arme und ſagte:

„Madame, im Namen ſeiner Rettung, äußert nichts, offenbart keine Unruhe.“

Peliſſon lief weg, um die Wagen anſpannen zu laſſen.

Und während dieſer Zeit ſammelte Gourville in ſeinem Hute, was die weinenden, erſchrockenen Freunde an Gold und Silber hineinwerfen konnten, eine letzte Opfergabe, ein frommes Almoſen dem Unglück von der Armuth dargebracht.

Von den Einen fortgezogen, von den Andern getragen, wurde der Oberintendant in ſeinem Wagen

geſchloſſen. Gourville ſtieg auf den Bock und ergriff die Zügel. Peliſſon hielt die ohnmächtige Gattin von Fouquet.

Frau von Bellière hatte mehr Stärke, ſie war dafür belohnt, denn ſie empfing den letzten Kuß von Fouquet.

Peliſſon erklärte leicht dieſe heftige Abreiſe durch einen Befehl des Königs, der die Miniſter nach Nantes berief.

X.

Im Wagen von Herrn Colbert.

Die Musketiere ſtiegen, wie es Gourville geſehen, zu Pferde und folgten ihrem Kapitän.

Dieſer, welcher in ſeinen Schritten nicht beengt ſein wollte, überließ ſeine Brigade den Befehlen eines Lieutenants und reiſte ſelbſt auf Poſtpferden ab, nachdem er ſeiner Mannſchaft die größte Eile anempfohlen hatte.

So raſch ſie aber marſchirte, ſo konnte ſie doch nicht vor ihm ankommen.

Er hatte Zeit, als er an der Rue Croix-des-Petits-Champs vorüberkam, etwas zu ſehen, was ihm viel zu denken gab. Er ſah Herrn Colbert aus ſeinem Hauſe herauskommen, um in einen Wagen zu ſteigen, der vor der Thüre hielt.

In dieſem Wagen erblickte d'Artagnan Weiberhauben, und da er neugierig war, ſo wollte er wiſſen, was unter dieſen Hauben verborgen ſein dürfte.

Damit es ihm gelänge, ſie zu ſehen, denn ſie gin-

gen ſehr behutſam zu Werke, ſprengte er ſein Pferd ſo nahe an den Wagen, daß ſein Trichterſtiefel die Wagenbille ſtreifte und Alles ſammt und ſonders erſchütterte.

Erſchrocken ſtieß die eine von den Damen einen kleinen Schrei aus, an dem d'Artagnan eine junge Frau erkannte, ließ die andere eine Verwünſchung hören, an der er die Stärke und Feſtigkeit erkannte, welche ein halbes Jahrhundert gibt.

Die Hauben verſchoben ſich: die eine von den Frauen war Madame Vanel, die andere die Herzogin von Chevreuſe.

D'Artagnan hatte ſchneller geſehen, als die Damen. Er erkannte ſie, ſie erkannten ihn nicht, und als ſie über ihren Schrecken lachten und ſich ganz zärtlich die Hände drückten, ſagte d'Artagnan zu ſich ſelbſt:

„Gut! die alte Herzogin iſt in ihren Freundſchaften nicht mehr ſo häkelig, wie einſt; ſie macht der Geliebten von Herrn Colbert den Hof. Armer Herr Fouquet, das weisſagt ihm nichts Gutes.“

Er ritt weiter. Herr Colbert nahm Platz im Wagen, und dieſes edle Trio begann eine ziemlich langſame Pilgerfahrt nach dem Walde von Vincennes.

Unter Weges ſetzte Frau von Chevreuſe Madame Vanel bei ihrem Herrn Gemahl ab und, nunmehr allein mit Herrn Colbert, verfolgte ſie ihre Promenade von Angelegenheiten aller Art plaudernd. Sie hatte einen unerſchöpflichen Geſprächsvorrath, dieſe gute Herzogin, und da ſie immer für ihr Beſtes ſprach, ſo beluſtigte ihre Converſation ihren Zuhörer, der unabläſſig mit ihr in gutem Einverſtändniß blieb.

Sie theilte Colbert, der dies nicht wußte, mit, wie er ein guter Miniſter ſei, und wie Fouquet ſehr gering zu werden im Begriffe ſtehe.

Sie verſprach ihm, wenn er Oberintendant wäre, den ganzen alten Adel des Königreichs mit ihm in Verbindung zu ſetzen und ihm geneigt zu machen, und fragte

ihn um Rath über das Uebergewicht, das man la Valliére gewinnen laſſen müßte.

Sie lobte ihn, ſie tadelte ihn, ſie betäubte ihn, ſie zeigte ihm das Geheimniß, von ſo vielen Geheimniſſen, daß Colbert einen Augenblick befürchtete, er habe es mit dem Teufel zu thun.

Sie bewies ihm, daß ſie in ihrer Hand den Colbert von heute halte, wie ſie den Fouquet von geſtern gehalten habe.

Und als er ſie naiv nach dem Grunde des Haſſes fragte, den ſie gegen den Oberintendanten hegte, da erwiederte ſie:

„Warum haßt Ihr ihn?“

„Madame,“ ſagte er, „in der Politik können die Verſchiedenheiten hinſichtlich des Syſtems Uneinigkeiten unter den Menſchen herbeiführen. Herr Fouquet ſchien mir ein den Intereſſen des Königs entgegengeſetztes Syſtem zu verfolgen.“

„Ich ſpreche nicht mehr von Herrn Fouquet. Die Reiſe des Königs nach Nantes wird uns Rechenſchaft hierüber geben. Herr Fouquet iſt für mich ein vergangener Mann. Für Euch auch.“

Colbert erwiederte nichts.

„Bei der Rückkehr von Nantes,“ fuhr die Herzogin fort, „wird der König, der nur einen Vorwand ſucht, finden, die Stände haben ſich ſchlecht benommen, ſie haben zu wenig Opfer gebracht. Die Stände werden ſagen, die Steuern ſeien zu drückend, und der Oberintendant habe ſie zu Grunde gerichtet. Der König wird Herrn Fouquet die Schuld beimeſſen, und dann . . .“

„Und dann?“

„Oh! man wird ihn in Ungnade fallen laſſen. Iſt das nicht Eure Anſicht?“

Colbert warf auf die Herzogin einen Blick, welcher beſagen wollte: Wenn man Herrn Fouquet nur in Ungnade fallen läßt, ſo iſt das nicht Eure Schuld.

„Herr Colbert,“ fügte Frau von Chevreuſe haſtig

bei, „Euer Platz muß völlig bezeichnet ſein. Seht Ihr Jemand zwiſchen dem König und Euch nach dem Sturze von Herrn Fouquet?“

„Ich verſtehe Euch nicht.“

„Ihr werdet mich verſtehen. Wonach trachtet Euer Ehrgeiz?“

„Ich habe keinen.“

„Dann iſt es unnütz, den Oberintendanten zu ſtürzen, Herr Colbert.“

„Ich habe die Ehre gehabt, Euch zu bemerken, Madame . . .“

„Oh! ja, das Intereſſe des Königs, ich weiß es; doch ſprechen wir von dem Eurigen.“

„Das meinige iſt, die Angelegenheiten Seiner Majeſtät zu betreiben.“

„Kurz, richtet Ihr Herrn Fouquet zu Grunde, oder thut Ihr es nicht? Antwortet ohne Umſchweife.“

„Madame, ich richte Niemand zu Grunde.“

„Dann begreife ich nicht, warum Ihr mir die Briefe von Herrn von Mazarin in Beziehung auf Herrn Fouquet ſo theuer abgekauft habt. Ich begreife ebenſo wenig, warum Ihr dieſe Briefe dem König vorgelegt habt?“

Colbert ſchaute die Herzogin erſtaunt an und ſagte mit einer gezwungenen Miene:

„Madame, ich begreife noch viel weniger, wie Ihr, die Ihr das Geld eingeſtrichen, mir das vorwerfen könnt?“

„Weil man,“ erwiederte die alte Herzogin, „weil man wirklich wollen muß, was man will, wenn man nicht etwa nicht kann, was man will.“

„Ah!“ rief Colbert, durch dieſe brutale Logik aus dem Sattel gehoben.

„Ihr könnt nicht, wie? ſprecht.“

„Ich muß geſtehen, ich kann beim König gewiſſe Einflüſſe nicht zerſtören.“

„Welche für Herrn Fouquet kämpfen? Nennt sie. Wartet, laßt mich Euch helfen.“

„Thut das, Madame.“

„La Vallière?“

„Oh! wenig Einfluß, keine Kenntniß in den öffentlichen Angelegenheiten und keine Wirksamkeit. Herr Fouquet hat ihr den Hof gemacht.“

„Würde sie ihn vertheidigen, so klagte sie sich dadurch selbst an, nicht wahr?“

„Ich glaube, ja.“

„Es waltet noch ein anderer Einfluß ob, was sagt Ihr?“

„Ein bedeutender!“

„Die Königin Mutter vielleicht?“

„Die Königin Mutter hat für Herrn Fouquet eine ihrem Sohn sehr nachtheilige Schwäche.“

„Glaubt das nicht,“ entgegnete lächelnd die Alte.

„Oh!“ erwiederte ungläubig Herr Colbert, „ich habe es so oft erprobt.“

„Früher?“

„Kürzlich erst in Vaux. Sie hat den König abgehalten, Herrn Fouquet verhaften zu lassen.“

„Man ist nicht alle Tage derselben Ansicht, mein lieber Herr. Was die Königin kürzlich wollen konnte, würde sie vielleicht heute nicht mehr wollen.“

„Warum?“ fragte Colbert erstaunt.

„Es ist an der Ursache nicht viel gelegen.“

„Es ist im Gegentheil sehr viel daran gelegen, denn wenn ich sicher wüßte, daß ich Ihrer Majestät der Königin Mutter nicht mißfiele, so wären alle meine Bedenklichkeiten gehoben.“

„Nun, Ihr habt ohne Zweifel von einem gewissen Geheimniß sprechen hören?“

„Ein Geheimniß?“

„Nehmt das, wie Ihr wollt. Kurz, die Königin tter hat einen Haß gegen Alle diejenigen gefaßt, lche, auf die eine oder die andere Weise, bei der

tdeckung dieſes Geheimniſſes betheiligt geweſen ſind, o Herr Fouquet iſt, ſo viel ich weiß, eine von dieſen rſonen."

„Dann könnte man alſo der Beiſtimmung gewiß ſein?"

„Ich komme ſo eben von Ihrer Majeſtät, die mich ſſen verſichert hat."

„Gut, Madame."

„Mehr noch: Ihr kennt vielleicht einen Mann, r der vertraute Freund von Herrn Fouquet war, ich eine Herrn d'Herblay, er iſt, glaube ich, Biſchof von annes."

„Biſchof von Vannes?"

„Nun wohl! dieſen Herrn d'Herblay, der das Ge- eimniß auch kannte, läßt die Königin Mutter mit rbitterung verfolgen."

„Wahrhaftig!"

„Dergeſtalt verfolgen, daß man, wenn er todt äre, ſeinen Kopf haben möchte, um verſichert zu ſein, r werde nicht ſprechen."

„Das iſt der Wunſch der Königin Mutter?"

„Ein Befehl."

„Man wird dieſen Herrn d'Herblay ſuchen, Ma- ame!"

„Oh! wir wiſſen wohl, wo er iſt!"

Colbert ſchaute die Herzogin an.

„Sprecht Madame."

„Er iſt in Belle-Isle-en-Mer.

„Bei Herrn Fouquet?"

„Bei Herrn Fouquet."

„Man wird ihn bekommen!"

Nun war die Reihe zu lächeln an der Herzogin.

„Haltet das nicht für ſo leicht," ſagte ſie, „ver- recht das nicht ſo leichtſinnig."

„Warum denn, Madame?"

„Weil Herr d'Herblay nicht zu den Leuten gehört, ie man packt, wann man will."

„Ein Rebelle alſo!"

„Oh! Herr Colbert, wir Leute haben unſer Leben damit hingebracht, daß wir die Rebellen ſpielten, und dennoch, ſeht Ihr wohl, weit entfernt, feſtgenommen zu werden, ſind wir es, welche die Andern feſtnehmen.“

Herr Colbert heftete auf die Herzogin einen von den wildſtrengen Blicken, deren Ausdruck nichts zu überſetzen vermöchte, und ſprach mit einer Heftigkeit, welcher es durchaus nicht an Größe gebrach:

„Die Zeit iſt nicht mehr, wo die Unterthanen Herzogthümer dadurch gewinnen, daß ſie Krieg gegen den König von Frankreich führen. Conſpirirt Herr d'Herblay, ſo ſtirbt er auf einem Schaffot. Das wird ſeinen Feinden Vergnügen bereiten, aber nicht bereiten, uns iſt wenig daran gelegen.“

Dieſes im Munde von Colbert ſeltſame uns machte die Herzogin einen Augenblick träumen. Sie ertappte ſich dabei, daß ſie innerlich mit dieſem Mann rechnete.

Colbert hatte in dieſem Geſpräch das Uebergewicht wiedererlangt, er wollte es behalten.

„Madame,“ ſagte er, „Ihr verlangt von mir, daß ich Herrn d'Herblay verhaften laſſe.“

„Ich! ich verlange nichts von Euch.“

„Ich glaubte es, Madame, doch da ich mich getäuſcht habe, laſſen wir das. Der König hat noch nichts hierüber geſagt.“

Die Herzogin biß ſich auf die Nägel.

„Ueberdies, welch ein armſeliger Fang, der dieſes Biſchofs! Königswild, ein Biſchof! oh! nein, nein, ich werde mich nicht hiemit beſchäftigen.“

Der Haß der Herzogin offenbarte ſich.

„Frauenwild, und die Königin iſt eine Frau,“ ſagte ſie. „Will ſie, daß Herr d'Herblay verhaftet werde, ſo hat ſie ihre Gründe. Und iſt nicht überdies Herr d'Herblay der Freund von demjenigen, welcher in Ungnade fallen ſoll?“

„Oh! das iſt gleichgültig,“ rief Colbert. „Man

wird dieſen Mann ſchonen, iſt er nicht der Feind des Königs. Das mißfällt Euch?"

„Ich ſage nichts."

„Ja, Ihr wollt ihn im Gefängniß, in der Baſtille, zum Beiſpiel, ſehen."

„Ich glaube, daß ein Geheimniß beſſer hinter den Mauern der Baſtille, als hinter denen von Belle-Isle verborgen iſt."

„Ich werde mit dem König darüber ſprechen, er ſoll dieſen Punkt in's Klare ſetzen."

„In Erwartung der Aufklärung wird der Herr Biſchof entflohen ſein. Ich würde dasſelbe thun."

„Entflohen! er! wohin ſollte er entfliehen? Europa gehört uns, dem Willen, wenn nicht der That nach.

„Er wird immerhin ein Aſyl finden, mein Herr. Man ſieht wohl, daß Ihr nicht wißt, mit wem Ihr es zu thun habt. Ihr kennt Herrn d'Herblay nicht, Ihr habt Aramis nicht gekannt. Er war einer von den vier Muskетieren, welche unter dem ſeligen König den Cardinal von Richelieu zittern machten und unter der Regentſchaft Monſeigneur von Mazarin ſo viel Sorge bereiteten."

„Aber, Madame, wie wird er es denn anfangen, wenn er nicht etwa ein eigenes Königreich hat?"

„Er hat es!"

„Ein eigenes Königreich! Herr d'Herblay?"

„Ich wiederhole, mein Herr, wenn er ein Königreich braucht, ſo hat er es, oder wird er es haben."

„Madame, ſobald Ihr ein ſo großes Gewicht darauf legt, daß dieſer Vogel nicht entſchlüpfe, wird er nicht entſchlüpfen, das verſichere ich Euch."

„Belle-Isle iſt befeſtigt, Herr Colbert, und zwar von ihm befeſtigt."

„Belle-Isle, und würde es auch von ihm vertheidigt, iſt nicht uneinnehmbar, und iſt der Herr Biſchof von Vannes in Belle-Isle eingeſchloſſen, ſo wird man den Platz belagern und nehmen."

„Ihr könnt überzeugt sein, mein . . rr, daß der Eifer, den Ihr für die Interessen der Kön in Mutter entwickelt, Ihre Majestät tief rühren wird, und daß Ihr eine herrliche Belohnung dafür erhalten werdet: aber was soll ich ihr über Euer Vorhaben in Betreff dieses Mannes sagen?"

„Sobald man seiner habhaft geworden, werde man ihn in einer Festung begraben, aus dem sein Geheimniß nie herauskommen soll."

„Sehr gut, und wir können sagen, daß von diesem Augenblick an wir Beide ein festes Bündniß geschlossen haben, und daß ich ganz und gar zu Euren Diensten bin."

„Ich stelle mich zu Eurer Verfügung, Madame. Dieser Chevalier d'Herblay ist ein Spion von Spanien, nicht wahr?"

„Mehr."

„Ein geheimer Gesandter."

„Steigt höher hinauf."

„Wartet . . . König Philipp III. ist fromm' . . . Es ist . . . der Beichtvater von Philipp III."

„Noch höher."

„Gottes Tod!" rief Colbert, der sich dergestalt vergaß, daß er in Gegenwart dieser vornehmen Dame, dieser alten Freundin der Königin-Mutter, der Herzogin von Chevreuse fluchte, „es ist also der Jesuiten-General!"

„Ich glaube, Ihr habt es errathen."

„Ah! Madame, dann wird dieser Mann uns Alle zu Grunde richten, wenn wir ihn nicht zu Grunde richten, und wir müssen uns beeilen."

„Das war meine Ansicht, Herr Colbert, aber ich wagte nicht mehr, es Euch zu sagen."

„Und wir haben Glück gehabt, daß er den Thron angegriffen, statt uns anzugreifen."

„Aber bemerkt wohl, Herr Colbert: Herr d'Herblay verliert den Muth nie, und wenn er einmal seinen Streich verfehlt hat, so wird er wiederanfangen. Hat

er die Gelegenheit entſchlüpfen laſſen, einen König für ſich zu machen, ſo wird er ſich früher oder ſpäter einen andern machen, deſſen erſter Miniſter Ihr ſicherlich nicht ſein werdet."

Colbert faltete die Stirne mit einem [illegible] Ausdruck und ſprach:

„Ich zähle darauf, daß das Gefängniß [illegible] Angelegenheit auf eine für uns Beide befriedigende Weiſe regeln wird, Madame."

Die Herzogin lächelte.

„Wenn Ihr wüßtet, wie oft Aramis aus dem Gefängniß entkommen iſt!" ſagte ſie.

„Oh! wir werden darauf bedacht ſein, daß er diesmal nicht entkommt."

„Ihr habt alſo nicht gehört, was ich ſo eben ſagte? Ihr erinnert Euch alſo nicht, daß Aramis einer von den vier Unbeſiegbaren war, welche Richelieu fürchtete? und zu jener Zeit hatten die vier Musketiere nicht, was ſie jetzt haben: das Geld und die Erfahrung."

Colbert biß ſich auf die Lippen.

„Wir werden auf das Gefängniß verzichten und einen Zufluchtsort finden, aus dem der Unbeſiegbare nicht entkommen kann."

„So iſt es gut, mein Bundesgenoſſe!" ſprach die Herzogin. „Doch es iſt ſpät; kehren wir nicht zurück?"

„Um ſo lieber, Madame, als ich Anſtalten zu treffen habe, um mit dem König abzureiſen."

„Nach Paris!" rief die Herzogin dem Kutſcher zu.

Und der Wagen kehrte nach der Faubourg Saint-Antoine zurück, nach dem Abſchluß dieſes Vertrags, der den letzten Freund von Fouquet, den letzten [illegible] ger von Belle-Isle, den alten Freund Michon, den neuen Feind der Herzogin d[illegible] lieferte.

XI.

Die zwei Cabanen.

D'Artagnan war abgereiſt, Fouquet war auch abgereiſt, und dieſer mit einer Geſchwindigkeit, welche die zarte Theilnahme ſeiner Freunde verdoppelte.

Die erſten Augenblicke dieſer Reiſe, oder vielmehr dieſer Flucht wurden durch die unabläſſige Furcht vor allen den Pferden, vor allen den Wagen, die man hinter den Flüchtlingen erblickte, beunruhigt.

Es war in der That nicht natürlich, daß Ludwig XIV., wenn er dieſe Leute faſſen wollte, ſie entſchlüpfen laſſen ſollte; der junge Löwe verſtand ſich ſchon auf die Jagd, und er hatte Jagdhunde, welche eifrig genug, daß er auf ſie bauen konnte.

Aber allmälig verſchwanden alle Befürchtungen; durch die Eile des Führers legte der Oberintendant eine ſolche Entfernung zwiſchen ſich und die Verfolger, daß keiner ihn erreichen konnte. Was die Haltung betrifft, ſo hatten ſie ihm ſeine Freunde vortrefflich gemacht. Reiſte er nicht, um in Nantes mit dem König zuſammen zu treffen und, zeugte nicht gerade die Eile ſelbſt von ſeinem Eifer?

Er kam ermüdet, aber beruhigt in Orleans an, wo er durch die Bemühung eines Courriers, den er vorausgeſchickt hatte, eine ſchöne achtruderige Cabane fand.

Dieſe ein wenig ſchwerfälligen, ein wenig breiten Cabanen hatten ungefähr die Form von Gondeln; ſie enthielten ein kleines, in Form eines Oberlaufs bedecktes Zimmer und ein durch ein Zelt gebildetes Zimmer im Hintertheil, verrichteten den Dienſt von Orleans nach Nantes auf der Loire, und dieſe, in unſern Tagen

lange, Fahrt ſchien damals ſanfter und bequemer, als die Landſtraße mit ihren Poſtkleppern oder ihren ſchlechten, kaum hängenden Wagen. Fouquet ſtieg in dieſe Cabane, welche ſogleich abfuhr. Die Ruderer, da ſie wußten, daß ſie die Ehre hatten, den Oberintendanten der Finanzen zu führen, arbeiteten mit ihren beſten Kräften, denn das magiſche Wort Finanzen verhieß ihnen einen guten Lohn, deſſen ſie ſich würdig machen wollten.

Die Cabane flog auf den Wellen der Loire. Ein herrliches Wetter, eine von den aufgehenden Sonnen, welche die Landſchaften mit Purpur übergießen, ließ dem Fluß hier ſeine ganze durchſichtige Heiterkeit. Der Strom und die Ruderer trugen Fouquet, wie die Flügel den Vogel tragen; er kam nach Beaugency, ohne daß ein Unfall die Reiſe bezeichnet hatte.

Fouquet hoffte vor allen Andern nach Nantes zu kommen; dort würde er die Notabeln ſehen und ſich eine Unterſtützung unter den bedeutendſten Mitgliedern der Stände verſchaffen; er würde ſich nothwendig machen, was ein Leichtes für einen Mann von ſeinem Verdienſt, und die Kataſtrophe verzögern, wenn es ihm nicht gelänge, ſie ganz zu vermeiden.

„Ueberdies!“ ſagte Gourville zu ihm, „überdies werdet Ihr oder werden wir in Nantes die Abſichten Eurer Feinde errathen; wir werden Pferde bereit halten, um das unentwirrbare Poitou, eine Barke, um das Meer zu erreichen, und ſind wir einmal auf dem Meere, ſo iſt Belle-Isle ein unverletzlicher Hafen. Auch ſeht Ihr, daß Euch Niemand beſpäht, und daß uns Niemand folgt.“

Kaum hatte er geſprochen, als man in der Ferne, hinter einer Biegung, die der Fluß bildete, den Maſtbaum einer bedeutenden herabfahrenden Gabare erblickte.

Die Ruderer des Schiffes von Fouquet gaben einen Schrei des Erſtaunens von ſich, als ſie dieſe Gabare ſahen.

„Was gibt es?“ fragte Fouquet.

„Gnädigſter Herr,“ erwiederte der Patron der Barke, „es iſt in der That außerordentlich, dieſe Gabare läuft wie ein Orkan.“

Gourville bebte und ſtieg auf den Oberlauf, um beſſer zu ſehen.

Fouquet ſtieg nicht hinauf, aber er ſagte zu Gourville mit einem bewältigten Mißtrauen:

„Seht doch nach, was es iſt, mein Lieber.“

Die Gabare war durch die Biegung gefahren. Sie ſchwamm ſo raſch, daß man hinter ihr den weißen Streifen ihres Soges, beleuchtet von den Fenern des Tages, zittern ſah.

„Wie ſie laufen!“ wiederholte der Patron, „wie ſie laufen! es ſcheint, die Bezahlung iſt gut. Ich glaubte nicht, hölzerne Ruder könnten beſſer arbeiten, als die unſeren. Aber dort beweiſt man mir das Gegentheil.“

„Ich glaube wohl!“ rief einer von den Ruderern: „ſie ſind zu zwölf und wir nur zu acht.“

„Zwölf!“ ſagte Gourville, „zwölf Ruderer! unmöglich!“

Die Zahl von acht Ruderern war nie überſchritten worden, nicht einmal für den König.

Man hatte dieſe Ehre dem Oberintendanten mehr aus Eile, als aus Achtung erwieſen.

„Was bedeutet das?“ fragte Gourville, der unter dem Zelte, das man ſchon erblickte, die Reiſenden zu unterſcheiden ſuchte, welche das ſchärfſte Auge noch nicht zu erkennen vermocht hätte.

„Sie müſſen große Eile haben,“ ſagte der Patron, „denn es iſt nicht der König.“

Fouquet bebte.

„Woran ſeht Ihr, daß es nicht der König iſt?“ fragte Gourville.

„Einmal, weil die weiße Flagge mit den Lilien,

elche die königliche Gabare immer führt, nicht vorhan-
en iſt."

„Und dann," ſagte Fouquet, „weil es der König
nmöglich ſein kann, inſofern er geſtern noch in Paris
ar."

Gourville entgegnete dem Oberintendanten mit
nem Blick: Ihr waret ja ſelbſt dort.

„Und woran ſieht man, daß ſie Eile haben?" fügte
r, um Zeit zu gewinnen, bei.

„Mein Herr," antwortete der Patron, „dieſe Leute
üſſen lange nach uns abgefahren ſein und haben uns
einahe eingeholt."

„Bah!" rief Gourville, „wer ſagt Euch, daß ſie
icht von Beaugency oder gar von Niort abgefahren
nd?"

„Wir haben keine Gabare von dieſer Stärke geſe-
en, wenn nicht in Orleans. Sie kommt von Orleans,
ein Herr, und ſputet ſich."

Fouquet und Gourville wechſelten einen Blick.

Der Patron bemerkte dieſe Unruhe. Gourville
gte ſogleich, um ihn von der Fährte abzubringen:

„Es wird ein Freund ſein, der gewettet hat, er
erde uns einholen; wir wollen die Wette gewinnen
nd uns nicht erreichen laſſen."

Der Patron öffnete den Mund, um zu entgegnen,
s wäre unmöglich; da ſprach Fouquet mit ſtolzem
one:

„Wenn Jemand uns einholen will, ſo laßt ihn
mmen."

„Man kann es verſuchen," ſagte ſchüchtern der
atron. „Auf, Ihr Leute, kräftig! rudert!"

„Nein!" rief Fouquet, „haltet im Gegentheil an."

„Monſeigneur, welche Tollheit!" unterbrach ihn
ourville, der ſich an ſein Ohr neigte.

„Sogleich angehalten!" wiederholte Fouquet.

Die acht Ruderer hielten an und gaben, dem Waſſer

widerſtehend, der Gabare eine rückgängige Bewegung. Sie ſtand ſtille.

Die zwölf Ruderer des andern Schiffes unterſchieden Anfangs dieſes Manoeuvre nicht, denn ſie trieben fortwährend das Fahrzeug ſo kräftig an, daß es bald nur noch auf einen Musketenſchuß entfernt war.

Fouquet hatte ein ſchlechtes Geſicht; Gourville war durch die Sonne gehindert, die gerade auf ſeine Augen fiel; der Patron erblickte allein, mit der Gewohnheit und der Schärfe, die der Kampf mit den Elementen verleiht, deutlich die Reiſenden der benachbarten Gabare.

„Ich ſehe ſie," rief er, „ſie ſind zu zwei."

„Ich ſehe nichts," erwiederte Gourville.

„Ihr werdet ſie alsbald unterſcheiden; mit zwanzig Ruderſchlägen ſind ſie nur noch zwanzig Schritte von uns entfernt."

Aber was der Patron ankündigte, verwirklichte ſich nicht; die Gabare ahmte die von Fouquet befohlene Bewegung nach, und ſtatt ihre vorgeblichen Freunde einzuholen, hielt ſie mitten im Fluſſe an.

„Das iſt mir unbegreiflich," ſagte der Patron.

„Mir auch," fügte Gourville bei.

„Ihr, der Ihr ſo gut die Leute ſeht, welche die Gabare führt," ſagte Fouquet, „ſucht ſie uns zu ſchildern, Patron, ehe wir zu fern von ihnen ſind.

„Ich glaubte zwei zu ſehen," antwortete der Patron, „ich ſehe nur noch einen unter dem Zelt."

„Wie ſieht er aus?"

„Es iſt ein Mann von braunem Geſichte, mit breiten Schultern und kurzem Hals."

Eine kleine Wolke zog in dieſem Augenblick über den blauen Himmel hin und maskirte die Sonne.

Gourville, der beſtändig eine Hand über den Augen, ſchaute, konnte ſehen, was er ſuchte; er ſprang vom Oberlauf in das Zimmer, wo ihn Fouquet erwartete, und ſagte mit einer von der Aufregung bebenden Stimme:

„Colbert!“

„Colbert!“ wiederholte Fouquet, „oh! das iſt ſe
ſam; nein, es iſt unmöglich!“

„Ich erkenne ihn, ſage ich Euch, und er ſelbſt h
mich ſo gut erkannt, daß er ſo eben in das Zimmer i
Hintertheil gegangen iſt. Vielleicht ſchickt ihn der Kö
nig, um uns zurückkommen zu laſſen.“

„Ich liebe die Ungewißheiten nicht,“ rief Fouquet,
„fahren wir gerade auf ihn zu.“

„Oh! Monſeigneur, thut das nicht, die Gabare iſt
voll von bewaffneten Leuten.“

„Er würde mich alſo verhaften? warum kommt er
dann nicht?“

„Monſeigneur, es iſt nicht Eurer Würde angemeſ-
ſen, daß Ihr Eurem Verderben ſelbſt entgegengeht.“

„Soll ich es aber dulden, daß man mich bewacht wie
einen Miſſethäter?“

„Nichts ſagt, man bewache Euch, Monſeigneur,
habt Geduld.“

„Was iſt zu thun?“

„Haltet nicht an; Ihr fahrt nur ſo ſchnell, um
den Anſchein zu haben, als gehorchtet Ihr voll Eifer
den Befehlen des Königs. Verdoppelt Eure Schnellig-
keit, man wird dann ſehen.“

„Das iſt richtig! Vorwärts!“ rief Fouquet, „da
man dort ſtille hält, ſo wollen wir weiter fahren.“

Der Patron gab das Zeichen, und die Ruderer
an Fouquet arbeiteten wieder mit allem Erfolg, den
man von ausgeruhten Leuten erwarten konnte.

Kaum hatte die Gabare hundert Klafter gemacht,
die andere, die mit den zwölf Ruderern, ihre Fahrt
auch wieder fortſetzte.

Dies ging ſo den ganzen Tag fort, ohne daß ſich
die Entfernung zwiſchen den zwei Fahrzeugen vermehrte
oder verminderte.

Gegen Abend wollte Fouquet die Abſichten ſeines
Verfolgers ergründen. Er befahl den Ruderern, ſich

gegen das Land zu ziehen, als beabsichtigte man, auszusteigen.

Die Gabare von Colbert ahmte dieses Manoeuvre nach und segelte in einer schrägen Linie nach dem Lande.

Durch einen großen Zufall folgte an der Stelle, wo Fouquet zu landen Miene machte, ein Stallknecht vom Schlosse Langenais, mit drei Pferden an der Leine, dem blumichten Ufer. Ohne Zweifel glaubten die Leute der zwölfruderigen Gabare, Fouquet wende sich nach den Pferden, welche zu seiner Flucht bereit gehalten werden, denn man sah vier bis fünf mit Musketen bewaffnete Männer aus dieser Gabare ans Land springen und auf dem Ufer fortschreiten, als wollten sie den Pferden und dem Reiter zuvorkommen.

Zufrieden, den Feind zu einer Demonstration genöthigt zu haben, glaubte Fouquet im Klaren zu sein und ließ sein Schiff weiter fahren.

Die Leute von Colbert stiegen sogleich wieder in das ihrige, und der Lauf der zwei Fahrzeuge wurde mit derselben Beharrlichkeit fortgesetzt.

Als Fouquet dies sah, fühlte er sich von Nahem bedroht, und er sprach mit einer prophetischen Stimme sehr leise:

„Nun! Gourville, was sagte ich bei unserem letzten Mahle in meinem Hause? Gehe ich oder gehe ich nicht zu meinem Ruin?“

„Oh! Monseigneur!“

„Diese zwei Fahrzeuge, die sich mit einem Wetteifer folgen, als ob wir, Herr Colbert und ich, uns um einen Preis der Geschwindigkeit streiten würden, stellen sie nicht das Glück von jedem von uns Beiden vor, Gourville, und glaubst Du nicht, daß der Eine von Beiden in Nantes Schiffbruch leiden wird?“

„Es ist wenigstens noch Ungewißheit in dieser Sache,“ entgegnete Gourville; „Ihr werdet in den änden erscheinen, Ihr werdet zeigen, was für ein nn Ihr seid. Eure Beredsamkeit und Euer Genie

den öffentlichen Angelegenheiten ſind der Schild
ad das Schwert, die Euch zu Eurer Vertheidigung,
enn nicht zum Siege, dienen werden. Die Bretannier
nnen Euch nicht, und wenn ſie Euch kennen werden,
Eure Sache gewonnen. Oh! Herr Colbert mag ſich
it halten, denn ſeine Gabare iſt der Gefahr des Schei-
rns eben ſo ſehr ausgeſetzt, als die Eurige. Beide
hen ſchnell, die ſeinige ſchneller, als die Eurige, das
wahr; man wird ſehen, welche zuerſt zum Schiff-
uch gelangt."

Fouquet nahm die Hand von Gourville und ſprach:
„Freund, das iſt Alles abgemacht, erinnere Dich
es Sprüchworts: die Erſten gehen voran. Col-
rt iſt durchaus nicht Willens, mir voran zu fahren!
olbert iſt ein Vorſichtiger."

Er hatte Recht; die zwei Gabaren fuhren, einan-
r überwachend, bis Nantes; als der Oberintendant
ndete, hoffte Gourville, er könnte ſogleich ſeinen Zu-
uchtsort ſuchen und die Relais in Bereitſchaft halten.

Doch beim Ausſchiffen holte die zweite Gabare die
ſte ein, und Colbert näherte ſich Fouquet auf dem
ai und grüßte ihn mit den Zeichen der tiefſten Ehr-
rcht.

Mit ſo ſichtbaren, ſo geräuſchvollen Zeichen, daß
Folge derſelben eine ganze Bevölkerung nach der
oſſe lief.

Fouquet war völlig Herr ſeiner Perſon; er fühlte,
aß er in dem letzten Augenblicke ſeiner Größe Ver-
ndlichkeiten gegen ſich ſelbſt hatte.

Er wollte von ſo hoch fallen, daß ſein Sturz einen
iner Feinde zerſchmettern würde.

Colbert war da, ſchlimm für Colbert.

Der Oberintendant näherte ſich ihm auch, erwie-
rte ſeinen Gruß mit dem ihm eigenthümlichen, hoch-
üthigen Blinzeln der Augen und ſagte:

„Wie! Ihr ſeid es, Herr Colbert?"

„Um Euch meine Huldigung darzubringen, Monseigneur," erwiederte dieser.

„Ihr waret auf dieser Gabare?"

Er bezeichnete die oft erwähnte Barke mit den zwölf Ruderern.

„Ja, Monseigneur."

„Mit zwölf Ruderern!" rief Fouquet, „welch ein Luxus, Herr Colbert! Ich glaubte einen Augenblick, es wäre die Königin Mutter oder der König."

„Monseigneur . . ." stammelte Colbert erröthend.

„Das ist eine Reise, welche diejenigen, die sie bezahlen, viel kosten wird, Herr Intendant," sprach Fouquet. „Doch Ihr seid angekommen. Ihr seht wohl," fügte er einen Augenblick nachher bei, „ich, der ich nicht mehr als acht Ruderer hatte, bin vor Euch angekommen."

Und er wandte sich um und verließ Colbert, ohne daß dieser entschieden wußte, ob alle die Ränke oder Manoeuvres der zweiten Gabare der ersten entgangen waren.

Er gewährte ihm wenigstens nicht die Befriedigung, zu zeigen, daß er Furcht gehabt hatte.

Obgleich auf eine so ärgerliche Weise geschüttelt, ließ sich Colbert doch nicht zurückschrecken; er erwiederte:

„Ich bin nicht rasch gewesen, Monseigneur, weil ich nicht weiter fuhr, so oft Ihr anhieltet."

„Und warum dies, Herr Colbert?" rief Fouquet aufgebracht über diese niedrige Frechheit; „warum, da Ihr eine der meinigen überlegene Gabare hattet, holtet Ihr mich nicht ein oder fuhret Ihr nicht an mir vorbei?"

„Aus Respect," sagte der Intendant, indem er sich bis auf die Erde verbeugte.

Fouquet stieg in einen Wagen, den ihm die Stadt, man weiß weder warum, noch wie schickte, und fuhr nach dem Hause von Nantes, geleitet von einer großen Menge, welche seit mehreren Tagen in Erwartung einer Zusammenberufung der Stände in Bewegung war.

hatte er ſich einquartiert, als Gourville weg-
ie Pferde auf der Straße nach Poitiers und
id ein Boot in Paimboeuf bereit halten zu

ng bei allen dieſen verſchiedenen Operationen
geheimnißvolle, ſo thätige und edelmüthige
Werk, daß Fouquet, der gerade von ſeinem
ll bearbeitet wurde, der Rettung, abgeſehen
Mitwirkung des ungeheuren Agitators der
n Entwürfe, des Zufalls, nie näher ſtand.
erbreitete ſich in der Stadt in dieſer Nacht
t, der König komme in großer Eile auf Poſt-
nd er werde in zehn bis zwölf Stunden ein-

rwartung des Königs ergötzte ſich das Volk
nblick der Musketiere, welche friſch mit Herrn
, ihrem Kapitän, erſchienen und ſchon im
caſernirt waren, wo ſie alle Poſten, in der
von Ehrenwachen, beſetzten.
agnan, der ſehr artig war, fand ſich gegen
eim Oberintendanten ein, um ihm ſeine ehr-
Huldigung darzubringen, und obgleich der
as Fieber hatte, obgleich er leidend und in
ehadet war, wollte er doch Herrn d'Artagnan
den dieſe Ehre entzückte, wie man aus der
g, die ſie mit einander hatten, erſehen wird.

XII.

Freundesrathſchläge.

Fouquet hatte ſich niedergelegt wie ein Menſch, der dem Leben Werth beimißt und ſo ſparſam als möglich mit dem dünnen Gewebe des Daſeins umgeht, deſſen unerſetzliche Zartheit die Stöße und Ecken dieſer Welt ſo raſch abnutzen.

D'Artagnan erſchien auf der Schwelle des Zimmers und wurde von dem Oberintendanten mit einem äußerſt freundlichen guten Morgen begrüßt.

„Guten Morgen, Monſeigneur," erwiederte der Musketier, „wie befindet Ihr Euch nach dieſer Reiſe?"

„Ich danke, ziemlich gut."

„Und wie ſteht es mit dem Fieber?"

„Ziemlich ſchlecht. Ich trinke, wie Ihr ſeht. Kaum angelangt, habe ich Nantes mit einer Tiſanefluth belegt."

„Ihr müßt vor Allem ſchlafen, Monſeigneur."

„Ei! alle Teufel! lieber Herr d'Artagnan, ich würde ſehr gern ſchlafen . . ."

„Wer hindert Euch daran?"

„Ihr, vor Allem."

„Ich! ah! Monſeigneur!"

„Allerdings. Kommt Ihr nicht in Nantes, wie in Paris, im Auftrage des Königs?"

„Um Gotteswillen, Monſeigneur," erwiederte der Kapitän, „laßt doch den König in Ruhe! an dem Tag, an dem ich im Auftrage des Königs in Betreff deſſen, was Ihr ſagen wollt, kommen werde, laſſe ich Euch nicht ſchmachten, das verſpreche ich. Ihr werdet mich, dem Befehle gemäß, die Hand an den Degen legen ſehen und

auf der Stelle mit meiner Ceremonienstimme sagen hören: „„Monseigneur, ich verhafte Euch im Namen des Königs!““

Fouquet bebte unwillkührlich, so natürlich und kräftig war der Ausdruck des geistreichen Gasconiers gewesen. Die Vorstellung der Sache war beinahe so furchtbar, als die Sache selbst.

„Ihr versprecht mir diese Offenherzigkeit?“ sagte der Oberintendant.

„Bei meiner Ehre! doch glaubt mir, wir sind nicht so weit.“

„Was läßt Euch das denken, Herr d'Artagnan? Ich glaube gerade das Gegentheil.“

„Ich habe durchaus nichts sagen hören.“

„He! he!“

„Nein, Ihr seid ein angenehmer Mann, trotz Eures Fiebers. Der König kann nicht umhin, Euch im Grunde seines Herzens zu lieben.“

Fouquet machte eine Grimasse.

„Aber Herr Colbert?“ sprach er. „Sollte mich Herr Colbert auch so sehr lieben, als Ihr sagt?“

„Ich spreche nicht von Herrn Colbert,“ erwiederte d'Artagnan. „Dieser ist ein ausnahmsweiser Mann! Es ist möglich, er liebt Euch nicht, aber Mordioux! das Eichhörnchen kann sich vor der Natter hüten, wenn es nur immer will.“

„Wißt Ihr, daß Ihr als Freund mit mir sprecht, und daß ich, bei meinem Leben, nie einen Mann von Eurem Geist und von Eurem Herzen getroffen habe?“

„Es beliebt Euch, das zu sagen,“ erwiederte d'Artagnan, „Ihr habt bis heute gewartet, um mir ein solches Compliment zu machen.“

„Oh! wie blind sind wir,“ murmelte Fouquet.

„Eure Stimme wird heiser,“ sagte d'Artagnan. „Trinkt, Monseigneur, trinkt.“

Und er bot ihm mit der herzlichsten Freundschaft

eine Taſſe Tiſane; Fouquet nahm ſie und dankte durch ein gutes Lächeln.

„Solche Dinge begegnen nur mir,“ ſprach der Musketier. „Ich habe zehn Jahre unter Eurem Vater zugebracht, als Ihr noch in Tonnen Goldes wühltet: Ihr ſetztet vier Millionen Penſion jährlich aus; mich habt Ihr nie bemerkt, und nun gewahrt Ihr, daß ich auf der Welt bin, gerade in dem Augenblick . . .“

„Wo ich fallen ſoll,“ unterbrach ihn Fouquet. „Das iſt wahr, lieber Herr d'Artagnan.“

„Ich ſage das nicht.“

„Ihr denkt es, und das iſt daſſelbe. Wohl denn! wenn ich falle, haltet mein Wort für wahr, werde ich nicht einen Tag hinbringen, ohne mir, indem ich mir vor den Kopf ſchlage, zu ſagen: „„Narr! Narr! thörichter Sterblicher! du hatteſt Herrn d'Artagnan unter der Hand, und du haſt dich ſeiner nicht bedient! du haſt ihn nicht bereichert!““

„Ihr überhäuft mich mit Güte,“ ſprach der Kapitän. „Ich ſchwärme für Euch.“

„Noch ein Mann, der nicht denkt, wie Herr Colbert,“ ſagte der Oberintendant.

„Wie dieſer Colbert Euch an den Hüften hält! das iſt ſchlimmer, als Euer Fieber!“

„Oh! ich habe meine Gründe; beurtheilt ſie,“ ſagte Fouquet.

Und er erzählte ihm die einzelnen Umſtände von der Fahrt der Gabaren und die heuchleriſche Verfolgung von Colbert.

„Nicht wahr, das iſt das beſte Merkmal meines Ruins?“

D'Artagnan wurde ernſt.

„Es iſt richtig,“ ſprach er. „Ja, das riecht ſchlecht, wie Herr von Treville ſagte.“

Und er heftete auf Fouquet ſeinen feſten und bedeutungsvollen Blick.

„Nicht wahr, Kapitän, ich bin ſehr bezeichnet?

Nicht wahr, der König führt mich nach Nantes, um mich von Paris zu trennen, wo ich viele Anhänger habe, um ſich des befeſtigten Belle-Isle zu bemächtigen?"

„Wo Herr d'Herblay iſt," fügte d'Artagnan bei.

Fouquet ſchaute empor.

„Monſeigneur," fuhr d'Artagnan fort, „ich, was mich betrifft, kann Euch verſichern, daß mir der König nichts gegen Euch geſagt hat."

„Wahrhaftig?"

„Der König hat mir nach Nantes abzureiſen befohlen, das iſt wahr; er hat mir befohlen, nichts davon Herrn von Gesvres zu ſagen."

„Meinem Freund!"

„Herrn von Gesvres, Eurem Freunde, ja, Monſeigneur," fuhr der Musketier fort, deſſen Augen nicht aufhörten, eine der Sprache ſeiner Lippen entgegengeſetzte Sprache zu ſprechen. „Der König hat mir auch befohlen, eine Brigade Musketiere mitzunehmen, was überflüſſig zu ſein ſcheint, da das Land ruhig iſt."

„Eine Brigade?" fragte Fouquet, indem er ſich auf ſeinen Ellenbogen erhob.

„Sechs und neunzig Reiter, ja, Monſeigneur, dieſelbe Zahl, die man genommen hatte, um die Herren von Chalais, von Cinq-Mars und Montmorency zu verhaften."

Fouquet horchte bei dieſen ohne ein ſcheinbares Gewicht ausgeſprochenen Worten.

„Und dann?" ſagte er.

„Und dann noch einige andere unbedeutende Befehle, als da ſind: das Schloß mit meinen Musketieren beſetzen, jede einzelne Wohnung beſetzen, keinen von den Garden von Herrn von Gesvres Schildwache ſtehen zu laſſen ... von Herrn von Gesvres, Eurem Freund."

„Und in Beziehung auf mich," rief Fouquet, „welche Befehle?"

„In Beziehung auf Euch nicht das kleinste Wörtchen.“

„Herr d'Artagnan, es handelt sich darum, mir die Ehre und vielleicht das Leben zu retten. Ihr würdet mich nicht täuschen?“

„Ich! . . . in welcher Absicht? Seid Ihr bedroht! Nur ist in Beziehung auf die Wagen und Schiffe ein Befehl gegeben . . .“

„Ein Befehl?“

„Ja, doch er dürfte nicht Euch betreffen. Eine einfache Polizeimaßregel . . .“

„Nennt sie, Kapitän, nennt sie!“

„Es sollen alle Pferde oder Schiffe verhindert werden, Nantes ohne einen vom König unterzeichneten Geleitsbrief zu verlassen.“

„Großer Gott! . . . aber . . .“

D'Artagnan lachte.

„Es wird dies erst nach der Ankunft des Königs in Nantes ausgeführt werden; Ihr seht auch wohl, Monseigneur, daß der Befehl Euch in keiner Hinsicht trifft.“

Fouquet wurde träumerisch, und d'Artagnan stellte sich, als bemerkte er nicht, welche Gedanken den Oberintendanten in Anspruch nahmen.

„Daß ich Euch so den Inhalt der Befehle, die mir gegeben worden sind, anvertraue, muß ich Euch lieben, und es muß mir daran gelegen sein, Euch zu beweisen, daß keiner gegen Euch gerichtet ist.“

„Allerdings,“ erwiederte Fouquet zerstreut.

„Recapituliren wir,“ sprach der Kapitän mit seinem ganz dringlichen Blicke: „Specielle und strenge Bewachung des Schlosses, in welchem Ihr Eure Wohnung haben werdet, nicht wahr? . . . Kennt Ihr dieses Schloß? . . . Ah! Monseigneur, ein wahres Gefängniß! Gänzliches Fernhalten von Herrn von Gesvres, der die Ehre hat, einer Eurer Freunde zu sein. Schließung der Thore der Stadt und des Flusses, doch erst wenn der König angekommen sein wird. Wißt Ihr wohl, Herr

ouquet, daß ich, wenn ich, ſtatt mit einem Manne zu rechen wie Ihr, der Ihr zu den erſten des Reiches ehört, mit einem beunruhigten, beängſtigten Gewiſſen räche, mich für immer gefährden würde? Welch eine öne Gelegenheit, wenn Jemand das Weite ſuchen ollte! Keine Polizei, keine Wachen, keine Befehle; s Waſſer frei, die Landſtraße offen, Herr d'Artagnan nöthigt, ſeine Pferde zu leihen, wenn man ſie von m forderte! Dies Alles muß Euch beruhigen, Herr ouquet, denn der König würde mich nicht ſo unabhängig laſſen haben, hätte er ſchlimme Abſichten gehabt. In r That, Herr Fouquet, verlangt von mir Alles, was uch angenehm ſein dürfte: ich bin zu Eurer Verfü ung; nur wenn Ihr die Güte haben wollt, leiſtet mir nen Dienſt: den, Aramis und Porthos einen guten ag von mir zu wünſchen, falls Ihr Euch nach Belle sle einſchiffen ſolltet, wie Ihr dies zu thun berechtigt id, und zwar gerade wie Ihr geht und ſteht, im chlafrock."

Nach dieſen Worten und nachdem er ſich tief ver ugt, ging der Musketier, deſſen Blicke nichts von ih m verſtändigen Wohlwollen verloren hatten, aus dem immer und verſchwand.

Er war noch nicht auf den Stufen des Vorhauſes, s ſich Fouquet an die Glocke hing und, außer ſich, rief:

„Meine Pferde! meine Gabare!"

Niemand antwortete.

Der Oberintendant kleidete ſich ſelbſt mit Allem an, as er unter ſeiner Hand fand.

„Gourville! . . . Gourville! . . ." rief er, wäh nd er ſeine Uhr in ſeine Taſche ſteckte.

Und die Klingel ſpielte abermals, indeß Fouquet iederholte.

„Gourville! . . . Gourville! . . ."

Gourville erſchien keuchend, bleich.

„Laßt uns aufbrechen," rief der Oberintendant, bald er ihn ſah.

„Es iſt zu ſpät!“ erwiederte der Freund des armen Fouquet.

„Zu ſpät? warum?“

„Horcht.“

Man hörte Trompeten und ein Geräuſch von Trommeln vor dem Schloß.

„Was gibt es denn, Gourville?“

„Der König kommt ſo eben an, Monſeigneur.“

„Der König!“

„Der König, der Station für Station mit der größten Eile zurückgelegt, der König, der Pferde zu Tode geritten hat, und der Eurer Berechnung acht Stunden zuvorkommt.“

„Wir ſind verloren!“ murmelte Fouquet. „Braver d'Artagnan, Du haſt zu ſpät zu mir geſprochen!“

Der König traf in der That in der Stadt ein, man hörte ſchon die Kanonen vom Walle und die eines Schiffes, welche unten vom Fluſſe antworteten.

Fouquet faltete die Stirne, rief ſeine Kammerdiener und ließ ſich in Gala ankleiden.

Von ſeinem Fenſter aus, hinter den Vorhängen, ſah er das eifrige Gedränge des Volkes und die Bewegung einer großen Truppe, die dem Fürſten gefolgt war, ohne daß man errathen konnte, wie.

Der König wurde mit großem Gepränge nach dem Schloſſe geführt, und Fouquet ſah ihn beim Fallgatter abſteigen und leiſe d'Artagnan, der ihm den Steigbügel hielt, ins Ohr ſprechen.

Als der König unter das Gewölbe gegangen war, wandte ſich d'Artagnan nach dem Hauſe von Fouquet, doch ſo langſam, ſo langſam und indem er ſo oft ſtehen blieb, um mit ſeinen als Spalier aufgeſtellten Musketieren zu ſprechen, daß man hätte glauben ſollen, er zähle die Sekunden oder die Schritte, ehe er ſeinen Auftrag vollzog.

Fouquet öffnete das Fenſter, um mit ihm in den Hof hinab zu ſprechen.

„Ah!“ rief d'Artagnan, als er ihn erblickte, „Ihr
:id noch zu Hauſe, Monſeigneur?“

Und dieſes noch bewies Fouquet vollends, wie
iele Unterweiſungen und nützliche Rathſchläge der erſte
eſuch des Musketiers enthielt.

Der Oberintendant ſeufzte nur.

„Mein Gott, ja, mein Herr,“ antwortete er, „die
nkunft des Königs hat mich in meinem Vorhaben
nterbrochen.“

„Ah! Ihr wißt, daß der König angekommen iſt?“

„Ja, mein Herr, ich habe ihn geſehen, und diesmal
ommt Ihr in ſeinem Auftrag . . .“

„Ich ſoll mich nach Euch erkundigen und Euch,
enn Eure Geſundheit nicht zu ſchlecht iſt, bitten, Ihr
ögет Euch nach dem Schloſſe begeben.“

„Auf der Stelle, Herr d'Artagnan, auf der Stelle.“

„Ah! verdammt!“ ſagte der Kapitän, „nun da der
:önig da iſt, gibt es für Niemand mehr Promenaden,
ir Niemand mehr einen freien Willen, der Befehl be-
errſcht nun Euch wie mich, mich wie Euch.“

Fouquet ſeufzte zum letzten Mal, ſtieg in einen
Bagen, ſo groß war ſeine Schwäche, und begab ſich,
eleitet von d'Artagnan, deſſen Höflichkeit diesmal nicht
inder ſchrecklich war, als ſie kurz zuvor heiter und
:öſtlich geweſen, nach dem Schloſſe.

XIII.

Wie König Ludwig XIV. ſein Röllchen ſpielte.

Als Fouquet aus dem Wagen ſtieg, um in das Schloß von Nantes einzutreten, näherte ſich ihm ein Mann mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht und überreichte ihm einen Brief.

D'Artagnan wollte dieſen Mann verhindern, mit Fouquet zu ſprechen, aber die Botſchaft war dem Oberintendanten übergeben worden. Fouquet entſiegelte den Brief und las ihn; in dieſem Augenblick trat ein unbeſtimmter Schrecken, den d'Artagnan leicht durchdrang, auf dem Geſichte des erſten Miniſters hervor.

Fouquet ſteckte das Papier in das Portefeuille, das er unter ſeinem Arm hatte, und ging weiter gegen die Gemächer des Königs.

Durch die kleinen, in jedem Stockwerk des Thurmes angebrachten, Fenſter ſah d'Artagnan, während er die Stufen hinter Fouquet hinaufſtieg, den Mann mit dem Briefe auf dem Platze umherſchauen und mehreren Perſonen Zeichen machen, welche bald in den anliegenden Straßen verſchwanden, nachdem ſie ſelbſt dieſe Zeichen, die ihnen der erwähnte Mann gemacht, wiederholt hatten.

Man ließ Fouquet einen Augenblick auf der Terraſſe warten, welche nach der kleinen Flur auslief, hinter der man das Cabinet des Königs eingerichtet hatte.

D'Artagnan ging nun am Oberintendanten, den er bis dahin ehrerbietig begleitet hatte, vorbei und trat in das königliche Cabinet.

„Nun?" fragte ihn Ludwig XIV., welcher, als er

einen mit Papieren bedeckten Tiſch ein
uch warf.
ſt vollzogen, Sire."
et?"
Oberintendant folgt mir," erwiederte

inuten wird man ihn bei mir einfüh=
König, d'Artagnan mit einer Geberde

hinaus, doch kaum in die Flur gelangt,
jn Fouquet erwartete, wurde er durch
s Königs zurückgerufen.
t erſtaunt geſchienen?" fragte der König.
?"
" wiederholte der König, ohne Herr
ſigenthümlichkeit, welche den Kapitän
i ſeinem Verdacht beſtärkte.
," erwiederte er.

veiten Male ſchickte Ludwig d'Artag=

te die Terraſſe nicht verlaſſen, wo ſein
weggegangen war. Er las noch einmal
tet Billet:
Ich etwas gegen Euch an. Man wird
im Schloſſe wagen, wohl aber bei
ıach Hauſe. Die Wohnung iſt ſchon
eren cernirt. Kehrt nicht dahin zurück,
erwartet Euch hinter der Esplanade."
te die Handſchrift und den Eifer von
t. Da er nicht wollte, daß Ihm Un=
da dieſes Papier einen treuen Freund
, ſo war der Oberintendant bemüht,
uſende von Stücken zu zerreißen, die
nder der Terraſſe in den Wind ſtreute.
überraſchte ihn, als er zuſchaute, wie
n im Raum flatterten.

XIII.

Wie König Ludwig XIV. ſein Röllchen ſpielte.

Als Fouquet aus dem Wagen ſtieg, um in das Schloß von Nantes einzutreten, näherte ſich ihm ein Mann mit allen Zeichen der tiefſten Ehrfurcht und überreichte ihm einen Brief.

D'Artagnan wollte dieſen Mann verhindern, mit Fouquet zu ſprechen, aber die Botſchaft war dem Oberintendanten übergeben worden. Fouquet entſiegelte den Brief und las ihn; in dieſem Augenblick trat ein unbeſtimmter Schrecken, den d'Artagnan leicht durchdrang, auf dem Geſichte des erſten Miniſters hervor.

Fouquet ſteckte das Papier in das Portefeuille, das er unter ſeinem Arm hatte, und ging weiter gegen die Gemächer des Königs.

Durch die kleinen, in jedem Stockwerk des Thurmes angebrachten, Fenſter ſah d'Artagnan, während er die Stufen hinter Fouquet hinaufſtieg, den Mann mit dem Briefe auf dem Platze umherſchauen und mehreren Perſonen Zeichen machen, welche bald in den anliegenden Straßen verſchwanden, nachdem ſie ſelbſt dieſe Zeichen, die ihnen der erwähnte Mann gemacht, wiederholt hatten.

Man ließ Fouquet einen Augenblick auf der Terraſſe warten, welche nach der kleinen Flur auslief, hinter der man das Cabinet des Königs eingerichtet hatte.

D'Artagnan ging nun am Oberintendanten, den er bis dahin ehrerbietig begleitet hatte, vorbei und trat in das königliche Cabinet.

„Nun?“ fragte ihn Ludwig XIV., welcher, als er

n erblickte, auf einen mit Papieren bedeckten Tisch ein oßes grünes Tuch warf.

„Der Befehl ist vollzogen, Sire."

„Und Fouquet?"

„Der Herr Oberintendant folgt mir," erwiederte Artagnan.

„In zehn Minuten wird man ihn bei mir einführ," sprach der König, d'Artagnan mit einer Geberde tlassend.

Dieser ging hinaus, doch kaum in die Flur gelangt, deren Ende ihn Fouquet erwartete, wurde er durch s Glöckchen des Königs zurückgerufen.

„Er hat nicht erstaunt geschienen?" fragte der König.

„Wer, Sire?"

„Fouquet," wiederholte der König, ohne Herr sagen, eine Eigenthümlichkeit, welche den Kapitän r Musketiere in seinem Verdacht bestärkte.

„Nein, Sire," erwiederte er.

„Gut."

Und zum zweiten Male schickte Ludwig d'Artagn weg.

Fouquet hatte die Terrasse nicht verlassen, wo sein ihrer von ihm weggegangen war. Er las noch einmal n also abgefaßtet Billet:

„Es spinnt sich etwas gegen Euch an. Man wird elleicht nichts im Schlosse wagen, wohl aber bei rer Rückkehr nach Hause. Die Wohnung ist schon n den Musketieren cernirt. Kehrt nicht dahin zurück, n weißes Pferd erwartet Euch hinter der Esplanade."

Fouquet hatte die Handschrift und den Eifer von ourville erkannt. Da er nicht wollte, daß Ihm Unück widerführe, da dieses Papier einen treuen Freund fährden konnte, so war der Oberintendant bemüht, s Billet in Tausende von Stücken zu zerreißen, die über das Geländer der Terrasse in den Wind streute.

D'Artagnan überraschte ihn, als er zuschaute, wie e letzten Fetzchen im Raum flatterten.

„Der König erwartet Euch," ſprach er.

Fouquet ging mit ungezwungenem Schritte in den kleinen Corridor, wo die Herren von Brienne und Roſe arbeiteten, während der Herzog von Saint-Aignan, ebenfalls im Corridor auf einem kleinen Stuhle ſitzend, auf Befehle zu warten ſchien und, ſeinen Degen zwiſchen ſeinen Beinen, vor fieberhafter Ungeduld gähnte.

Es kam Fouquet ſeltſam vor, daß die Herren von Brienne, Roſe und Saint-Aignan, welche ſonſt ſo aufmerkſam, ſo unterwürfig, ſich wenig ſtören ließen, als er, der Oberintendant, vorüberging. Aber wie hätte er etwas Anderes bei Höflingen finden ſollen, er, den der König nur noch Fouquet nannte?

Er erhob das Haupt und trat, feſt entſchloſſen Allem ins Geſicht zu trotzen, beim König ein, nachdem ihn ein Glöckchen, das man kennt, bei Seiner Majeſtät gemeldet hatte.

Der König machte ihm, ohne aufzuſtehen, ein Zeichen mit dem Kopf und fragte mit Theilnahme:

„Ei! wie geht es Euch, Herr Fouquet?"

„Ich habe meinen Fieberanfall, bin aber ganz Eurer Majeſtät zu Dienſten," erwiederte der Oberintendant.

„Gut. Die Stände verſammeln ſich morgen: habt Ihr eine Rede bereit?"

Fouquet ſchaute den König mit Erſtaunen an.

„Ich habe keine, Sire," antwortete er, „doch ich werde eine improviſiren. Ich kenne die Angelegenheiten gründlich genug, um nicht in Verlegenheit zu bleiben, und habe nur eine Frage zu thun: wird mir ſie Eure Majeſtät erlauben?"

„Sprecht."

„Warum hat Eure Majeſtät ihrem erſten Miniſter nicht die Ehre erwieſen, ihn in Paris zu benachrichtigen?"

„Ihr waret krank; ich will Euch nicht ermüden."

„Nie ermüdet mich eine Arbeit, nie ermüdet mich eine Erklärung, und dann iſt für mich der Augenblick

men, eine Erklärung von meinem König zu for-

„Oho! Herr Fouquet, und worüber eine Erklärung?“
„Ueber die Abſichten Seiner Majeſtät in Bezie-
auf mich.“
Der König erröthete.
„Ich bin verleumdet worden,“ fuhr Fouquet leb-
fort, „und ich muß die Gerechtigkeit des Königs
Unterſuchungen herausfordern.“
„Ihr ſagt mir das ſehr unnöthig, Herr Fouquet:
weiß, was ich weiß.“
„Seine Majeſtät kann die Dinge nur wiſſen, wenn
an ſie ihr geſagt hat, und ich habe ihr nichts ge-
gt, während Andere ſo oft geſprochen . . .“
„Was meint Ihr damit?“ fragte der König unge-
uldig, dieſes peinliche Geſpräch zu endigen.
„Ich gehe gerade auf die Sache los, Sire, und
klage einen Mann an, daß er mir beim König ſchadet.“
„Es ſchadet Euch, Niemand, Herr Fouquet.“
„Dieſe Antwort beweiſt mir, daß ich Recht hatte,
Sire.“
„Mein Herr, ich liebe es nicht, daß man anklagt.“
„Wenn man angeklagt iſt? . . .“
„Wir haben ſchon zu viel von dieſer Sache ge-
ſprochen.“
„Eure Majeſtät will nicht, daß ich mich recht-
fertige.“
„Ich wiederhole Euch, daß ich Euch nicht anklage.“
Fouquet machte unter einer Halbverbeugung einen
Schritt rückwärts.
„Es iſt gewiß,“ dachte er, „er hat einen Ent-
ſchluß gefaßt. Derjenige, welcher nicht zurückweichen
kann, hat allein eine ſolche Hartnäckigkeit. Die Gefahr
in dieſem Augenblick nicht ſehen hieße blind ſein; ſie
nicht vermeiden hieße albern ſein.“
Dann ſprach er laut:

„Eure Majeſtät hat mich wegen einer Arbeit berufen?“

„Nein, Herr Fouquet, wegen eines Rathes, den ich Euch geben will.“

„Ich warte ehrerbietigſt, Sire.“

„Ruht aus, Herr Fouquet, verſchwendet nicht mehr Eure Kräfte; die Sitzung der Stände wird kurz ſein, und wenn meine Geheimſchreiber ſie geſchloſſen haben, ſoll man in Frankreich vierzehn Tage lang nicht mehr von den Angelegenheiten ſprechen.“

„Der König hat mir nichts im Betreff dieſer Verſammlung der Stände zu ſagen?“

„Nein, Herr Fouquet.“

„Mir, dem Oberintendanten der Finanzen?“

„Ich bitte, ruht aus; das iſt Alles, was ich Euch zu ſagen habe.“

Fouquet biß ſich auf die Lippen und neigte das Haupt. Er brütete offenbar über einem bangen Gedanken.

Dieſe Bangigkeit ſteckte den König an und er fragte:

„Seid Ihr ärgerlich, daß Ihr ausruhen ſollt, Herr Fouquet?“

„Ja, Sire, ich bin nicht an die Ruhe gewöhnt.“

„Aber Ihr ſeid krank, Ihr müßt Euch pflegen.“

„Eure Majeſtät ſprach vorhin von einer Rede, die ich morgen halten ſollte?“

Der König antwortete nicht; dieſe ungeſtüme Frage ſetzte ihn in Verlegenheit.

Fouquet fühlte das Gewicht dieſes Zögerns, er glaubte in den Augen des jungen Fürſten eine Gefahr zu leſen, welche ſein Mißtrauen beſchleunigen würde.

„Wenn ich mit Furcht erſcheine, ſo bin ich verloren,“ dachte er.

Der König ſeinerſeits war nun über dieſes Mißtrauen von Fouquet unruhig.

„Hat er etwas gewittert?“ murmelte er.

„Iſt ſein erſtes Wort hart,“ dachte Fouquet, „ge-

räth er in Zorn oder ſtellt er ſich, als geriethe er in Zorn, um einen Vorwand zu ergreifen, wie werde ich mich dann herausziehen? Mildern wir den Abhang. Gourville hatte Recht."

„Sire," ſagte er plötzlich, „da die Güte Eurer Majeſtät in einem ſolchen Grade über meiner Geſundheit wacht, daß ſie mich von aller Arbeit freiſpricht, werde ich dann nicht auch für morgen vom Rathe frei ſein? Ich würde dieſen Tag dazu anwenden, um das Bett zu hüten, ich würde den König bitten, mir ſeinen Arzt abzutreten, damit ich ein Mittel gegen dieſe verdammten Fieber anwenden könnte."

„Es geſchehe, wie Ihr wünſcht, Herr Fouquet, Ihr ſollt den Urlaub für morgen, Ihr ſollt den Arzt, Ihr ſollt Eure Geſundheit haben."

„Ich danke," erwiederte Fouquet ſich verbeugend. Dann faßte er ſeinen Entſchluß und fügte bei:

„Werde ich nicht das Glück haben, den König nach Belle-Isle zu mir zu führen?"

Und er ſchaute Ludwig ins Geſicht, um die Wirkung eines ſolchen Vorſchlags zu beurtheilen.

„Ihr wißt," erwiederte er, indem er zu lächeln ſuchte, „Ihr habt geſagt: Nach Belle-Isle zu mir."

„Das iſt wahr."

„Nun! erinnert Ihr Euch nicht mehr, daß Ihr mir Belle-Isle geſchenkt habt?" fuhr der König mit demſelben heitern Ton fort.

„Das iſt abermals wahr. Nur, da Ihr es damals nicht genommen, werdet Ihr nun davon Beſitz ergreifen."

„Ich will das wohl thun."

„Uebrigens war dies die Abſicht Eurer Majeſtät, wie die meinige, und ich vermöchte Eurer Majeſtät nicht zu ſagen, wie ſtolz und glücklich es mich gemacht hat, als ich alle Haustruppen des Königs zu dieſer Beſitznahme von Paris kommen ſah."

Der König ſtammelte, er habe ſeine Musketiere nicht zu dieſem Behufe allein mitgebracht.

„Oh! das kann ich mir denken," erwiederte lebhaft Fouquet. „Eure Majeſtät weiß zu wohl, daß es für ſie genügt, allein, mit einem Stöckchen in der Hand, zu kommen, um alle Feſtungswerke von Belle-Isle fallen zu machen."

„Teufel!" rief der König, „ſie ſollen nicht fallen, dieſe ſchönen Feſtungswerke, deren Bau ſo viel gekoſtet hat. Nein! ſie ſollen bleiben gegen die Holländer und die Engländer. Was ich in Belle-Isle ſehen will, würdet Ihr nicht errathen, Herr Fouquet: es ſind die ſchönen Bäuerinnen, Mädchen und Frauen von den Feldern und den Dünen, die ſo gut tanzen und mit ihren ſcharlachrothen Röcken ſo verführeriſch werden! Man hat mir Eure Vaſallen gerühmt, Herr Oberintendant, laßt ſie mich ſehen."

„Wann Eure Majeſtät will."

„Habt Ihr ein Transportmittel? Morgen, wenn Ihr wolltet."

Der Oberintendant fühlte den Schlag, der nicht in gerader Linie gethan war, und erwiederte:

„Nein, Sire, ich wußte nichts von dem Wunſche Eurer Majeſtät, ich wußte beſonders nicht, daß es ſie ſo ſehr drängte, Belle-Isle zu beſchauen, und habe mich in keiner Hinſicht vorgeſehen."

„Ihr habt aber doch ein eigenes Schiff?"

„Ich habe fünf, aber ſie ſind alle entweder im Port oder in Paimboeuf, und um ſie zu erreichen oder kommen zu laſſen, braucht man wenigſtens vier und zwanzig Stunden. Iſt es nöthig, daß ich einen Eilboten abſchicke? Soll ich es thun?"

„Wartet noch, laßt das Fieber endigen, wartet bis morgen."

„Das iſt wahr. Wer weiß, ob wir morgen nicht tauſend andere Gedanken haben werden?" erwiederte Fouquet ſehr bleich, denn es blieb ihm fortan kein Zweifel mehr.

Der König bebte und ſtreckte die Hand nach ſeinem Glöckchen aus, aber Fouquet kam ihm zuvor.

„Sire,“ ſagte er, „ich habe das Fieber, ich zittere vor Kälte. Bleibe ich einen Augenblick länger, ſo bin ich im Stande, ohnmächtig zu werden. Ich bitte Eure Majeſtät um Erlaubniß, mich unter Decken verbergen zu dürfen.“

„Ihr zittert in der That; das iſt betrüblich anzuſchauen. Geht, Herr Fouquet, geht. Ich werde mich nach Euch erkundigen laſſen.“

„Eure Majeſtät iſt allzu gut. In einer Stunde werde ich mich viel beſſer befinden.“

„Es ſoll Euch Jemand zurückführen.“

„Wie es Euch beliebt, Sire, gern werde ich den Arm von irgend Jemand annehmen.“

„Herr d'Artagnan!“ rief der König, während er zugleich klingelte.

„Oh! Sire,“ ſagte Fouquet, lachend mit einer Miene, die den König ſchauern machte, „Ihr gebt mir einen Kapitän der Musketiere, um mich nach meiner Wohnung führen zu laſſen? Eine ſehr zweideutige Ehre! Ich bitte Euch um einen einfachen Bedienten.“

„Und warum, Herr Fouquet? Herr d'Artagnan führt wohl mich zurück . . .“

„Ja, doch wenn er Euch zurückführt, Sire, ſo geſchieht es, um Euch zu gehorchen, während man, wenn...“

„Nun?“

„Während man, wenn ich mit Eurem Kapitän der Musketiere zurückkehren muß, überall ſagen wird, Ihr laſſet mich verhaften.“

„Verhaften!“ wiederholte der König, der noch mehr erbleichte, als Fouquet ſelbſt, „verhaften! oh! . . .“

„Ei! was ſagt man nicht Alles!“ fuhr Fouquet beſtändig lachend fort, „und ich wette, es würden ſich Leute finden, die boshaft genug wären, darüber zu ſpotten.“

Dieſer witzige Einfall brachte den König aus der Faſſung. Fouquet war gewandt oder glücklich genug,

„Ich bemerke das nur, um dazu zu gelangen, mei
:rr, daß von diesem Augenblick an, wenn es aus Zu
ll, aus irgend einem Zufall geschähe, daß Herr
ouquet entweichen würde . . . man hat dergleichen
ufälle gesehen, mein Herr . . ."

„Oh! Sire, sehr oft; doch bei den Andern, bei
mir nicht."

„Warum bei Euch nicht?"

„Weil ich einen Augenblick Herrn Fouquet retten
wollte."

Der König bebte.

„Wozu ich berechtigt war, da ich den Plan Eurer
Majestät errathen hatte, ohne daß sie mir etwas da-
von gesagt, und weil ich Herrn Fouquet der Theilnahme
würdig fand. Es stand mir frei, diesem Manne meine
Theilnahme zu bezeigen."

„Wahrhaftig, mein Herr, Ihr beruhigt mich sehr
wenig über Eure Dienste."

„Hätte ich ihn damals gerettet, so wäre ich voll-
kommen unschuldig gewesen, ich sage mehr, ich hätte
recht daran gethan, denn Herr Fouquet ist kein böser
Mensch. Doch er wollte nicht; sein Geschick hat ihn
fortgerissen; er hat die Stunde der Freiheit entfliehen
lassen. Desto schlimmer! Nun habe ich Befehle, ic
werde diesen Befehlen gehorchen, und Ihr könnt Herr
Fouquet als einen verhafteten Mann betrachten. Er i
im Schlosse von Angers."

„Oh! Ihr habt ihn noch nicht, Kapitän."

„Das ist meine Sache. Jedem sein Handwerk, Si
nur wiederhole ich, überlegt. Gebt Ihr im Ernste
Befehl, Herrn Fouquet zu verhaften, Sire?"

„Ja, tausendmal ja."

„So schreibt!"

„Hier ist der Brief."

D'Artagnan las ihn, verbeugte sich und ging
Von der Terrasse herab sah er Gourville, de

einer freudigen Miene vorüberging und ſich nach dem Hauſe von Fouquet wandte.

XVI.

Das weiße Roß und das ſchwarze Roß.

„Das iſt ſonderbar," ſagte der Kapitän, „Gourville läuft ganz heiter in den Straßen umher, während er überzeugt ſein muß, daß Herr Fouquet in Gefahr ſchwebt, während es beinahe gewiß iſt, daß Gourville Herrn Fouquet durch das Billet vorhin gewarnt hat, dieſes Billet, das vom Herrn Oberintendanten auf der Terraſſe in tauſend Stücke zerriſſen und den Winden preisgegeben worden iſt.

„Gourville reibt ſich die Hände, er hat folglich etwas Geſcheites gethan. Woher kommt Gourville?

„Gourville kommt aus der Rue aux Herbes. Wohin führt die Rue aux Herbes?"

Und d'Artagnan folgte am Firſte der vom Schloſſe überragten Häuſer von Nantes der Linie der Straßen, wie er es auf einem topographiſchen Plane gethan hätte, nur ſtatt des todten und flachen, leeren und öden Papiers erhob ſich die lebendige Karte im Relief mit den Bewegungen, den Schreien und den Schatten der Menſchen und der Dinge.

Jenſeits der Ringmauer der Stadt dehnten ſich die großen grünen Ebenen an der Loire hin aus und ſchienen nach dem purpurrothen Horizont zu laufen, den das Azur der Waſſer und das Schwarzgrün der Moore durchfurchte.

Unmittelbar vor den Thoren der Stadt fingen zwei weiße Wege an, welche auseinander liefen wie die getrennten Finger einer riesigen Hand.

D'Artagnan der, über die Terrasse schreitend, das ganze Panorama mit einem Blicke umfaßt hatte, wurde der Linie der Rue aux Herbes folgend zur Mündung von einem dieser Wege geführt, der seinen Anfang unter dem Thore von Nantes nahm.

Noch einen Schritt und er sollte die Treppe der Terrasse hinabsteigen, um aus dem Thurme seinen vergitterten Wagen zu nehmen und nach dem Hause von Fouquet zu fahren.

Aber der Zufall wollte, daß er in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die oberste Stufe setzte, durch einen beweglichen Punkt angezogen wurde, der auf diesem Wege forteilte.

„Was ist das?" fragte sich der Musketier; „ein Pferd, das läuft, ohne Zweifel ein entsprungenes Pferd; wie es auszieht!"

Der bewegliche Punkt ging von der Straße ab und sprang auf die Luzernenäcker über.

„Ein Schimmel," fuhr der Kapitän fort, der die Farbe leuchtend von dem dunkleren Grunde hatte sich abheben sehen, „und er wird geritten; das ist ein Kind, dessen Pferd Durst hat und es in schräger Linie nach der Tränke entführt."

Diese Betrachtung, rasch wie ein Blitz, gleichzeitig mit der gesichtlichen Wahrnehmung, hatte d'Artagnan schon angestellt, als er die ersten Stufen der Treppe hinabstieg.

Einige Papiertheilchen lagen zerstreut auf den Stufen und glänzten auf dem geschwärzten Stein der Stiege.

„Ei! ei!" sagte der Kapitän zu sich selbst, „hier sind einige Bruchstücke von dem von Herrn Fouquet [illegible]en Billet. Armer Mann! er hatte sein Ge[illegible] den Winden übergeben; der Wind will nichts

on und trägt ſie dem König zurück. Du ſpielſt chieden unglücklich! Die Partie iſt nicht gleich; Glück iſt gegen Dich. Der Stern von Ludwig XIV. unkelt den Deinigen; die Natter iſt ſtärker oder andter als das Eichhörnchen."

D'Artagnan hob, während er hinabſtieg, eines von Papierſtückchen auf.

„Die kleine Handſchrift von Gourville," ſagte er, dem er das Bruchſtück vom Billet prüfend betrach= hatte, „ich täuſchte mich nicht."

Und er las das Wort Pferd.

„Halt!" ſagte er, und er betrachtete ein anderes, dem er keinen Buchſtaben geſchrieben fand.

Auf dem dritten las er das Wort weißes.

„Weißes Pferd," wiederholte er, wie das Kind, buchſtabirt. „Ah! mein Gott," rief der miß= iſche Geiſt, „weißes Pferd!" Und dem Pulverkorn lich, das ſich brennend in einen hundertfachen Um= erweitert, ſtieg d'Artagnan, von argwöhniſchen Ge= en angeſchwollen, wieder raſch zur Terraſſe hinauf.

Der Schimmel lief, lief immer in der Richtung Loire, an deren Ende, in den Dünſten des Waſſers hmolzen, ein kleines Segel wie ein Atom geſchaukelt ien.

„Ho! ho!" rief der Musketier, „nur ein Menſch, flieht, rennt ſo auf dem angebauten Boden auf m weißen Roß.

„Nur der Gebieter von Belle=Isle flüchtet ſich ſo der Seite des Meeres, während es auf dem Lande ichte Wälder gibt.

„Und es findet ſich nur ein d'Artagnan auf der Welt, Herrn Fouquet einholt, welcher einen Vorſprung einer halben Stunde hat und ſein Schiff vor einer en Stunde erreicht haben wird."

Nachdem er ſo geſprochen, gab er Befehl, den zen mit dem eiſernen Gitter in aller Eile in ein wäldchen zu führen, das außerhalb der Stadt lag.

ählte sein bestes Pferd, sprang i[illegible]
jagte durch die Rue aux Herbes,
Weg wählte, den Fouquet selbst ge[illegible]
ern das Ufer selbst, fest überzeugt, er [illegible]
uten an der Gesammtsumme des zu durchlaufe[illegible]
umes gewinnen und beim [illegible]punkt der
den Linien den Flüchtling einholen, [illegible] leicht ahnte,
werde von dieser Seite verfolgt werden.

In der Geschwindigkeit des Laufes und mit der Ungeduld des Verfolgers, wie bei der Jagd, wie im Kriege, sich belebend, ertappte sich d'Artagnan, der so sanft, so gut gegen Fouquet, daß er wild und beinahe blutgierig wurde.

Lange Zeit rannte er, ohne daß er das weiße Roß erblickte; sein Grimm nahm die Farbe der Wuth an; er zweifelte an sich, er vermuthete, Fouquet habe sich in einen unterirdischen Weg gestürzt, oder er habe den Schimmel mit einem von den vortrefflichen Rappen vertauscht, deren kraftvolle Leichtigkeit er, d'Artagnan, in Saint-Mandé so oft bewundert, beneidet hatte.

In diesem Augenblick, wenn ihm der Wind in die Augen schnitt und die Thränen daraus hervorspringen machte, wenn der Sattel brannte, wenn das in seinem rohen Fleisch verletzte Pferd wieherte und mit seinen Hinterfußen einen Regen von feinem Sand und Kieselsteinen in die Luft fliegen machte, suchte d'Artagnan, da er, sich auf seinem Steigbügel erhebend, nichts auf dem Wasser, nichts unter den Bäumen erblickte, wie ein Wahnsinniger in der Luft. Im Paroxismus seiner Wuth träumte er von Luftwegen, einer Entdeckung des folgenden Jahrhunderts, erinnerte er sich des Dädalos und seiner breiten Flügel, die ihn aus den Gefängnissen von Kreta errettet hatten.

Ein heiserer Seufzer strömte aus seinen Lippen hervor. Verzehrt von der Angst vor der Lächerlichkeit, wiederholte er:

„Ich! ich! bethört durch einen Gourville, ich!...

wird ſagen, ich altere, man wird ſagen, ich habe Million erhalten, um Fouquet fliehen zu laſſen.“ Und er drückte beide Sporen ſeinem Roſſe in den ch; er mußte eine Meile in zehn Minuten machen. lich ſah er, am Ende einer Viehwaide hinter Hecken weiße Form, die ſich zeigte, verſchwand und end= auf einem höheren Terrain ſichtbar blieb.

D'Artagnan bebte vor Freude; ſein Geiſt erheiterte alsbald. Er wiſchte ſich den Schweiß ab, der von r Stirne troff, machte ſeine Kniee los, von denen it ſein Pferd weiter athmete, zog den Zügel an mäßigte den Gang des kräftigen Thieres, ſeines ffen bei dieſer Menſchenjagd. Er konnte nun die ı des Weges und ſeine Stellung in Beziehung auf uet ſtudiren.

Der Oberintendant hatte ſein Pferd, über den wei= Boden hinreitend, außer Athem gebracht. Er fühlte Bedürfniß, einen härteren Boden zu erreichen und te nach der Straße auf der kürzeſten Linie.

D'Artagnan hatte nur gerade aus auf dem Abſatz ſteilen Ufers zu reiten, das ihn den Augen ſeines des entzog, ſo daß er ihn bei ſeiner Ankunft auf Straße abſchneiden würde. Dort würde der wirk= Lauf beginnen, dort würde der Kampf ſich ent= ıen.

D'Artagnan ließ ſein Pferd mit voller Lunge ath= Er bemerkte, daß der Oberintendant in einen überging, das heißt, daß er ſein Roß auch ſchnau= ließ.

Aber man hatte auf beiden Seiten zu große Eile, lange bei dieſem Gang zu bleiben. Das weiße ſchoß wie ein Pfeil fort, als es einen Boden be= te, der mehr Widerſtand leiſtete.

D'Artagnan ließ die Zügel ſchießen, und ſein Rappe ſich in Galopp. Beide folgten derſelben Richtung, ierfachen Echos des Laufes vermengten ſich; Fou= hatte d'Artagnan noch nicht bemerkt.

Mit dem Ausgang des Absatzes durchdrang ein [illegible] es war das der Tritte von [illegible] Donner rollten.

Er [illegible] um, er sah auf hundert Schritte [illegible] seinen Feind, der sich auf den Hals [illegible] Kameraden rettete. Kein Zweifel mehr, das glänzende [illegible] die rothe Kasake, es war der Musketier. Fouquet ließ auch die Zügel schießen und sein Schimmel hatte zwanzig Schritte mehr zwischen seinen Füßen und ihm.

„Ah," dachte d'Artagnan beunruhigt, „es ist kein gewöhnliches Pferd, was Fouquet da reitet, aufgepaßt!"

Und er prüfte aufmerksam mit seinem unfehlbaren Auge den Gang und die Mittel dieses Renners.

Klein rund, Schweif mager und ausgestreckt, Beine mager und dünn wie Stahlfäden, Huf härter als Marmor.

Er gab seinem Pferde die Sporen, aber die Entfernung zwischen Beiden blieb dieselbe.

D'Artagnan horchte angestrengt, nicht ein Athemzug des Pferdes drang zu ihm, und es durchschnitt doch die Luft.

Der Rappe fing im Gegentheil an zu röcheln, wie bei einem Hustenanfall.

„Ich muß mein Pferd zu Tode reiten, aber an Ort und Stelle kommen," dachte der Musketier.

Und er fing an das Maul des armen Thieres zu sägen, während er mit den Sporen in seiner blutigen Haut wühlte.

Das Pferd legte in Verzweiflung zwanzig Klafter zurück und kam bis auf Pistolenschußweite zu Fouquet.

„Muth," sagte sich der Musketier, „Muth! Der Schimmel wird vielleicht schwach werden, und wenn das Pferd nicht fällt, wird der Herr am Ende fallen."

Aber Pferd und Reiter blieben aufrecht, vereinigt, und gewannen allmälig wieder einen Vorsprung.

D'Artagnan stieß einen wilden Schrei aus, bei

dem ſich Fouquet umwandte, während ſein Pferd ſich noch mehr belebte.

„Herrliches Roß! wüthender Reiter!“ brummte der Kapitän. „Holla! Mordioux! Herr Fouquet! holla! auf Befehl des Königs!“

Fouquet antwortete nicht.

„Höret Ihr mich?“ brüllte d'Artagnan, deſſen Pferd einen falſchen Tritt gemacht hatte.

„Bei Gott!“ erwiederte Fouquet lakoniſch.

Und er rannte weiter.

D'Artagnan wäre bald wahnſinnig geworden; das Blut floß brauſend nach ſeinen Schläfen, nach ſeinen Augen.

„Auf Befehl des Königs!“ rief er abermals: „haltet an, oder ich ſchmettere Euch mit einem Piſtolenſchuß nieder.“

„Thut es,“ antwortete Fouquet, immer fliegend.

D'Artagnan ergriff eine von ſeinen Piſtolen und ſpannte, in der Hoffnung, das Geräuſch des Schloſſes würde ſeinen Feind aufhalten.

„Ihr habt auch Piſtolen,“ rief er, „vertheidigt Euch.“

Fouquet wandte ſich wirklich bei dem Geräuſch um, ſchaute d'Artagnan in's Geſicht, öffnete den Rock, der ihm den Leib umſchloß, rührte aber ſeine Holſter nicht an.

Sie waren zwanzig Schritte von einander entfernt.

„Mordioux!“ rief d'Artagnan, „ich werde Euch nicht ermorden; wenn Ihr nicht auf mich ſchießen wollt, ergebt Euch! was iſt das Gefängniß!“

„Ich will lieber ſterben,“ erwiederte Fouquet; „ich werde weniger leiden.“

Trunken vor Verzweiflung warf d'Artagnan ſeine Piſtole auf die Straße.

„Ich werde Euch lebendig faſſen,“ ſagte er, und durch ein Wunder, deſſen nur dieſer unvergleichliche

Reiter fähig war, brachte er ſein Pferd auf
zu dem weißen Roſſe.

„Auf, tödtet mich! das iſt menſchlich
quet.“

„Nein! lebendig! lebendig!“ murmelte

Sein Pferd machte zum zweiten Mal
Tritt, das von Fouquet gewann Vorſprun

Es war ein unerhörtes Schauſpiel, d
zwiſchen zwei Pferden, die nur noch durc
ihrer Reiter lebten.

Man hätte glauben ſollen, d'Artagnc
Pferd zwiſchen ſeinen Knieen tragend.

Auf den wüthenden Galopp war der
gefolgt, dann kam der einfache Trab.

Und der Lauf ſchien den zwei ermatt
ebenſo raſch. D'Artagnan ergriff, au
gebracht, die zweite Piſtole und zielte auf d

„Auf Euer Pferd! nicht auf Euch!“
quet zu.

Und er ſchoß. Das Thier war ins J
fen; es machte einen wüthenden Sprung un

Das Pferd von d'Artagnan fiel todt

„Ich bin entehrt,“ dachte der Muske
ein Elender. Herr Fouquet!“ rief er, „habt
werft mir eine Piſtole zu, daß ich mir d
zerſchmettere.“

Fouquet ſetzte ſeinen Lauf fort.

„Seid barmherzig!“ rief d'Artagnan,
dieſem Augenblicke nicht wollt, thue ich in
doch, hier, auf der Straße ſterbe ich muthi
geſchätzt... Erweiſt mir den Gefallen, He

Fouquet erwiederte nichts und trabte

D'Artagnan fing an ſeinem Feinde na

Nach und nach warf er ſeinen Hut,
der ihm hinderlich war, und ſeine Degenſch
zwiſchen die Beine kam, auf den Boden.

Der Schimmel röchelte; d'Artagnan kam ihm nahe. Vom Trab ging das Thier in kurzen Schritt über, it Schwindeln, die seinen Kopf schüttelten; das Blut m mit dem Schaum in sein Maul.

D'Artagnan machte eine verzweifelte Anstrengung, rang auf Fouquet los, packte ihn bei einem Bein und gte mit einer keuchenden, stockenden Stimme:

„Ich verhafte Euch im Namen des Königs; schlagt ir den Schädel ein, wir werden Beide unsere Pflicht thun haben."

Fouquet schleuderte weit von sich in den Fluß die iden Pistolen, deren d'Artagnan sich hätte bemächtigen nnen, stieg ab und sprach:

„Ich bin Euer Gefangener, mein Herr, wollt mei- n Arm nehmen, denn Ihr seid einer Ohnmacht nahe."

„Ich danke," murmelte d'Artagnan, der wirklich die de unter sich schwinden und den Himmel über seinem upte zerschmelzen fühlte. Er rollte auf den Sand, n Athem, seine Kräfte waren erschöpft.

Fouquet stieg die Böschung des Flusses hinab, öpfte Wasser in seinem Hute, erfrischte die Schläfe s Musketiers und flößte ihm ein paar kühle Tropfen ischen die Lippen.

D'Artagnan erhob sich und suchte mit irrem Auge nher.

Er sah Fouquet niedergekniet, seinen nassen Hut der Hand, und lächelte mit einer unaussprechlichen ilde.

„Ihr seid nicht entflohen!" rief er. „Oh! mein err, der wahre König durch die Redlichkeit, durch das erz, durch die Seele, ist nicht Ludwig vom Louvre, cht Philipp von Sainte-Marguerite, Ihr seid es, der eächtete, der Verurtheilte!"

„Ich, der ich heute nur durch einen einzigen Feh- : verloren bin, Herr d'Artagnan."

„Mein Gott! durch welchen?"

„Ich hätte Euch zum Freunde haben müssen. Doch

Reiter fähig war, brachte er sein Pferd auf zehn Schritt zu dem weißen Rosse.

„Auf, tödtet mich! das ist menschlicher," rief Fouquet.

„Nein! lebendig! lebendig!" murmelte der Kapitän.

Sein Pferd machte zum zweiten Mal einen falschen Tritt, das von Fouquet gewann Vorsprung.

Es war ein unerhörtes Schauspiel, dieses Rennen zwischen zwei Pferden, die nur noch durch den Willen ihrer Reiter lebten.

Man hätte glauben sollen, d'Artagnan renne sein Pferd zwischen seinen Knieen tragend.

Auf den wüthenden Galopp war der scharfe Trab gefolgt, dann kam der einfache Trab.

Und der Lauf schien den zwei ermatteten Athleten ebenso rasch. D'Artagnan ergriff, aufs Aeußerste gebracht, die zweite Pistole und zielte auf den Schimmel.

„Auf Euer Pferd! nicht auf Euch!" rief er Fouquet zu.

Und er schoß. Das Thier war ins Kreuz getroffen; es machte einen wüthenden Sprung und bäumte sich.

Das Pferd von d'Artagnan fiel todt nieder.

„Ich bin entehrt," dachte der Musketier, „ich bin ein Elender. Herr Fouquet!" rief er, „habt Mitleid und werft mir eine Pistole zu, daß ich mir die Hirnschale zerschmettere."

Fouquet setzte seinen Lauf fort.

„Seid barmherzig!" rief d'Artagnan, „was Ihr in diesem Augenblicke nicht wollt, thue ich in einer Stunde doch, hier, auf der Straße sterbe ich muthig, sterbe ich geschätzt... Erweist mir den Gefallen, Herr Fouquet."

Fouquet erwiederte nichts und trabte weiter.

D'Artagnan fing an seinem Feinde nachzulaufen.

Nach und nach warf er seinen Hut, seinen Rock, der ihm hinderlich war, und seine Degenscheide, die ihm zwischen die Beine kam, auf den Boden.

Der Schimmel röchelte; d'Artagnan kam ihm nahe. Vom Trab ging das Thier in kurzen Schritt über, mit Schwindeln, die seinen Kopf schüttelten; das Blut kam mit dem Schaum in sein Maul.

D'Artagnan machte eine verzweifelte Anstrengung, sprang auf Fouquet los, packte ihn bei einem Bein und sagte mit einer keuchenden, stockenden Stimme:

„Ich verhafte Euch im Namen des Königs; schlagt mir den Schädel ein, wir werden Beide unsere Pflicht gethan haben."

Fouquet schleuderte weit von sich in den Fluß die beiden Pistolen, deren d'Artagnan sich hätte bemächtigen können, stieg ab und sprach:

„Ich bin Euer Gefangener, mein Herr, wollt meinen Arm nehmen, denn Ihr seid einer Ohnmacht nahe."

„Ich danke," murmelte d'Artagnan, der wirklich die Erde unter sich schwinden und den Himmel über seinem Haupte zerschmelzen fühlte. Er rollte auf den Sand, sein Athem, seine Kräfte waren erschöpft.

Fouquet stieg die Böschung des Flusses hinab, schöpfte Wasser in seinem Hute, erfrischte die Schläfe des Musketiers und flößte ihm ein paar kühle Tropfen zwischen die Lippen.

D'Artagnan erhob sich und suchte mit irrem Auge umher.

Er sah Fouquet niedergekniet, seinen nassen Hut in der Hand, und lächelte mit einer unaussprechlichen Milde.

„Ihr seid nicht entflohen!" rief er. „Oh! mein Herr, der wahre König durch die Redlichkeit, durch das Herz, durch die Seele, ist nicht Ludwig vom Louvre, nicht Philipp von Sainte-Marguerite, Ihr seid es, der Geächtete, der Verurtheilte!"

„Ich, der ich heute nur durch einen einzigen Fehler verloren bin, Herr d'Artagnan."

„Mein Gott! durch welchen?"

„Ich hätte Euch zum Freunde haben müssen. Doch

wie machen wir es, um nach Nantes zurückzukehren! Wir sind sehr weit davon entfernt."

„Das ist wahr," erwiederte d'Artagnan nachdenkend und düster.

„Der Schimmel wird sich vielleicht erholen; es ist ein so gutes Pferd. Besteigt es, Herr d'Artagnan; ich werde zu Fuß gehen, bis Ihr ausgeruht habt."

„Armes Thier! verwundet!" sagte der Musketier.

„Es wird noch gehen, sage ich Euch; ich kenne es; thun wir etwas Besseres, besteigen wir es Beide."

„Versuchen wir es."

Doch sie hatten nicht sobald dem Thier die doppelte Last aufgeladen, als es wankte, dann sich wieder zusammenraffte und einige Minuten ging, dann abermals wankte und neben dem Rappen, den es erreicht, niederstürzte.

„Wir werden zu Fuß gehen, das Schicksal will es, der Spaziergang wird herrlich sein," sagte Fouquet, während er seinen Arm unter dem von d'Artagnan durchschlang.

„Mordioux!" rief dieser, das Auge stier, die Stirne gefaltet, das Herz angeschwollen, „ein abscheulicher Tag!"

Sie machten langsam die vier Meilen, welche sie von dem Gehölze trennten, hinter dem sie der Wagen mit einem Geleite erwartete.

Als Fouquet diese unheimliche Maschine erblickte, sagte er zu d'Artagnan, der die Augen niederschlug, als schämte er sich für Ludwig XIV.:

„Das ist ein Gedanke, der nicht von einem braven Mann herrührt, Kapitän d'Artagnan, er ist nicht von Euch. Warum diese Gitter?"

„Um Euch zu verhindern, Billets hinauszuwerfen."

„Sinnreich!"

„Doch Ihr könnt sprechen, wenn Ihr nicht schreiben könnt."

„Mit Euch sprechen?"

„Wenn Ihr wollt . . .“

Fouquet träumte einen Augenblick, ſchaute dann em Kapitän ins Geſicht und fragte:

„Ein einziges Wort . . . werdet Ihr es behalten?“

„Ich werde es behalten.“

„Werdet Ihr es ſagen, wem ich will?“

„Ich werde es ſagen.“

„Saint-Mandé!“ articulirte Fouquet leiſe.

„Gut! Für wen?“

„Für Frau von Bellière oder für Peliſſon.“

„Abgemacht!“

Der Wagen fuhr durch Nantes und ſchlug den Weg nach Angers ein.

XV.

Worin das Eichhörnchen fällt, worin die Natter flieht.

Es war zwei Uhr Nachmittags. Der König ging voll Ungeduld von ſeinem Cabinet auf die Terraſſe und öffnete zuweilen die Thüre der Flur, um zu ſehen, was ſeine Geheimſchreiber machten.

Herr Colbert ſaß an demſelben Platz, wo Herr von Saint-Aignan am Morgen ſo lange geblieben war, und ſprach leiſe mit Herrn von Brienne.

Der König öffnete ungeſtüm die Thüre und fragte beide:

„Was ſagt Ihr?“

„Wir reden von der erſten Sitzung der Stände.“

„Sehr gut," ſprach der König und kehrte in ſein Cabinet zurück.

Fünf Minuten nachher rief der Ton des Glöckchens Roſe, deſſen Stunde es war.

„Habt Ihr Eure Abſchriften beendigt?" fragte der König.

„Noch nicht, Sire."

„Seht, ob Herr d'Artagnan zurückgekehrt iſt."

„Noch nicht, Sire."

„Seht doch, ob Herr d'Artagnan zurückgekehrt iſt!!"

„Nein, Sire."

„Das iſt ſeltſam," murmelte der König, „ruft Herrn Colbert."

Colbert trat ein; er wartete auf dieſen Augenblick vom Morgen an.

„Herr Colbert," ſagte der König lebhaft, „man müßte doch wiſſen, was aus Herrn d'Artagnan geworden iſt."

Colbert erwiederte mit ſeinem ruhigen Ton:

„Wo ſoll ich ihn ſuchen laſſen?"

„Eil mein Herr, wißt Ihr nicht, wohin ich ihn geſchickt hatte?" erwiederte Ludwig verdrießlich.

„Eure Majeſtät hat es mir nicht geſagt."

„Mein Herr, es gibt Dinge die man erräth, und Ihr beſonders errathet ſie."

„Ich konnte vermuthen, doch ich hätte mir nicht erlaubt, gänzlich zu errathen."

Colbert hatte kaum dieſe Worte geſprochen, als eine Stimme, welche viel rauher als die des Königs, die zwiſchen dem Monarchen und dem Beamten begonnene Unterredung unterbrach.

„D'Artagnan!" rief der König ganz freudig.

D'Artagnan trat bleich und in einer wüthenden Laune ein und ſagte zum König:

„Sire, hat Eure Majeſtät meinen Musketieren Befehl gegeben?"

„Welchen Befehl?"

„In Betreff des Hauſes von Herrn Fouquet?“

„Nein,“ erwiederte der König.

„Ah! ah!“ rief d'Artagnan, indem er ſich auf ſeinen Schnurrbart biß. „Ich täuſchte mich nicht, dieſer Herr hat es gethan.“

Und er bezeichnete Colbert.

„Von welchem Befehl ſprecht Ihr?“ fragte der König.

„Von dem Befehl, ein ganzes Haus umzukehren, die Bedienten und Officianten von Herrn Fouquet zu prügeln, die Schubladen zu ſprengen, eine friedliche Wohnung zu plündern; Mordioux! Befehl eines Wilden.“

„Mein Herr!“ rief Colbert ſehr bleich.

„Mein Herr,“ unterbrach ihn d'Artagnan, „der König allein, verſteht Ihr wohl, der König allein hat das Recht, meinen Musketieren Befehle zu ertheilen; Euch aber verbiete ich es, und das ſage ich vor Seiner Majeſtät, Edelleute, welche das Schwert führen, ſind keine Lumpenkerle, die die Feder hinter dem Ohre haben.“

„D'Artagnan, d'Artagnan!“ murmelte der König.

„Das iſt erniedrigend,“ fuhr der Musketier fort; „meine Soldaten ſind entehrt; ich befehlige nicht Reitersknechte oder Intendanzſchreiber, Mordioux!“

„Aber was gibt es denn? laßt hören!“ ſprach der König mit Hoheit.

„Sire, dieſer Herr, der die Befehle Eurer Majeſtät nicht errathen konnte und folglich nicht wußte, daß ich Herrn Fouquet verhaften würde, dieſer Herr, der den eiſernen Käfig für ſeinen Patron von geſtern machen ließ, hat Herrn Roncherat in die Wohnung von Herrn Fouquet geſchickt, und um die Papiere des Oberintendanten in Beſchlag zu nehmen, hat man alle Meubles weggenommen. Meine Musketiere waren vom Morgen an um das Haus aufgeſtellt. So lauteten meine Befehle. Warum hat man ſich erlaubt, ſie in das Innere eintreten zu laſſen, warum hat man ſie dadurch, daß man ſie dieſer Plünderung beizuwohnen genöthigt,

zu Mitſchuldigen gemacht? Mordioux! wir dienen dem König, aber nicht Herrn Colbert."

„Herr d'Artagnan," ſprach der König ſtreng, „nehmt Euch in Acht; ſolche Erklärungen, in einem ſolchen Tone gemacht, dürfen nicht in meiner Gegenwart ſtattfinden."

„Ich habe für das Wohl des Königs gehandelt," ſagte Colbert mit bebender Stimme; „es iſt hart für mich, ſo von einem Officier Seiner Majeſtät behandelt zu werden, und dies ohne Rache, wegen der Achtung, die ich dem König ſchuldig bin."

„Die Achtung, die Ihr dem Könige ſchuldig ſeid!" rief d'Artagnan, deſſen Augen flammten; „ſie beſteht vor Allem darin, daß Ihr ſein Anſehen achten, ſeine Perſon lieben macht. Jeder Agent einer Macht, ohne Oberaufſicht, vertritt dieſe Macht; und wenn die Völker die Hand verfluchen, welche ſie ſchlägt, ſo iſt es die königliche Hand, der Gott den Vorwurf macht, verſteht Ihr? Muß Euch ein ſeit vierzig Jahren im Regen und im Blute verhärteter Soldat dieſe Lection geben? Muß die Barmherzigkeit auf meiner Seite, die Rohheit auf der Eurigen ſein? Ihr habt Unſchuldige verhaften, binden, einkerkern laſſen!"

„Die Mitſchuldigen vielleicht von Herrn Fouquet," entgegnete Colbert.

„Wer ſagt Euch, daß Herr Fouquet Mitſchuldige hat, und ſogar daß er ſchuldig iſt? Der König allein weiß es, ſeine Gerechtigkeit iſt nicht blind. Spricht er: Verhaftet, kerkert dieſe oder jene Leute ein, ſo wird man gehorchen. Redet alſo nicht mehr von der Achtung, die Ihr für den König hegt, und gebt wohl Acht auf Eure Worte, wenn ſie zufällig einige Drohungen zu enthalten ſcheinen, denn der König läßt diejenigen, welche ihm gut dienen, nicht durch die Leute bedrohen, die ihm ſchlechte Dienſte erweiſen, und falls ich, was Gott verhüte, einen ſo undankbaren Herrn hätte, ſo würde ich mir ſelbſt Achtung verſchaffen."

Nach dieſen Worten richtete ſich d'Artagnan, das

Auge entflammt, die Hand am Degen, die Lippe be
bend und mehr Zorn heuchelnd, als er wirklich hatte
im Cabinet des Königs hoch auf.

Gedemüthigt, vor Wuth verzehrt, verbeugte ſich
Colbert vor dem König, als wollte er ihn um Erlaub-
niß bitten, ſich zurückziehen zu dürfen.

In ſeinem Stolz verletzt und in ſeiner Neugierde
behindert, wußte der König nicht, wozu er ſich entſchließen
ſollte. D'Artagnan ſah ihn zögern. Länger bleiben,
wäre ein Fehler geweſen; man mußte einen Sieg über
Herrn Colbert erringen, und das einzige Mittel war,
den König ſo lebhaft und ſo gut zu reizen, daß Seiner
Majeſtät kein anderer Ausweg mehr blieb, als zwiſchen
dem einen und dem andern Gegner zu wählen.

D'Artagnan verbeugte ſich alſo wie Colbert; doch
der König, dem vor allem daran lag, ſehr genaue, ſehr
umſtändliche Nachrichten von der Verhaftung des Ober-
ntendanten der Finanzen, des Mannes, der ihn einen
ugenblick zittern gemacht hatte, zu erhalten, der Kö-
ig, welcher begriff, das Schmollen von d'Artagnan
ürde ihn nöthigen, die Einzelheiten, die er kennen zu
nen brannte, um eine Viertelſtunde zu verſchieben,
dwig, ſagen wir, vergaß Colbert, der nichts ſehr
ues mitzutheilen hatte, und rief ſeinen Kapitän der
sfetiere zurück.

„Sprecht, mein Herr," ſagte er, „vollzieht zuerſt
en Auftrag. Ihr werdet nachher ausruhen."

D'Artagnan, der eben über die Schwelle ſchreiten
te, blieb, als er die Stimme des Königs hörte,
n, kehrte zurück, und Colbert war genöthigt, weg-
jen. Sein Geſicht nahm eine Purpurfärbung an;
boshaften ſchwarzen Augen glänzten von einem
n Feuer unter ihren dichten Brauen; er verlän-
den Schritt, verbeugte ſich vor dem König, rich-
ch halb auf, als er an d'Artagnan vorüberkam,
ing, den Tod im Herzen, weg.

'Artagnan, als er mit dem König allein war,

inftigte ſich ſogleich, componirte ſich ſein Geſicht u
ach:

„Sire, Ihr ſeid ein junger König. An der M
:nrothe erräth der Menſch, ob der Tag ſchön o
aurig ſein wird. Wie! Sire, was werden die V
:r, welche die Hand Gottes unter Euer Geſetz geſ
jat, von Eurer Regierung weisſagen, wenn Ihr z
chen Euch und ihnen Miniſter aus Zorn und aus
waltthätigkeit handeln laßt? Doch ſprechen wir
mir, Sire: laſſen wir einen Streit, der Euch müß
ungeziemend vielleicht erſcheint. Sprechen wir von

„Ich habe Herrn Fouquet verhaftet."

„Ihr habt Euch Zeit dazu gelaſſen," ſprach
König ärgerlich.

D'Artagnan ſchaute den König an.

„Ich ſehe, daß ich mich ſchlecht ausgedrückt hab
ſagte er. „Ich habe Eurer Majeſtät gemeldet, daß
Herrn Fouquet verhaftet."

„Ja; nun?"

„Nun, ich hätte Eure Majeſtät ſagen müſſen,
Fouquet habe mich feſtgenommen, das wäre rich
geweſen. Ich ſtelle alſo die Wahrheit wieder her
ſage, ich bin von Herrn Fouquet verhaftet worde

Die Reihe des Erſtaunens war nun an L
XIV. Seine Majeſtät erſtaunte ebenfalls. D'Art
ergründete mit ſeinem ſo raſchen Blick, was im
des Königs vorging. Er ließ ihm nicht Zeit, zu frag
erzählte ihm mit jener Poeſie, mit jener Mal
welche er vielleicht allein in dieſer Epoche beſ
Entweichung von Fouquet, die Verfolgung, d
thende Rennen, die unnachahmliche Großmuth de
intendanten endlich, der zehnmal fliehen, zw
den an ſeiner Verfolgung gefeſſelten Gegn
konnte, und der das Gefängniß und vielleic
noch Schlimmeres der Demüthigung desjeniger
ihm ſeine Freiheit rauben wollte, vorgezogen

Je länger der Kapitän der Muskettiere ſp

mehr war der König bewegt; er verſchlang gleichſam ſeine Worte, und ließ das Ende ſeiner Nägel aneinander krachen.

„Sire, daraus geht, in meinen Augen wenigſtens, hervor, daß ein Mann, der ſich ſo benimmt, ein wackerer Mann iſt und nicht ein Feind des Königs ſein kann. Das iſt meine Meinung, und ich wiederhole es Eurer Majeſtät. Ich weiß, was der König mir ſagen wird und verbeuge mich davor: Staatsraiſon. Gut! das iſt in meinen Augen ſehr achtenswerth. Doch ich bin Soldat, ich habe meinen Befehl erhalten; der Befehl iſt vollzogen worden, ſehr wider meinen Willen, ich muß es ſagen, aber er iſt vollzogen worden. Ich ſchweige."

„Wo iſt Fouquet?" fragte der König, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hatte.

„Herr Fouquet, Sire," antwortete d'Artagnan, „iſt in dem eiſernen Käfig, den Herr Colbert für ihn hat bereiten laſſen, und fährt im Galopp von vier kräftigen Pferden auf der Straße nach Angers."

„Warum habt Ihr ihn unter Weges verlaſſen?"

„Weil Seine Majeſtät mich nicht nach Angers gehen hieß. Der Beweis, der beſte Beweis für das, was ich behaupte, liegt darin, daß mich der König vorhin ſuchte... und dann hatte ich noch einen andern Grund."

„Welchen?"

„War ich da, ſo hätte der arme Herr Fouquet nie zu entweichen verſucht."

„Nun?" rief der König voll Erſtaunen.

„Eure Majeſtät muß begreifen, und begreift ſicherlich, daß es mein lebhaftes Verlangen iſt, Herrn Fouquet in Freiheit zu wiſſen. Ich habe ihn einem meiner Brigadiers übergeben, dem Ungeſchickteſten, den ich unter meinen Musketieren finden konnte, damit der Gefangene entflieht."

„Seid Ihr verrückt, Herr d'Artagnan!" rief der König, ſeine Arme über ſeiner Bruſt kreuzend. „Sagt

man ſolche Ungeheuerlichkeiten, ſelbſt wenn man das Unglück hat, ſie zu denken?"

„Ah! Sire, Ihr erwartet ohne Zweifel nicht von mir, daß ich der Feind von Herrn Fouquet ſein ſoll, nach dem, was er für mich gethan hat. Nein, gebt ihn mir nie zu bewachen, wenn Euch daran gelegen iſt, daß er unter Schloß und Riegel bleibt. So gut der Käfig vergittert ſein mag, der Vogel würde am Ende entfliehen."

„Ich wundere mich," ſprach der König mit düſterem Tone, „ich wundere mich, daß Ihr nicht ſogleich dem Glücksſtern von demjenigen gefolgt ſeid, welchen Herr Fouquet auf meinen Thron ſetzen wollte. Ihr hattet da Alles, was Ihr braucht: Zuneigung und Dankbarkeit. In meinem Dienſt, Herr d'Artagnan, findet man nur einen Gebieter."

„Sire," erwiederte d'Artagnan mit ſcharfer Stimme, „wenn Euch Herr Fouquet nicht aus der Baſtille geholt hätte, ſo wäre ein einziger Menſch dahin gegangen, und dieſer Menſch bin ich, das wißt Ihr wohl."

Der König hielt inne; vor dieſem ſo freimüthigen, ſo wahren Wort ſeines Kapitäns der Musketiere hatte er nichts zu erwiedern. Der König, indem er d'Artagnan hörte, erinnerte ſich des d'Artagnan von einſt, desjenigen, welcher ſich im Palais-Royal hinter ſeinen Bettvorhängen verborgen hielt, als das Volk von Paris, vom Cardinal von Retz angeführt, ſich der Gegenwart des Königs verſichern wollte; des d'Artagnan, den er mit der Hand von ſeinem Wagenſchlage aus grüßte, als er bei ſeiner Rückkehr nach Paris ſich in Notre-Dame begab; des Soldaten, der ihn in Blois verlaſſen hatte; des Lieutenants, den er zu ſich zurückberufen, als der Tod von Mazarin die Gewalt in ſeine Hände gab; des Mannes, den er ſtets redlich, muthig und ergeben gefunden.

Ludwig ging auf die Thüre zu und rief Colbert.

Colbert hatte die Flur nicht verlaſſen, in der die Schreiber arbeiteten. Colbert erſchien.

„Colbert, Ihr habt eine Hausſuchung bei Herrn Fouquet vornehmen laſſen?“

„Ja, Sire.“

„Was war der Erfolg davon?“

„Herr von Roncherat, der mit den Musketieren Eurer Majeſtät abgeſchickt wurde, hat mir Papiere zugeſtellt,“ erwiederte Colbert.

„Ich werde ſie ſehen . . . Gebt mir Eure Hand.“

„Meine Hand, Sire?“

„Ja, daß ich ſie in die von Herrn d'Artagnan lege,“ fügte er bei, indem er ſich gegen den Soldaten wandte, der beim Anblick des Finanzbeamten wieder ſeine hochmüthige Stellung angenommen hatte, „Ihr kennt den Mann da nicht, macht Bekanntſchaft.“

Und er deutete auf Colbert.

„Das iſt ein mittelmäßiger Diener in untergeordneten Stellungen, doch er wird ein großer Mann ſein, wenn ich ihn zum erſten Rang erhebe.“

„Sire,“ ſtammelte Colbert verwirrt vor Freude und Angſt.

„Ich habe begriffen, warum,“ flüſterte d'Artagnan dem König in's Ohr: „er war eiferſüchtig.“

„Ganz richtig, und ſeine Eiferſucht band ihm die Flügel.“

„Das wird fortan eine geflügelte Schlange ſein,“ brummte der Musketier, mit einem Reſte von Haß gegen ſeinen Widerſacher von kurz zuvor.

Doch Colbert näherte ſich ihm und bot ſeinen Augen eine Phyſiognomie, welche unendlich verſchieden von der, die er bei ihm zu ſehen gewohnt war; er erſchien ſo gut, ſo ſanft, ſo leicht zugänglich; ſeine Augen nahmen den Ausdruck einer ſo edlen Verſtändigkeit an, daß d'Artagnan, ein Kenner in Phyſiognomien, ſich bewegt, in ſeinen Ueberzeugungen beinahe verändert fühlte.

Colbert drückte ihm die Hand.

„Was Euch der König gesagt hat, mein Herr, beweist, wie sehr Seine Majestät die Menschen kennt. Die hartnäckige Opposition, die ich bis auf diesen Tag gegen Mißbräuche, nicht gegen Menschen entwickelt habe, beweist, daß ich darauf bedacht war, meinem König eine große Regierung, meinem Lande eine große Wohlfahrt vorzubereiten. Ich habe viele Ideen, Herr d'Artagnan, Ihr werdet sie in der Sonne des öffentlichen Friedens sich erschließen sehen, und habe ich nicht die Gewißheit und das Glück, mir die Freundschaft der redlichen Leute zu erwerben, so bin ich doch sicher, daß ich ihre Achtung erlangen werde. Für ihre Bewunderung, mein Herr, gäbe ich mein Leben."

Diese Veränderung, diese plötzliche Erhebung, die stumme Billigung des Königs gaben dem Musketier viel zu denken. Er verbeugte sich sehr höflich vor Colbert, der ihn nicht aus dem Gesichte verlor.

Als sie der König ausgesöhnt sah, entließ er sie: sie gingen miteinander weg.

Sobald sie vor dem Cabinet waren, hielt der neue Minister den Kapitän zurück und sprach:

„Ist es möglich, Herr d'Artagnan, daß Ihr mit einem Auge, wie das Eurige, nicht mit dem ersten Blick, mit der ersten Beschauung erkannt habt, wer ich bin?"

„Herr Colbert," erwiederte der Musketier, „der Sonnenstrahl, den man im Auge hat, hindert, die glühendsten Brände zu sehen. Der Mann mit der Gewalt strahlt, wie Ihr wißt, und da Ihr so weit seid, warum solltet Ihr fortfahren, denjenigen zu verfolgen, der in Ungnade gefallen und zwar von so hoch herab gefallen ist?"

„Oh! mein Herr, ich werde ihn nie verfolgen. Ich wollte allein verwalten, weil ich ehrgeizig bin, und besonders, weil ich das vollste Vertrauen zu meinem Verdienste habe; weil ich weiß, daß alles Gold dieses Landes unter meinen Blick fallen wird, und weil ich das

Gold des Königs gern ſehe; weil, wenn ich dreißig Jahre lebe, in dreißig Jahren nicht ein Pfennig in meinen Händen bleiben wird; weil ich mit dieſem Gold Speicher, Gebäude, Städte errichten, Häfen graben werde; weil ich eine Marine ſchaffen und Schiffe bemannen werde, die den Namen Frankreich zu den entfernteſten Völkern tragen ſollen; weil ich Bibliotheken und Akademien gründen werde; weil ich aus Frankreich das erſte und reichſte Volk machen werde. Das iſt der Grund meines Unwillens gegen Herrn Fouquet, der mich zu handeln verhinderte. Und wenn ich groß und ſtark ſein werde, wenn Frankreich groß und ſtark ſein wird, dann werde ich ebenfalls rufen: Gnade!"

„Gnade! habt Ihr geſagt; ſo verlangen wir vom König ſeine Freiheit. Der König verfolgt ihn heute nur Euretwegen."

Colbert erhob noch einmal das Haupt.

„Mein Herr," ſprach er, „Ihr wißt wohl, daß dem nicht ſo iſt, und daß der König eine perſönliche Feindſchaft gegen Herrn Fouquet hat; es kommt nicht mir zu, Euch das mitzutheilen."

„Der König wird müde werden, er wird vergeſſen."

„Der König vergißt nie, Herr d'Artagnan . . . Höret, der König ruft und iſt im Begriff, einen Befehl zu geben; ich habe keinen Einfluß auf ihn geübt, nicht wahr? Horcht!"

Der König rief in der That ſeine Geheimſchreiber.

„Herr d'Artagnan?" ſagte er.

„Hier bin ich, Sire."

„Gebt Herrn von Saint-Aignan zwanzig von Euren Musketieren zur Bewachung von Herrn Fouquet."

D'Artagnan und Colbert wechſelten einen Blick.

„Und von Angers," fuhr der König fort, „wird man den Gefangenen nach der Baſtille in Paris bringen."

„Ihr hattet Recht," ſagte der Kapitän zum Miniſter.

„Saint-Aignan," ſprach der König, „Ihr laßt

Jeden, der unter Weges leise mit Herrn Fouquet spricht, über die Klinge springen."

„Aber ich, Sire?" fragte der Herzog.

„Ihr, mein Herr, sprecht nur in Gegenwart der Musketiere mit ihm."

Der Herzog verbeugte sich und ging weg, um den Befehl zu vollziehen.

D'Artagnan war im Begriff, ebenfalls wegzugehen; der König hielt ihn zurück.

„Mein Herr," sagte er, „Ihr werdet auf der Stelle von der Insel und dem Lehn Belle-Isle Besitz ergreifen."

„Ja, Sire. Ich allein?"

„Ihr nehmt so viel Truppen, als Ihr braucht, um nicht im Nachtheil zu bleiben, sollte sich der Plaz halten."

Ein Gemurmel schmeichlerischer Ungläubigkeit ließ sich in der Gruppe der Höflinge hören.

„Das hat man wohl gesehen," sprach d'Artagnan.

„Ich habe es in meiner Jugend gesehen, und will es nicht mehr sehen," sagte der König. „Ihr habt mich verstanden? Geht, mein Herr, und kommt nur mit den Schlüsseln des Platzes hierher zurück."

Colbert näherte sich d'Artagnan und sagte leise zu ihm:

„Ein Auftrag, der Euch, wenn Ihr ihn gut vollzieht, den Marschallstab erwirbt."

„Warum sagt Ihr: Wenn Ihr ihn gut vollzieht?"

„Weil es schwierig ist."

„Ah! in welcher Hinsicht?"

„Ihr habt Freunde in Belle-Isle, Herr d'Artagnan, und es ist kein Leichtes für Leute wie Ihr, auf dem Leibe eines Freundes zu marschiren, um zum Ziele zu gelangen."

Eine Viertelstunde nachher erhielt d'Artagnan den geschriebenen Befehl, Belle-Isle im Falle des Wider-

in die Luft zu ſprengen, und die hohe und nie-
richtsbarkeit über alle Bewohner oder Flücht-
mit der Einſchärfung, nicht einen Einzigen ent-
zu laſſen.
olbert hatte Recht," dachte d'Artagnan, „mein
llſtab würde meinen zwei Freunden das Leben
Nur vergißt man, daß meine zwei Freunde
immer ſind, als die Vögel, und daß ſie nicht
Hand des Vogelfängers warten, um ihre Flü-
ntfalten. Dieſe Hand werde ich ihnen ſo gut
daß ſie Zeit haben ſollen, ſie zu ſehen. Armer
! armer Aramis! Nein, mein Glück ſoll Euch
ie Feder Eurer Flügel koſten!"
chdem er ſo geſchloſſen, verſammelte d'Artagnan
igliche Heer, ließ es in Paimboeuf einſchiffen
, ohne einen Augenblick zu verlieren, unter Segel.

XVI.

Belle Isle-en-Mer.

i Ende des Hafendamms, auf der Promenade,
das wüthende Meer mit der Fluth am Abend
ſprachen zwei Männer mit belebtem Tone mit
:, ohne daß ein menſchliches Weſen ihre Worte
ören können, denn ſie wurden eines nach dem
von den Windſtößen mit dem weißen, den Käm-
: Wellen entriſſenen Schaume entführt.
e Sonne war ſo eben in dem, wie ein rieſiger
gerötheten Ocean untergegangen.
weilen wandte ſich einer von dieſen beiden Män-

nern nach Osten und befragte das Meer mit einer düsteren Unruhe.

Der Andere befragte die Züge seines Gefährten und schien bemüht, aus seinen Blicken zu errathen. Dann setzten Beide stumm, Beide in finstere Gedanken versenkt, ihren Spaziergang wieder fort.

Diese zwei Männer, Jedermann hat sie schon erkannt, waren unsere Geächteten, Porthos und Aramis, die sich seit dem Untergang ihrer Hoffnungen seit dem Scheitern des großartigen Planes von Herrn d'Herblay nach Belle-Isle geflüchtet hatten.

„Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, mein lieber Aramis," wiederholte Porthos, kräftig die salzige Luft einathmend, mit der er seine mächtige Brust anschwellte; „Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Aramis: es ist nichts Gewöhnliches, daß seit zwei Tagen alle die Fischerboote, welche abgegangen waren, verschwunden sind. Es hat sich kein Sturm auf dem Meere erhoben, das Wetter ist beständig ruhig geblieben, nicht das geringste Brausen, und hätten wir auch einen Sturm gehabt, so wären doch nicht alle unsere Schiffe untergesunken. Ich wiederhole Euch, das ist seltsam, und dieses Verschwinden setzt mich im höchsten Grad in Erstaunen, sage ich Euch."

„Es ist wahr," murmelte Aramis. „Ihr habt Recht, Freund Porthos. Es ist wahr, es steckt etwas Seltsames dahinter."

„Und dann," sagte Porthos, dessen Ideen die Beistimmung des Bischofs von Vannes zu erweitern schien, „habt Ihr bemerkt, daß, wenn die Barken untergegangen sind, doch kein Wrack an's Ufer gekommen ist?"

„Ich habe es bemerkt wie Ihr."

„Bemerkt überdies, daß die zwei einzigen Barken, die auf der ganzen Insel blieben, und die ich zur Aufsuchung der andern abgeschickt habe . . ."

Aramis unterbrach hier seinen Gefährten durch

nen Schrei und durch eine ſo ungeſtüme Bewegung, aß Porthos verwundert inne hielt.

„Was ſagt Ihr da, Porthos! wie! Ihr habt die vei Barken weggeſchickt . . .“

„Zur Aufſuchung der andern,“ antwortete ganz nfach Porthos.

„Unglücklicher! was habt Ihr gethan? dann ſind ir verloren!“ rief der Biſchof.

„Verloren! . . . Wie beliebt?“ fragte Porthos erhrocken, „warum verloren, Aramis? Warum ſind wir erloren?“

Aramis biß ſich auf die Lippen.

„Nichts! nichts! verzeiht, ich meinte nur . . .“

„Was?“

„Daß, wenn wir wollten, wenn uns eine Laune käme, eine Spazierfahrt auf dem Meere zu machen, ir nicht könnten.“

„Gut! das plagt Euch! ein ſchönes Vergnügen einer Treu'; ich, was mich betrifft, ich beklage das cht. Was ich beklage, iſt das Mehr oder Weniger von nnehmlichkeiten, die man ſich in Belle-Isle verſchaffen nn. Was ich beklage, Aramis, iſt Pierrefonds, iſt racieux, iſt du Vallon, iſt mein ſchönes Frankreich! ier iſt man nicht in Frankreich, mein lieber Freund; an iſt, ich weiß nicht wo. Oh! ich darf es Euch ohl in der ganzen Aufrichtigkeit meiner Seele ſagen, nd Eure Zuneigung wird meine Offenherzigkeit entzuldigen; doch ich erkläre Euch, daß ich in Belle-Isle cht glücklich bin. Nein, wahrhaftig, ich bin hier nicht ücklich!“

Aramis ſeufzte ganz leiſe.

„Theurer Freund,“ erwiederte er, „darum iſt es ſo aurig, daß Ihr die zwei einzigen Barken, die uns ieben, zu Aufſuchung der ſeit zwei Tagen verſchwunnen Schiffe weggeſchickt habt. Hättet Ihr ſie nicht uf Entdeckung abgeſandt, ſo wären wir abgefahren.“

„Abgefahren! und der Befehl, Aramis?“

„Welcher Befehl?“

„Bei Gott! der Befehl, den Ihr immer und bei jedem Anlaß wiederholtet, daß wir Belle-Isle gegen den Usurpator zu behaupten haben; Ihr wißt wohl!“

„Es iſt wahr,“ murmelte Aramis abermals.

„Ihr ſeht alſo, daß wir uns nicht von hier entfernen können, und daß die Abſendung der Barken, um die Schiffe aufzuſuchen, uns in keiner Hinſicht Eintrag thut.“

Aramis ſchwieg, und ſein unbeſtimmter, wie der einer Seemöve leuchtender Blick ſchwebte lange über dem Meer, befragte den Raum und ſuchte bis jenſeits des Horizonts zu dringen.

„Bei Allem dem, Aramis,“ fuhr Porthos fort, der an ſeiner Idee hielt, und zwar um ſo feſter daran hielt, als ſie der Biſchof richtig gefunden hatte, „bei Allem dem gebt Ihr mir keine Antwort darüber, was den unglücklichen Schiffern begegnet ſein könnte. Ich werde überall, wo ich gehe, mit Schreien und Klagen angefallen; die Kinder weinen, indem ſie die Mütter verzweifeln ſehen, als ob ich ihnen ihre abweſenden Gatten und Väter zurückgeben könnte. Was vermuthet Ihr, mein Freund, und was ſoll ich ihnen antworten?“

„Vermuthen wir, mein guter Porthos, und ſagen wir nichts.“

Dieſe Antwort befriedigte Porthos nicht. Er drehte ſich, ein paar Worte über Laune brummend, um.

Aramas hielt den tapferen Soldaten zurück und ſprach ſchwermüthig, indem er mit liebevoller Herzlichkeit die Hände des Rieſen in den ſeinigen drückte:

„Erinnert Ihr Euch, Freund, daß in den ſchönen Tagen unſerer Jugend, erinnert Ihr Euch, Porthos, als wir ſtark und muthig waren, die zwei Anderen und wir, wenn wir Luſt gehabt hätten, nach Frankreich zurückzukehren, dieſe Salzwaſſerfläche uns nicht aufgehalten haben würde?“

„Oh! ſechs Meilen!“

„Wäret Ihr, wenn Ihr mich hättet auf ein Brett igen ſehen, am Lande geblieben, Porthos?“

„Nein, bei Gott nicht! Doch welches Brett brauchten r heute, theurer Freund! ich beſonders!“

Und der Grundherr von Bracieux warf lachend r Stolz einen Blick auf ſeine coloſſale Rundung.

„Langweilt Ihr Euch nicht auch ein wenig in elle-Isle, und würdet Ihr nicht die Süßigkeiten Eus Aufenthalts, Eures biſchöflichen Palaſtes in Vannes rziehen? Ah! geſteht es!“

„Nein,“ antwortete Aramis, ohne daß er Porthos zuſchauen wagte.

„So bleiben wir,“ ſprach ſein Freund mit einem ufzer, der, ſo ſehr er ſich auch ihn zu unterdrücken ſtrengte, geräuſchvoll ſeiner Bruſt entſtrömte. „Bleiben r! bleiben wir! Und dennoch,“ fügte er bei. „und dennoch, nn man wollte, wenn man ſehr beſtimmt wollte, nn man den ganz entſchiedenen Gedanken hätte, nach ankreich zurückzukehren, und man hätte keine Schiffe...“

„Habt Ihr etwas Anderes bemerkt? Hat ſeit den ei Tagen, daß unſere Schiffer nicht zurückgekommen d, auch nur ein einziger Nachen an den Ufern dieſer iſel gelandet?“

„Ja, gewiß! Ihr habt Recht. Ich habe es auch merkt, und die Beobachtung war leicht zu machen, nn vor dieſen zwei unſeligen Tagen ſahen wir hier rken und Schaluppen zu Dutzenden ankommen.“

„Man muß ſich erkundigen,“ rief plötzlich Aramis r aufgeregt. „Wenn ich eine Rhede erbauen müßte...“

„Aber es ſind Nachen da; ſoll ich einen beſteigen, ber Freund?“

„Einen Nachen... einen Nachen!... Was nkt Ihr, Porthos? Einen Nachen, um umzuſchlagen! ein, nein,“ erwiederte der Biſchof von Vannes. „Es nicht unſer Handwerk, auf den Wellen zu fahren. arten wir! warten wir!“

Aramis ging weiter mit allen Zeichen einer immer
mehr zunehmenden Aufregung.
Porthos, den es ermüdete, jeder von den fieber-
haften Bewegungen seines Freundes zu folgen, Por-
thos, der in seiner Ruhe und in seinem Glauben diese
Heftigkeit nicht begriff, die sich durch fortwährende, un-
gestüme Sprünge verrieth, Porthos hielt ihn zurück
und sprach:
„Setzen wir uns auf diesen Felsen, nehmt hier
neben mir Platz, Aramis, und erklärt mir, ich beschwöre
Euch zum letzten Mal, so daß ich es begreife, erklärt
mir, was wir hier machen."
„Porthos . . ." sagte Aramis verlegen.
„Ich weiß, daß der falsche König den ächten Kö-
nig enthronen wollte, das ist abgemacht, das ist be-
griffen. Nun?"
„Ja," machte Aramis.
„Ich weiß, daß der falsche König Belle-Isle an
die Engländer verkaufen wollte. Das ist abermals be-
griffen."
„Ja."
„Ich weiß, daß wir Ingenieurs und Kapitäne uns
auf Belle-Isle geworfen haben, um die Leitung der
Arbeiten und das Commando der zehn von Herrn Fou-
quet angeworbenen, besoldeten und diesem gehorchenden
Compagnien zu übernehmen; Das ist abermals begriffen."
Aramis stand ungeduldig auf. Man hätte glauben
sollen, es würde ein Löwe von einer Schnake belästigt.
Porthos hielt ihn am Arm zurück und fuhr fort:
„Aber was ich nicht begreife, was ich trotz aller
Anstrengung meines Geistes, trotz allen Nachsinnen
nicht begreifen kann, und was ich nie begreifen werde
ist, daß man uns, statt uns Truppen zu schicken, sie
uns Verstärkung an Mannschaft, Munition und Pro-
viant zu schicken, ohne Schiffe läßt, Belle-Isle of
Zufuhr, ohne Entsatz läßt; statt mit uns eine Correspond
s durch Signale, sei es durch geschriebene oder mündl

ıg zu gründen, alle Verbindungen mit uns
. Sprecht, Aramis, antwortet mir, oder viel-
Ihr mir antwortet, ſoll ich Euch ſagen, was
t habe? wollt Ihr wiſſen, was meine An-
ſen iſt, welche Einbildung mir gekommen iſt?"
Biſchof ſchaute empor.
wohl," fuhr Porthos fort, „ich habe gedacht,
ır eingebildet, es ſei in Frankreich ein Greig-
fallen . . . Ich habe die ganze Nacht von
uquet geträumt, ich habe von todten Fiſchen,
chenen Eiern, von ſchlecht eingerichteten, arm-
ſtatteten Stuben geträumt. Schlimme Träume,
r d'Herblay, ſie bedeuten Unglück!"
thos, was iſt dort?" unterbrach ihn Aramis,
ungeſtüm aufſtand und ſeinem Freund einen
Punkt auf der purpurnen Linie des Waſſers

: Barke," ſagte Porthos, „ja, es iſt eine
lh! wir werden endlich Nachricht erhalten!"
i!" rief der Biſchof, einen andern Maſt ent-
ıwei! drei! vier!"
f!" ſagte Porthos, „ſechs! ſieben! ah! mein
ſt eine ganze Flotte! Mein Gott! mein Gott!"
re Schiffe kehren wahrſcheinlich zurück," ſprach
nruhig, trotz der Sicherheit, die er heuchelte.
ſind ſehr groß für Schifferboote," entgegnete
„und dann bemerkt Ihr nicht, daß ſie von der
men?"
kommen von der Loire . . . ja . . ."
alle Welt hat ſie geſehen, wie wir; die
nd die Kinder fangen an auf die Dämme zu

ılter Fiſcher kam vorüber.
o das unſere Barken?" fragte ihn Aramis.
Greis ſchaute nach den Tiefen des Horizonts
o erwiederte dann:

„Nein, gnädiger Herr, das sind Chalands vom königlichen Dienste.“

„Schiffe vom königlichen Dienst!“ versetzte Aramis bebend. „Woran erkennt Ihr sie?“

„An der Flagge.“

„Aber das Schiff ist kaum sichtbar,“ entgegnete Porthos, „wie Teufels, mein Lieber, könnt Ihr die Flagge unterscheiden?“

„Ich sehe, daß eine da ist,“ sprach der Greis; „unsere Fahrzeuge und die Handelsbarken haben keine. Dergleichen Kriegsboote, wie sie dort kommen, dienen gewöhnlich zum Transport der Truppen.“

„Ah!“ machte Aramis.

„Vivat!“ rief Porthos, „man schickt uns Verstärkung, nicht wahr, Aramis.“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Wenn nicht etwa die Engländer kommen.“

„Auf der Loire? das hieße Unglück haben, Porthos, sie wären also durch Paris gezogen?“

„Ihr habt Recht, es ist entschieden Verstärkung oder Proviant.“

Aramis stützte seinen Kopf auf seine Hände und antwortete nicht.

Plötzlich rief er:

„Porthos, laßt Alarm blasen.“

„Alarm?... was denkt Ihr?“

„Ja, und die Kanoniere sollen ihre Batterien auf die Laffetten bringen, die Knechte sollen bei ihren Stücken sein; man wache besonders bei den Küstenbatterien.“

Porthos riß die Augen weit auf. Er schaute seinen Freund aufmerksam an, als wollte er sich überzeugen, daß er bei gesundem Verstand sei.

„Ich werde selbst gehen, mein guter Porthos,“ fuhr Aramis mit seinem sanftesten Tone fort, „ich will diese Befehle selbst vollziehen, wenn Ihr nicht geht, mein lieber Freund.“

„Ich gehe auf der Stelle,“ rief Porthos.

Und er entfernte ſich, um die Befehle zu vollziehen, warf aber Blicke zurück, um zu ſehen, ob ſich der Biſchof von Vannes nicht täuſchte, und ob er ihn nicht, auf geſundere Gedanken kommend, wieder rufen würde.

Es wurde Alarm geblaſen, die Clarine, die Trommeln ertönten, die große Sturmglocke erſcholl.

Sogleich füllten ſich die Dämme mit Neugierigen und Soldaten; die Lunten glänzten in den Händen der hinter den großen Kanonen, welche auf ihren ſteinernen Laffetten lagen, aufgeſtellten Artilleriſten. Als Jeder ſich an ſeinem Poſten befand, als alle Anſtalten zur Vertheidigung getroffen waren, flüſterte Porthos dem Biſchof ſchüchtern ins Ohr:

„Erlaubt, Aramis, daß ich zu begreifen ſuche.“

„Ah! mein Freund, Ihr werdet nur zu bald begreifen,“ murmelte d'Herblay auf die Frage ſeines Lieutenants.

„Die Flotte, die dort kommt, die Flotte, die, mit beigeſetzten Segeln, den Schnabel nach dem Hafen von Belle-Iſle gerichtet hat, iſt eine königliche Flotte, nicht wahr?“

„Aber da es zwei Könige in Frankreich gibt, Porthos, welchem von den zwei Königen gehört dieſe Flotte?“

„Oh! Ihr öffnet mir die Augen,“ erwiederte der Rieſe, niedergeſchmettert durch dieſes Argument.

Und Porthos, dem dieſe Antwort ſeines Freundes die Augen geöffnet, oder vielmehr ſie die Binde, die ihm das Geſicht bedeckte, verdichtet hatte, begab ſich aufs Schnellſte in die Batterien, um ſeine Leute zu überwachen und Jeden zu pünktlicher Pflichterfüllung zu ermahnen.

Das Auge immer ſtarr auf den Horizont gerichtet, ſah Aramis indeſſen die Schiffe herbeikommen. Die Menge und die Soldaten, welche auf alle Spitzen und Vorſprünge der Felſen geſtiegen waren, konnten das Maſtwerk, dann die unteren Segel, endlich den Körper

der Chalands unterſcheiden, welche die königliche Flagge von Frankreich führten.

Es war finſtere Nacht, als eines von den Kriegsbooten, deren Gegenwart die ganze Bevölkerung von Belle-Isle ſo ſehr in Bewegung geſetzt hatte, auf Kanonenſchußweite vom Platz anlangte.

Man ſah bald, trotz der Dunkelheit, eine Art von Aufregung an Bord dieſes Schiffes herrſchen, von deſſen Seite man einen Nachen losmachte, mit welchem drei Schiffer, auf ihre Ruder gebückt, die Richtung nach dem Hafen nahmen und in einigen Augenblicken am Fuße des Fort landeten.

Der Patron dieſer Yole ſprang auf den Hafendamm. Er hielt einen Brief in der Hand, ſchüttelte ihn in der Luft und ſchien eine Unterredung mit Jemand zu verlangen.

Dieſer Mann wurde bald von mehreren Soldaten als ein Lotſe der Inſel erkannt. Es war der Patron von einer der zwei Barken, welche Aramis zurückbehalten, Porthos aber in ſeiner Unruhe über das Schickſal der ſeit zwei Tagen verſchwundenen Fiſcher auf Entdeckung der verlorenen Fahrzeuge ausgeſchickt hatte.

Er verlangte zu Herrn d'Herblay geführt zu werden.

Zwei Soldaten nahmen ihn auf ein Zeichen eines Sergenten zwiſchen ſich und geleiteten ihn.

Aramis war auf dem Kai. Der Abgeſandte erſchien vor dem Biſchof von Vannes. Es herrſchte beinahe völlige Finſterniß trotz der Fackeln, die in einer gewiſſen Entfernung die Soldaten trugen, welche Aramis bei ſeiner Runde folgten.

„Wie! Jonathas, in weſſen Auftrag kommſt Du?“

„Monſeigneur, im Auftrage derjenigen, welche mich genommen haben.“

„Wer hat Dich genommen?“

„Ihr wißt, Monſeigneur, daß wir zur Aufſuchung unſerer Kameraden abgegangen waren.“

„Ja, weiter.“

„Wohl! in einer Entfernung von ungefähr einer Meile wurden wir von einem Fahrzeug des Königs gekapert.“

„Ah!“ verſetzte Aramis.

„Von welchem König?“ fragte Porthos.

Jonathas riß die Augen weit auf.

„Syrich!“ ſagte der Biſchof.

„Wir wurden alſo gekapert, Monſeigneur, und mit denjenigen vereinigt, welche man am Morgen genommen hatte.“

„Was ſoll dieſe Manie, Euch alle zu nehmen?“ unterbrach ihn Porthos.

„Herr, um uns zu verhindern, es Euch zu ſagen,“ erwiederte Jonathas.

Porthos begriff nicht.

„Und heute läßt man Euch frei?“ fragte er.

„Damit ich Euch ſage, daß man uns genommen hat.“

„Immer mehr Verwirrung,“ dachte der ehrliche Porthos.

Aramis überlegte während dieſer Zeit.

„Laßt hören!“ ſagte er, „eine königliche Flotte blokirt alſo die Küſte?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Wer befehligt ſie?“

„Der Kapitän der Musketiere des Königs.“

„D'Artagnan?“

„D'Artagnan!“ rief Porthos.

„Ich glaube, es iſt dieſer Name.“

„Und er hat Dir den Brief übergeben?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Bringt die Fackeln herbei.“

„Es iſt ſeine Handſchrift,“ ſagte Porthos.

Aramis las raſch folgende Zeilen:

„Befehl des Königs, Belle-Isle zu nehmen;

„Befehl, die Garniſon über die Klinge ſpringen zu laſſen, wenn ſie Widerſtand leiſtet;

„Befehl, alle Leute der Garniſon zu Gefangenen zu machen.

„Unterzeichnet, d'Artagnan, der vorgeſtern Herrn Fouquet verhaftet hat, um ihn in die Baſtille zu ſchicken."

Aramis erbleichte und zerknitterte das Papier in ſeinen Händen.

„Was denn?" fragte Porthos.

„Nichts! mein Freund, nichts! Sage mir, Jonathas?"

„Monſeigneur?"

„Haſt Du Herrn d'Artagnan geſprochen?"

„Ja, Monſeigneur!"

„Was hat er Dir geſagt?"

„Weitere Eröffnungen werde er Monſeigneur ſelbſt machen."

„Wo dies?"

„An ſeinem Bord."

„An ſeinem Bord!"

Porthos wiederholte: „An ſeinem Bord!"

„Der Herr Musketier," fuhr Jonathas fort, „hieß mich Euch Beide, Euch und den Herrn Ingenieur, in meinen Nachen nehmen und zu ihm zu bringen."

„Gehen wir," ſprach Porthos. „Der liebe d'Artagnan!"

Aramis hielt ihn zurück und rief ihm zu:

„Seid Ihr verrückt! wer ſagt Euch, daß dies keine Falle iſt?"

„Vom andern König?" erwiederte Porthos geheimnißvoll.

„Kurz, eine Falle! damit iſt Alles geſagt."

„Es iſt möglich; was läßt ſich da thun? Wenn uns aber d'Artagnan ruft . . ."

„Wer ſagt Euch, daß es d'Artagnan iſt?"

„Ah! — ſeine Handſchrift . . ."

„Man macht eine Handſchrift nach. Dieſe iſt ge-
ilſcht."

„Ihr habt immer recht; doch mittlerweile wiſſen
ir nichts."

Aramis ſchwieg.

„Es iſt wahr," ſagte der gute Porthos, „wir ha-
en nicht nöthig, etwas zu wiſſen."

„Was ſoll ich thun?" fragte Jonathas.

„Du wirſt an Bord dieſes Kapitäns zurückkehren."

„Ja, Monſeigneur."

„Und Du wirſt ihm ſagen, wir bitten ihn, ſelbſt
uf die Inſel zu kommen."

„Ich begreife," rief Porthos.

„Wohl, Monſeigneur," ſprach Jonathas, „doch wenn
er Kapitän ſich weigert, nach Belle-Isle zu kommen?"

„Wenn er ſich weigert, ſo werden wir, da wir Ka-
onen haben, von dieſen Gebrauch machen."

„Gegen d'Artagnan?"

„Wenn es d'Artagnan iſt, Porthos, ſo wird er
ommen. Gehe, Jonathas, gehe."

„Meiner Treue, ich begreife gar nichts mehr,"
murmelte Porthos

„Ich werde Euch Alles begreiflich machen, theurer
reund, der Augenblick hiezu iſt gekommen, ſetzt Euch
uf dieſe Laffete, öffnet Eure Ohren und höret mich
ohl an."

„Oh! ich höre, bei Gott! bezweifelt es nicht."

„Kann ich abgehen?" rief Jonathas.

„Gehe und komm' mit einer Antwort zurück. Laßt
en Nachen vorbei, Ihr Leute!"

Der Nachen ging ab, um zu dem Schiff zurück-
ukehren.

Aramis nahm Porthos bei der Hand und begann
eine Erklärungen.

XVII.

Die Erklärungen von Aramis.

„Was ich Euch zu ſagen im Begriffe bin, Porthos, wird Euch ohne Zweifel in Erſtaunen ſetzen, aber auch belehren.“

„Ich liebe es, in Erſtaunen geſetzt zu werden,“ erwiederte Porthos wohlwollend; „ich bitte Euch, ſchonet mich nicht. Ich bin hart für die Gemüthsbewegungen; ſeid alſo unbeſorgt und ſprecht.“

„Es iſt ſchwierig, Porthos, es iſt . . . ſchwierig, denn, in der That, ich mache Euch zum zweiten Mal darauf aufmerkſam, ich habe Euch ſehr ſeltſame, ſehr außerordentliche Dinge zu ſagen.“

„Oh! Ihr ſprecht ſo gut, lieber Freund, daß ich Euch ganze Tage zuhören würde. Sprecht alſo, ich bitte Euch, und . . . ah! es kommt mir ein Gedanke: ich will Euch befragen, um Euch in der Mittheilung dieſer ſeltſamen Dinge zu unterſtützen.“

„Das iſt mir lieb.“

„Warum werden wir demnächſt ſtreiten, mein lieber Aramis?“

„Wenn Ihr mir viele Fragen macht, wie dieſe, wenn Ihr mir ſo mein Geſchäft, mein Bedürfniß der Mittheilung erleichtern wollt, Porthos, ſo werdet Ihr mich in keiner Hinſicht unterſtützen. Ganz im Gegentheil, denn hier iſt gerade der gordiſche Knoten. Höret, Freund, bei einem guten, edelmüthigen, ergebenen Mann, wie Ihr es ſeid, muß man für ihn und für ſich ſelbſt die Beichte mit Herzhaftigkeit beginnen. Ich habe Euch getäuſcht, mein würdiger Freund.“

„Ihr habt mich getäuſcht?“

„Mein Gott! ja.“

„Geſchah es zu meinem Beſten, Aramis?“

„Ich glaubte es, Porthos; ich glaubte es aufrichtig.“

„Dann,“ erwiederte der redliche Herr von Bra-eux, „dann habt Ihr mir einen Dienſt geleiſtet, und h danke Euch dafür, denn würdet Ihr mich nicht ge-iuſcht haben, ſo hätte ich mich ſelbſt täuſchen können. 3orin habt Ihr mich getäuſcht? ſagt es mir.“

„Ich diente dem Uſurpator, gegen den in dieſem ugenblick Ludwig XIV. alle ſeine Anſtrengungen chtet.“

„Dem Uſurpator . . .“ ſagte Porthos, indem er ch an der Stirne kratzte. „Das iſt . . . Ich begreife icht recht . . .“

„Das iſt einer von den zwei Königen, die ſich um e Krone Frankreichs ſtreiten.“

„Sehr gut! Ihr dientet alſo dem, der nicht Lud-ig XIV. iſt?“

„Ihr habt mit dem erſten Schlag das wahre Wort eſagt.“

„Daraus geht hervor . . .“

„Daraus geht hervor, daß wir Rebellen ſind, mein reund.“

„Teufel! . . Teufel!“ rief Porthos verblüfft.

„Oh! mein lieber Porthos, ſeid ruhig, glaubt ir, wir werden noch Mittel finden, uns zu retten.“

„Das iſt es nicht, was mich beunruhigt,“ entgegnete orthos; „ich fühle mich nur widrig von dem abſcheulichen 3ort Rebellen berührt.“

„Ah! ja . . .“

„Auf dieſe Art wird das Herzogthum, das man mir :rſprochen hat . . .“

„Der Uſurpator gab es . . .“

„Das iſt nicht daſſelbe,“ ſprach Porthos majeſtätiſch.

„Freund, hätte es nur von mir abgehängt, ſo wäret hr Prinz geworden.“

Porthos biß ſich ſchwermüthig auf ſeine Nägel.

„Daß Ihr mich hierin getäuſcht, habt Ihr Unrecht gehabt," ſagte er; „denn auf dieſes verſprochene Herzogthum rechnete ich. Oh! ich rechnete im Ernſte darauf, da ich Euch als einen Mann von Wort kannte."

„Armer Porthos! verzeiht mir, ich flehe Euch an."

„Ich bin alſo mit Ludwig XIV. entzweit?" fuhr Porthos fort, ohne auf die Bitte des Biſchofs von Vannes zu hören.

„Ich werde das in Ordnung bringen, mein Freund. Ich nehme Alles auf mich."

„Aramis! . . "

„Nein, nein, Porthos, ich beſchwöre Euch, laßt mich machen. Keine falſche Großmuth! . . Keine unzeitige Aufopferung. Ihr wißt nichts von meinen Plänen. Ihr habt nichts für Euch ſelbſt gethan. Bei mir, da iſt es etwas Anderes. Ich bin allein der Urheber des Komplotts. Ich bedurfte eines unzertrennlichen Gefährten, rief Euch, und Ihr kamet zu mir, in Erinnerung an unſern alten Wahlſpruch: „„Alle für Einen, Einer für Alle."" Mein Verbrechen, lieber Porthos, beſteht darin, daß ich ſelbſtſüchtig geweſen bin."

„Das iſt ein Wort, das ich liebe, und ſobald Ihr einzig und allein für Euch gehandelt habt, wäre es mir unmöglich, Euch zu grollen. Das iſt ſo natürlich!"

Nach dieſen erhabenen Worten drückte Porthos ſeinem Freunde herzlich die Hand.

Dieſer naiven Seelengröße gegenüber fühlte ſich Aramis klein. Es war das zweite Mal, daß er ſich gezwungen ſah, die Stirne vor der wahren Erhabenheit des Herzens zu beugen, welche viel mächtiger, als der Glanz des Geiſtes.

Er erwiederte durch einen ſtummen kräftigen Druck die edle Liebkoſung ſeines Freundes.

„Nun," ſagte Porthos, „nun, da wir uns völlig erklärt haben, nun, da ich vollkommen von unſerer Lage König Philipp gegenüber Rechenſchaft gegeben, glaube ich, daß es Zeit iſt, mir die politiſche Intrigue begreif-

ich zu machen, deren Opfer wir ſind, denn ich ſehe wohl, daß eine politiſche Intrigue darunter ſteckt."

„D'Artagnan, mein guter Porthos, d'Artagnan wird kommen und ſie Euch mit allen ihren Umſtänden auseinanderſetzen; doch entſchuldigt mich, ich bin auf das Peinlichſte ergriffen, ich werde vom Schmerz verzehrt und bedarf meiner ganzen Geiſtesgegenwart, meiner ganzen Ueberlegung, um Euch aus der ſchlimmen Lage herauszubringen, in die ich Euch ſo unkluger Weiſe verſetzt habe; doch nichts kann fortan klarer, nichts entſchiedener ſein, als die Stellung. König Ludwig XIV. hat jetzt nur noch einen einzigen Feind; dieſer Feind bin ich, ich allein. Ich habe Euch zum Gefangenen gemacht, Ihr ſeid mir gefolgt, ich gebe Euch heute frei, Ihr eilt zu Eurem Fürſten zurück. Ihr ſeht, Porthos, es iſt in dem Allem nur eine Schwierigkeit."

„Glaubt Ihr?"

„Ich bin deſſen ſicher."

„Warum," entgegnete Porthos mit ſeinem bewunderungswürdigen geſunden Verſtand, „warum, wenn wir uns in ſeiner ſo leichten Stellung befinden, halten wir Kanonen, Musketen und Kriegsmaſchinen aller Art bereit? mir ſcheint, es wäre einfacher, zum Kapitän d'Artagnan zu ſagen: „Theurer Freund, wir haben uns getäuſcht, das iſt wieder gut zu machen; öffnet das Thor, laßt uns durch, und guten Morgen!"

„Ah! ja wohl!" ſagte Aramis, den Kopf ſchüttelnd.

„Wie! ja wohl? Billiget Ihr dieſen Plan nicht, mein Freund?"

„Ich ſehe hier eine Schwierigkeit."

„Welche?"

„Nehmt an, d'Artagnan käme mit ſolchen Befehlen, daß wir genöthigt wären, uns zu vertheidigen."

„Geht doch! uns vertheidigen gegen d'Artagnan? Vollheit! Der gute d'Artagnan . . ."

Aramis ſchüttelte abermals den Kopf und erwiederte:

„Porthos, wenn ich habe die Lunten anzünden, die Kanonen richten, die Lärmſignale ertönen laſſen, wenn ich alle Leute an ihren Poſten auf den Wällen gerufen habe, auf dieſen guten Wällen, die Ihr ſo trefflich befeſtigt, ſo hat dies ſeine Urſache. Wartet, um zu urtheilen, oder vielmehr nein, wartet nicht . . .“

„Was iſt zu thun?“

„Wenn ich es wüßte, Freund, hätte ich es geſagt.“

„Doch es gibt Eines, was einfacher iſt, als ſich zu vertheidigen: ein Schiff, und vorwärts nach Frankreich, wo . . .“

„Theurer Freund,“ erwiederte Aramis mit einer gewiſſen Traurigkeit lächelnd, „urtheilen wir nicht wie Kinder, ſeien wir Männer für den Rath und für die Ausführung . . . Ah! höret, man ruft vom Hafen irgend ein Schiff an. Aufgepaßt, Porthos, ſcharf aufgepaßt!“

„Es iſt ohne Zweifel d'Artagnan,“ ſprach Porthos mit einer Donnerſtimme, indem er an die Brüſtung vortrat.

„Ja, ich bin es,“ erwiederte der Kapitän der Musketiere, leicht auf die Stufen des Hafendammes ſpringend.

Und er ſtieg raſch bis zur kleinen Eſplanade hinauf, wo ihn ſeine beiden Freunde erwarteten.

Unter Weges bemerkten Aramis und Porthos einen Officier, der d'Artagnan folgte und ſeine Schritte ganz genau nach denen des Kapitäns richtete.

Der Kapitän blieb auf den Stufen des Hafendammes, auf halbem Wege, ſtehen. Sein Gefährte ahmte ihn nach.

„Laßt Eure Leute ſich zurückziehen,“ rief d'Artagnan Porthos und Aramis zu, „laßt ſie aus dem Bereiche der Stimme ſich entfernen.“

Der von Porthos gegebene Befehl wurde auf der Stelle vollzogen.

Dann wandte sich d'Artagnan gegen denjenigen um, welcher ihm folgte, und sagte:

„Mein Herr, wir sind nicht mehr auf der Flotte des Königs, wo Ihr vorhin, kraft Eurer Befehle, so anmaßend mit mir sprachet.“

„Mein Herr,“ erwiederte der Officier, „ich sprach nicht anmaßend; ich gehorchte einfach, aber streng dem, was mir befohlen worden war. Man hat mich Euch folgen heißen, ich folge Euch. Man hat mich beauftragt, Euch mit Niemand verkehren zu lassen, ohne Kenntniß von dem zu nehmen, was Ihr thun würdet, ich mische mich in Euren Verkehr.“

D'Artagnan bebte vor Zorn, und Porthos und Aramis, welche dieses Gespräch abwarteten, bebten auch, doch von Furcht und Bangigkeit.

D'Artagnan kaute seinen Schnurrbart mit jener Lebhaftigkeit, welche bei ihm den Zustand der Erbitterung verrieth, welcher ein furchtbarer Ausbruch sehr nahe stand.

„Mein Herr,“ sagte er mit einer leiseren, aber um so nachdrücklicheren Stimme, als sie eine tiefe Ruhe heuchelte und sich vom Sturme anschwellte, „mein Herr, als ich einen Nachen hierher schickte, wolltet Ihr wissen, was ich den Vertheidigern von Belle-Isle schrieb. Ihr habt mir einen Befehl gezeigt; auf der Stelle zeigte ich Euch das Billet, das ich schrieb. Als der Patron der von mir abgeschickten Barke zurückkam, als ich die Antwort von diesen zwei Herren erhielt, (und er bezeichnete mit der Hand dem Officier Porthos und Aramis), habt Ihr die Rede des Boten bis an's Ende gehört. Dies Alles lag in Euren Befehlen, dies Alles wurde wohl vollzogen, wohl befolgt, dies Alles geschah ganz pünktlich, nicht wahr?“

„Ja, mein Herr,“ stammelte der Officier; „ja allerdings, mein Herr . . . aber . . .“

„Mein Herr,“ fuhr d'Artagnan sich erhitzend fort, „als ich mit lauter Stimme meine Absicht, mein Schiff zu

verlaſſen, um mich nach Belle-Isle zu begeben, verkündigte, verlangtet Ihr, mich zu begleiten; ich zögerte nicht und nahm Euch mit. Ihr ſeid nun wohl in Belle-Isle, nicht wahr?"

„Ja, mein Herr, aber . . ."

„Aber . . . Es handelt ſich nicht mehr um Herrn Colbert, der Euch dieſen Befehl hat zukommen laſſen oder um irgend Jemand in der Welt, deſſen Inſtructionen Ihr befolgt: Es handelt ſich hier um einen Mann, der Herrn d'Artagnan beengt, der ſich mit Herrn d'Artagnan allein auf den Stufen einer Treppe befindet, welche dreißig Fuß Meerwaſſer beſpülen; eine ſchlimme Stellung für dieſen Mann, eine ſchlimme Stellung, mein Herr! darauf mache ich Euch aufmerkſam."

„Aber, mein Herr, wenn ich Euch beenge," entgegnete zaghaft und bleich der Officier, „es iſt mein Dienſt . . ."

„Ihr habt das Unglück gehabt, Ihr oder diejenigen, welche Euch ſchicken, mir eine Beleidigung anzuthun; ſie iſt mir widerfahren. Ich kann mich nicht an diejenigen halten, welche für Euch bürgen, ſie ſind mir unbekannt oder zu fern von mir. Aber Ihr findet Euch unter meiner Hand, und ich ſchwöre bei Gott, macht Ihr einen Schritt hinter mir, wenn ich den Fuß aufhebe, um zu dieſen Herrn hinaufzuſteigen, ich ſchwöre Euch bei meinem Namen, daß ich Euch den Schädel mit einem Schwertſtreich ſpalte und Euch in's Meer werfe. Ohl es wird geſchehen, was geſchehen wird. Ich bin nur ſechsmal in meinem Leben in Zorn gerathen, und die fünf Male, die dieſem vorangegangen, habe ich meinen Mann getödtet."

Der Officier rührte ſich nicht; er erbleichte unter dieſer furchtbaren Drohung und erwiederte einfach:

„Mein Herr, Ihr habt Unrecht, meinem Befehl entgegenzutreten."

Bis jetzt ſtumm und ſchauernd oben bei der Brüſtung, riefen Porthos und Aramis dem Musketier zu:

„Lieber d'Artagnan, nehmt Euch in Acht!"

D'Artagnan hieß ſie durch eine Geberde ſchweigen, hob mit einer erſchrecklichen Ruhe den Fuß auf, um eine Stufe hinaufzuſteigen, und drehte ſich, den Degen in der Hand, um zu ſehen, ob ihm der Officier folgte.

Der Officier bekreuzte ſich und ſchritt weiter.

Porthos und Aramis, die ihren d'Artagnan kannten, ſtießen einen Schrei aus und ſtürzten vor, um den Streich aufzuhalten, den ſie ſchon zu hören glaubten.

Doch d'Artagnan nahm den Degen in die andere Hand und ſagte mit bewegter Stimme zu dem Officier:

„Mein Herr, Ihr ſeid ein wackerer Mann. Ihr müßt das, was ich Euch nun ſagen werde, beſſer verſtehen, als das, was ich ſo eben geſagt habe."

„Sprecht, Herr d'Artagnan, ſprecht," erwiederte der brave Officier.

„Dieſe Herren, die wir beſuchen wollen und gegen die Ihr Befehle habt, ſind meine Freunde."

„Ich weiß es."

„Ihr begreift, ob ich gegen ſie handeln kann, wie Eure Inſtructionen es vorſchreiben."

„Ich begreife Euer ausnahmsweiſes Benehmen."

„Nun wohl, ſo erlaubt mir, ohne Zeugen mit ihnen zu reden."

„Herr d'Artagnan, wenn ich Eurem Verlangen nachgeben würde, wenn ich thäte, was Ihr von mir erbittet, ſo würde ich mein Wort brechen; wenn ich es aber nicht thue, ſo handle ich unfreundlich gegen Euch: das Eine iſt mir lieber, als das Andere; redet mit Euren Freunden und verachtet mich nicht, mein Herr, daß ich aus Liebe für Euch, für Euch allein, den ich ſchätze und ehre, eine ſchändliche Handlung begehe."

Tief bewegt, ſchlang d'Artagnan raſch ſeinen Arm um den Hals des jungen Mannes und ging dann zu ſeinen Freunden hinauf.

In ſeinen Mantel gehüllt, ſetzte ſich der Officier auf die mit feuchtem Seegras bedeckten Stufen.

„Nun!“ ſagte d'Artagnan zu ſeinen Fre
„das iſt die Lage der Dinge; urtheilt.“

Sie umarmten ſich alle drei. Alle drei hielt
umſchlungen wie in den ſchönen Tagen der Jug

„Was bedeuten alle dieſe ſtrengen Maßreg
fragte Porthos.

„Ihr müßt etwas muthmaßen, theurer Fre
erwiederte d'Artagnan.

„Nicht genau, das verſichere ich Euch, mein
Kapitän, denn ich habe nichts gethan, und Aramis
nicht,“ fügte der vortreffliche Mann raſch bei.

D'Artagnan ſchleuderte dem Prälaten einen
des Vorwurfs zu, der dieſes verhärtete Herz
drang.

„Theurer Porthos!“ rief der Biſchof von V

„Ihr ſeht, was man gethan hat,“ ſagte d'
nan. „Auffangung von Allem, was von Bell
kommt, von Allem, was ſich dahin begibt. Alle
Schiffe ſind mit Beſchlag belegt worden. Hättet
verſucht, zu entfliehen, ſo wäret Ihr in die Hän
Kreuzer gefallen, die das Meer durchfurchen un
Euch lauern; der König iſt über Euch aufgebrac
wird Euch feſtnehmen,“ fügte der Kapitän der
ketiere bei.

Und er riß ſich wüthend einige Haare aus
grauen Schnurrbart.

Aramis wurde düſter und Porthos zornig.

„Vernehmt nun, was mein Gedanke war,“
d'Artagnan fort. „Ich wollte Euch Beide an
meines Schiffes kommen laſſen, bei mir behalte
dann frei geben. Aber wer ſagt mir jetzt, ob ich,
ich auf mein Schiff zurückkehre, nicht einen H
treffe, ob ich nicht geheime Befehle finde, die mir
Commando entziehen, um es einem Andern zu
und über mich und über Euch ohne irgend eine
nung auf Hülfe verfügen?“

„Wir müſſen in Belle-Isle bleiben,“ ſprach

mis entſchloſſen, „und ich ſtehe Euch dafür, daß ich mich nur mit gutem Vorbedacht ergebe.“

Porthos ſagte nichts, d'Artagnan bemerkte das Stillſchweigen ſeines Freundes.

„Ich muß es noch einmal mit dieſem Officier, mit dieſem Braven verſuchen, deſſen redlicher und muthiger Widerſtand mich ſehr glücklich macht, denn er offenbart einen wackern Mann, der, wiewohl unſer Feind, tauſendmal mehr werth iſt, als ein feiger Gefälliger. Verſuchen wir es mit ihm und erfahren wir, was er zu thun befugt iſt, was ſein Befehl ihm erlaubt oder verbietet.“

„Verſuchen wir es,“ ſagte Aramis.

D'Artagnan trat an die Brüſtung, neigte ſich über die Stufen des Hafendamms und rief dem Officier, der ſogleich heraufſtieg.

„Mein Herr,“ ſagte d'Artagnan zu ihm, nach dem Austauſch der herzlichſten Höflichkeiten, wie ſie natürlich ſind unter Edelleuten, die ſich kennen und würdig ſchätzen, „mein Herr, wenn ich dieſe Herren von hier mitnehmen wollte, was würdet Ihr thun?“

„Ich würde mich nicht widerſetzen; doch da ich einen unmittelbaren, förmlichen Befehl habe, ſie unter meine Bewachung zu nehmen, ſo würde ich ſie bewachen.“

„Ah!“ machte d'Artagnan.

„Es iſt vorbei,“ ſprach Aramis mit dumpfem Tone.

Porthos rührte ſich nicht.

„Nehmt immerhin Porthos mit!“ ſagte der Biſchof von Vannes; „er wird im Stande ſein, und ich werde ihn dabei unterſtützen, und Ihr auch, Herr d'Artagnan, dem König zu beweiſen, daß er bei dieſer Angelegenheit ſchuldlos iſt.“

„Hm!“ verſetzte d'Artagnan, „wollt Ihr mitkommen? wollt Ihr mir folgen, Porthos? Der König iſt gnädig.“

„Nun!“ ſagte d'Artagnan zu ſeinen Freunden, „das iſt die Lage der Dinge; urtheilt.“

Sie umarmten ſich alle drei. Alle drei hielten ſich umſchlungen wie in den ſchönen Tagen der Jugend.

„Was bedeuten alle dieſe ſtrengen Maßregeln?“ fragte Porthos.

„Ihr müßt etwas muthmaßen, theurer Freund,“ erwiederte d'Artagnan.

„Nicht genau, das verſichere ich Euch, mein lieber Kapitän, denn ich habe nichts gethan, und Aramis auch nicht,“ fügte der vortreffliche Mann raſch bei.

D'Artagnan ſchleuderte dem Prälaten einen Blick des Vorwurfs zu, der dieſes verhärtete Herz durchdrang.

„Theurer Porthos!“ rief der Biſchof von Vannes.

„Ihr ſeht, was man gethan hat,“ ſagte d'Artagnan. „Auffangung von Allem, was von Belle-Isle kommt, von Allem, was ſich dahin begibt. Alle Eure Schiffe ſind mit Beſchlag belegt worden. Hättet Ihr es verſucht, zu entfliehen, ſo wäret Ihr in die Hände der Kreuzer gefallen, die das Meer durchfurchen und auf Euch lauern; der König iſt über Euch aufgebracht und wird Euch feſtnehmen,“ fügte der Kapitän der Musketiere bei.

Und er riß ſich wüthend einige Haare aus ſeinem grauen Schnurrbart.

Aramis wurde düſter und Porthos zornig.

„Vernehmt nun, was mein Gedanke war,“ fuhr d'Artagnan fort. „Ich wollte Euch Beide an Bord meines Schiffes kommen laſſen, bei mir behalten und dann frei geben. Aber wer ſagt mir jetzt, ob ich, wenn ich auf mein Schiff zurückkehre, nicht einen Höheren treffe, ob ich nicht geheime Befehle finde, die mir mein Commando entziehen, um es einem Andern zu geben, und über mich und über Euch ohne irgend eine Hoffnung auf Hülfe verfügen?“

„Wir müſſen in Belle-Isle bleiben,“ ſprach Ara-

iis entſchloſſen, „und ich ſtehe Euch dafür, daß ich
iich nur mit gutem Vorbedacht ergebe.“

Porthos ſagte nichts, d'Artagnan bemerkte das
Stillſchweigen ſeines Freundes.

„Ich muß es noch einmal mit dieſem Officier, mit
ieſem Braven verſuchen, deſſen redlicher und muthiger
Widerſtand mich ſehr glücklich macht, denn er offenbart
inen wackern Mann, der, wiewohl unſer Feind, tau-
ndmal mehr werth iſt, als ein feiger Gefälliger. Ver-
uchen wir es mit ihm und erfahren wir, was er zu
un befugt iſt, was ſein Befehl ihm erlaubt oder
rbietet.“

„Verſuchen wir es,“ ſagte Aramis.

D'Artagnan trat an die Brüſtung, neigte ſich über
ie Stufen des Hafendamms und rief dem Officier, der
gleich heraufſtieg.

„Mein Herr,“ ſagte d'Artagnan zu ihm, nach dem
ustauſch der herzlichſten Höflichkeiten, wie ſie natür-
ch ſind unter Edelleuten, die ſich kennen und würdig
hätzen, „mein Herr, wenn ich dieſe Herren von hier
itnehmen wollte, was würdet Ihr thun?“

„Ich würde mich nicht widerſetzen; doch da ich
nen unmittelbaren, förmlichen Befehl habe, ſie unter
eine Bewachung zu nehmen, ſo würde ich ſie be-
achen.“

„Ah!“ machte d'Artagnan.

„Es iſt vorbei,“ ſprach Aramis mit dumpfem
one.

Porthos rührte ſich nicht.

„Nehmt immerhin Porthos mit!“ ſagte der Biſchof
on Vannes; „er wird im Stande ſein, und ich werde
n dabei unterſtützen, und Ihr auch, Herr d'Artag-
an, dem König zu beweiſen, daß er bei dieſer Ange-
genheit ſchuldlos iſt.“

„Hm!“ verſetzte d'Artagnan, „wollt Ihr mitkom-
en? wollt Ihr mir folgen, Porthos? Der König
gnädig.“

„Ich wünsche zu überlegen," sprach Porthos hochherzig.

„Ihr bleibt also hier?"

„Bis auf neuen Befehl!" rief Aramis lebhaft.

„Bis wir einen Gedanken gehabt haben," sagte d'Artagnan, „und ich glaube, das wird nicht lange dauern, denn ich habe schon einen."

„So wollen wir uns Lebewohl sagen!" sprach Aramis. „Doch wahrhaftig, lieber Porthos, Ihr müßtet weggehen."

„Nein," erwiederte dieser laconisch.

„Wie es Euch beliebt," sagte Aramis, ein wenig verletzt in seiner nervös[illegible] [illegible]indlichkeit durch den grämlichen Ton seines [illegible]en. „Ich fühle mich durch das Versprechen einer [illegible] von d'Artagnan beruhigt, die ich, glaube ich, er[illegible]en habe."

„Laßt hören," sagte der [illegible]ketier, indem er sein Ohr an den Mund von Ar[illegible] [illegible]ielt.

Dieser sagte dem [illegible] rasch mehrere Worte, auf welche d'Artagnan erwiederte:

„Ganz richtig."

„Unfehlbar also!" rief Aramis.

„Während der ersten Aufregung, die dieser Entschluß verursachen wird, trefft Eure Anordnungen, Aramis."

„Oh! seid unbesorgt."

„Mein Herr," sprach d'Artagnan zu dem Officier, „tausendmal Dank. Ihr habt Euch drei Freunde auf Leben und Tod gemacht."

„Ja," fügte Aramis bei.

Porthos allein sagte nichts und billigte nur mit dem Kopf.

D'Artagnan, nachdem er seine zwei alten Freunde zärtlich umarmt hatte, verließ Belle-Isle mit dem unzertrennlichen Gefährten, den ihm Herr Colbert gegeben.

gesehen von einer Art von Erklä[illegible] mit der

würdige Porthos ſich zu begnügen ſo gut geweſen
r, hatte ſich ſcheinbar nichts an dem Schickſal der
ıen oder der Andern geändert.

„Nur iſt die Idee von d'Artagnan da," ſagte
ımis.

D'Artagnan kehrte nicht nach ſeinem Schiffe zu-
k, ohne die Idee, die er entdeckt, tief auszugraben.

Man weiß aber, wenn d'Artagnan grub, ſo brach
bis zum Lichte durch.

Der Officier war wieder ſtumm geworden und ließ
ı ehrerbietig Muße, nachzudenken.

Als d'Artagnan den Fuß auf ſein einen Kanonen-
ıß weit von Belle-Isle liegendes Schiff ſetzte, hatte
auch ſchon alle ſeine Angriffs- und Vertheidigungs-
ıtel vereinigt.

Er verſammelte ſogleich ſeinen Rath.

Dieſer Rath beſtand aus den Officieren, die unter
ıen Befehlen dienten.

Es waren ihrer acht:

Ein Chef der Seemacht,
Ein Major, der die Artillerie leitete,
Ein Ingenieur,
Der uns bekannte Officier,
Und vier Lieutenants.

Als ſie d'Artagnan im Zimmer des Hintertheils
ſammelt hatte, ſtand er auf, nahm ſeinen Hut ab
ı begann mit folgenden Worten:

„Meine Herren, ich habe Belle-Isle-en-Mer re-
noscirt und dort eine gute und ſolide Garniſon, ſo
auch Anſtalten zu einer Vertheidigung gefunden,
ıche beſchwerlich werden kann. Es iſt daher meine
ıicht, zwei von den bedeutendſten Officieren des
ıtzes kommen zu laſſen, daß wir mit ihnen ſprechen.
ıen wir ſie von ihren Kanonen und ihren Truppen
ıennt, ſo werden wir leichter mit ihnen überein-
ımen, beſonders wenn wir ihnen gute Beweisgründe
en. Iſt das Eure Anſicht?"

Der Major der Artillerie erhob ſich d ſprach ehrerbietig, aber mit Feſtigkeit:

„Herr Kapitän, ich habe ch ſagen hören, der Platz ſchicke ſich zu einer be lichen Vertheidigung an. Der Platz iſt alſo, ſo vie r wißt, zur Rebellion entſchloſſen?“

D'Artagnan war ſichtbar ärgerlich über dieſe Antwort, aber er war nicht der Mann, der ſich durch ſo wenig niederſchlagen ließ, und fuhr fort:

„Mein Herr, Eure Antwort iſt richtig. Doch es iſt Euch nicht unbekannt, daß Belle-Isle-en-Mer ein Lehn von Herrn Fouquet iſt, und die früheren Könige haben den Herren von Belle-Isle das Recht gegeben, ſich auf ihrem Boden zu rüſten und die Waffen zu ergreifen.“

Der Major machte eine egung.

„Oh! unterbrecht mich ,“ ſprach d'Artagnan. „Ihr wollt mir ſagen, das ſich gegen die Engländer zu waffnen, ſei nicht das Recht, ſich gegen den König zu waffnen. Doch ich denke, es iſt in dieſem Augenblick nicht Herr Fouquet, der Belle-Isle inne hat, da ich Herrn Fouquet vorgeſtern verhaftet habe. Die Bewohner und Vertheidiger von Belle-Isle wiſſen nur nichts von dieſer Verhaftung. Ihr würdet ihnen dieſelbe vergebens verkündigen. Es iſt eine ſo unerhörte, ſo außerordentliche, ſo unerwartete Sache, daß ſie Euch nicht glauben würden. Ein Bretannier dient ſeinem Herrn, und nicht ſeinen Herren, bis er ihn todt geſehen hat. Die Bretannier haben aber, ſo viel ich weiß, den Leichnam von Herrn Fouquet nicht geſehen. Man darf ſich alſo nicht darüber wundern, daß ſie ſich Allem entgegenſtemmen, was nicht Herr Fouquet oder ſeine Unterſchrift iſt.“

Der Major verbeugte ſich zum Zeichen der Beiſtimmung.

„Darum,“ fuhr d'Artagnan fort, t iſt es Vorſatz, zwei von den oberſten ten der

n auf mein Schiff kommen zu laſſen. Sie wer-
h ſehen, meine Herren, ſie werden die Streit-
hen, über die wir verfügen, ſie werden folglich
, woran ſie ſich in Beziehung auf das Schick-
ihrer im Falle der Rebellion harrt, zu halten
Wir werden ihnen bei unſerer Ehre die Ver-
i geben, daß Herr Fouquet Gefangener iſt, und
r Widerſtand ihm nur nachtheilig ſein würde.
rden ihnen ſagen, daß ſie, wenn ſie auch nur
none abgefeuert, keine Gnade vom König mehr
rten haben. Dann, ich hoffe es wenigſtens,
ſie keinen Widerſtand leiſten. Sie werden ſich
mpf ergeben, und wir werden auf gütlichem
inen Platz bekommen, deſſen Eroberung uns viel
innte."
r Officier, der d'Artagnan nach Belle-Isle be-
hatte, ſchickte ſich an, zu ſprechen, aber d'Ar-
unterbrach ihn:
r, ich weiß, was Ihr mir ſagen wollt, mein
a, ich weiß, daß ein Befehl vom König vor-
iſt, der jeden geheimen Verkehr mit den Ver-
n von Belle-Isle verbietet, und darum mache
anheiſchig, mit ihnen nur in Gegenwart meines
Generalſtabs zu verkehren," ſprach d'Artagnan.
d er machte ſeinen Officieren ein Zeichen mit
of, mit dem er dieſer Herablaſſung Anſehen zu
ezweckte.
e Officiere ſchauten ſich gegenſeitig an, als
ſie einander ihre Meinung in den Augen leſen,
Abſicht offenbar, wenn ſie ſich in Einklang ge-
ten, dem Wunſche von d'Artagnan gemäß zu
Und ſchon ſah dieſer zu ſeiner Freude, der
hrer Beiſtimmung würde die Abſendung einer
n Porthos und Aramis ſein, als der Officier
igs aus ſeiner Bruſt ein verſiegeltes Schreiben
er d'Artagnan übergab.
ſes Schreiben hatte als Aufſchrift die Nummer 2.

„Was iſt das wieder?“ murmelte der Kapitän erſtaunt.

„Leſet, mein Herr!“ ſprach der Officier, indem er ſich mit einer Höflichkeit verbeugte, welche nicht ganz frei von Traurigkeit war.

D'Artagnan entfaltete das Papier mit Mißtrauen und las folgende Worte:

„Verbot für Herrn d'Artagnan, irgend einen Rath zu verſammeln oder auf irgend eine Art zu deliberiren, ehe Belle-Iſle übergeben iſt und die Gefangenen über die Klinge geſprungen ſind.

„Unterz. Ludwig.“

D'Artagnan unterdrückte die Bewegung der Ungeduld, die ſeinen ganzen Körper durchlief, und ſagte mit einem freundlichen Lächeln:

„Es iſt gut, mein Herr, man wird ſich nach den Befehlen des Königs richten.“

XVIII.

Fortſetzung der Ideen des Königs und der Ideen von d'Artagnan.

Der Schlag war unmittelbar, er war hart, tödtlich. Wüthend, daß ihm eine Idee des Königs zuvorgekommen, verzweifelte d'Artagnan jedoch nicht, und an die Idee denkend, die er auch von Belle-Iſle mitgebracht, prophezeite er ein neues Mittel der Rettung für ſeine Freunde.

„Meine Herren,“ ſprach er plötzlich, „da der König einen Andern, als mich, mit ſeinen geheimen Befehlen beauftragt hat, ſo beſitze ich ſein Vertrauen nicht mehr, und ich wäre in der That unwürdig, wenn ich den Muth hätte, ein Commando zu behalten, das ſo vielem beleidigenden Verdacht unterworfen iſt. Ich werde alſo ſogleich dem König meine Entlaſſung einreichen. Ich nehme ſie vor Euch Allen und fordere Euch auf, mit mir nach der Küſte von Frankreich zurückzukehren, um in keiner Hinſicht die Streitkräfte zu gefährden, die mir der König anvertraut hat. Begebt Euch daher Alle wieder auf Euren Poſten und befehlt die Umkehr; in einer Stunde haben wir Fluth. An Eure Poſten, meine Herren! Ich denke,“ fügte er bei, da er ſah, daß Alle gehorchten, den überwachenden Officier ausgenommen, „ich denke, Ihr werdet diesmal keinen Befehl entgegenzuhalten haben.“

Als er dieſe Worte ſprach, triumphirte d'Artagnan beinahe. Dieſer Plan war die Rettung ſeiner Freunde. War die Blockirung aufgehoben, ſo konnten ſie ſich ſogleich einſchiffen und ohne Furcht, beunruhigt zu werden, nach England oder nach Spanien unter Segel gehen. Während ſie flohen, kam d'Artagnan zum König, rechtfertigte ſeine Rückkehr durch die Entrüſtung, welche das Mißtrauen von Colbert bei ihm erregt hatte, und er nahm Belle-Isle, das heißt, den Käfig, ohne die entflogenen Vögel zu nehmen.

Doch dieſem Plan ſetzte der Officier einen andern Befehl des Königs entgegen; er war alſo abgefaßt:

„Sobald Herr d'Artagnan den Wunſch kundgibt, ſeine Entlaſſung zu nehmen, wird er nicht mehr als Anführer der Expedition zählen, und jeder unter ſeine Befehle geſtellte Officier iſt gehalten, ihm nicht mehr zu gehorchen. Mehr noch, hat Herr d'Artagnan ſeine Eigenſchaft als Chef des gegen Belle-Isle abgeſandten Heeres verloren, ſo muß er unmittelbar nach Frank-

reich abreiſen, in Begleitung des Officiers, der ihm dieſe Botſchaft übergeben haben und ihn als einen Gefangenen, für den er haftet, betrachten wird."

D'Artagnan erbleichte, er, der ſo muthig und ſo ſorglos. Alles war mit einer Tiefe berechnet worden, die ihn zum erſten Mal ſeit dreißig Jahren an die ſolide Vorſicht und an die unbeugſame Logik des großen Cardinals erinnerte.

Er ſtützte ſeinen Kopf träumeriſch, kaum athmend auf ſeine Hände.

„Wenn ich dieſen Befehl in meine Taſche ſteckte," dachte er, „wer wüßte es oder wer würde mich daran verhindern? Ehe der König unterrichtet wäre, hätte ich die armen Leute dort gerettet. Keckheit alſo! Mein Kopf iſt keiner von denjenigen, welche ein Henker wegen Ungehorſams fallen macht! Wir wollen daher ungehorſam ſein."

Doch in dem Augenblick, wo er dieſen Entſchluß faßte, ſah er die Officiere um ihn her ähnliche Befehle leſen, welche der hölliſche Agent des Geiſtes von Colbert unter ihnen ausgetheilt hatte.

Es war der Fall des Ungehorſams vorhergeſehen, wie die andern Fälle.

„Mein Herr," ſagte der Officier zu ihm, „ich erwarte Euer Belieben, um abzugehen."

„Ich bin bereit, mein Herr," erwiederte der Kapitän, mit den Zähnen knirſchend.

Der Officier ließ ſogleich ein Boot herbeiſchaffen, das d'Artagnan aufnehmen ſollte.

Er wäre vor Wuth beinahe wahnſinnig geworden bei dieſem Anblick.

„Wie wird man es machen, um die verſchiedenen Corps zu leiten?" ſtammelte er.

„Nach Eurem Abgang, mein Herr, bin ich es, dem der König ſeine Flotte anvertraut," antwortete der Commandant der Schiffe.

„Mein Herr," ſagte der Mann von Colbert, „dann

iſt für Euch dieſer letzte Befehl, der mir übergeben worden iſt. Laßt Eure Vollmachten ſehen."

„Hier ſind ſie," erwiederte der Seemann, eine königliche Unterſchrift vorweiſend.

„Hier habt Ihr Eure Inſtructionen," ſagte der Officier, indem er ihm das Schreiben übergab. Dann wandte er ſich an d'Artagnan und ſprach mit bewegter Stimme, ſo viel Verzweiflung ſah er bei dieſem Eiſenmann:

„Brechen wir auf, mein Herr, habt die Güte, mit mir abzugehen."

„Sogleich," artikulirte ſchwach der Kapitän, beſiegt, niedergeſchmettert durch die unbeugſame Unmöglichkeit.

Und er ließ ſich in das kleine Fahrzeug hinabgleiten, das mit einem günſtigen Wind und geführt von der ſteigenden Fluth nach Frankreich ſegelte. Die Garden des Königs hatten ſich mit ihm eingeſchifft.

Der Musketier hegte indeſſen immer noch die Hoffnung, raſch genug nach Nantes zu kommen und beredt genug die Sache ſeiner Freunde zu vertheidigen, um den König zu erweichen.

Die Barke flog wie eine Schwalbe. D'Artagnan ſah deutlich den Boden Frankreichs ſchwarz ſich von den weißen Wolken der Nacht abheben.

„Ah! mein Herr," ſagte er leiſe zu dem Officier, mit dem er ſeit einer Stunde nichts ſprach, „wie viel gäbe ich, wenn ich die Inſtructionen des neuen Commandanten kennete. Nicht wahr, ſie ſind ganz friedlich? und..."

Er vollendete nicht; ein ferner Kanonenſchuß donnerte auf der Oberfläche der Wellen, dann ein anderer, und zwei bis drei ſtärkere. D'Artagnan ſchauerte.

„Das Feuer gegen Belle-Isle iſt eröffnet," antwortete der Officier.

Die Barke berührte die Erde Frankreichs.

XIX.

Die Ahnen von Porthos.

Als d'Artagnan Aramis und Porthos verlaſſen hatte, kehrten dieſe in das Hauptfort zurück, um ſich mit mehr Freiheit zu beſprechen.

Immer beſorgt, beengte Porthos den Biſchof von Vannes, deſſen Geiſt nie freier geweſen war.

„Lieber Porthos,“ ſagte dieſer plötzlich, „ich will Euch die Idee von d'Artagnan erklären.“

„Welche Idee?“

„Eine Idee, der wir, ehe zwölf Stunden vergehen, unſere Freiheit zu verdanken haben werden.“

„Ah! wahrhaftig!“ rief Porthos erſtaunt. „Laßt hören.“

„Ihr habt aus der Scene, die unſer Freund mit dem Officier gehabt, entnommen, daß ihn gewiſſe Befehle in Beziehung auf uns behindern.“

„Ich habe es bemerkt.“

„Nun wohl, d'Artagnan wird ſeine Entlaſſung beim König nehmen, und während der Verwirrung, die aus ſeiner Abweſenheit entſpringen muß, ergreifen wir die Flucht, oder vielmehr ergreift Ihr die Flucht, Ihr, Porthos, wenn die Möglichkeit hiezu nur Einem gegeben iſt.“

Porthos ſchüttelte hier den Kopf und erwiederte: „Wir fliehen mit einander oder wir bleiben mit einander.“

„Ihr ſeid ein edles Herz,“ ſprach Aramis, „nur betrübt mich Eure düſtere Unruhe.“

„Ich bin nicht unruhig.“

„Dann ſeid Ihr mir böſe?“

„Ich bin Euch nicht böse.“

„Warum dann dieſe finſtere Miene, mein Freund?“

„Ich will es Euch ſagen: ich mache mein Teſtament.“

So ſprechend ſchaute der gute Porthos Aramis traurig an.

„Euer Teſtament!“ rief der Biſchof; „geht doch! Ihr haltet Euch für verloren?“

„Ich fühle mich ermüdet. Das iſt das erſte Mal ... und dann gibt es in meiner Familie eine Gewohnheit.“

„Welche, mein Freund?“

„Mein Großvater war ein Mann, der zweimal ſo ſtark als ich.“

„Ho! ho! Euer Großvater war alſo ein Simſon?“

„Nein, er hieß Antoine. Nun denn! er war in meinem Alter, als er eines Tages, da er auf die Jagd abgehen wollte, ſeine Beine ſchwach fühlte, er, der dieſes Uebel nie gekannt hatte.“

„Was bedeutete dieſe Schwäche, mein Freund?“

„Nichts Gutes, wie Ihr ſehen werdet; denn als er, beſtändig über ſeine matten Beine klagend, abgegangen war, traf er einen Keiler, der ihm Stand hielt, er ſchoß mit ſeiner Büchſe, fehlte das Thier, wurde aufgeſchlitzt und ſtarb auf der Stelle.“

„Das iſt kein Grund der Beunruhigung für Euch, Porthos.“

„Oh! Ihr werdet ſehen. Mein Vater war noch einmal ſo ſtark, als ich. Er war ein rauher Soldat von Heinrich III. und Heinrich IV., er hieß nicht Antoine, ſondern Gaſpard, wie Herr von Coligny. Immer zu Pferde, hatte er nie gewußt, was Müdigkeit iſt. Eines Tags, als er vom Tiſche aufſtand, verſagten ihm ſeine Beine den Dienſt.“

„Er hatte vielleicht gut zu Nacht geſpeiſt, und darum wankte er.“

„Bah! ein Freund von Herrn Baſſompierre, geht doch! Nein, ſage ich Euch; er wunderte ſich über dieſe

Müdigkeit und ſagte zu meiner Mutter, die ihn verſpottete: „„Sollte man nicht glauben, ich werde einen Keiler ſehen, wie der ſelige Herr du Vallon, mein Vater?““

„Nun?“

„Nun! dieſer Schwäche trotzend, wollte mein Vater in den Garten hinabgehen, ſtatt zu Bette zu gehen; ſein Fuß bog ſich ſchon auf der erſten Stufe; die Treppe war ſteil, mein Vater fiel an eine ſteinerne Ecke, in der eine Angel befeſtigt war. Die Angel öffnete ihm den Schlaf, und er blieb todt auf dem Platz.“

Aramis ſchlug die Augen zu ſeinem Freunde auf und ſprach:

„Das ſind zwei außerordentliche Vorkommenheiten; ſchließen wir daraus nicht, es könnte ſich ein dritter Fall dieſer Art ereignen. Für einen Mann von Eurer Stärke, mein braver Porthos, geziemt es ſich nicht, abergläubiſch zu ſein; ... überdies, wo ſieht man Eure Beine ſich biegen? Nie ſeid Ihr ſo ſtark und herrlich geweſen; Ihr würdet ein Haus auf Euern Schultern tragen.“

„In dieſem Augenblick fühle ich mich ſehr wohl; doch vorhin erſt wankte ich, ſank ich zuſammen, und dieſe Erſcheinung, wie Ihr es nennt, hat ſich ſeit Kurzem viermal gezeigt. Ich ſage Euch nicht, daß mir das bange machte, aber es ärgerte mich; das Leben iſt eine angenehme Sache. Ich habe Geld; ich habe ſchöne Güter; ich habe Pferde; ich habe auch Freunde, die ich liebe: d'Artagnan, Athos, Raoul und Euch.“

Der bewunderungswürdige Porthos nahm ſich nicht einmal die Mühe, Aramis den Rang zu verbergen, den er ihm in ſeinen Freundſchaften gab.

Aramis drückte ihm die Hand und erwiederte:

„Wir werden noch viele Jahre leben, um der Welt Muſter von ſeltenen Menſchen zu bewahren. Traut mir, theurer Freund, wir haben keine Antwort von d'Artagnan, das iſt ein gutes Zeichen; er muß Befehle

gegeben haben, die Flotte zuſammenzuziehen und das Meer zu entblößen. Ich habe befohlen, eine Barke auf Walzen bis zu dem Ausgang des großen unterirdiſchen Gewölbes am Locmaria zu rollen, Ihr wißt, wo wir ſo oft auf Füchſe auf dem Anſtand geweſen ſind."

„Ja, das Gewölbe, das nach einer kleinen Bucht durch einen ſchmalen Gang ausmündet, den wir an dem Tage entdeckten, wo der herrliche Fuchs dort herauskam."

„Ganz richtig. Für den Fall eines Unglücks wird man uns eine Barke in dieſem Gewölbe verbergen; ſie muß ſchon dort ſein. Wir warten den günſtigen Augenblick ab, und bei Nacht in See!"

„Das iſt ein guter Gedanke! Was gewinnen wir dabei?"

„Wir gewinnen dabei, daß Niemand dieſe Grotte, oder vielmehr ihren Ausgang kennt, außer uns Beiden und ein paar Jägern der Inſel; wir gewinnen dabei, daß, wenn die Inſel beſetzt iſt, die Streifer, da ſie keine Barke am Ufer ſehen, nicht vermuthen werden, man könnte entkommen, und dann werden ſie zu bewachen aufhören."

„Ich begreife."

„Nun! die Beine?"

„Oh! vortrefflich in dieſem Augenblick."

„Ihr ſeht wohl, Alles wirkt zuſammen, um uns Ruhe und Hoffnung zu geben. D'Artagnan räumt das Meer und macht uns frei. Weder eine königliche Flotte, noch eine Landung mehr zu befürchten. Gott ſei gelobt! Porthos, wir haben noch ein halbes Jahrhundert an guten Abenteuern, und wenn ich den Boden Spaniens berühre, ſo ſchwöre ich Euch," fügte der Biſchof mit einer furchtbaren Energie bei, „ich ſchwöre Euch, daß Euer Herzogsdiplom nicht ſo ſehr gefährdet iſt, als man behaupten wollte."

„Hoffen wir," ſprach Porthos, wieder ein wenig erheitert durch dieſe neue Wärme ſeines Gefährten.

Müdigkeit und ſagte zu meiner Mutter, die ihn verſpottete: „„Sollte man nicht glauben, ich werde einen Keiler ſehen, wie der ſelige Herr du Vallon, mein Vater?““

„Nun?“

„Nun! dieſer Schwäche trotzend, wollte mein Vater in den Garten hinabgehen, ſtatt zu Bette zu gehen; ſein Fuß bog ſich ſchon auf der erſten Stufe; die Treppe war ſteil, mein Vater fiel an eine ſteinerne Ecke, in der eine Angel befeſtigt war. Die Angel öffnete ihm den Schlaf, und er blieb todt auf dem Platz.“

Aramis ſchlug die Augen zu ſeinem Freunde auf und ſprach:

„Das ſind zwei außerordentliche Vorkommenheiten; ſchließen wir daraus nicht, es könnte ſich ein dritter Fall dieſer Art ereignen. Für einen Mann von Eurer Stärke, mein braver Porthos, geziemt es ſich nicht, abergläubiſch zu ſein; ... überdies, wo ſieht man Eure Beine ſich biegen? Nie ſeid Ihr ſo ſtark und herrlich geweſen; Ihr würdet ein Haus auf Euern Schultern tragen.“

„In dieſem Augenblick fühle ich mich ſehr wohl; doch vorhin erſt wankte ich, ſank ich zuſammen, und dieſe Erſcheinung, wie Ihr es nennt, hat ſich ſeit Kurzem viermal gezeigt. Ich ſage Euch nicht, daß mir das bange machte, aber es ärgerte mich; das Leben iſt eine angenehme Sache. Ich habe Geld; ich habe ſchöne Güter; ich habe Pferde; ich habe auch Freunde, die ich liebe: d'Artagnan, Athos, Raoul und Euch.“

Der bewunderungswürdige Porthos nahm ſich nicht einmal die Mühe, Aramis den Rang zu verbergen, den er ihm in ſeinen Freundſchaften gab.

Aramis drückte ihm die Hand und erwiederte:

„Wir werden noch viele Jahre leben, um der Welt Muſter von ſeltenen Menſchen zu bewahren. Traut mir, theurer Freund, wir haben keine Antwort von d'Artagnan, das iſt ein gutes Zeichen; er muß Befehle

gegeben haben, die Flotte zuſammenzuziehen und das Meer zu entblößen. Ich habe befohlen, eine Barke auf Walzen bis zu dem Ausgang des großen unterirdiſchen Gewölbes am Locmaria zu rollen, Ihr wißt, wo wir ſo oft auf Füchſe auf dem Anſtand geweſen ſind."

„Ja, das Gewölbe, das nach einer kleinen Bucht durch einen ſchmalen Gang ausmündet, den wir an dem Tage entdeckten, wo der herrliche Fuchs dort herauskam."

„Ganz richtig. Für den Fall eines Unglücks wird man uns eine Barke in dieſem Gewölbe verbergen; ſie muß ſchon dort ſein. Wir warten den günſtigen Augenblick ab, und bei Nacht in See!"

„Das iſt ein guter Gedanke! Was gewinnen wir dabei?"

„Wir gewinnen dabei, daß Niemand dieſe Grotte, oder vielmehr ihren Ausgang kennt, außer uns Beiden und ein paar Jägern der Inſel; wir gewinnen dabei, daß, wenn die Inſel beſetzt iſt, die Streifer, da ſie keine Barke am Ufer ſehen, nicht vermuthen werden, man könnte entkommen, und dann werden ſie zu bewachen aufhören."

„Ich begreife."

„Nun! die Beine?"

„Oh! vortrefflich in dieſem Augenblick."

„Ihr ſeht wohl, Alles wirkt zuſammen, um uns Ruhe und Hoffnung zu geben. D'Artagnan räumt das Meer und macht uns frei. Weder eine königliche Flotte, noch eine Landung mehr zu befürchten. Gott ſei gelobt! Porthos, wir haben noch ein halbes Jahrhundert an guten Abenteuern, und wenn ich den Boden Spaniens berühre, ſo ſchwöre ich Euch," fügte der Biſchof mit einer furchtbaren Energie bei, „ich ſchwöre Euch, daß Euer Herzogsdiplom nicht ſo ſehr gefährdet iſt, als man behaupten wollte."

„Hoffen wir," ſprach Porthos, wieder ein wenig erheitert durch dieſe neue Wärme ſeines Gefährten.

Plötzlich vernahm man den Ruf:

„Zu den Waffen!“

Von hundert Stimmen wiederholt, drang dieſe Ruf in die Stube, in der ſich die beiden Freunde auf hielten, und erregte Staunen bei dem Einen, Unruh bei dem Andern.

Aramis öffnete das Fenſter; er ſah eine Meng von Leuten mit Fackeln laufen. Die Frauen flüchtete ſich; die Bewaffneten nahmen ihre Poſten ein.

„Die Flotte! die Flotte!“ rief ein Soldat, d Aramis erkannte.

„Die Flotte!“ wiederholte dieſer.

„Auf einen halben Kanonenſchuß,“ fügte der So dat bei.

„Zu den Waffen!“ rief Aramis.

„Zu den Waffen!“ wiederholte Porthos mit furch barer Stimme.

Und Beide eilten nach dem Hafendamm, um ſi hinter den Batterien in Schutz zu ſtellen.

Man ſah mit Soldaten beladene Schaluppen he beikommen; ſie nahmen drei Richtungen, um an dr Punkten zu gleicher Zeit zu landen.

„Was iſt zu thun?“ fragte ein Officier von d Wache.

„Haltet ſie auf, und wenn ſie vordringen, Feuer! antwortete Aramis.

Fünf Minuten nachher begann das Kanonenfeue

Das waren die Schüſſe, welche d'Artagnan, a er in Frankreich landete, gehört hatte.

Doch die Schaluppen waren zu nahe beim Hafe damm, als daß die Kanonen hätten richtig ſchießen kö nen; ſie landeten; der Kampf begann beinahe Le an Leib.

„Was habt Ihr, Porthos?“ ſagte Aramis zu ſe nem Freund.

„Nichts .... die Beine ..., es iſt wahrhaftig u begreiflich .... ſie erholen ſich beim Angriff.“

rthos und Aramis griffen in der That ſo kräf-
ſie belebten ihre Leute ſo gut, daß die König-
ch haſtig wieder einſchifften, ohne etwas Anderes
zu haben, als Verwundete, die ſie mit ſich
ypten.
il Porthos," rief Aramis, „wir müſſen einen
enen haben; geſchwinde, geſchwinde."
rthos beugte ſich auf der Treppe des Hafendamms
nd packte beim Genick einen von den Officieren
iglichen Heeres, welcher, um ſich einzuſchiffen,
, bis alle ſeine Leute in der Schaluppe wären.
m des Rieſen hob dieſe Beute auf, die ihm als
diente, um wieder hinaufzuſteigen, ohne daß
gefeuert wurde.
a iſt ein Gefangener," ſagte Porthos zu Aramis.
h! gut!" rief dieſer lachend, „verleumdet doch
eine."
ch habe ihn nicht mit meinen Beinen feſtgenom-
ondern mit meinem Arm," erwiederte traurig
ſe.

XX.

Der Sohn von Biscarrat.

e Bretannier der Inſel waren ſehr ſtolz auf
Sieg; Aramis ermuthigte ſie nicht.
l Jedermann zurückgekehrt war, ſagte er zu
:
)er Zorn des Königs wird ſicherlich bei der Er-
von dem Widerſtand auf's Neue erwachen,
n wird die braven Leute decimiren oder verban-

„Ganz richtig, meine Herren.“

„Der Einzige, den wir nicht verwundeten,“ ſagte Aramis lebhaft bei.

„Folglich eine tüchtige Klinge,“ ſagte der Gefangene.

„Es iſt wahr, oh! ſehr wahr!“ ſprachen gleichzeitig die beiden Freunde. „Herr von Biscarrat, wir ſind in der That entzückt, die Bekanntſchaft eines ſo wackeren Mannes zu machen.“

Biscarrat drückte die beiden Hände, die ihm die zwei alten Musketiere reichten.

Aramis ſchaute Porthos an, als wollte er zu ihm ſagen: „Das iſt ein Mann, der uns helfen wird.“ Und ſogleich ſprach er:

„Geſteht, mein Herr, daß es wohl thut, ein rechtſchaffener Mann geweſen zu ſein.“

„Mein Vater hat es mir immer geſagt.“

„Geſteht auch, daß es traurig für Euch iſt, mit Leuten zuſammenzutreffen, welche erſchoſſen oder gehenkt werden ſollen, und zu bemerken, daß dieſe Leute alle Bekannte, ererbte alte Bekannte ſind.“

„Oh! es iſt Euch dieſes gräßliche Schickſal nicht vorbehalten, meine Herren und Freunde,“ ſprach lebhaft der junge Mann.

„Doch! Ihr habt es geſagt.“

„Ich habe es vorhin geſagt, als ich Euch nicht kannte; doch nun, da ich Euch kenne, ſage ich Euch, Ihr werdet dieſes unſelige Loos vermeiden, wenn Ihr wollt.“

„Wie! wenn wir wollen!“ rief Aramis, deſſen Augen von Verſtändigkeit glänzten, während er abwechſelnd ſeinen Gefangenen und Porthos anſchaute.

„Vorausgeſetzt, daß man keine Feigheiten von uns fordert,“ ſprach Porthos, der ſeinerſeits mit einer edlen Unerſchrockenheit Herrn von Biscarrat und den Biſchof anſchaute.

„Man wird gar nichts von Euch fordern, meine Herren,“ erwiederte der Officier des königlichen Heeres. „Was ſoll man von Euch fordern? Wenn man Euch

ndet, tödtet man Euch, das ist fest beschlossen; trachtet lso darnach, daß man Euch nicht findet, meine erren."

„Ich glaube mich nicht zu täuschen," versetzte Porhos mit Würde, „doch mir scheint, um uns zu finden, uß man uns wohl hier holen."

„Hierin habt Ihr vollkommen Recht, mein würdier Freund," sprach Aramis, beständig mit dem Blick ie Physiognomie des schweigsamen und zurückhaltenden Biscarrat befragend. „Ihr wollt uns etwas sagen, err von Biscarrat, Ihr wollt uns eine Eröffnung achen, und Ihr wagt es nicht, nicht wahr?"

„Oh! meine Herren und Freunde, wenn ich spreche, errathe ich den Befehl; doch ich höre eine Stimme, elche die meinige, sie beherrschend, löst."

„Kanonen!" sagte Porthos.

„Kanonendonner und Musketenfeuer."

Man hörte in der Ferne den unheilschwangeren ärmen eines Kampfes, der nicht lange dauerte.

„Was ist das?" fragte Porthos.

„Ei! bei Gott! es ist das, was ich vermuthete."

„Was denn?"

„Der von Euch gemachte Angriff war nur eine Finte, icht wahr, mein Herr? und während Eure Compagien sich zurückschlagen ließen, hattet Ihr die Gewißeit, eine Landung auf einer andern Seite der Insel u bewerkstelligen."

„Oh! mehrere."

„So sind wir verloren," sprach gelassen der Bischof on Vannes.

„Verloren, das ist möglich," entgegnete der Edelerr von Pierrefonds, „doch wir sind weder festgenomen, noch gehenkt."

So sprechend stand er vom Tische auf, trat an die Wand und nahm kalt seinen Degen und seine Pistolen erab, welche er mit der Sorgfalt des alten Soldaten untersuchte, der sich zum Kampfe anschickt und

fühlt, ſein Leben beruhe zum großen Theil auf der Vortrefflichkeit ſeiner Waffen.

Beim Lärm der Kanonen, bei der Kunde von dem Ueberfall, der die Inſel in die Gewalt der königlichen Truppen bringen konnte, ſtürzte die Menge ganz verwirrt in das Fort. Sie verlangt Beiſtand und Rath von ihren Führern.

Bleich und beſiegt, zeigte ſich Aramis zwiſchen zwei Kerzen an dem Fenſter, das nach dem Hof ging; dieſer Hof war voll von Soldaten, welche auf Befehle warteten, und von beſtürzten Bürgern, die um Hülfe flehten.

„Meine Freunde," ſprach Aramis mit ernſter, klangvoller Stimme, „Herr Fouquet, Euer Beſchützer, Euer Freund, Euer Vater, iſt verhaftet und in die Baſtille geworfen worden."

Ein langer Schrei der Wuth und der Drohung ſtieg bis zu dem Fenſter hinauf, an dem Aramis ſtand, und umhüllte ihn mit einem vibrirenden Strom.

„Rächen wir Herrn Fouquet, ſchrieen die Exaltirteſten. „Tod den Königlichen!"

„Nein, meine Freunde," entgegnete Aramis feierlich, „nein, meine Freunde, keinen Widerſtand! Der König iſt Herr ſeines Reiches. Der König iſt der Bevollmächtigte Gottes. Der König und Gott haben Herrn Fouquet geſchlagen. Demüthigt Euch vor der Hand Gottes. Liebet Gott und den König, welche Herrn Fouquet geſchlagen haben. Aber rächet nicht Euern Herrn, ſucht ihn nicht zu rächen. Ihr würdet Euch vergebens aufopfern, Euch, Eure Frauen und Eure Kinder, Eure Habe und Eure Freiheit. Legt die Waffen nieder, meine Freunde, legt die Waffen nieder, wie es Euch der König befiehlt, und zieht Euch friedlich in Eure Wohnungen zurück. Ich verlange es von Euch, ich bitte Euch darum, ich werde es Euch im Nothfall im Namen von Herrn Fouquet befehlen."

Die unter dem Fenſter zuſammengeſchaarte Menge ließ ein Geſchrei des Zornes und des Schreckens hören.

„Die Soldaten von König Ludwig XIV. ſind auf er Inſel eingedrungen," fuhr Aramis fort. „Es wäre unmehr zwiſchen ihnen und Euch kein Kampf mehr, ndern eine Metzelei. Geht, geht und vergeßt, dies- al befehle ich es Euch im Namen des Herrn."

Die Widerſpänſtigen zogen ſich nach dieſen Worten ngſam, aber unterwürfig und ſtumm zurück.

„Oh! was habt Ihr da geſagt, mein Freund?" ef Porthos.

„Mein Herr," ſprach Biscarrat, „Ihr rettet alle ieſe Einwohner, doch Ihr rettet weder Euren Freund, och Euch."

„Herr von Biscarrat," erwiederte mit einem ſelt- im edlen und zugleich höflichen Ausdruck der Biſchof on Vannes, „Herr von Biscarrat, habet die Güte, ure Freiheit wieder zu nehmen."

„Das will ich wohl, mein Herr, aber . . ."

„Aber das wird uns dienlich ſein, denn indem Ihr em Lieutenant des Königs die Unterwerfung der Inſel- ewohner ankündigt, erlangt Ihr vielleicht eine Gnade ir uns, wenn Ihr ihn unterrichtet, auf welche Art dieſe nterwerfung ſtattgefunden hat."

„Gnade!" entgegnete Porthos mit flammenden lugen, „Gnade! was für ein Wort iſt das?"

Aramis ſtieß ſeinen Freund mit dem Ellenbogen, ie er es in den ſchönen Tagen ihrer Jugend that, enn er Porthos darauf aufmerkſam machen wollte, er abe einen Fehler begangen, oder ſei im Begriff, einen begehen.

Porthos verſtand und ſchwieg ſogleich.

„Ich werde gehen, meine Herren," erwiederte Biscarrat, auch ein wenig erſtaunt über das Wort nade, ausgeſprochen von dem ſtolzen Musketier, deſſen eldenthaten, von denen ihm ſein Vater mitgetheilt, einige Augenblicke zuvor erzählt und mit ſo großer egeiſterung gerühmt hatte.

„Geht alſo, Herr von Biscarrat," ſprach Aramis

den Officier grüßend, „und indem Ihr geht, empfangt den Ausdruck unserer vollen Dankbarkeit.“

„Doch Ihr, meine Herren, Ihr, die ich meine Freunde zu nennen mir die Ehre gebe, die Ihr diesen Titel anzunehmen die Güte gehabt habt, was wird aus Euch mittlerweile werden?“ sagte der Officier ganz bewegt, als er von den zwei ehemaligen Gegnern seines Vaters Abschied nahm.

„Wir, wir werden hier warten.“

„Mein Gott! der Befehl ist förmlich und bestimmt.“

„Ich bin Bischof von Vannes, Herr von Biscarrat, und man läßt eben so wenig einen Bischof über die Klinge springen, als man einen Edelmann henkt.“

„Oh! ja, Monseigneur,“ sagte Biscarrat; „ja, es ist wahr, diese Chance ist noch für Euch vorhanden. Ich gehe also und begebe mich zu dem Commandanten der Expedition, dem Lieutenant des Königs. Gehabt Euch wohl, meine Herren, oder vielmehr auf Wiedersehen.“

Der würdige Officier schwang sich in der That auf ein Pferd, das ihm Aramis geben ließ und sprengte weg in der Richtung der Schüsse, die man gehört, und welche, die Menge in das Fort führend, das Gespräch der zwei Freunde mit ihrem Gefangenen unterbrochen hatten.

Aramis sah ihn wegeilen und sagte, als er mit Porthos allein war:

„Nun! begreift Ihr?“

„Meiner Treue! nein.“

„War uns Biscarrat nicht hier lästig?“

„Nein, es ist ein wackerer Junge.“

„Ja, doch die Grotte von Locmaria, ist es nöthig, daß sie Jedermann kennt?“

„Oh! es ist wahr, es ist wahr, ich begreife. Wir entfliehen durch den unterirdischen Gang.“

„Wenn es Euch beliebt,“ erwiederte freudig Aramis. „Vorwärts, Freund Porthos, unser Schiff erwartet uns und der König hat uns noch nicht in seiner Gewalt.“

XXI.

Die Grotte von Locmaria.

Die Grotte von Locmaria war weit genug vom Hafendamm entfernt, daß die zwei Freunde ihre Kräfte ſchonen mußten, um dahin zu gelangen.

Ueberdies rückte die Nacht vor; es hatte zwölf Uhr im Fort geſchlagen; Porthos und Aramis waren mit Waffen beladen.

Sie wanderten auf der Heide, welche den Hafendamm von der Grotte trennt, horchten auf jedes Geräuſch und ſuchten alle Hinterhalte zu vermeiden.

Von Zeit zu Zeit erſchienen auf der Straße, die ſie ſorgfältig zu ihrer Linken gelaſſen hatten, Flüchtlinge, welche durch die Nachricht vom Landen der königlichen Truppen aus ihren Häuſern vertrieben worden waren.

Hinter Felsvorſprüngen verborgen, fingen Porthos und Aramis die Worte dieſer armen Leute auf, die ganz zitternd und ihre koſtbarſten Habſeligkeiten mit ſich ſchleppend flohen, und ſuchten, indem ſie ihre Klagen anhörten, etwas für ihr Intereſſe daraus zu ſchließen.

Endlich, nach einem raſchen, aber häufig durch kluge Stationen unterbrochenen Marſch, erreichten ſie die tiefe Grotte, in welche der vorſichtige Biſchof von Vannes auf Gylindern eine gute Barke, fähig, in dieſer ſchönen Jahreszeit die See zu halten, rollen zu laſſen bemüht geweſen war.

„Mein Freund,“ ſprach Porthos, nachdem er geräuſchvoll geathmet hatte, „wir ſind, wie mir ſcheint, an Ort und Stelle; doch ich glaube, Ihr habt von drei Männern, von drei Dienern geſprochen, die uns begleiten ſollten. Ich ſehe ſie nicht; wo ſind ſie denn?“

„Warum ſolltet Ihr ſie ſehen, lieber Porthos?“ erwiederte Aramis. „Sie erwarten uns ſicherlich in der Höhle, und ruhen ohne allen Zweifel einen Augenblick aus, nachdem ſie dieſe harte und ſchwierige Arbeit vollbracht haben.“

Aramis hielt Porthos zurück, der in die Grotte einzutreten ſich anſchickte.

„Wollt Ihr mir erlauben, vorauszugehen, mein Freund?“ ſagte er zum Rieſen. „Ich kenne das Signal, das ich unſeren Leuten gegeben habe, und dieſe wären, wenn ſie es nicht hörten, im Stande, auf uns zu feuern oder uns ihr Meſſer in der Finſterniß zuzuſchleudern.“

„Geht, lieber Aramis, geht voran, Ihr ſeid die Weisheit und Klugheit, geht. Die Müdigkeit, von der ich Euch geſagt habe, bemächtigt ſich meiner auch abermals.“

Aramis ließ Porthos am Eingang der Grotte niederſitzen, bückte ſich und trat den Schrei des Käuzchens nachahmend in das Innere der Höhle.

Ein kurzes klagendes Ruchſen, ein kaum vernehmbarer Ruf antwortete in der Tiefe des Gewölbes.

Aramis ſchritt vorſichtig weiter, und bald wurde er durch denſelben Ruf, den er zuerſt hatte vernehmen laſſen, aufgehalten, und dieſer Ruf ertönte zehn Schritte von ihm.

„Seid Ihr da, Yves?“ fragte der Biſchof.

„Ja, Monſeigneur, und Goennec iſt auch da. Sein Sohn begleitet uns.“

„Gut. Sind alle Sachen bereit?“

„Ja, Monſeigneur.“

„Geht ein wenig an den Eingang der Grotte, mein guter Yves, Ihr werdet dort den Edelherrn von Pierrefonds finden, der, müde vom Marſche, ausruht. Und kann er zufällig nicht gehen, ſo hebt ihn auf und tragt ihn hierher.“

Die drei Bretannier gehorchten. Doch der Auftrag von Aramis an ſeinen Diener war unnöthig. Wiedergeſtärkt, hatte Porthos ſchon hinabzuſteigen begonnen, und ſein gewichtiger Tritt erſcholl unter den von Flintenſtein- und Granitſäulen gebildeten und getragenen Höhlen.

Sobald der Gebieter von Bracieux den Biſchof erreicht hatte, zündeten die Bretannier eine Laterne an, mit der ſie ſich verſehen hatten, und Porthos verſicherte ſeinen Freund, er fühle ſich nunmehr ſtark wie gewöhnlich.

„Beſichtigen wir die Barke und unterſuchen wir vor Allem ihren Inhalt," ſagte Aramis.

„Kommt nicht mit dem Licht zu nahe daran" ſagte der Patron Yves, „denn Eurem Auftrage gemäß, Monſeigneur, habe ich unter die Bank des Hintertheils, Ihr wißt, in den Koffer das Fäßchen Pulver und die Musketenpatronen gelegt, die Ihr mir vom Fort geſchickt."

„Gut," erwiederte Aramis. Und er nahm ſelbſt die Laterne und unterſuchte ängſtlich alle Theile der Barke mit der ganzen Vorſicht eines Mannes, der im Angeſicht einer Gefahr weder furchtſam, noch unwiſſend iſt.

Die Barke war lang, leicht, hatte einen geringen Tiefgang, einen ſchmalen Kiel, kurz ſie gehörte zu denjenigen, welche man immer ſo gut in Belle-Isle gebaut hat, ein wenig hoch von Bord, ſolid auf dem Waſſer, leicht zu handhaben, mit Brettern verſehen, die in unſicheren Zeiten eine Art von Verdeck bilden, über dem die Wellen hingleiten, während es zugleich die Ruderer ſchützt.

In den zwei wohl verſchloſſenen Koffern, welche unter dem Vordertheil und unter dem Hintertheil ſtanden, fand Aramis Brod, Zwieback, getrocknete Früchte, ein Viertel Speck, einen guten Vorrath an Waſſer in Schläuchen, Alles hinreichende Rationen für Leute

bildend, die ſich, wenn es das Bedürfniß heiſche, ſollten ſelbſt verproviantiren können.

Die Waffen, acht Musketen und eben ſo viele Reiterpiſtolen, waren in gutem Zuſtand und ſämmtlich geladen. Es fanden ſich Ruder im Vorrath, ſollte ein Unfall ſich ereignen, und jenes kleine Segel genannt Trinquette, das den Gang des Fahrzeugs unterſtützt, während die Ruder arbeiten, das ſo nützlich iſt, wenn der Wind ſich fühlbar macht, und das Schiff nie belaſtet.

Als Aramis alle dieſe Dinge in Augenſchein genommen und ſich mit dem Erfolg ſeiner Inſpection zufrieden gezeigt hatte, ſagte er zu Porthos:

„Berathen wir uns, ob wir es verſuchen müſſen, die Barke durch das unbekannte Ende der Grotte, dem Abhange und dem Schatten der Höhle folgend, hinauszubringen, oder ob es beſſer iſt, unter freiem Himmel ſie auf Rollen durch das Heidekraut gleiten zu laſſen, den Weg des kleinen ſteilen Ufers ebnend, das nur eine Höhe von zwanzig Fuß hat und an ſeinem Fuße drei bis vier Klafter gutes Waſſer auf einem guten Grunde gibt."

„Monſeigneur," erwiederte der Patron Yves ehrerbietig, „unmaßgeblich glaube ich nicht, daß auf dem Abhang der Höhle und in der Dunkelheit, in der wir unſere Barke zu manoeuvriren genöthigt ſein werden, der Weg ſo bequem iſt, als in freier Luft. Ich kenne das Geſtade und kann Euch verſichern, daß es glatt iſt, wie der Raſen in einem Garten; das Innere der Grotte iſt im Gegentheil holperig, abgeſehen davon, Monſeigneur, daß wir am Ende den nach dem Meere führenden ſchmalen Gang finden werden, wo vielleicht das Fahrzeug nicht durchpaſſiren kann."

„Ich habe meine Berechnungen gemacht, und ich habe die Gewißheit, daß es durchkäme," entgegnete Aramis.

„Gut, ich will es wohl glauben, Monſeigneur," verſetzte der Patron; „doch Eure Herrlichkeit weiß wohl, daß man, um die Barke bis zum Ende des Ganges zu bringen,

einen ungeheuren Stein aufheben muß, unter welchem der Fuchs immer durchſchlüpft, und der den Gang wie eine Thüre ſchließt."

„Man wird ihn aufheben," ſagte Porthos, „das iſt nichts."

„Oh! ich weiß, daß der gnädige Herr die Stärke von zehn Männern hat," erwiederte der Patron; „nur iſt das ſehr unangenehm für den gnädigen Herrn."

„Ich glaube, der Patron könnte Recht haben. Verſuchen wir den offenen Himmel," ſagte Aramis.

„Um ſo mehr, Monſeigneur," fuhr der Fiſcher fort, „als wir uns nicht vor Tag einzuſchiffen vermöchten, ſo viel Arbeit gibt es, und als, ſobald der Tag anbricht, eine gute Schildwache auf den oberen Theil der Grotte geſtellt für uns nothwendig, unerläßlich ſogar ſein wird, um die Manoeuvres der Chalands und der Kreuzer zu beobachten, die auf uns lauern dürften."

„Ja, Yves, ja, Euer Grund iſt gut, man wird den Weg über das Geſtade einſchlagen."

Die drei kräftigen Bretannier legten die Walzen unter die Barke und waren im Begriff, ſie in Bewegung zu ſetzen, als man fernes Bellen von Hunden auf dem Felde vernahm.

Aramis eilte aus der Grotte; Porthos folgte ihm.

Die Morgendämmerung färbte mit Purpur und Perlmutter die Wellen und die Ebene. In dem Halblicht ſah man die kleinen ſchwermüthigen Tannen ſich auf dem Geſtein krümmen, und lange Schaaren von Raben ſtreiften mit ihren ſchwarzen Flügeln die mageren Buchweizenfelder.

Noch eine Viertelſtunde, und es wäre voller Tag, die erwachten Vögel verkündigten ihn freudig durch ihre Geſänge der ganzen Natur.

Das erwähnte Gebelle, das die drei Fiſcher in der Fortſchaffung der Barke aufgehalten und Aramis und Porthos hinauszueilen veranlaßt hatte, verlängerte ſich

in einer tiefen Schlucht ungefähr eine Meile von der Grotte.

„Das iſt eine Meute,“ ſagte Porthos; „die Hunde haben eine Spur zu verfolgen.“

„Was bedeutet das? Wer jagt in einem ſolchen Augenblick?“ fragte Aramis.

„Und hier beſonders,“ fuhr Porthos fort, „hier, wo man die Ankunft der Königlichen befürchtet“

„Der Lärmen kommt näher. Ja, Ihr habt Recht, Porthos, die Hunde ſind auf einer Spur. Hel“ rief plötzlich Aramis, „Yves, Yves, kommt doch.“

Yves ließ den Cylinder, den er in der Hand hielt, um ihn unter die Barke zu legen, als der Ruf des Biſchofs ſein Geſchäft unterbrach, fallen und lief herbei.

„Was für eine Jagd iſt das, Patron?“ fragte Porthos.

„Ei! gnädiger Herr,“ erwiederte der Bretannier, „ich begreife es nicht. In einem ſolchen Augenblick würde der Edelherr von Locmaria nicht jagen. Nein, aber die Hunde . . .“

„Sind ſie nicht etwa aus dem Hundeſtall entſchlüpft . . .“

„Nein,“ ſagte Goennec, „das ſind nicht die Hunde des Herrn von Locmaria.“

„Zur Vorſicht kehren wir in die Grotte zurück,“ ſprach Aramis; „die Stimmen kommen offenbar näher, und ſogleich werden wir erfahren, woran wir uns zu halten haben.“

Sie kehrten zurück. Doch ſie hatten nicht hundert Schritte in der Dunkelheit gemacht, als ein Geräuſch ähnlich dem heiſeren Seufzen eines erſchrockenen Geſchöpfes in der Höhle ertönte und, keuchend, behende, ein Fuchs wie ein Blitz an den Flüchtlingen vorüberſchoß, über die Barke ſprang und verſchwand, ſeinen ſcharfen Geruch hinterlaſſend, der ſich einige Sekunden unter dem niedrigen Gewölbe der Höhle erhielt.

„Der Fuchs!“ riefen die Bretannier mit dem freu-
digen Erſtaunen des Jägers.

„Verdammt!“ rief der Biſchof, „unſer Zufluchtsort
iſt entdeckt.“

„Wie ſo?“ fragte Porthos; „fürchten wir uns vor
einem Fuchs?“

„Ei! mein Freund, was ſagt Ihr denn, und was
kümmert Ihr Euch um den Fuchs? Es handelt ſich, bei
Gott! nicht hierum. Aber wißt Ihr denn nicht, Por-
thos, daß nach dem Fuchs die Hunde, und nach den
Hunden die Menſchen kommen?“

Porthos neigte das Haupt.

Man hörte, wie zur Beſtätigung der Worte von
Aramis, die knurrende Meute mit einer furchtbaren Ge-
chwindigkeit auf der Föhrte des Fuchſes herbeikommen.

Sechs Windhunde brachen gleichzeitig auf die kleine
aide herein, mit einem Geſchrei, das der Fanfare
nes Triumphes glich.

„Hier ſind die Hunde,“ ſagte Aramis, der hinter
er zwiſchen zwei Felſen angebrachten Luke lauerte;
er ſind nun die Jäger?“

„Iſt es der Herr von Locmaria,“ erwiederte der
tron, „ſo wird er die Hunde die Grotte durchſuchen
n, denn er kennt ſie, und er wird nicht ſelbſt ein-
gen; ſicher, daß der Fuchs auf der andern Seite
uskommt, wird er ihn dort erwarten.“

„Es iſt nicht der Herr von Locmaria, der hier
“ ſagte der Biſchof unwillkührlich erbleichend.

„Wer iſt es denn?“ fragte Porthos.

„Schaut.“

Porthos hielt ſein Auge an die Luke und ſah auf
Gipfel des Hügels ein Dutzend Reiter, welche mit
Lufe: Taiout! auf der Spur der Hunde galop-

„Die Garden!“ ſprach er.

Ja, mein Freund, die Garden des Königs.“

„Nun,“ fragten ihn ganz athemlos die jungen Leute, die seine Unthätigkeit nicht begreifen konnten.

„Man hört keine Hunde mehr; Fuchs und Meute müssen in dieser Grotte verschwunden sein.“

„Sie führten zu gut, als daß sie die Spur ganz verloren haben sollten,“ bemerkte einer von den Garden. „Ueberdies würde man sie auf der einen oder der andern Seite suchen hören. Sie müssen, wie Biscarrat sagt, in dieser Grotte sein.“

„Aber warum geben sie denn keinen Laut mehr?“ fragte einer von den jüngern Leuten.

„Das ist seltsam,“ sprach ein Anderer.

„Nun, so treten wir in diese Grotte ein,“ rief ein Vierter. „Ist der Eintritt zufällig verboten?“

„Nein,“ erwiederte Biscarrat, „nur kann man sich, da es darin schwarz ist wie in einem Ofen, den Hals brechen.“

„Davon zeugen unsere Hunde, die ihn ohne Zweifel gebrochen haben,“ sagte ein Garde.

„Was Teufel ist aus ihnen geworden?“ fragten sich im Chor die jungen Leute.

Und jeder Herr rief seinen Hund bei seinem Namen, pfiff ihm mit seiner Lieblingsfanfare, ohne daß ein einziger auf den Ruf oder auf den Pfiff antwortete.

„Das ist vielleicht eine Zaubergrotte,“ sagte Biscarrat. „Wir wollen sehen.“

Und er stieg ab und machte einen Schritt in die Grotte.

„Warte, warte, ich begleite Dich,“ rief einer von den Garden, als Biscarrat nahe daran war, im Halbschatten zu verschwinden.

„Nein,“ entgegnete Biscarrat, „da muß etwas Außerordentliches sein. Setzen wir uns nicht Alle zugleich der Gefahr aus. Habt Ihr in zehn Minuten keine Kunde von mir, so tretet Ihr ein, aber dann Alle miteinander.“

„Gut,“ sprachen die jungen Leute, welche übrigens

ir Biscarrat keine große Gefahr bei diesem Unterneh-
ien sahen; „wir werden Dich erwarten.“

Und sie bildeten, ohne abzusteigen, einen Kreis um
ie Grotte.

Biscarrat trat also allein ein und rückte in der
finsterniß bis unter die Muskete von Porthos vor.

Der Widerstand, der seine Brust traf, setzte ihn
n Erstaunen; er streckte die Hand aus und faßte den
iskalten Lauf.

In demselben Augenblick erhob Yves gegen den
ungen Mann ein Messer, das mit der ganzen Kraft
ines bretannischen Armes auf ihn niederzufallen im
Begriff war, als ihn die eiserne Faust von Porthos auf
albem Wege zurückhielt.

Dann ließ sich, wie ein dumpfes Knurren, seine
Stimme in der Finsterniß vernehmen:

„Ich will nicht, daß man ihn tödtet.“

Biscarrat fand sich zwischen eine Beschützung und
ine Drohung gestellt, von denen die eine beinahe so
urchtbar war, als die andere.

So muthig auch der junge Mann, es entschlüpfte
hm doch ein Schrei, den Aramis sogleich dadurch un-
erdrückte, daß er ihm ein Schnupftuch vor den Mund
ielt.

„Herr von Biscarrat,“ sagte er mit leiser Stimme,
wir führen nichts Böses gegen Euch im Schilde, und
hr müßt das wissen, wenn ihr uns erkannt habt; doch
eim ersten Wort, beim ersten Seufzer, beim ersten
Hauch sind wir genöthigt, Euch zu tödten, wie wir
kure Hunde getödtet haben.“

„Ja, ich erkenne Euch, meine Herren,“ erwiederte
eise der junge Mann. „Doch warum seid Ihr hier?
as macht ihr hier? Unglückliche! Ich glaubte, Ihr
äret im Fort.“

„Und Ihr, mein Herr, mich dünkt, Ihr solltet Be-
ingungen für uns erlangen?“

„Ich habe gethan, was ich konnte, aber . . .“

„Aber?“

„Aber es ſind förmliche Befehle da.“

„Uns zu tödten?“

Biscarrat antwortete nicht. Es koſtete ihn zu große Ueberwindung, vom Strange mit Edelleuten zu ſprechen.

Aramis begriff das Schweigen ſeines Gefangenen.

„Herr Biscarrat,“ ſagte er, „Ihr wäret ſchon todt, wenn wir nicht Rückſicht auf Eure Jugend und unſere ehemalige Verbindung mit Eurem Vater genommen hätten; doch Ihr könnt von hier entkommen, wenn Ihr uns ſchwört, daß Ihr nicht von dem, was Ihr geſehen, mit Euren Kameraden ſprechen werdet.“

„Ich ſchwöre nicht nur, daß ich nicht davon ſprechen, ſondern ich ſchwöre auch, daß ich Alles in der Welt thun werde, um meine Kameraden abzuhalten, den Fuß in dieſe Grotte zu ſetzen.“

„Biscarrat! Biscarrat!“ riefen von Außen mehrere Stimmen, welche wie ein Wirbel in die Höhle eindrangen.

„Antwortet,“ ſagte Aramis.

„Hier bin ich,“ rief Biscarrat.

„Geht, wir verlaſſen uns auf Eure Redlichkeit.“

Und er ließ den jungen Mann los.

Biscarrat ſtieg zum Lichte auf.

„Biscarrat! Biscarrat!“ riefen näher die Stimmen.

Und man ſah in das Innere der Grotte die Schatten von mehreren menſchlichen Geſtalten fallen.

Biscarrat eilte ſeinen Freunden entgegen, um ſie zurückzuhalten, und traf mit ihnen zuſammen, als ſie eben ſachte in die Höhle eintraten.

Aramis und Porthos horchten mit der Aufmerkſamkeit von Leuten, welche um ihr Leben auf einen Hauch der Luft ſpielen.

Biscarrat hatte den Eingang der Höhle, gefolgt von ſeinen Freunden, wieder erreicht.

„Hoh! ho!“ ſagte Einer von ihnen, als er an das Licht trat, „wie bleich biſt Du!“

„Bleich!“ rief ein Anderer, „Du willſt ſagen leichenfarbig.“

„Ich!“ erwiederte der junge Mann, der ſeine ganze Selbſtbeherrſchung zurückzurufen ſuchte.

„In des Himmels Namen, was iſt Dir denn begegnet?“ fragten alle Stimmen.

„Du haſt nicht einen Blutstropfen in den Adern, mein armer Freund,“ rief Einer lachend.

„Meine Herren,“ ſprach ein Anderer, „die Sache iſt ernſt; es wird ihm übel; habt Ihr Salze?“

Und Alle brachen in ein Gelächter aus.

Alle dieſe Anrufungen, alle dieſe Spöttereien kreuzten ſich um Biscarrat, wie ſich mitten im Feuer die Kugeln bei einem Gefechte kreuzen.

Er ſammelte wieder Kräfte unter dieſer Sündfluth von Fragen.

„Was ſoll ich denn geſehen haben?“ ſagte er; „es war mir ſehr heiß, als ich in dieſe Grotte eintrat, die Kälte erfaßte mich, das iſt das Ganze.“

„Aber die Hunde, die Hunde, haſt Du ſie wiedergeſehen? Haſt Du etwas von ihnen gehört? bringſt Du Kunde über ſie?“

„Ich muß glauben, daß ſie einen andern Weg eingeſchlagen haben,“ erwiederte Biscarrat.

„Meine Herren,“ ſprach Einer von den jungen Leuten, „es liegt in dem, was vorgeht, in der Bläſſe und in dem Stillſchweigen unſeres Freundes ein Geheimniß, das Biscarrat nicht enthüllen will oder nicht enthüllen kann. Nur hat Biscarrat, und das iſt ſicher, etwas in der Grotte geſehen. Wohl! ich bin neugierig, zu ſehen, was er geſehen, und wäre es der Teufel! In die Grotte, meine Herrn! in die Grotte!“

„In die Grotte!“ wiederholten alle Stimmen.

Und das Echo der Höhle trug wie eine Drohung

zu Porthos und Aramis die Worte: „In die Grotte! in die Grotte!“

Biscarrat warf ſich ſeinen Freunden entgegen und rief:

„Meine Herren! meine Herren! im Namen des Himmels, geht nicht hinein!“

„Aber was iſt denn ſo Schreckliches in dieſer Höhle?“ fragten mehrere Stimmen.

„Es iſt entſchieden der Teufel, was er geſehen,“ wiederholte derjenige, welcher dieſe Hypotheſe ſchon aufgeſtellt hatte.

„Wohl,“ rief ein Anderer, „wenn er den Teufel geſehen hat, ſo ſei er nicht ſelbſtſüchtig und laſſe ihn uns ebenfalls ſehen.“

„Meine Herren! meine Herren! ich bitte Euch inſtändig!“ ſprach Biscarrat.

„Laß' uns vorbei.“

„Meine Herren, ich flehe Euch an, geht nicht hinein.“

„Du biſt wohl hineingegangen!“

Da trat einer von den Officieren vor, der, von einem reiferen Alter, als die Andern, bis dahin zurückgeblieben war und nichts geſagt hatte, und ſprach mit einer Ruhe, welche einen ſeltſamen Contraſt mit der Heftigkeit der jungen Leute bildete:

„Meine Herren, es iſt hierin Jemand oder Etwas, was nicht der Teufel, aber wer und was es auch ſein mag, es hat Gewalt genug gehabt, um unſere Hunde zum Schweigen zu bringen. Wir müſſen erfahren, wer dieſer Jemand oder was dieſes Etwas iſt.“

Biscarrat machte einen letzten Verſuch, um ſeine Freunde zurückzuhalten, doch dieſer Verſuch war unnütz. Vergebens warf er ſich den Verwegenſten entgegen, vergebens klammerte er ſich an den Felſen an, um den Weg zu verſperren, die Menge der jungen Leute brach in die Höhle hinter dem Officier ein, der zuletzt ge-

ſprochen, aber zuerſt den Degen in der Fauſt, um der unbekannten Gefahr zu trotzen, eingedrungen war.

Von ſeinen Freunden zurückgeſtoßen, lehnte ſich Biscarrat, welcher ſie nicht begleiten konnte, wenn er nicht in den Augen von Porthos und Aramis für einen Verräther und einen Meineidigen gelten wollte, Biscarrat, ſagen wir, lehnte ſich, das Ohr geſpannt und die Hände ausgeſtreckt, an die rauhen Wände eines Felſen an, von dem er glaubte, er müßte dem Feuer der Muſketiere ausgeſetzt ſein.

Die Garden drangen immer mehr vor, mit Schreien, welche ſchwächer wurden, je mehr ſie ſich in dem unterirdiſchen Gewölbe vertieften.

Plötzlich erſcholl, wie der Donner rollend, ein furchtbares Musketenfeuer.

Zwei bis drei Kugeln platteten ſich an dem Felſen ab, an den ſich Biscarrat anlehnte.

In demſelben Augenblicke vernahm man Seufzen, Stöhnen, Gebrülle, Verwünſchungen in der Höhle, und die kleine Truppe der Edelleute erſchien wieder, Einige bleich, Andere blutig, Alle in eine Rauchwolke gehüllt, welche die äußere Luft aus der Tiefe der Grotte an ſich zu ziehen ſchien.

„Biscarrat! Biscarrat!“ riefen die Flüchtlinge, „Du wußteſt, daß ein Hinterhalt in dieſer Höhle war, und haſt uns nicht davor gewarnt.“

„Biscarrat, Du biſt die Urſache, daß vier von uns getödtet worden ſind, wehe Dir, Biscarrat!“

„Du biſt die Urſache, daß ich auf den Tod verwundet bin,“ ſprach einer von den jungen Leuten, indem er ſein Blut in ſeiner Hand auffaßte und Biscarrat ins Geſicht ſchleuderte, „mein Blut falle auf Dich!“

Und er rollte, mit dem Tode ringend, zu den Füßen des jungen Mannes.

„Aber ſage uns wenigſtens, wer da innen iſt!“ riefen mehrere wüthende Stimmen.

Biscarrat ſchwieg.

„Sage es oder ſtirb!“ rief der Verwundete, der ſich wieder auf ein Knie aufrichtete und gegen ſeinen Kameraden einen mit einem unnützen Eiſen bewaffneten Arm erhob.

Biscarrat ſtürzte ihm entgegen und öffnete dem Streich ſeine Bruſt, doch der Verwundete ſtieß einen Seufzer aus, den letzten, und fiel nieder, um ſich nicht mehr zu erheben.

Die Haare emporgeſträubt, die Augen ſtier, ſchritt Biscarrat nach dem Innern der Höhle und ſprach:

„Ihr habt Recht, den Tod mir, der ich Euch habe ermorden laſſen, ich bin ein Feiger!“

Und er warf weit von ſich ſeinen Degen, denn er wollte ſterben, ohne ſich zu vertheidigen, und ſtürzte mit geſenktem Kopf in die Grotte.

Die Andern ahmten ihn nach.

Elf, welche von ſechzehn übrig waren, tauchten in den Schlund.

Doch ſie kamen nicht weiter, als die Andern; eine zweite Ladung ſtreckte fünf von ihnen auf den kalten Sand nieder, und da man unmöglich ſehen konnte, woher dieſer tödtliche Donnerſchlag kam, ſo wichen die Uebrigen mit einem Schrecken zurück, der ſich beſſer malen, als ausdrücken läßt.

Doch weit entfernt, wie die Anderen zu fliehen, blieb Biscarrat unverſehrt, ſetzte ſich auf einen Felsblock und wartete.

Es waren nur noch ſechs Edelleute übrig.

„Iſt es im Ernſte der Teufel?“ fragte einer den Ueberlebenden.

„Meiner Treue, es iſt etwas Schlimmeres,“ ſagte ein Anderer.

„Fragen wir Biscarrat, er weiß es.“

„Wo iſt Biscarrat?“

Die jungen Leute ſchauten umher und ſahen Biscarrat beim Aufruf fehlte.

„Er iſt todt!“ ſagten ein paar Stimmen.

„Nein," entgegnete ein Anderer, „ich habe ihn nitten im Pulverdampf ſich ruhig auf einen Felſen etzen ſehen; er iſt in der Höhle und erwartet uns."

„Er muß diejenigen, welche innen ſind, kennen."

„Wie ſollte er ſie kennen?"

„Er iſt Gefangener der Rebellen geweſen."

„Das iſt wahr. Rufen wir ihn und erfahren wir on ihm, mit wem wir es zu thun haben."

Und alle Stimmen riefen: „Biscarrat! Biscarrat!"

Aber Biscarrat antwortete nicht.

„Gut!" ſagte der Officier, der ſo viel Kaltblütigkeit bei dieſer Sache gezeigt hatte. „Wir bedürfen einer nicht mehr, hier kommt Verſtärkung."

Es kam in der That eine aus fünf und ſiebenzig is achtzig Mann beſtehende Compagnie Garden, die on ihren durch die Hitze der Jagd fortgeriſſenen Officieren zurückgelaſſen worden war, in ſchöner Ordnung, geführt vom Kapitän und vom Oberlieutenant.

Die fünf Officiere liefen ihren Soldaten entgegen, erklärten in einer Sprache, deren Beredtſamkeit ſich leicht begreifen läßt, das Abenteuer und verlangten Hülfe.

Der Kapitän unterbrach ſie.

„Wo ſind Eure Gefährten?" fragte er.

„Todt!"

„Aber Ihr waret zu ſechzehn?"

„Zehn ſind todt, Biscarrat iſt in der Höhle, und wir ſind hier zu fünf."

„Biscarrat iſt alſo Gefangener?"

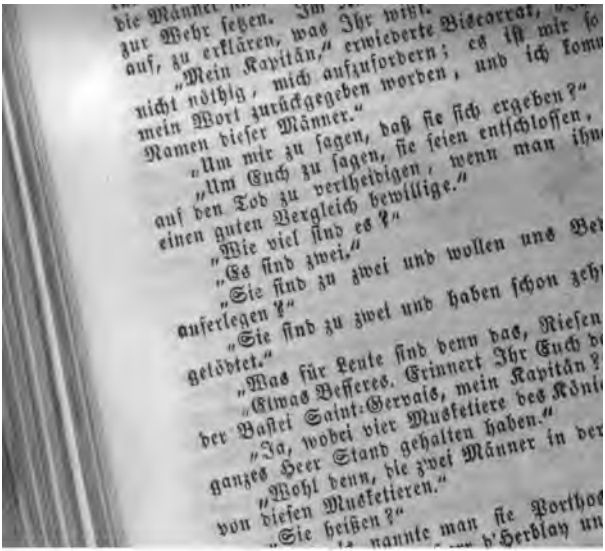
„Wahrſcheinlich."

„Nein, denn ſeht, er kommt hier."

Biscarrat erſchien wirklich am Eingang der Höhle.

„Er heißt uns durch ein Zeichen kommen," ſagten e Officiere. „Gehen wir!"

„Gehen wir!" wiederholte die ganze Truppe.



Und bei allen dieſen muthigen jungen Leuten erregte der Gedanke, daß ſie gegen zwei der älteſten Verherrlichungen des Heeres kämpfen ſollten, einen Schauer halb der Begeiſterung, halb des Schreckens.

Die vier Namen d'Artagnan, Athos, Porthos und Aramis waren in der That bei Allem verehrt, was ein Schwert trug, wie man im Alterthum die Namen Hercules, Theſeus, Caſtor und Pollux verehrte.

„Zwei Männer!“ rief der Kapitän, „und ſie haben uns zehn Officiere in zwei Ladungen getödtet. Das iſt unmöglich, Herr Biscarrat.“

„Ei! mein Kapitän,“ entgegnete dieſer, „ich ſage Euch nicht, ſie haben nicht ein paar Leute bei ſich, wie die Musketiere der Baſtei Saint-Gervais drei bis vier Diener bei ſich hatten; doch glaubt mir, Kapitän, ich habe dieſe Männer geſehen, ich bin von ihnen gefangen genommen worden, ich kenne ſie; ganz allein würden ſie genügen, um ein Armeecorps zu vernichten.“

„Das wollen wir ſehen, und zwar im Augenblick,“ ſagte der Kapitän. „Achtung, meine Herren.“

Bei dieſer Erwiederung rührte ſich Niemand mehr, und Jeder ſchickte ſich an, zu gehorchen.

Biscarrat allein wagte einen letzten Verſuch.

„Mein Kapitän,“ ſagte er leiſe, „glaubt mir und laßt uns unſeres Weges ziehen. Dieſe zwei Männer, dieſe zwei Löwen, die man angreifen will, werden ſich bis auf den Tod vertheidigen. Sie haben uns ſchon zehn Mann getödtet; ſie werden noch die doppelte Zahl niederſtrecken, und am Ende eher ſich ſelbſt tödten, als ſich ergeben. Was gewinnen wir dabei, daß wir ſie bekämpfen?“

„Wir gewinnen dabei das Bewußtſein, daß wir nicht achtzig Garden des Königs vor zwei Rebellen haben zurückweichen laſſen. Hörete ich auf Euch, ſo wäre ich ein entehrter Mann, und indem ich mich entehrte, würde ich das Heer entehren.

„Vorwärts, Ihr Leute!“

Und er marſchirte voran bis an die Oeffnung der Höhle.

Hier ließ er Halt machen.

Dieſer Halt hatte zum Zweck, Biscarrat und ſeinen Gefährten Zeit zu geben, ihm das Innere der Grotte zu ſchildern. Dann, als er eine genügende Kenntniß von der Oertlichkeit zu haben glaubte, theilte er die Compagnie in drei Corps ab, welche nach und nach, ein in allen Richtungen wohl genährtes Feuer gebend, eindringen ſollten. Ohne Zweifel würde man bei dieſem Angriff fünf Mann, vielleicht zehn verlieren, ſicherlich würde man aber am Ende die Rebellen feſtnehmen, da kein Ausgang da wäre und im Ganzen zwei Männer nicht achtzig tödten könnten.

„Mein Kapitän," ſagte Biscarrat, „ich bitte, an der Spitze der erſten Abtheilung maſchiren zu dürfen."

„Es ſei!" erwiederte der Kapitän. „Ihr habt alle Ehre davon. Es iſt ein Geſchenk, das ich Euch mache."

„Ich danke!" ſprach der junge Mann mit der ganzen Feſtigkeit ſeines Geſchlechtes.

„So nehmt Euren Degen."

„Ich werde ſo gehen, wie ich bin," antwortete Biscarrat, „denn ich gehe nicht, um zu tödten, ſondern um getödtet zu werden."

Und er ſtellte ſich, die Stirne entblößt und die Arme gekreuzt, an die Spitze der erſten Abtheilung und rief:

„Vorwärts, meine Herren!"

XXIII.

Ein Geſang von Homer.

Es iſt Zeit, in das andere Lager überzugehen und ugleich die Streiter und das Schlachtfeld zu ſchildern.

Aramis und Porthos hatten ſich in die Grotte von ocmaria begeben, um dort die ganz ausgerüſtete Barke, owie die drei Bretannier, ihre Gehülfen, zu finden, nd ſie hofften vor Allem das Fahrzeug durch den klei- ien Ausgang der Höhle hinauszuſchaffen und auf dieſe Art ihre Arbeiten und ihre Flucht zu verbergen.

Die Ankunft des Fuchſes und der Hunde nöthigte, ie innen zu bleiben.

Die Grotte erſtreckte ſich auf einen Raum von un- gefähr hundert Klaftern, bis an eine kleine Böſchung, welche eine Kreek beherrſchte. Einſt ein Tempel celti- cher Gottheiten, als Belle-Isle noch Caloneſe hieß, hatte dieſe Grotte mehr als ein Menſchenopfer in ſeinen eheimnißvollen Tiefen vollbringen ſehen.

Man drang in den erſten Trichter dieſer Höhle auf inem ziemlich ſanften Abhang ein, über dem aufgehäufte Felſen eine niedrige Arcade bildeten; ſchlecht geebnet n Beziehung auf den Boden, gefährlich durch die fel- igen Ungleichheiten des Gewölbes, hatte das Innere ehrere Unterabtheilungen, die über einander lagen und ich durch ein paar holperige, zerbrochene Stufen be- errſchten, welche rechts und links an ungeheure natür- iche Pfeiler angefügt waren.

In der dritten Abtheilung war das Gewölbe ſo iedrig, daß die Barke, die beiden Mauern berührend, aum hätte durchkommen können; doch in einem Augen- licke der Verzweiflung geſchmeidet ſich das Holz, wird

der Stein unter dem Hauche des menschlich
gefällig.

Das war der Gedanke von Aramis,
nachdem er den Kampf eingegangen, zur
schloß, zu einer gewiß gefährlichen Flucht
nicht alle Angreifende todt waren, und da
Möglichkeit, das Fahrzeug ins Meer zu se
nommen, beim lichten Tag vor den Besiegt
wäre, welche, ihre kleine Zahl erkennend, so
interessirt gewesen sein müßten, ihre Siege
zu lassen.

Als die zwei Ladungen zehn Mann ge
ten, untersuchte Aramis, der an die Krümm
Höhle gewöhnt war, einen um den andern
und befahl, auf der Stelle die Barke bis zu
Stein, dem Schlusse des befreienden Ausgangs,

Porthos sammelte seine Kräfte, nahm di
seine beiden Arme und hob sie auf, währen
tannier rasch die Walzen laufen ließen.

Man war in die dritte Abtheilung hin
man war bis zu dem Stein gelangt, der de
vermauerte.

Porthos faßte diesen riesigen Stein an
an, drückte mit seiner mächtigen Schulter d
gab ihm einen Stoß, der diese Mauer krach

Eine Staubwolke fiel vom Gewölbe he
Asche von tausend Generationen von Seevö
Nester sich wie ein Cement am Felsgestein

Beim dritten Stoß gab der Stein nach
eine Minute. Porthos lehnte sich an de
Felsen an und machte aus seinem Fuß ein
pfeiler, der den Block aus den kalkartigen
gen hinausschob, die ihm als Angeln und W
dienten.

Als der Stein gefallen war, erblickte
Tageslicht; glänzend, strahlend stürzte es sich

Rahmen des Ausgangs in die Höhle, und das blaue Meer erſchien vor den bezauberten Bretanniern.

Man fing nun an, die Barke auf dieſe Barricade hinaufzuheben. Noch zwanzig Klafter, und ſie konnte in den Ocean gleiten.

Während dieſer Zeit kam die Compagnie an, wurde vom Kapitän aufgeſtellt und zur Erſteigung oder zum Sturme geordnet.

Aramis überwachte Alles, um die Arbeiten ſeiner Freunde zu fördern. Er ſah dieſe Verſtärkung, er zählte die Mannſchaft und überzeugte ſich mit einem Blick von der unüberwindlichen Gefahr, der ſie ſich in neuem Kampfe preisgeben würden.

Auf der See in dem Augenblick entfliehen, wo die Höhle überfallen würde, wäre unmöglich.

Das Tageslicht, das nun die zwei letzten Abtheilungen erhellte, hätte in der That den Soldaten di Barke gezeigt, wie ſie die zwei Rebellen auf Flintenſchußweite nach dem Meere rollten, und eine von ihren Ladungen durchlöcherte das Fahrzeug, wenn ſie nicht die fünf Schiffer tödteten.

Entkam, den letzten Fall angenommen, die Barke mit den fünf Männern, die darauf fuhren, wie ſollte nicht Lärm geſchlagen werden? Wie ſollte nicht den königlichen Chalands eine Nachricht zugeſchickt werden? Wie ſollte nicht der arme Nachen, zur See umſtellt und am Lande bewacht, vor dem Ende des Tags unterliegen?

Aramis wühlte wüthend in ſeinen ergrauenden Haaren und rief den Beiſtand Gottes und den Beiſtand des Teufels an.

Er winkte Porthos zu ſich, der allein mehr arbeitete, als Walzen und Wälzer, und ſagte leiſe zu ihm:

„Freund, unſere Gegner haben Verſtärkung erhalten.“

„Ah!“ machte Porthos ruhig, „was iſt zu thun?“

„Den Kampf wiederbeginnen iſt eine gewagte, in Betreff des Ausgangs unſichere Sache.“

„Ja,“ ſagte Porthos, „denn es iſt ſchwerlich der Fall, daß man nicht den Einen von uns tödtet, und wäre der Eine von uns getödtet, ſo würde ſich der Andere auch tödten laſſen.“

Porthos ſprach dieſe Worte mit jener heldenmüthigen Natur, welche bei ihm mit allen Kräften der Materie wuchs.

Aramis fühlte es in ſeinem Herzen wie einen Spornſtich.

„Wir werden weder der Eine, noch der Andere getödtet werden, wenn Ihr thut, was ich Euch ſage, Freund Porthos.“

„Sprecht.“

„Dieſe Leute werden in die Grotte herabſteigen.“

„Ja.“

„Wir können fünfzehn tödten, aber nicht mehr.“

„Wie viel ſind es im Ganzen?“ fragte Porthos.

„Sie haben eine Verſtärkung von fünf und ſiebenzig Mann erhalten.“

„Fünf und ſiebenzig und fünf macht achtzig. Ah! ah!“

„Geben ſie mit einander Feuer, ſo werden ſie uns mit Kugeln durchlöchern.“

„Sicherlich.“

„Abgeſehen davon,“ ſagte Aramis, „daß das Krachen der Schüſſe Einſtürze in der Grotte veranlaſſen kann.“

„Ja, ſo eben hat mir ein Felsſplitter die Schulter ein wenig zerriſſen.“

„Seht Ihr!“

„Doch, das iſt nichts.“

„Faſſen wir raſch einen Entſchluß. Die Bretanier werden fortfahren, die Barke nach der See zu wälzen.“

„Sehr gut.“

„Wir Beide bewachen hier das Pulver, die Kugeln und die Musketen.“

„Aber zu zwei, mein lieber Aramis, werden wir
e drei Schüſſe mit einander abfeuern," entgegnete Por-
os naiv; „das Mittel des Musketenfeuers iſt ſchlecht."

„Findet ein anderes."

„Ich habe es gefunden," rief plötzlich der Rieſe.
Ich will mich hinter den Pfeiler mit dieſer eiſernen
tange in Hinterhalt legen, und unſichtbar, unangreif-
ar, wenn ſie in Wogen hereingekommen ſind, laſſe ich
eine Stange dreißigmal in der Minute auf die Schä-
el fallen; heh! was ſagt Ihr zu dieſem Plan? er
ichelt Euch an?"

„Vortrefflich, theurer Freund, vortrefflich; ich
illige ihn ſehr; nur werdet Ihr ſie erſchrecken, und
e Hälfte wird außen bleiben, um uns durch den Hun-
er zu überwältigen. Was wir bedürfen, mein Freund,
t die gänzliche Vernichtung der Truppe; ein einziger
ann, der aufrecht bleibt, bewirkt unſer Verderben."

„Ihr habt Recht, mein Freund; doch ich bitte, wie
e herbeiziehen?"

„Indem wir uns nicht rühren, mein guter Porthos."

„Rühren wir uns nicht; doch wenn ſie Alle bei-
mmen ſind . . ."

„Dann laßt mich machen; ich habe einen Gedanken."

„Wenn es ſich ſo verhält, und Euer Gedanke gut
t, und er muß gut ſein, Euer Gedanke, bin ich ruhig."

„In den Hinterhalt, Porthos, und zählt alle die-
nigen, welche hereinkommen."

„Aber was werdet Ihr thun?"

„Kümmert Euch nicht um mich, ich habe mein
eſchäft."

„Mir ſcheint, ich höre Stimmen."

„Sie ſind es . . . An Euern Poſten . . . Haltet
uch im Bereich meiner Stimme und meiner Hand."

Porthos flüchtete ſich in die zweite Abtheilung,
elche durchaus ſchwarz war.

Aramis ſchlüpfte in die dritte; der Rieſe hielt in
r Hand eine fünfzig Pfund ſchwere eiſerne Stange.

thos handhabte mit einer wunderbaren Leichtigkeit
en Hebebaum, der zum Wälzen der Barke gedient
te.

Während dieser Zeit schoben die Bretannier das
hrzeug bis zum abschüssigen Gestade.

In der erlenchteten Abtheilung beschäftigte sich Ara-
is, gebückt, mit einem geheimnißvollen Manoeuvre.

Man hörte mit lauter Stimme commandiren. Das
war der letzte Befehl des Kapitäns. Fünf und zwan-
zig Mann sprangen von den oberen Felsen in die erste
Abtheilung der Grotte und gaben Feuer, als sie Fuß
gefaßt hatten.

Die Echos donnerten, zischende Kugeln durchfurch-
ten die Gewölbe, ein undurchsichtiger Rauch füllte den
Raum.

„Links! links!“ rief Biscarrat, der bei seinem ersten
Angriff den Gang nach der zweiten Abtheilung gesehen
hatte und, belebt durch den Pulvergeruch, seine Soldaten
nach dieser Seite führen wollte.

Die Truppe eilte in der That nach links. Der
Gang verengte sich allmälig; die Hände ausgestreckt,
dem Tode geweiht, marschirte Biscarrat vor den Mus-
keten.

„Kommt! kommt“ rief er, „ich sehe Licht.“

„Schlaget, Porthos,“ rief die Grabesstimme von
Aramis.

Porthos gab einen Seufzer von sich, aber er ge-
horchte.

Die eiserne Stange fiel bleirecht auf den Kopf
von Biscarrat, und dieser war todt, ehe er einen Schrei
vollendet hatte. Dann erhob und senkte sich die furcht-
bare Stange zehnmal in zehn Secunden und machte
zehn Leichen.

Die Soldaten sahen nichts; sie hörten die Schrei
das Stöhnen; sie traten auf Körper, begriffen aber n
nicht und stiegen stolpernd über einander weg.

Beſtändig fallend, vernichtete die unverſöhnliche Stange das erſte Peloton, ohne daß ein einziges Geräuſch das zweite, welches immer mehr vorrückte, benachrichtigte.

Nur hatte dieſes zweite Peloton, das der Kapitän befehligte, eine magere Tanne, die auf dem Geſtade wuchs, abgebrochen, und aus ihren harzigen, zuſammengewundenen Zweigen hatte ſich der Kapitän eine Fackel gemacht.

Als es an die Abtheilung kam, wo Porthos, dem Würgengel ähnlich, Alles, was er berührt, vernichtet hatte, wich das erſte Glied vor Schrecken zurück.

Kein Gewehrfeuer hatte das Feuern der Garden erwiedert, und dennoch ſtieß man auf einen Haufen von Leichnamen, watete man buchſtäblich im Blute.

Porthos ſtand immer noch hinter ſeinem Pfeiler.

Als der Kapitän mit dem zitternden Lichte der entflammten Fichte dieſe gräßliche Schlächterei beleuchtete, deren Urſache er vergebens ſuchte, wich er bis zu dem Pfeiler zurück, hinter dem Porthos verborgen war.

Da kam eine rieſige Hand aus dem Schatten hervor und klammerte ſich an der Gurgel des Kapitäns an; er gab ein dumpfes Röcheln von ſich; ſeine Arme ſtreckten ſich die Luft peitſchend aus, die Fackel fiel und erloſch im Blute.

Eine Secunde nachher fiel der Körper des Kapitäns bei der ausgelöſchten Fackel nieder und fügte einen Leichnam mehr dem Haufen der Leichname bei, der den Weg verſperrte.

Dies Alles war wie etwas Zauberhaftes vor ſich gegangen. Bei dem Röcheln des Kapitäns hatten ſich die Leute, die ihn begleiteten, umgedreht; ſie hatten ſeine Arme ſich öffnen, ſeine Augen aus ihrer Höhle heraustreten ſehen; dann, als die Fackel gefallen, waren ſie in der Finſterniß geblieben.

Durch eine unüberlegte, inſtinctartige, maſchinenmäßige Bewegung rief der Lieutenant:

„Feuer!“

Sogleich praſſelte, donnerte, brüllte eine Salve Musketenſchüſſe in der Höhle und riß ungeheure Stücke von den Gewölben ab.

Die Höhle erleuchtete ſich einen Augenblick bei dieſem Feuer, verſank aber alsbald wieder in eine durch den Rauch ſich noch mehr verdichtende Finſterniß.

Es trat ein tiefes Stillſchweigen ein, nur geſtört durch die Schritte der dritten Brigade, welche nun auch in der Grotte erſchien.

XXIV.

Der Tod eines Titanen.

In dem Augenblick, wo Porthos, mehr an die Dunkelheit gewöhnt, als alle dieſe aus der Helle kommenden Leute, umherſchaute, um zu ſehen, ob ihm nicht in dieſer Nacht Aramis irgend ein Zeichen machen würde, fühlte er ſich ſanft beim Arm berührt, und eine Stimme ſo ſchwach wie ein Hauch flüſterte ihm in's Ohr:

„Kommt!“

„Oh!“ machte Porthos.

„Stille!“ ſagte Aramis noch leiſer.

Und mitten unter dem Geräuſch der immer mehr vorrückenden dritten Brigade, mitten unter den Verwünſchungen der aufrecht gebliebenen Garden, der ihren letzten Seufzer röchelnden Sterbenden ſchlüpften Aramis und Porthos an den Granitwänden der Höhle hin.

Aramis führte Porthos in die vorletzte Abtheilung

nd zeigte ihm in einer Vertiefung der Mauer ein
äßchen Pulver von ſechzig bis achtzig Pfund, woran
r eine Lunte befeſtigt hatte.

„Freund," ſprach er zu Porthos, „Ihr nehmt dieſes
äßchen, deſſen Lunte ich anzünden werde, und werft
s mitten unter unſere Feinde; könnt Ihr es?"

„Bei Gott!" erwiederte Porthos, und er hob die
eine Tonne mit einer Hand auf. „Zündet an."

„Wartet, bis ſie Alle in einer Maſſe beiſammen
nd, und dann mein Jupiter, ſchleudert Euren Blitz in ihre
Mitte."

„Zündet an," wiederholte Porthos.

„Ich," fuhr Aramis fort, „ich will unſern Bretan-
iern folgen und ihnen die Barke ins Meer ſchaffen
elfen. Ich erwarte Euch am Ufer. Schleudert feſt
nd lauft dann zu uns."

„Zündet an," ſprach Porthos zum letzten Mal.

„Ihr habt begriffen?" fragte Aramis.

„Bei Gott!" erwiederte Porthos in ein Gelächter
usbrechend, das er nicht einmal zu erſticken ſuchte,
wenn man mir erklärt, begreife ich; geht, und gebt
ir das Feuer."

Aramis gab den brennenden Zunder Porthos, und
eſer reichte ihm, in Ermangelung der Hand, den Arm
im Drücken.

Aramis drückte mit ſeinen beiden Händen den
rm von Porthos, und kehrte bis zum Ausgang der
öhle zurück, wo ihn die drei Ruderer erwarteten.

Als Porthos allein war, hielt er muthig den Zünd-
hwamm an die Lunte.

Der Schwamm, ein ſchwacher Funke, der Uranfang
nes ungeheuren Brandes, glänzte in der Dunkelheit
ie ein fliegender Glühkäfer, hing ſich dann an die
unte an und entzündete dieſe, wobei Porthos die
lamme mit ſeinem Hauche belebte.

Der Rauch hatte ſich ein wenig zerſtreut, und beim

Schimmer der kniſternden Lunte konnte man ein paar Secunden die Gegenſtände unterſcheiden.

Er bot ein kurzes, aber glänzendes Schauſpiel, dieſer bleiche, blutige Rieſe, deſſen Geſicht das Feuer der in der Finſterniß brennenden Lunte erleuchtete.

Die Soldaten ſahen ihn. Sie ſahen die Lonne, die er in ſeiner Hand hielt. Sie begriffen, was vorgehen ſollte.

Schon voll Schrecken beim Anblick deſſen, was vorgefallen war, voll Schrecken in Gedanken an das, was ſich ereignen ſollte, ſtießen nun dieſe Leute alle gleichzeitig ein Gebrülle der Todesangſt aus.

Die Einen verſuchten es, zu entfliehen, aber ſie trafen auf die dritte Brigade, die ihnen den Weg verſperrte; die Andern ſchlugen maſchinenmäßig an und ſchoßen mit ihren entladenen Musketen, wieder Andere fielen auf ihre Kniee.

Ein paar Officiere riefen Porthos zu, um ihm die Freiheit zu verſprechen, wenn er ihnen das Leben ſchenken würde.

Der Lieutenant der dritten Brigade befahl, zu feuern, aber die Garden hatten ihre erſchrockenen Kameraden vor ſich, welche Porthos als lebendiger Wall dienten.

Das durch das Blaſen von Porthos auf den Zündſchwamm und auf die Lunte hervorgebrachte Licht dauerte, wie geſagt, nur zwei Secunden. Doch während dieſer zwei Secunden erhellte es: einmal den in der Finſterniß ſich vergrößernden Rieſen, dann zwei Schritte von ihm einen Haufen blutiger, zerſchmetterter, zermalmter Körper, unter denen noch ein letztes Schauern des Todeskampfes lebte, das die Maſſe aufhob, wie ein letztes Athmen die Seiten eines in der Nacht verſcheidenden ungeſtalten Ungeheuers aufhebt.

Die Lunte wiederbelebend, ſandte jeder Hauch von Porthos auf dieſen Haufen von Leichnamen einen ſchwefeligen Ton, durchſchnitten von purpurnen Streifen.

Außer dieſer Hauptgruppe ſchienen, in der Grotte

nachdem ſie der Zufall des Todes oder die
g des Schlages niedergeſtreckt hatte, einige
Leichname mit ihren gähnenden Wunden

ieſem aus einem Blutſchlamm gekneteten
en ſich unheimlich und ſchimmernd die un-
eiler der Höhle, deren kräftig bezeichnete
leuchtenden Theile hervorhoben.
es Alles wurde geſehen bei dem zitternden
Lunte, welche mit einer Pulvertonne in
ſtand, das heißt bei einer Fackel, die,
nen Tod beleuchtend, den zukünftigen Tod

Schauſpiel dauerte, wie geſagt, nur ein
den. Während dieſes kurzen Zeitraums ver-
i Officier der dritten Brigade acht Solda-
ahl ihnen, durch eine Oeffnung auf Porthos

jenigen, welche Befehl erhielten, zu ſchießen,
geſtalt, daß auf ihr Feuern drei Garben
e fünf anderen Kugeln ziſchend das Gewölbe
e Erde durchfurchten oder die Wände der
öhlten.
hallendes Gelächter antwortete auf dieſen
inn wiegte ſich der Arm des Rieſen, dann
em glänzenden Stern ähnlich, den Feuer-
) die Luft hinzucken.
eißig Schritte geſchleudert, flog das Fäßchen
rricade der Leichname und fiel in eine heu-
e von Soldaten, die ſich auf den platten
en.
fficier war in der Luft dem glänzenden
folgt; er wollte ſich auf das Fäßchen wer-
Lunte abzureißen, ehe ſie das Pulver er-
hes darin enthalten war.
rgebliche Aufopferung: die Luft hatte die
feſtigte Flamme angefacht; die Lunte, welche

in Ruhe zehn Minuten gebrannt hätte, war in dreißig Sekunden verzehrt, und das hölliſche Werk kam zum Ausbruch.

Wüthende Wirbel, Ziſchen und Praſſeln des Schwefels und des Salpeters, gräßliche Verwüſtungen des Alles verſchlingenden Feuers, erſchrecklicher Donner der Exploſion, das war es, was die Sekunde, welche auf die zwei von uns beſchriebenen Sekunden folgte, in dieſer Höhle, die an Gräueln einer Höhle von Teufeln ähnlich, ſich erzeugen ſah.

Die Felſen ſpalteten ſich wie tannene Bretter unter der Art. Ein Strahl von Feuer, Rauch und Trümmern warf ſich mitten in der Grotte empor und breitete ſich immer mehr aus, je mehr er aufſtieg. Die großen Feuerſteinwände neigten ſich, um ſich auf dem Sande niederzulegen, und der Sand ſelbſt, ein Werkzeug des Schmerzes, durchſiebte, aus ſeinen verhärteten Lagern geſchleudert, das Geſicht mit ſeinen Myriaden verwundender Atome.

Das Geſchrei, das Geheul, die Flüche, die Verwünſchungen, die Exiſtenzen, Alles erloſch in einem ungeheuren Gekrache. Die drei erſten Abtheilungen wurden ein Schlund, in den einer nach dem andern, je nach ihrer Schwere, alle vegetabiliſche, animaliſche und menſchliche Trümmer verſanken.

Dann fielen, leichter, der Sand und die Aſche auch und breiteten ſich wie ein gräuliches, rauchendes Bahrtuch über dieſem ſchauderhaften Leichenſchlunde aus.

Und nun ſuchet in dieſer brennenden Grube, in dieſem unterirdiſchen Vulkan die Garden des Königs mit ihren blauen, ſilberbetreßten Röcken.

Suchet die von Gold glänzenden Officiere, ſuchet die Waffen, auf die ſie zu ihrer Vertheidigung gezählt hatten, ſuchet die Steine, die ſie getödtet, ſuchet den Boden, der ſie trug.

Ein einziger Menſch hat aus dem Allem ein Chaos gemacht, das verworrener, ungeſtalter, gräßlicher, als

das Chaos, welches eine Stunde, ehe Gott den Gedanken hatte, die Welt zu ſchaffen, beſtand.

Es blieb nichts von den drei erſten Abtheilungen übrig, nichts, was Gott ſelbſt als ſein Werk zu erkennen im Stande geweſen wäre.

Porthos aber, nachdem er das Pulverfäßchen mitten unter die Feinde geſchleudert, war, nach dem Rathe von Aramis, geflohen und hatte die letzte Abtheilung der Grotte erreicht, in welche die Luft, das Licht und die Sonne eindrangen.

Kaum hatte er ſich um die Ecke gewandt, welche die dritte Abtheilung von der vierten trennte, als er hundert Schritte vor ſich die auf den Wellen ſchaukelnde Barke erblickte; dort waren ſeine Freunde; dort war die Freiheit; dort war das Leben nach dem Sieg.

Noch ſechs von ſeinen ungeheuren Schritten, und er war außerhalb des Gewölbes; zwei bis drei kräftige Sprünge, und er berührte die Barke.

Plötzlich fühlte er ſeine Kniee, als wären ſie hohl, unter ſeinem Leibe erſchlaffen; ſeine Beine erweichten ſich.

„Ho! ho!“ murmelte er erſtaunt, „meine Müdigkeit erfaßt mich wieder, ich kann nicht mehr gehen. Was ſoll das bedeuten?“

Aramis erblickte ihn durch die Oeffnung und rief ihm zu, da er nicht begriff, warum er ſo ſtehen blieb:

„Kommt, Porthos! Kommt, kommt geſchwinde.“

„Oh!“ erwiederte der Rieſe, während er eine Anſtrengung machte, welche vergebens alle Muskeln ſeines Körpers ſpannte, „ich kann nicht.“

Nach dieſen Worten fiel er auf ſeine Kniee; doch mit ſeinen mächtigen Händen klammerte er ſich an den Felſen an und erhob ſich wieder.

„Geſchwinde! geſchwinde!“ wiederholte Aramis, ſich gegen das Ufer bückend, als wollte er mit ſeinen Armen Porthos an ſich ziehen.

„Hier bin ich,“ ſtammelte Porthos, alle ſeine Kräfte zuſammenraffend, um einen Schritt mehr zu machen.

„In des Himmels Namen, Porthos, kommt! kommt! die Tonne wird springen!“

„Kommt, gnädiger Herr,“ riefen die Bretannier Porthos zu, der ſich zerarbeitete wie in einem Traum.

Doch es war nicht mehr Zeit; die Exploſion fand ſtatt, die Erde barſt, der Rauch qualmte durch die breiten Spalten heraus und verdunkelte den Himmel, das Meer floß zurück wie fortgetrieben durch den Hauch des Feuers, das aus der Grotte hervorzuckte wie der Rachen einer rieſigen Chimäre; die Ebbe riß die Bark auf zwanzig Klafter vom Ufer weg; alle Felſen krachten auf ihrer Grundfeſte und trennten ſich wie Holzklötze unter der Gewalt der Keile; man ſah einen Theil des Gewölbes zum Himmel emporſpringen; das roſenfarbene und grüne Feuer des Schwefels, die ſchwarze Lava der thonigen Schmelzungen bekämpften ſich einen Augenblick unter einem majeſtätiſchen Dom von Rauch; dann ſah man ſie zuerſt ſchwanken, dann ſich neigen, dann allmälig fallen, die Felskämme, welche die Gewalt der Exploſion nicht hatte von ihren Jahrhunderte alten Sockeln entwurzeln können; ſie grüßten einander wie ernſte, langſame Greiſe, und endlich ſtürzten ſie nieder, um auf ewig in ihrem ſtaubigen Grabe zu liegen.

Dieſer furchtbare Schlag ſchien Porthos die Kräfte wiederzugeben, die er verloren hatte; er erhob ſich, ſelbſt ein Rieſe unter dieſen Rieſen. Doch in dem Augenblick, wo er zwiſchen der doppelten Reihe von Granitgeſpenſtern durch floh, begannen die letzteren, welche nicht mehr durch die mit einander verbundenen Ketten gehalten wurden, krachend um dieſen Titanen zu rollen, der vom Himmel herab mitten unter die Felſen, die er gegen ihn geſchleudert, geſtürzt ſchien.

Porthos fühlte den durch das lange Zerreißen erſchütterten Boden unter ſeinen Füßen zittern. Er ſtreckte rechts und links ſeine gewaltigen Hände aus, um die einſtürzenden Felſen zurückzuſtoßen. Ein rieſiger Block lehnte ſich an jede von ſeinen ausgeſtreckten flachen

n; er neigte das Haupt, und eine dritte Gra-
ſenkte ſich zwiſchen ſeine beiden Schultern

n Augenblick hatten die Arme von Porthos
en, doch der Hercules raffte alle ſeine Kräfte
, und man ſah die zwei Wände dieſes Ge-
, in welchem er begraben war, ſich langſam
und ihm Platz machen. Einen Augenblick
r in dem Granitrahmen wie der antike Engel
s, aber indem er die Seitenfelſen zurückſchob,
r ſeinen Stützpunkt dem Block, der auf ſeinen
chultern laſtete, und mit ſeinem ganzen Ge-
ıf ihn drückend, ſtürzte der Steinblock den
ıf ſeine Kniee nieder.
einen Moment entfernten Seitenfelſen näher-
nd fügten ihr Gewicht dem Urgewichte bei,
gt hätte, um zehn Menſchen zu zermalmen.
Rieſe fiel, ohne um Hülfe zu rufen, er fiel,
Aramis mit Worten der Ermuthigung und
ung antwortete, denn er konnte einen Augen-
ben, er würde wie der Rieſe Enkelados durch
tigen Strebepfeiler ſeiner Hände das dreifache
abſchütteln. Doch allmälig ſah Aramis den
derſinken; die kurze Zeit krampfhaft geſpann-
e, die durch eine letzte Anſtrengung ſtarr aus-
ı Arme erſchlafften, und der Fels ſenkte ſich
ſe.
rthos! Porthos!" rief Aramis, ſich die Haare
ıd, „Porthos, wo biſt Du? Sprich!"
r! hier!" murmelte Porthos mit erlöſchender
„Geduld! Geduld!"
ollendete kaum das letzte Wort; der Impuls
s vermehrte das Gewicht, der ungeheure Fels
eder gepreßt durch die zwei anderen, die auf
ten, und verſchlang Porthos in einem Grabe
ner Steine.
Aramis die verſcheidende Stimme ſeines Freun-

des hörte, [illegible]
tannern folgten ihm, [illegible]
ein einziger genügte, um die [illegible]
letzte Röcheln des muthigen Streiters [illegible]
Schutt.

Funkelnd, herrlich, jung wie mit zwanzig Jahren
stürzte Aramis nach der dreifachen Masse, und
seinen Händen, die so zart wie Frauenhände, hob
durch ein Wunder der Kraft eine Ecke von dem
heuren Granitgrabe auf. Da erblickte er in der
sternißt dieses Grabes das noch glänzende Auge
Freundes, dem die einen Moment aufgehobene
den Athem wieder gegeben hatte. Sogleich fl
ten sich die zwei Männer an die eiserne He
an und vereinigten ihre angestrengten Kräfte
von Aramis, nicht um sie aufzudrücken, sonder
zu halten. Alles war vergeblich; die drei
gaben langsam unter Schmerzensschreien nac
rauhe Stimme von Porthos, als er sah, w
in einem unnützen Kampfe erschöpften, m
spöttischem Tone die letzten Worte, welche
letzten Athem bis auf die Lippen kamen:

„Zu schwer!“

Wonach das Auge sich verdunkelte u
Gesicht erbleichte, die Hand weiß wurde
letzten Seufzer ausstoßend sich nie
sank der Fels nieder, den
gehalten hatte! die He

XXV.

Die Grabſchrift von Porthos.

Schweigſam, in Eis verwandelt, zitternd wie ein furchtſames Kind erhob, ſich Aramis über dieſem Stein.

Ein Chriſt geht nicht auf Gräbern.

Im Stande, ſich aufrecht zu erhalten, war er unfähig, zu gehen. Man hätte glauben ſollen, etwas vom todten Porthos wäre in ihm geſtorben.

Seine Bretannier umgaben ihn. Aramis überließ ſich ihren Händen; die drei Seeleute hoben ihn auf und trugen ihn in die Barke. Nachdem ſie ihn auf die Bank beim Steuerruder gelegt hatten, ruderten ſie aus allen Kräften, denn ſie wollten lieber rudernd ſich entfernen, als das Segel hiſſen, das ſie verrathen konnte.

Auf der ganzen geebneten Oberfläche der ehemaligen Grotte von Locmaria, auf dieſem abgeflachten Strand, zog ein einziger Hügel den Blick an. Aramis konnte ſeine Augen nicht davon losmachen und von fern, auf der See, ſchien der drohende, ſtolze Fels emporzuragen, wie einſt Porthos emporragte, um zum Himmel ein lächelndes, unbeſiegbares Haupt zu erheben, wie das des redlichen, muthigen Freundes, des Stärkſten von den Vieren, der jedoch zuerſt geſtorben.

Ein ſeltſames Geſchick, das Geſchick dieſer ehernen Männer! Der Einfachſte dem Gemüthe nach mit dem Schlauſten verbunden; die Kraft des Körpers geleitet durch die Feinheit des Geiſtes; und im entſcheidenden Augenblick, da die Stärke allein Geiſt und Körper retten konnte, triumphirte ein Stein, ein Fels, ein geringes, materielles Gewicht über die Stärke, ſtürzte auf den Körper ein und vertrieb den Geiſt.

Würdiger Porthos! geboren, um den anderen Menſchen zu helfen, immer bereit, ſich der Rettung, dem Heile der Schwachen zu opfern, als hätte ihm Gott die Kraft nur zu dieſem Gebrauche gegeben, hatte er bloß die Bedingungen ſeines Vertrags mit Aramis zu erfüllen geglaubt, eines Vertrags, den jedoch Aramis allein abgefaßt, und den Porthos nur kennen gelernt, um die furchtbare gemeinſchaftliche Verbindlichkeit davon zu fordern!

Edler Porthos! Wozu nützen die von herrlichem Geräthe ſtrotzenden Schlöſſer, die von Wildbret ſtrotzenden Wälder, die von Fiſchen ſtrotzenden Teiche, die von Reichthümern ſtrotzenden Keller! Wozu nützen die Lackeien mit den glänzenden Livreen, und mitten unter ihnen Mousqueton, ſtolz auf die ihm von Dir übertragene Gewalt! O edler Porthos! ſorgſamer Anhäufer von Schätzen, mußteſt Du ſo viel arbeiten, Dein Leben zu vergolden und zu verſüßen, um Dich am Ende auf einem öden Geſtade, bei dem Geſchrei der Vögel des Oceans, mit zerſchellten Knochen unter einem kalten Stein auszuſtrecken! Mußteſt Du edler, Porthos, ſo viel Gold anſammeln, um nicht einmal das Diſtichon eines armen Poeten auf Deinem Grabmale zu haben!

Muthiger Porthos! Er ſchläft ohne Zweifel noch, vergeſſen, verloren unter dem Felſen, welchen die Hirten der Heide für das rieſige Dach eines Dolmen halten.

Und ſo viel kräftiges Heidekraut, ſo viele vom bittern Wind des Oceans beſtrichene Mooſe, ſo viele ausdauernde Flechten haben das Grab mit der Erde verlöthet, daß nie ein Vorübergehender ſich einzubilden vermöchte, ein ſolcher Granitblock habe von der Schulter eines Sterblichen aufgehoben werden können.

Immer kalt, immer zu Eis erſtarrt, das Herz an den Lippen, ſchaute Aramis bis zum letzten Strahl des Tages nach dem am Horizont verſchwindenden Geſtade.

Nicht ein Wort hauchte ſich ſeinem Munde aus, nicht ein Seufzer hob ſeine tiefe Bruſt.

Die abergläubiſchen Bretannier ſchauten ihn zitternd an. Dieſes Stillſchweigen war nicht das eines Menſchen, ſondern das einer Bildſäule.

Bei den erſten grauen Linien, welche vom Himmel herabſtiegen, hatte indeſſen die Barke ihr kleines Segel gehißt, das ſich beim Kuſſe des Windes rundete; raſch entfernte ſich das Fahrzeug von der Küſte, und den Schnabel gegen Spanien gerichtet, ſchwamm es muthig durch den ſchrecklichen, an Stürmen ſo fruchtbaren Golf von Gascogne.

Doch kaum eine halbe Stunde, nachdem das Segel gehißt war, beugten ſich die Ruderer, unthätig geworden, über ihre Bänke, machten ſich einen Lichtſchirm aus ihrer Hand und zeigten ſich einander einen weißen Punkt, der am Horizont erſchien, ebenſo unbeweglich, als es ſcheinbar eine durch das unerklärliche Athemholen der Wellen gewiegte Möwe iſt.

Was aber gewöhnlichen Augen unbeweglich geſchienen, ging mit raſchem Schritte für das geübte Auge des Seemanns; was auf der See feſtzuſtehen ſchien, ſtreifte behende über die Wellen hin.

Eine Zeit lang, da ſie die tiefe Erſtarrung ſahen, in welche der Gebieter verſunken war, wagten ſie es nicht, ihn zu erwecken, und ſie begnügten ſich damit, daß ſie ihre Muthmaßungen mit leiſer, ängſtlicher Stimme austauſchten. Aramis, der ſonſt ſo thätig, ſo wachſam, Aramis, deſſen Auge wie das des Luchſes unabläßig lauerte und bei Nacht beſſer ſah, als bei Tag, Aramis entſchlummerte in der Verzweiflung ſeiner Seele.

So verging eine Stunde, während welcher der Tag allmälig abnahm, während welcher aber auch das Schiff, das man ſah, es ſo ſehr der Barke an raſche[illegible] zuvorthat, daß Goennel, einer von den drei [illegible] endlich laut zu ſagen wagte:

„Monſeigneur, man macht Jagd auf uns!“

Aramis antwortete nichts. Das Schiff kam immer mehr heran.

Auf den Befehl des Patrons Yves zogen nun die zwei Matroſen das Segel ein, damit dieſer einzige Punkt, der auf der Oberfläche der Wellen erſchien, das feindliche Auge, das ſie verfolgte, zu leiten aufhörte.

Von Seiten des Schiffes beſchleunigte ſich im Gegentheil die Verfolgung durch zwei neue Segel, die man am Ende der Maſten aufſteigen ſah.

Zum Unglück war man in den ſchönſten und längſten Tagen des Jahres, und der Mond folgte in ſeiner ganzen Klarheit auf den unſeligen Abend. Den Wind hinter ſich, hatte das Schiff, das die kleine Barke verfolgte, alſo noch eine halbe Stunde Dämmerung und eine ganze Nacht Halbhelle.

„Monſeigneur! wir ſind verloren!“ ſagte der Patron; „ſchaut! Sie ſehen uns, obgleich wir unſer Segel eingezogen haben.“

„Darüber braucht man ſich nicht zu wundern,“ murmelte einer von den Matroſen; „man ſagt, mit Hülfe des Teufels haben die Leute von den Städten Inſtrumente erfunden, mit denen ſie ſo gut von fern, als von nahe, ſo gut bei Nacht, als bei Tag ſehen.“

Aramis nahm aus der Barke ein Fernrohr, richtete es ſtillſchweigend, gab es dem Matroſen und ſagte:

„Nehmt und ſchaut.“

Der Matroſe zögerte.

„Seid unbeſorgt,“ ſprach der Biſchof, „es iſt keine Sünde, und wenn es eine Sünde iſt, ſo nehme ich ſie auf mich.“

Der Matroſe hielt das Fernrohr an ſein Auge und ſtieß einen Schrei aus.

Es war ihm vorgekommen, als hätte das Schiff, das ihm kaum einen Kanonenſchuß weit entfernt erſchien, den Raum plötzlich und mit einem Sprung zurückgelegt.

r aber das Inſtrument von ſeinem Auge zu-
merkte er, daß das Schiff, abgeſehen von dem
es während dieſes kurzen Moments hatte
nnen, noch in der gleichen Entfernung war.
ſehen uns alſo, wie wir ſie ſehen," murmelte
ſe.
ſehen uns," wiederholte Aramis, und er ver-
nals in ſeine Unempfindlichkeit.
! ſie ſehen uns!" ſagte der Patron Yves;
h!"
aut, Patron!" rief der Matroſe.
r reichte ihm das Fernrohr.
iſeigneur verſichert mich, der Teufel habe
dem Allem zu ſchaffen?" fragte der Patron.
is zuckte die Achſeln.
Patron hielt das Fernrohr an ſein Auge.
! Monſeigneur, das iſt ein Wunder," rief er,
a; mir ſcheint, ich kann ſie berühren. We-
ünf und zwanzig Mann! Ah! ich ſehe den
auf dem Vordertheil! Er hält ein Fernglas
und ſchaut nach uns. Ah! er wendet ſich
ibt einen Befehl; ſie rollen eine Kanone auf
rtheil; ſie laden ſie; ſie richten ſie... Barm-
ſie ſchießen auf uns!"
mit einer maſchinenmäßigen Bewegung legte
n ſein Fernrohr raſch nieder, und, an den
zurückgeſchoben, erſchienen ihm die Gegen-
der unter ihrem wahren Anblick.
Schiff war ungefähr noch eine Lieue entfernt,
vom Patron verkündigte Manoeuvre wurde
htsdeſtoweniger wirklich ausgeführt.
leichte Rauchwolke erſchien unter den Segeln,
s ſie, und dehnte ſich aus wie eine Blume,
ſchließt; dann ſah man ungefähr auf eine
der kleinen Barke die Kugel ein paar Wel-
inen, eine weiße Furche im Meere graben
Ende dieſer Furche ſo harmlos verſchwinden,

als der Stein, mit dem ein spielender Schüler Prellungen macht.

Das war zugleich eine Drohung und eine Ankündigung.

„Was ist zu thun?“ fragte der Patron.

„Sie werden uns in den Grund bohren,“ sagte Goennec; „gebt uns die Absolution, Monseigneur!“

Und die Seeleute knieten vor dem Bischof nieder.

„Ihr vergeßt, daß sie uns sehen,“ sprach dieser.

„Es ist wahr,“ sagten die Matrosen, ihrer Schwäche sich schämend. „Befehlt, Monseigneur, wir sind bereit, für Euch zu sterben.“

„Warten wir,“ sprach Aramis.

„Wie! warten?“

„Ja, seht Ihr nicht, daß sie uns, wenn wir zu fliehen versuchen, wie Ihr so eben saget, in den Grund bohren werden?“

„Aber vielleicht,“ wagte der Patron zu bemerken, „aber vielleicht können wir ihnen, begünstigt durch die Nacht, entwischen.“

„Oh!“ entgegnete Aramis, „sie haben wohl ein wenig griechisches Feuer, um ihren Weg und den unseren zu erleuchten.“

Und zu gleicher Zeit, als hätte das Schiff auf die Bemerkung von Aramis antworten wollen, stieg eine zweite Rauchwolke langsam zum Himmel auf, und aus dem Schooße dieser Wolke sprang ein entzündeter Pfeil hervor, der, einem Regenbogen ähnlich, seine Parabel beschrieb und in das Meer fiel, wo er zu brennen fortfuhr und den Raum auf eine Viertelmeile im Durchmesser erleuchtete.

Die Bretannier schauten sich erschrocken um.

„Ihr seht wohl,“ sagte Aramis, „es ist besser, sie zu erwarten.“

Die Ruder entschlüpften den Händen der Matrosen, und die Barke wiegte sich unmerklich auf dem Ende der Wogen.

Es wurde Nacht, aber das Schiff segelte immer weiter.

Es war, als verdoppelte es seine Geschwindigkeit
t der Finsterniß. Dann und wann, wie ein Geier mit dem
itigen Hals seinen Kopf aus seinem Neste heraus-
ckt, sprang das griechische Feuer aus seinen Flanken
vor und warf mitten in den Ocean seine Flamme
einen weiß glühenden Schnee.

Endlich kam es auf Flintenschußweite.

Die ganze Mannschaft war, das Gewehr im Arm,
dem Verdeck.

Man hätte glauben sollen, es handle sich darum,
e Fregatte zu entern und eine der Zahl nach über-
ene Equipage zu bekämpfen, und nicht, eine von vier
rsonen besetzte Barke zu nehmen.

„Ergebt Euch!“ rief der Commandant des Schif-
mit Hülfe seines Sprachrohrs.

Die Matrosen schauten Aramis an.

Aramis machte ein Zeichen mit dem Kopf.

Der Patron Yves ließ einen weißen Fetzen am
de eines Bootshaken flattern.

Das war eine Manier, die Flagge zu streichen.

Das Schiff rückte weiter wie ein Renner.

Es schleuderte eine neue griechische Rakete, sie fiel
anzig Schritte von der Barke nieder und setzte sie
er in's Licht, als es ein Strahl von der glänzendsten
nne gethan hätte.

„Beim ersten Zeichen des Widerstandes Feuer!“
der Commandant des Schiffes.

Die Soldaten senkten ihre Musketen.

„Man sagt Euch doch, man ergebe sich,“ rief der
tron Yves.

„Lebendig! lebendig!“ schrieen einige exaltirte
daten; „wir müssen sie lebendig nehmen.“

„Nun wohl! ja, lebendig,“ erwiederte der Kapitän.

Dann wandte er sich gegen die Bretannier und rief:

„Es soll Euch Allen nichts am Leben geschehen,
ne Freunde, Herrn d'Herblay ausgenommen.“

Aramis bebte unmerklich.

Einen Moment heftete ſich ſein Auge auf die Tiefen des Oceans, der an ſeiner Oberfläche durch den letzten Schein des griechiſchen Feuers beleuchtet war, durch einen Schein, welcher an den Flanken der Wellen hinlief, an deren Gipfel wie ein Federſchmuck ſpielte, und noch düſterer, noch geheimnißvoller die Abgründe machte, die ſie bedeckten.

„Ihr höret, Monſeigneur?“ ſagten die Matroſen.

„Ja.“

„Was befehlt Ihr?“

„Willigt ein.“

„Doch Ihr, Monſeigneur?“

Aramis neigte ſich weiter vor und ſpielte mit der Spitze ſeiner weißen, zarten Finger mit dem grünlichen Waſſer der See, der er wie einer Freundin zulächelte.

„Willigt ein,“ wiederholte er.

„Wir willigen ein,“ riefen die Matroſen, „doch welches Unterpfand werden wir haben?“

„Das Wort eines Edelmanns,“ erwiederte der Officier. „Bei meinem Grade und bei meinem Namen ſchwöre ich Euch, daß Allem, was nicht Herr d'Herblay iſt, das Leben unverſehrt bleiben ſoll. Ich bin Lieutenant der Fregatte des Königs Pomane und heiße Louis Conſtant von Preſſigny.“

Schon halb über die Barke hinaus nach dem Meere hinab geneigt, erhob Aramis mit einer raſchen Geberde das Haupt, richtete ſich hoch auf und rief, das Auge entflammt, ein Lächeln auf den Lippen, als ob ihm das Commando zugekommen wäre:

„Werft die Leiter, meine Herren.“

Man gehorchte.

Aramis ergriff das Seil und ſtieg zuerſt hinauf, aber ſtatt der Angſt, die man auf ſeinem Geſichte hervortreten zu ſehen erwartete, ſahen ihn die Matroſen des Schiffes zu ihrer großen Verwunderung mit ſicherem Schritte auf den Commandanten zugehen, die-

'en feſt anſchauen und ihm mit der Hand ein geheim=
ıißvolles, unbekanntes Zeichen machen, bei deſſen An=
ɔlick der Officier erbleichte, zitterte, und die Stirne
'enkte.

Ohne ein Wort zu ſagen, hob Aramis nun die Hand bis unter die Augen des Commandanten empor und zeigte ihm einen Ring, den er am Goldfinger der linken Hand trug.

Und indem er dieſes Zeichen machte, hätte Aramis, in eine kalte, ſchweigſame, ſtolze Majeſtät gehüllt, das Ausſehen eines Kaiſers, der ſeine Hand zum Kuſſe reicht.

Der Commandant, der einen Augenblick das Haupt erhoben hatte, neigte es zum zweiten Mal mit dem Zeichen der tiefſten Ehrfurcht.

Dann ſtreckte er die Hand gegen das Hintertheil, das heißt gegen ſein Zimmer aus und trat auf die Seite, um Aramis vorangehen zu laſſen.

Die drei Bretannier, welche hinter ihrem Biſchof hinaufgeſtiegen waren, ſchauten ſich erſtaunt an.

Die ganze Mannſchaft ſchwieg.

Fünf Minuten nachher rief der Commandant den Seconblieutenant; ſogleich kam dieſer wieder herauf und befahl, nach der Corogne zu ſteuern.

Während man den gegebenen Befehl vollzog, erſchien Aramis wieder auf dem Verdeck und ſetzte ſich an die Verſchanzung.

Es war völlig Nacht geworden, der Mond zeigte ſich noch nicht, und dennoch ſchaute Aramis hartnäckig gegen Belle=Isle. Yves näherte ſich dem Commandanten, der wieder ſeinen Platz auf dem Hintertheil eingenommen hatte, und fragte ihn ſehr leiſe, ſehr demüthig:

„Welchen Weg verfolgen wir, Kapitän?“

„Wir verfolgen den Weg, der Monſeigneur beliebt,“ antwortete der Officier.

Aramis brachte die Nacht an die Verſchanzung ɔ gelehnt zu.

Aramis
Einen Moment
sen des Oceans, der an
letzten Schein des friechite
durch einen Schein, welcher
hinlief, an deren Gipfel wi
und noch düsterer, noch gehe
machte, die sie bedeckten.
"Ihr höret, Monseigneur
"Ja."
"Was befehlt Ihr?"
"Willigt ein."
"Doch Ihr, Monseigneur?"
Aramis neigte sich weiter vo
Spitze seiner weißen, zarten Finge
Wasser der See, der er wie einer
"Willigt ein," wiederholte er.
"Wir willigen ein," riefen bl
welches Unterpfand werden wir habe
"Das Wort eines Edelmanns
Officier. "Bei meinem Grade und
schwöre ich Euch, daß Allem, was nic
ist, das Leben unversehrt bleiben sol
tenant der Fregatte des Königs P
Constant von Preffigny."
über die Barke hinc
Aramis mit e
auf

lassen. Um welche Stunde denkt Ihr,
werde?“
hr in zwei Stunden, der König hat
urch gewacht.“
ahm wieder seinen Hut, grüßte Herrn
hrte in seine Wohnung zurück.
alb zehn Uhr abermals. Man sagte
hstücke.
erwiederte d'Artagnan, „ich werde
ährend er speist.“
bemerkte d'Artagnan, der König
ahles Niemand empfangen.
Herrn von Brienne von der

cht, Herr Secretaire, daß
b zu jeder Stunde habe.“
tän sachte bei der Hand

Herr d'Artagnan; der
seine ganze Hausordnung

tagnan, um welche Stunde
digt hätte.
antwortete Brienne.
cht? Was soll das
viel Zeit der König
ine Stunde, und
den Appetit schärft,
das ist, denke ich,
n.“
rtagnan, es ist
mehr in diese
hier die Wache
eine Secunde
sehr rasch
streich übler

Yves bemerkte am andern Morgen, als er in ſeine Nähe kam, dieſe Nacht müſſe ſehr feucht geweſen ſein, denn das Holz, auf das der Biſchof ſeinen Kopf geſtützt hatte, war benetzt wie von einem Thau.

Wer weiß, dieſer Thau waren vielleicht die erſten Thränen, die den Augen von Aramis entfallen!

Welche Grabſchrift wäre ſo viel werth geweſen, als dieſe! Guter Porthos!

XXVI.

Die Runde von Herrn von Gèvres.

D'Artagnan war nicht an Widerſtände, wie der, welchen er erfahren hatte, gewöhnt. Er kam tief gereizt nach Nantes zurück.

Die Gereiztheit überſetzte ſich bei dieſem kräftigen Mann durch einen ſtürmiſchen Angriff, gegen den bis dahin wenige Menſchen, und waren ſie auch Könige, waren ſie Rieſen, Stand zu halten vermocht hatten.

Ganz bebend, ging d'Artagnan gerade nach dem Schloſſe und verlangte mit dem König zu ſprechen. Es mochte ungefähr ſieben Uhr Morgens ſein, und ſeit ſeiner Ankunft in Nantes war der König früh aus dem Bette.

Als aber d'Artagnan in die uns bekannten Hausflur kam, fand er Herrn von Gèvres, der ihn ſehr artig aufhielt und ihn ermahnte, nicht laut zu ſprechen und den König ruhen zu laſſen.

„Der König ſchläft?“ ſagte d'Artagnan; „ich werde

jn alſo ſchlafen laſſen. Um welche Stunde denkt Ihr, aß er aufſtehen werde?"

„Oh! ungefähr in zwei Stunden, der König hat ie ganze Nacht durch gewacht."

D'Artagnan nahm wieder ſeinen Hut, grüßte Herrn on Gèvres und kehrte in ſeine Wohnung zurück.

Er kam um halb zehn Uhr abermals. Man ſagte hm, der König frühſtücke.

„Das iſt gut," erwiederte d'Artagnan, „ich werde en König ſprechen, während er ſpeiſt."

Herr von Brienne bemerkte d'Artagnan, der König ollte während ſeines Mahles Niemand empfangen.

D'Artagnan ſchaute Herrn von Brienne von der Seite an und entgegnete:

„Ihr wißt vielleicht nicht, Herr Secretaire, daß h meinen Eintritt überall und zu jeder Stunde habe."

Brienne nahm den Kapitän ſachte bei der Hand nd ſagte zu ihm:

„Nicht in Nantes, lieber Herr d'Artagnan; der König hat auf dieſer Reiſe ſeine ganze Hausordnung eränder."

Beſänftigt, fragte d'Artagnan, um welche Stunde er König ſein Frühſtück beendigt hätte.

„Man weiß es nicht," antwortete Brienne.

„Wie! man weiß es nicht? Was ſoll das bedeuen? Man weiß nicht, wie viel Zeit der König zum ſſen braucht? Gewöhnlich eine Stunde, und nehme ch an, daß die Luft der Loire den Appetit ſchärft, ſo etzen wir anderthalb Stunden; das iſt, denke ich, geug; ich werde alſo hier warten."

„Oh! mein lieber Herr d'Artagnan, es iſt der Befehl gegeben worden, Niemand mehr in dieſe Flur inzulaſſen; ich habe zu dieſem Ende hier die Wache."

D'Artagnan fühlte den Zorn eine Secunde lang n ſein Gehirn emporſteigen. Er ging ſehr raſch weg, us Furcht, die Sache durch einen Streich übler Laune u verwickeln.

Als er außen war, dachte er nach.

„Der König will mich nicht empfangen," ſagte er, „das iſt augenſcheinlich; er iſt ärgerlich, der junge Mann; er fürchtet die Worte, die ich ihm ſagen kann. Ja, doch mittlerweile belagert man Belle-Isle und man nimmt gefangen oder tödtet vielleicht meine zwei Freunde. Armer Porthos! Was Meiſter Aramis betrifft, das iſt ein Mann voll von Mitteln, und ich bin ruhig in Beziehung auf ihn. Aber nein, nein, Porthos iſt noch nicht invalid und Aramis iſt kein einfältiger Greis. Der Eine mit ſeinen Armen, der Andere mit ſeiner Einbildungskraft werden den Soldaten Seiner Majeſtät Arbeit geben. Wer weiß! wenn dieſe zwei Braven zur Erbauung Seiner Allerchriſtlichſten Majeſtät eine kleine Baſtei Saint-Gervais wiederholen würden! Ich verzweifle nicht. Sie haben Kanonen und eine Garniſon . . . Indeſſen," fuhr d'Artagnan den Kopf ſchüttelnd fort, „ich glaube, es wäre beſſer, den Kampf zu hemmen. Für mich allein würde ich weder hoffärtigen Trotz, noch Treuloſigkeit von Seiten des Königs ertragen, aber für meine Freunde muß ich das Anſchnauzen, muß ich Beleidigungen, muß ich Alles dulden. Wenn ich zu Herrn Colbert ginge? Das iſt Einer, dem ich Angſt zu machen die Gewohnheit werde annehmen müſſen. Gehen wir zu Herrn Colbert."

D'Artagnan begab ſich muthig auf den Weg. Er erfuhr hier, daß Herr Colbert mit dem König im Schloß von Nantes arbeitete.

„Gut!" rief er, „nun bin ich zu der Zeit zurückgekehrt, wo ich beſtändig auf dem Wege von Treville in die Wohnung des Cardinals, von der Wohnung des Cardinals zur Königin, von der Königin zu König Ludwig XIII war. Man hat Recht, wenn man ſagt, mit dem Alter werden die Menſchen wieder Kinder. In's Schloß!"

Er kehrte dahin zurück. Herr von Lyonne kam heraus. Er reichte ſeine beiden Hände d'Artagnan und

eilte ihm mit, der König werde den ganzen Abend' e ganze Nacht ſogar arbeiten, und es ſei der Befehl :geben, Niemand einzulaſſen.

„Nicht einmal den Kapitän, der den Befehl ein= ɔlt?“ rief d'Artagnan. „Das iſt zu ſtark.“

„Nicht einmal,“ erwiederte Herr von Lyonne.

„Wenn dem ſo iſt,“ ſprach d'Artagnan, bis ins erz verwundet, „wenn der Kapitän der Musketiere, er immer in das Schlafzimmer des Königs eingetre= n iſt, nicht mehr in das Cabinet oder in den Speiſe= ıal eintreten darf, ſo iſt der König todt, oder er hat ine Ungnade auf ſeinen Kapitän geworfen. In dem nen wie in dem andern Fall bedarf er deſſelben nicht ehr. Habt die Güte zurückzukehren, Herr von Lyonne, hr, der Ihr in Gnade ſeid, und ſagt ganz unumwun= :n dem König, ich bitte ihn um meine Entlaſſung.“

„D'Artagnan, nehmt Euch in Acht,“ rief Lyonne.

„Geht aus Freundſchaft für mich.“

Und er ſchob ihn ſachte nach dem Cabinet.

„Ich gehe,“ ſagte Herr von Lyonne.

D'Artagnan wartete in der Flur auf= und ab= hreitend.

Lyonne kam zurück.

„Nun! was hat der König geſagt?“ fragte d'Ar= ıgnan.

„Der König hat geſagt, es ſei gut,“ erwiederte yonne.

„Was ſei gut?“ rief der Kapitän ausbrechend; das heißt, er nehme an? Wohl! nun bin ich frei! ch bin Bürger, Herr von Lyonne. Auf das Ver= nügen, Euch bald wieder zu ſehen. Gott befohlen Schloß, Corridor, Vorzimmer, ein Bürger, der end= ch frei athmen wird, grüßt euch.“

Und ohne länger zu warten, ſprang der Kapitän us der Terraſſe auf die Treppe, wo er die Stücke om Brief von Gourville gefunden. Fünf Minuten

nachher trat er in den Gasthof ein, in welchem er nach dem Gebrauch aller hohen Officiere, denen eine Wohnung im Schlosse angewiesen war, das genommen hatte, was man sein Stadtzimmer nannte.

Doch statt seinen Mantel und seinen Degen abzulegen, nahm er hier Pistolen, steckte sein Geld in einen großen ledernen Beutel, ließ seine Pferde aus dem Schloßstall holen, und gab Befehle, um Vannes noch in der Nacht zu erreichen.

Alles erfolgte nach seinen Wünschen. Um acht Uhr Abends setzte er seinen Fuß in den Steigbügel, als Herr von Gèvres an der Spitze von zwölf Garden vor dem Gasthause erschien.

D'Artagnan sah Alles aus dem Augenwinkel; er sah nothwendig diese dreizehn Mann und diese dreizehn Pferde. Aber er stellte sich, als bemerkte er nichts, und schwang sich vollends auf sein Pferd.

Gèvres trat zu ihm heran und sagte laut:

„Herr d'Artagnan!"

„Ah! Herr von Gèvres, guten Abend!"

„Man sollte glauben, Ihr steiget zu Pferde?"

„Mehr, ich bin aufgestiegen, wie Ihr seht."

„Es findet sich gut, daß ich Euch treffe."

„Ihr suchtet mich?"

„Mein Gott! ja."

„Ich wette, im Auftrage des Königs?"

„Ja."

„Wie ich vor ein paar Tagen Herrn Fouquet suchte?"

„Oh!"

„Wollt Ihr mir etwa Nieblichkeiten machen, mir! Verlorene Mühe, geht! Sagt mir geschwinde, daß Ihr kommt, um mich zu verhaften."

„Euch verhaften, guter Gott! nein."

„Nun! warum geht Ihr mich denn mit zwölf Mann zu Pferde an?"

„Ich mache eine Runde."

„Nicht übel! Und Ihr hebt mich bei dieſer Runde
if?“

„Ich hebe Euch nicht auf, ich finde Euch und bitte
uch, mit mir zu kommen.“

„Wohin?“

„Zum König.“

„Gut!“ ſagte d'Artagnan mit ſpöttiſchem Tone,
er König hat alſo nichts mehr zu thun?“

„Ich bitte, Kapitän,“ ſprach Herr von Gèvres
iſe zum Musketier, „gefährdet Euch nicht, dieſe Leute
ren Euch.“

D'Artagnan lachte und erwiederte dann:

„Vorwärts. Die Leute, die man verhaftet, haben
ren Platz zwiſchen den ſechs erſten und den ſechs letz-
n Garden.“

„Da ich Euch aber nicht verhafte,“ entgegnete Herr
n Gèvres, „ſo werdet Ihr, wenn es Euch beliebt,
it mir hinten reiten.“

„Ah!“ ſagte d'Artagnan, „das iſt ein gutes Ver-
hren, Herzog, und Ihr habt Recht, denn wenn ich
Runden bei Eurem Stadtzimmer zu machen gehabt
itte, wäre ich höflich gegen Euch geweſen, das ver-
here ich Euch bei meinem Ehrenwort. Nun noch eine
efälligkeit ... Was will der König von mir.“

„Oh! der König iſt wüthend.“

„Nun wohl! der König, der ſich die Mühe genom-
en, ſich wüthend zu machen, wird ſich auch die Mühe
hmen, ſich zu beruhigen, das iſt einfach. Ich werde
cht darüber ſterben, das ſchwöre ich Euch.“

„Nein, aber ...“

„Aber man wird mich dem armen Herrn Fouquet
eſellſchaft leiſten laſſen, Mordioux! Das iſt ein arti-
r Mann ... wir werden ganz angenehm mit einander
ben, das ſchwöre ich Euch.“

„Wir ſind an Ort und Stelle,“ ſagte der Herzog.
Kapitän, ich bitte Euch, ſeid ruhig gegen den König.“

„Oh! wie wacker ſeid Ihr gegen mich, Herzog!“

ſprach d'Artagnan, Herrn von Gèvres anſchauend. „Man ſagte mir, Ihr ſtrebtet darnach, Eure Garden mit meinen Musketieren zu verbinden; ich glaube, das iſt eine herrliche Gelegenheit!"

„Ich werde ſie nicht ergreifen, Gott behüte mich, Kapitän!"

„Warum nicht?"

„Aus vielen Gründen einmal, und dann aus dem, daß, wenn ich Euch bei den Musketieren nachfolgte, nachdem ich Euch verhaftet hätte . . ."

„Ah! Ihr geſteht, daß Ihr mich verhaftet?"

„Nein, nein!"

„So ſagt getroffen. Wenn Ihr mir nachfolgtet, nachdem Ihr mich getroffen hättet?"

„Eure Musketiere würden beim erſten Exerciren im Feuer aus Unachtſamkeit nach meiner Seite ſchießen."

„Ah! was das betrifft, ich leugne es nicht. Dieſe Burſche lieben mich ſehr."

Gèvres ließ d'Artagnan voran gehen, führte ihn unmittelbar nach dem Cabinet, wo der König ſeinen Kapitän der Musketiere erwartete, und ſtellte ſich hinter ſeinen Collegen im Vorzimmer.

Man hörte ſehr deutlich den König laut mit Colbert ſprechen, in demſelben Cabinet, wo einige Tage vorher Colbert den König hatte laut mit Herrn d'Artagnan ſprechen hören können.

Die Garden blieben in Piquet zu Pferde vor dem Hauptthore, und es verbreitete ſich allmälig in der Stadt das Gerücht, der Herr Kapitän der Musketiere ſei auf Befehl des Königs verhaftet worden.

Da ſah man alle dieſe Leute in Bewegung gerathen, wie in der guten Zeit von Ludwig XIII und Herrn von Treville; es bildeten ſich Gruppen, die Treppen füllten ſich, ein unbeſtimmtes Gemurmel drang unten von den Höfen rollend bis in die oberen Stockwerke empor, den heiſeren Lamentationen der Wellen bei der Fluth ähnlich.

Herr von Gèvres war unruhig. Er ſchaute ſeine arden an, welche, Anfangs von den Musketieren, die ch in ihre Reihen miſchten, befragt, ſich von dieſen ich einige Unruhe offenbarend zu entfernen anfingen.

D'Artagnan war ſicherlich minder unruhig, als Herr on Gèvres, der Kapitän der Garden. Unmittelbar ach ſeinem Eintritt hatte er ſich auf den Rand eines enſters geſetzt; er ſah alle Dinge mit ſeinem Adlers- ick und verzog keine Miene.

Keiner von den Fortſchritten der Gährung, die ſich i dem Gerüchte von ſeiner Verhaftung kundgegeben, ar ihm entgangen. Er ſah den Augenblick vorher, o der Ausbruch ſtattfinden würde, und man weiß, daß ine Vorherſehungen ſicher waren.

„Es wäre ſeltſam," dachte er, „wenn mich meine rätorianer heute Abend zum König von Frankreich achten. Wie würde ich darüber lachen!"

Doch im ſchönſten Augenblick ſtockte Alles. Gar- n, Musketiere, Officiere, Soldaten, Gemurmel, Un- he, Alles zerſtreute ſich, verſchwand; kein Sturm ehr, keine Drohungen mehr, kein Aufruhr mehr.

Ein Wort hatte die Wellen beruhigt.

Der König hatte durch Brienne ausrufen laſſen:

„Stille, meine Herren, Ihr ſeid dem König be- hwerlich!"

D'Artagnan ſeufzte.

„Es iſt vorbei," ſagte er, „die Musketiere von eute ſind nicht mehr die von Seiner Majeſtät Lud- ig XIII. Es iſt vorbei."

„Herr d'Artagnan, zum König!" rief ein Huiſſier.

XXVII.

König Ludwig XIV.

Der König ſaß in ſeinem Cabinet, den Rücken der Eingangsthüre zugewendet. Ihm gegenüber war ein Spiegel, in welchen er, während er in ſeinen Papieren ſtörte, nur einen Blick zu werfen brauchte, um diejenigen, welche zu ihm kamen, zu ſehen.

Er wandte ſich bei dem Eintritt von d'Artagnan nicht um und breitete nur über ſeinen Briefen und Plänen das große Stück grüner Seide aus, das ihm dazu diente, ſeine Geheimniſſe vor Läſtigen zu verbergen.

D'Artagnan begriff das Spiel und blieb hinten, ſo daß nach einer Minute der König, der nichts hörte und nur aus dem Augenwinkel ſah, zu rufen genöthigt war:

„Iſt Herr d'Artagnan nicht da?"

„Hier bin ich," erwiederte der Musketier vortretend.

„Nun, mein Herr," ſprach der König, ſein klares Auge auf d'Artagnan heftend, „was habt Ihr mir zu ſagen?"

„Ich?" erwiederte dieſer, der auf den erſten Stoß des Feindes wartete, um einen guten Gegenſtoß zu thun, „ich, ich habe Eurer Majeſtät nichts zu ſagen, wenn nicht, daß ſie mich hat verhaften laſſen und daß ich hier bin."

Der König war im Begriff, zu antworten, er habe d'Artagnan nicht verhaften laſſen, doch das kam ihm wie eine Entſchuldigung vor und er ſchwieg.

D'Artagnan beobachtete ein hartnäckiges Stillſchweigen.

„Mein Herr," ſprach der König, „was hatte ich

Euch in Belle-Isle zu thun beauftragt? ich bitte, ſagt es mir."

Bei dieſen Worten ſchaute der König ſeinen Kapitän feſt an.

Hier war d'Artagnan zu glücklich; der König machte ihm die Partie ſo ſchön.

„Ich glaube," erwiederte er, „Eure Majeſtät hat die Gnade gehabt, mich zu fragen, was ich in Belle-Isle habe thun ſollen?"

„Ja, mein Herr."

„Ich weiß es durchaus nicht, Sire; mich muß man das nicht fragen, ſondern die zahlloſen Officiere aller Art, denen man zahlloſe Befehle aller Art gegeben, während man mir, dem Anführer der Expedition, nichts Beſtimmtes befohlen hatte."

Der König war verletzt; er zeigte es durch ſeine Antwort.

„Mein Herr," erwiederte er, „man hat nur Leuten Befehle gegeben, die man für treu erachtet."

„Ich wundere mich auch, Sire," fuhr der Musketier fort, „daß ein Kapitän, wie ich bin, der ich die Geltung eines Marſchalls von Frankreich habe, ſich unter die Befehle von fünf bis ſechs Lieutenants und Majors geſtellt ſehen mußte, welche zu Spionen taugen mögen, aber keines Wegs zur Anführung von Kriegsexpeditionen. Hierüber wollte ich Eure Majeſtät um Aufklärung bitten, als mir der Eintritt verweigert wurde, was als die letzte einem braven Mann angethane Beſchimpfung mich veranlaßt hat, den Dienſt Eurer Majeſtät zu verlaſſen."

„Mein Herr, Ihr glaubt immer in einem Jahrhundert zu leben, wo die Könige, wie Ihr es geweſen zu ſein Euch beklagt, unter den Befehlen und unter der Willkür ihrer Untergeordneten ſtanden. Ihr ſcheint mir zu ſehr zu vergeſſen, daß ein König nur Gott über ſeine Handlungen Rechenſchaft ſchuldig iſt."

„Ich vergeſſe gar nichts, Sire," erwiederte der

Musketier, bei dieſer Lection ebenfalls verletzt. „Uebrigens ſehe ich nicht ein, wodurch ein ehrlicher Mann den König beleidigt, wenn er ihn fragt, in welcher Hinſicht er ihm ſchlecht gedient habe.“

„Ihr habt mir dadurch ſchlecht gedient, daß Ihr die Partei meiner Feinde gegen mich ergriffet.“

„Wer ſind Eure Feinde, Sire?“

„Diejenigen, zu deren Bekämpfung ich Euch abſandte.“

„Zwei Männer! Feinde des Heeres Eurer Majeſtät! das iſt nicht glaublich, Sire.“

„Ihr habt meinen Willen nicht zu beurtheilen.“

„Ich hatte meine Freundſchaften zu beurtheilen, Sire.“

„Wer ſeinen Freunden dient, dient ſeinem Herrn nicht.“

„Das habe ich ſo gut begriffen, Sire, daß ich Eurer Majeſtät ehrfurchtsvoll meine Entlaſſung anbot.“

„Und ich habe ſie angenommen, mein Herr. Ehe ich mich von Euch trennte, wollte ich Euch beweiſen, daß ich mein Wort zu halten wiſſe.“

„Eure Majeſtät hat mehr als ihr Wort gehalten, denn Eure Majeſtät hat mich verhaften laſſen,“ ſprach d'Artagnan mit ſeiner kalt ſpöttiſchen Miene, „das hatte ſie mir nicht verſprochen.“

Der König ging über dieſen Scherz mit Geringſchätzung weg und ſprach ernſthaft:

„Seht, mein Herr, wozu mich Euer Ungehorſam gezwungen hat.“

„Mein Ungehorſam!“ rief d'Artagnan roth vor Zorn.

„Das iſt der mildeſte Name, den ich gefunden habe,“ fuhr der König fort. „Meine Idee war, die Rebellen feſtzunehmen und zu beſtrafen; hatte ich mich darum zu bekümmern, daß die Rebellen Eure Freunde waren?“

„Aber ich hatte mich darum zu bekümmern,“ ent-

gnete d'Artagnan. „Es war eine Grauſamkeit von
irer Majeſtät, mich zu beauftragen, meine Freunde
fangen zu nehmen, um ſie zum Galgen zu führen."

„Das iſt eine Probe, die ich bei vorgeblichen Die-
en zu machen hatte, welche mein Brod eſſen und meine
rſon vertheidigen ſollen. Die Probe iſt ſchlecht aus-
fallen, Herr d'Artagnan."

„Für einen ſchlechten Diener, den Eure Majeſtät
cliert," erwiederte der Musketier mit Bitterkeit, „ſind
n da, die an demſelben Tag ihre Proben abgelegt
ben. Höret mich an, Sire; ich bin an dieſen Dienſt
ht gewöhnt. Ich bin ein widerſpänſtiges Schwert,
nn es ſich darum handelt, das Schlimme zu thun.
war ſchlimm von mir, bis zum Tode zwei Menſchen
verfolgen, um deren Leben Herr Fouquet, der Retter
irer Majeſtät, Euch gebeten hatte. Dabei waren
ſe zwei Menſchen meine Freunde. Sie griffen Eure
ajeſtät nicht an; ſie unterlagen unter dem Gewichte
ies blinden Zorns. Warum ſollte man ſie übrigens
ht fliehen laſſen? Welches Verbrechen hatten ſie be-
ngen? Ich will es gelten laſſen, daß Ihr mir das
cht ſtreitig macht, ihr Verbrechen zu beurtheilen.
ch warum beargwohnt Ihr mich vor der That?
rum umgebt Ihr mich mit Spionen? Warum ent-
t Ihr mich vor der Armee? Warum nöthigt Ihr
ch ... mich, zu dem Ihr bis jetzt das vollſte Vertrauen
eigt habt, mich, der ich ſeit dreißig Jahren Eurer
rſon zur Seite geſtanden bin und Euch tauſend Be-
iſe treuer Ergebenheit geliefert habe, denn heute, da
n mich anſchuldigt, muß ich es wohl ſagen, warum
thigt Ihr mich, drei tauſend Soldaten des Königs
Schlachtordnung gegen zwei Menſchen marſchiren zu
en?"

„Man ſollte glauben, Ihr vergäßet, was dieſe Men-
n mir gethan, und daß es nicht von ihnen abgehängt,
nn ich nicht verloren geweſen bin," ſprach der König
t dumpfem Ton.

„Sire, man ſollte glauben, Ihr vergäßet
da war.“

„Genug, Herr d'Artagnan, genug der be
den Intereſſen, die meinen Intereſſen die S
nommen haben. Ich gründe einen Staat, i
nur einen Herrn geben wird; ich habe Euch
verſprochen; der Augenblick, mein Wort zu h
gekommen. Ihr wollt, daß es Euch nach Ei
ſchmack und nach Euren Freundſchaften freiſte
Pläne zu hemmen und meine Feinde zu rett
breche mit Euch ab oder ich laſſe Euch ziel
weiß wohl, daß ein anderer König ſich nicht
würde, wie ich es thue, und daß er ſich von
herrſchen ließe, auf die Gefahr, Euch eines Ta
Geſellſchaft von Herrn Fouquet und Anderen zu
aber ich habe ein gutes Gedächtniß, und für
die Dienſte heilige Anſprüche auf die Dankba
die Strafloſigkeit. Ihr ſollt nur dieſe Lectio
ſtrafung Eurer Unbotmäßigkeit haben, Herr d'
und ich werde meine Vorgänger in ihrem Z
nachahmen, da ich ſie in ihrer Gunſt nicht na
habe. Und dann laſſen mich andere Gründe m
Euch verfahren: einmal ſeid Ihr ein Mann
ſtand, von großem Verſtand, ein Mann von
Ihr werdet ein guter Diener für Jeden ſein,
gebändigt haben wird; ſodann werdet Ihr
Motive der Inſubordination zu haben. Eure
ſind durch mich vernichtet oder zu Grunde
Dieſe Stützpunkte, auf denen inſtinctartig Eue
hafter Geiſt ruhte, habe ich verſchwinden gem
dieſer Stunde haben meine Soldaten die Reb
Belle-Isle feſtgenommen oder getödtet.“

D'Artagnan erbleichte.

„Feſtgenommen oder getödtet!“ rief er.
Sire, wenn Ihr dächtet, was Ihr mir da ſa
wenn Ihr ſicher wäret, mir die Wahrheit zu
vergäße ich Alles, was Gerechtes, Alles, w

ithiges in Euren Worten iſt, um Euch einen barba-
chen König und einen entarteten Menſchen zu nennen.
ber ich verzeihe ſie Euch, dieſe Worte," ſprach er ſtolz
chelnd, „ich verzeihe ſie dem jungen Fürſten, der nicht
ißt, der nicht begreifen kann, was Männer ſind, wie
rr d'Herblay, wie Herr du Vallon, wie ich. Feſtge-
mmen oder getödtet! Ah! ah! Sire, ſagt mir, wenn
: Kunde wahr iſt, wie viel ſie Euch Menſchen und
eld gekoſtet hat? Wir werden nachher berechnen, ob
r Gewinn den Einſatz werth geweſen iſt."

Während er noch ſprach, näherte ſich ihm der Kö-
g voll Zorn und ſagte zu ihm:

„Herr d'Artagnan, das ſind Antworten eines Re-
llen. Wollt mir doch, wenn es Euch beliebt, ſagen,
r der König von Frankreich iſt? wißt Ihr einen An-
:en?"

„Sire," erwiederte kalt der Kapitän der Musketiere,
Sire, ich erinnere mich, daß Ihr eines Morgens in
ur dieſe Frage an viele Perſonen richtetet, welche
cht darauf zu antworten wußten, während ich darauf
antwortet habe. Habe ich den König an jenem Tag,
die Sache nicht leicht war, erkannt, ſo glaube ich,
ß es unnütz wäre, mich dies heute zu fragen, da Eure
ajeſtät allein bei mir iſt."

Bei dieſen Worten ſchlug Ludwig XIV. die Augen
:der. Es kam ihm vor, als wäre der Schatten des
glücklichen Philipp zwiſchen ihm und d'Artagnan
rchgezogen, um die Erinnerung an dieſes furchtbare
enteuer heraufzubeſchwören.

Beinahe in demſelben Augenblick trat ein Officier
ı und übergab dem König eine Depeche; er las ſie
d wechſelte die Farbe.

D'Artagnan bemerkte es. Der König blieb unbe-
glich und ſchweigſam, nachdem er zum zweiten Male
leſen hatte. Dann faßte er plötzlich einen Entſchluß
d ſprach:

„Mein Herr, was man mir mittheilt, würdet Ihr

ſpäter erfahren; es iſt beſſer, daß ich es Euch ſage, und daß Ihr es durch meinen Mund erfahret. Es hat ein Kampf auf Belle-Isle ſtattgefunden."

„Oh! oh!" machte d'Artagnan mit ruhiger Miene, während ſein Herz klopfte, um ſeine Bruſt zu zerſprengen. „Nun! Sire?"

„Nun! mein Herr, ich habe hundert und ſechs Mann verloren."

Ein Blitz der Freude und des Stolzes glänzte in den Augen von d'Artagnan.

„Und die Rebellen?" ſagte er.

„Die Rebellen haben ſich geflüchtet," antwortete der König.

D'Artagnan ſtieß ein Triumphgeſchrei aus.

„Nur habe ich eine Flotte, welche Belle-Isle eng blockirt, und ich habe die Gewißheit, daß keine Barke entkommen wird."

„So daß," ſprach der Musketier, zu ſeinen düſtern Gedanken zurückkehrend, „ſo daß, wenn man dieſe Herren bekommt . . . !"

„Man ſie henken wird," antwortete der König ruhig.

„Und ſie wiſſen es?" fragte d'Artagnan, einen Schauer unterdrückend.

„Sie wiſſen es, da Ihr es ihnen ſagen mußtet, und da es das ganze Land weiß."

„Dann, Sire, wird man ſie nicht lebendig bekommen, dafür ſtehe ich Euch."

„Ah!" ſagte der König mit nachläßigem Tone, indem er ſeinen Brief wieder aufnahm. „Nun! ſo wird man ſie todt bekommen, und das läuft auf Eines aus, da ich ſie nur feſtnahm, um ſie henken zu laſſen."

D'Artagnan wiſchte den Schweiß ab, der von ſeiner Stirne floß.

„Ich habe Euch geſagt," fuhr Ludwig XIV. fort, „ich würde einſt ein wohlgewogener, freigebiger und beſtändiger Herr für Euch ſein. Ihr ſeid heute der

ann von Einſt, der meines Zornes oder meiner
aft würdig iſt. Ich werde Euch, je nach
Benehmen, weder mit dem einen verſchonen,
andere vorenthalten. Würdet Ihr es begrei-
n Ihr einem König dientet, der hundert andere
eines Gleichen im Reiche hätte? Sagt mir,
b bei dieſer Schwäche die großen Dinge thun,
ch ſinne? Habt Ihr je einen Künſtler ſolide
it einem rebelliſchen Inſtrument ausführen
ern von uns ſeien die alten Sauerteige feudaler
he! Die Fronde, welche die Monarchie zu Grunde
lte, hat ſie emancipirt. Ich bin hier in meinem
apitän d'Artagnan, und ich werde Diener haben,
es ihnen auch vielleicht an Eurem Genie gebricht,
enheit und den Gehorſam bis zum Heldenmuth
erden. Ich frage Euch, was iſt daran ge-
ß Gott den Armen und den Beinen nicht Genie
at? er gibt es dem Kopf, und dem Kopf, wie
t, gehorcht das Uebrige. Ich bin der Kopf!"
rtagnan bebte.
oig fuhr fort, als ob er nichts geſehen hätte,
ihm dieſes Beben nicht entgangen war:
hließen wir nun unter uns Beiden den Handel
ich Euch eines Tages, als Ihr mich noch ſehr
Bois fandet, zu machen verſprochen habe. Wißt
k, mein Herr, daß ich Niemand die Thränen
m, die ich damals vergoſſen, bezahlen laſſe.
umher, die großen Häupter ſind gebeugt. Beugt
ie ſie, oder wählt die Verbannung, die Euch
wird. Wenn Ihr darüber nachdenkt, werdet
leicht finden, dieſer König ſei ein großmüthi-
, das genug auf Eure Redlichkeit rechne, daß
entlaſſe, während er Euch unzufrieden wiſſe,
Ihr das Staatsgeheimniß beſitzet. Ich weiß,
ein wackerer Mann. Warum habt Ihr mich vor
beurtheilt? Beurtheilt mich von heute an,
an, und ſeid ſtreng, ſo lange es Euch beliebt."

D'Artagnan blieb betäubt, stumm, zum ersten Mal in seinem Leben unentschieden, schwankend. Er hatte einen seiner würdigen Gegner gefunden. Das war nicht mehr Schlauheit, das war Berechnung; das war nicht mehr Gewaltthätigkeit, es war Stärke; das war nicht mehr Zorn, es war Willen; das war nicht mehr Prahlerei, es war Rathschluß. Dieser junge Mann, der Fouquet niedergeschmettert hatte und d'Artagnan's entbehren konnte, brachte alle ein wenig halsstarrige Berechnungen des Musketiers in Verwirrung.

„Nun, was hält Euch auf?" fragte der König sanftmüthig. „Ihr habt Eure Entlassung verlangt, soll ich sie Euch verweigern? Ich gestehe zu, daß es für einen alten Kapitän hart sein wird, von seiner schlimmen Laune abzugehen."

„Oh!" erwiederte d'Artagnan schwermüthig, „das ist nicht meine ernsteste Sorge. Ich zögere, mein Entlassungsgesuch zurückzunehmen, weil ich Euch gegenüber alt bin und weil ich Gewohnheiten habe, die sich schwer verlieren. Ihr braucht fortan Höflinge, die Euch zu belustigen verstehen, Narren, die sich für das tödtlichste lassen müssen, was Ihr Eure großen Werke nennt. Gewiß, sie werden es sein, ich fühle es; wenn ich sie aber zufällig nicht so fände! Ich habe den Krieg gesehen, Sire, ich habe den Frieden gesehen; ich habe Richelieu und Mazarin gedient; ich bin mit Eurem Vater am Feuer von la Rochelle geröthet, von Schüssen durchlöchert worden wie ein Sieb, und habe mich mehr als zehnmal gehäutet wie eine Schlange. Nach den Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten habe ich ein Commando bekommen, das einst etwas war, weil es das Recht gab, wie man wollte, zum König zu sprechen. Aber Euer Kapitän der Musketiere wird fortan ein Officier sein, der die Hofthore bewacht. Wahrhaftig, Sire, wenn das fortan sein Geschäft sein soll, so benützt den Umstand, daß wir gut mit einander sind, um es mir zu nehmen. Glaubt nicht, ich hege einen Groll;

ıbt mich gebändigt, wie Ihr ſagt; i
ı, indem Ihr mich beherrſchtet, hab
ert; indem Ihr mich beugtet, hab
hwäche überwieſen. Wenn Ihr wüßte
ſteht, den Kopf hoch zu tragen, un
ıuſſehen würde, wenn ich den Staub
öche! Oh! Sire, ich bedaure es aufri
det es mit mir bedauern, daß die Zeit
der König von Frankreich in ſeinen
lle die unverſchämten, mageren, beſtä
ıärriſchen, knurrenden Edelleute ſah, die
ın bis auf den Tod biſſen. Dieſe Leute
öflinge für die Hand, die ſie nährt;
ber für die Hand, die ſie ſchlägt, oh!
Ein wenig Gold an den Galonen die
wenig Bauch in die Beinkleider, ein wen
ſe vertrocknete Haare, und Ihr werdet d
oge und Pairs, die ſtolzen Marſchälle vo
hen!
ıozu dies Alles ſagen? Der König iſt mein
daß ich Verſe mache, er will, daß ich
en die Moſaike ſeiner Vorzimmer polire;
ı iſt ſchwierig, doch ich habe Schwereres,
ın. Ich werde es thun. Warum werde ich
ich das Geld liebe. Ich habe. Weil ich
Meine Laufbahn iſt begrenzt. Weil ich
? Nein. Ich werde bleiben, weil ich
:en gewohnt bin, die Parole beim König
mir ſagen zu hören: Guten Abend,
einem Lächeln, um das ich nicht bet-
Lächeln werde ich betteln, Sire. Seid

Worten beugte d'Artagnan langſam
n Kopf; der König legte mit Stolz
darauf und ſprach:
mein alter Diener, mein treuer Die-
ieute an keine Feinde mehr in Frank-

reich habe, ſo muß ich Dich auf ein fremdes Feld ſchicken, um Deinen Marſchallsſtab zu holen. Zähle auf mich, daß ich Dir die Gelegenheit finden werde. Mittlerweile iß mein beſtes Brod und ſchlafe ruhig."

„So laſſe ich es mir gefallen!" ſagte d'Artagnan bewegt ... „doch die armen Leute von Belle-Isle! Der Eine beſonders, der ſo gut und ſo brav?"

„Bittet Ihr mich um ihre Begnadigung?"

„Auf den Knieen, Sire."

„Wohl! ſo bringt ſie ihnen, wenn es noch Zeit iſt. Doch Ihr verbürgt Euch für ſie?"

„Ich verbürge mich mit meinem Leben."

„Geht. Morgen reiſe ich nach Paris ab. Kehrt bis dahin zurück, denn Ihr ſollt mich nicht verlaſſen."

„Seid unbeſorgt, Sire!" rief d'Artagnan, dem König die Hand küſſend.

Und er ſtürzte, das Herz von Freude angeſchwollen, aus dem Schloſſe nach der Straße von Belle-Isle.

XXVIII.

Die Freunde von Herrn Fouquet.

Der König war nach Paris zurückgekehrt und mit ihm d'Artagnan; dieſer hatte in vier und zwanzig Stunden auf Belle-Isle alle Erkundigungen eingezogen, ohne das Geheimniß zu ergründen, das ſo gut der Felſen von Locmaria, das Heldengrab von Porthos, bewahrte.

Der Kapitän der Musketiere wußte nur das, was dieſe muthigen Männer, dieſe zwei Freunde, deren Ver-

eidigung er ſo edel übernommen, denen er das Leben
retten verſucht, unterſtützt von drei getreuen Bre-
nniern gegen eine ganze Armee vollführt hatten. Er
atte, auf die benachbarte Einöde hinausgeſchleudert, die
enſchlichen Ueberreſte ſehen können, welche mit Blut
ie im Heidekraut zerſtreuten Kieſel befleckt.

Er wußte auch, daß man fern im Meere eine Barke
blickt, und daß einem Raubvogel ähnlich ein königliches
Schiff dieſes arme Vögelchen, das mit der größten Eile
og, verfolgt, eingeholt und verſchlungen hatte.

Hier aber hörten die Gewißheiten für d'Artagnan
uf. Das Feld der Muthmaßungen öffnete ſich bei die-
r Grenze. Was ſollte man nun denken? Das Schiff
ar nicht zurückgekehrt. Allerdings herrſchte ſeit drei
agen ein heftiger Wind, doch die Corvette war zu-
leich eine gute Seglerin und ſolid in ihrem Bau; ſie
atte nicht bange vor den Windſtößen, und diejenige,
elche Aramis trug, hätte, nach der Schätzung von
'Artagnan, nach Breſt zurückgekehrt oder in die Mün-
ung der Loire eingelaufen ſein müſſen.

Dies waren die ſchwankenden, aber für ihn ver-
nlich etwas beruhigenden Nachrichten, welche d'Arta-
nan Ludwig XIV. brachte, als der König, gefolgt von
inem ganzen Hofe, nach Paris zurückkehrte.

Zufrieden mit dem Erfolg ſeines Verfahrens, hatte
udwig. ſanfter und leutſeliger, ſeitdem er ſich mächti-
er fühlte, nicht aufgehört, am Kutſchenſchlage von
räulein de la Vallière zu reiten.

Jedermann hatte ſich beeifert, die zwei Königinnen
zerſtreuen, um ſie dieſe Vernachläſſigung des Soh-
es und des Gemahls vergeſſen zu laſſen. Alles lebte
der Zukunft; die Vergangenheit war für Niemand
ehr etwas. Nur traf dieſe Vergangenheit wie eine
hmerzliche, blutende Wunde die Herzen einiger zärt-
chen, ergebenen Seelen. Der König war nicht ſobald
ieder bei ſich eingezogen, als er einen rührenden Be-
eis hievon erhielt.

reich habe, ſo muß ich Dich auf ein fremdes Feld ſchicken, um Deinen Marſchallsſtab zu holen. Zähle auf mich, daß ich Dir die Gelegenheit finden werde. Mittlerweile iß mein beſtes Brod und ſchlafe ruhig."

„So laſſe ich es mir gefallen!" ſagte d'Artagnan bewegt... „doch die armen Leute von Belle-Isle? Der Eine beſonders, der ſo gut und ſo brav?"

„Bittet Ihr mich um ihre Begnadigung?"

„Auf den Knieen, Sire."

„Wohl! ſo bringt ſie ihnen, wenn es noch Zeit iſt. Doch Ihr verbürgt Euch für ſie?"

„Ich verbürge mich mit meinem Leben."

„Geht. Morgen reiſe ich nach Paris ab. Kehrt bis dahin zurück, denn Ihr ſollt mich nicht verlaſſen."

„Seid unbeſorgt, Sire!" rief d'Artagnan, dem König die Hand küſſend.

Und er ſtürzte, das Herz von Freude angeſchwollen, aus dem Schloſſe nach der Straße von Belle-Isle.

XXVIII.

Die Freunde von Herrn Fouquet.

Der König war nach Paris zurückgekehrt und mit ihm d'Artagnan; dieſer hatte in vier und zwanzig Stunden auf Belle-Isle alle Erkundigungen eingezogen, ohne das Geheimniß zu ergründen, das ſo gut der Felſen von Locmaria, das Heldengrab von Porthos, bewahrte.

Der Kapitän der Musketiere wußte nur das, was dieſe muthigen Männer, dieſe zwei Freunde, deren Ver-

theidigung er ſo edel übernommen, denen er das Leben zu retten verſucht, unterſtützt von drei getreuen Bretanniern gegen eine ganze Armee vollführt hatten. Er hatte, auf die benachbarte Einöde hinausgeſchleudert, die menſchlichen Ueberreſte ſehen können, welche mit Blut die im Heidekraut zerſtreuten Kieſel befleckt.

Er wußte auch, daß man fern im Meere eine Barke erblickt, und daß einem Raubvogel ähnlich ein königliches Schiff dieſes arme Vögelchen, das mit der größten Eile flog, verfolgt, eingeholt und verſchlungen hatte.

Hier aber hörten die Gewißheiten für d'Artagnan auf. Das Feld der Muthmaßungen öffnete ſich bei dieſer Grenze. Was ſollte man nun denken? Das Schiff war nicht zurückgekehrt. Allerdings herrſchte ſeit drei Tagen ein heftiger Wind, doch die Corvette war zugleich eine gute Seglerin und ſolid in ihrem Bau; ſie hatte nicht bange vor den Windſtößen, und diejenige, welche Aramis trug, hätte, nach der Schätzung von d'Artagnan, nach Breſt zurückgekehrt oder in die Mündung der Loire eingelaufen ſein müſſen.

Dies waren die ſchwankenden, aber für ihn perſönlich etwas beruhigenden Nachrichten, welche d'Artagnan Ludwig XIV. brachte, als der König, gefolgt von ſeinem ganzen Hofe, nach Paris zurückkehrte.

Zufrieden mit dem Erfolg ſeines Verfahrens, hatte Ludwig ſanfter und leutſeliger, ſeitdem er ſich mächtiger fühlte, nicht aufgehört, am Kutſchenſchlage von Fräulein de la Vallière zu reiten.

Jedermann hatte ſich beeifert, die zwei Königinnen zu zerſtreuen, um ſie dieſe Vernachläſſigung des Sohnes und des Gemahls vergeſſen zu laſſen. Alles lebte in der Zukunft; die Vergangenheit war für Niemand mehr etwas. Nur traf dieſe Vergangenheit wie eine ſchmerzliche, blutende Wunde die Herzen einiger zärtlichen, ergebenen Seelen. Der König war nicht ſobald wieder bei ſich eingezogen, als er einen rührenden Beweis hievon erhielt.

Ludwig war ſo eben aufgeſtanden und hatte ſein erſtes Mahl eingenommen, als ſein Kapitän der Muskettiere vor ihm erſchien. D'Artagnan war ein wenig bleich und ſchien angegriffen.

Der König gewahrte mit dem erſten Blick die Veränderung dieſes gewöhnlich ſo gleichmäßigen Geſichtes.

„Was habt Ihr, d'Artagnan?" fragte er.

„Sire, es iſt mir ein großes Unglück widerfahren."

„Mein Gott, was denn?"

„Sire, ich habe einen meiner Freunde, Herrn du Vallon, bei dem Kampfe auf Belle-Isle verloren."

So ſprechend heftete d'Artagnan ſein Falkenauge auf Ludwig XIV., um in ihm das erſte Gefühl zu errathen, das durchbrechen würde.

„Ich wußte es," erwiederte der König.

„Ihr wußtet es und habt mir nichts davon geſagt!" rief der Musketier.

„Wozu? Euer Schmerz, mein Freund, iſt ſo ehrwürdig! Ich mußte ihn ſchonen. Ja, ich wußte, daß Herr du Vallon ſich unter den Felſen von Locmaria begraben hatte; ich wußte, daß mir Herr d'Herblay ein Schiff mit ſeiner Mannſchaft genommen hat, um ſich nach Bayonne führen zu laſſen. Aber ich wollte, daß Ihr dieſe Ereigniſſe auf unmittelbarem Wege erführet, damit Ihr überzeugt würdet, meine Freunde ſeien achtenswerth und heilig für mich, der Menſch in mir werde ſich immer den Menſchen opfern, da der König ſo oft genöthigt iſt, die Menſchen ſeiner Majeſtät, ſeiner Macht zu opfern."

„Aber, Sire, woher wißt Ihr...?"

„Woher wißt Ihr ſelbſt, d'Artagnan?"

„Durch dieſen Brief, Sire, den mir von Bayonne Aramis ſchreibt, welcher frei und außer Gefahr iſt."

„Seht," ſagte der König, indem er aus ſeiner Caſſette, welche auf einem Meuble in der Nähe des Stuhles ſtand, auf den ſich d'Artagnan ſtützte, einen Brief zog, welcher genau nach dem von d'Artagnan copirt

ar. „Hier iſt derſelbe Brief, den mir Colbert acht
ſtunden, bevor Ihr den Eurigen erhalten, zugeſchickt
at. Ich bin, wie ich hoffe, gut bedient."

„Ja, Sire," ſprach der Musketier, „Ihr ſeid der
nzige Menſch, deſſen Glück im Stande war, das Glück
nd die Stärke meiner zwei Freunde zu überwältigen.
hr habt Eure Macht gebraucht, Sire, aber nicht wahr,
hr werdet ſie nicht mißbrauchen?"

„D'Artagnan," erwiederte der König mit einem
ächeln voll Wohlwollen, „ich könnte Herrn d'Herblay
uf dem Gebiete des Königs von Spanien aufheben
nd ihn lebendig hierher bringen laſſen, um Gerechtig-
eit an ihm zu üben. D'Artagnan, glaubt mir, ich
erde dieſer erſten, ſehr natürlichen Bewegung nicht
achgeben. Er iſt frei, er fahre fort, frei zu ſein."

„Oh! Sire, Ihr werdet nicht immer ſo mild, ſo
del, ſo großmüthig bleiben, als Ihr in Beziehung
uf mich und Herrn d'Herblay geweſen ſeid; Ihr findet
n Eurer Nähe Räthe, die Euch von dieſer Schwäche
eilen werden."

„Nein, d'Artagnan, Ihr täuſcht Euch, wenn Ihr
einen Rath beſchuldigt, er wolle mich zur Strenge
ntreiben. Der Rath, Herrn d'Herblay zu ſchonen,
ommt von Colbert ſelbſt."

„Ah! Sire," rief d'Artagnan erſtaunt.

„Was Euch betrifft," fuhr der König mit einer un-
ewöhnlichen Güte fort, „ich habe Euch mehrere ange-
ehme Nachrichten mitzutheilen; Ihr ſollt ſie erfahren,
ald ich meine Rechnungen beendigt. Ich ſagte Euch,
ch wolle und werde Euer Glück machen. Dieſes Wort
oll zu einer Wirklichkeit werden."

„Ich danke tauſendmal, Sire; ich kann warten.
ſch bitte Eure Majeſtät, während ich gehe und mich in
Geduld faſſe, ſich mit den armen Leuten zu beſchäfti-
en, die ſeit langer Zeit Euer Vorzimmer belagern und
n Demuth eine Supplik zu den Füßen des Königs
iederlegen wollen."

„Wer dies?“
„Feinde Eurer Majestät.“
Der König erhob das Haupt.
„Freunde von Herrn Fouquet,“ fügte
bei.
„Ihre Namen?“
„Herr Gourville, Herr Pellisson und
Herr Jean La Fontaine.“
Der König hielt einen Augenblick in
zudenken.
„Was wollen sie?“
„Ich weiß es nicht.“
„Wie sind sie?“
„In Trauer.“
„Was sagen sie?“
„Nichts.“
„Was thun sie?“
„Sie weinen.“
„Sie mögen eintreten,“ sprach
faltend.
D'Artagnan drehte sich rasch
vorhang auf, der den Eingang de
schloß, und rief in den anstoßend
„Führet sie ein.“
Bald erschienen an der T
dem sich der König und sein K
von d'Artagnan genannten M
An ihrem Wege herrscht
Bei Annäherung der Freund
intendanten der Finanzen
als befürchteten sie, durch
und des Unglücks verdorbe
D'Artagnan ging ihn
gegen und nahm diese Un
der Thüre des köni
führte sie

ugenblick der Vorſtellung wartend, ſich an-
ı Flehenden einen ſtreng diplomatiſchen Em-
ereiten.
:ſte von den Freunden von Fouquet, welcher vor-
Pelliſſon. Er weinte nicht mehr, doch ſeine
aren nur vertrocknet, daß der König ſeine
nd ſein Flehen beſſer hören konnte.
ville biß ſich auf die Lippen, um ſeine Thrä-
chtung vor dem König zurückzuhalten. La
egrub ſein Geſicht in ſeine Hände, und ohne
haſte Bewegung ſeiner Schultern, welche durch
hzen emporgehoben wurden, hätte man glau-
er lebe nicht.
König behauptete ſeine ganze Würde. Sein
r unempfindlich. Es behielt ſogar das Nun-
irne, das erſchienen war, als ihm d'Artagnan
de angekündigt hatte. Er machte eine Ge-
ſche bedeutete: Sprecht, und blieb mit einem
' dieſe drei verzweifelten Menſchen beobachtend

on verbeugte ſich bis zur Erde, und La Fon-
e nieder, wie man es in den Kirchen thut.
s hartnäckige Stillſchweigen, nur unterbrochen
erzliche Seufzer, fing an, nicht das Mitleid,
: Ungeduld des Königs zu erregen.
Pelliſſon," ſagte er mit kurzem, trockenem
:r Gourville und Sie, mein Herr..."
:r nannte La Fontaine nicht.
würde es mit fühlbarem Mißvergnügen ſehen,
kämet, um eine Bitte für einen der größten
einzulegen, den meine Juſtiz beſtrafen muß.
ı läßt ſich nur durch die Thränen und die
en: durch die Thränen der Unſchuld, durch
der Strafbaren. Ich werde weder an die
Herrn Fouquet, noch an die Thränen ſeiner
lauben, weil der Eine bis in das Herz ver-
und weil die Anderen mich in meinem Hauſe

zu beleidigen befurch... und Ihr, ... was ...
son, Herr Gourville und Ihr, ... was ... Willen ha
bitte ich Euch, nichts zu sagen, was ... Willen ha
Achtung zeugt, die Ihr für meinen Willen ... b

„Sire," erwiederte Pellisson, zitternd b
schrecklichen Worten, wir sind nicht gekommen, ...
Majestät irgend Etwas zu sagen, was nicht der
der tiefsten Ehrfurcht und der aufrichtigsten
die dem König alle seine Unterthanen schuldig
Justiz Eurer Majestät ist furchtbar; Jeder
unter den Sprüchen beugen, die sie fällt. ...
gen uns ehrerbietigst vor ihr. Fern von u
Gedanke, denjenigen zu vertheidigen, der
gehabt hat, Eure Majestät zu beleidigen. ...
welcher sich Eure Ungnade zugezogen, kan
für uns sein, aber er ist ein Feind des S
überlassen ihn weinend der Strenge des ...

„Uebrigens," unterbrach ihn der K
durch diesen flehenden Ton und diese
Worte, „übrigens wird ihn mein Pa
Ich schlage nicht, ohne erwogen zu hab
rechtigkeit hat nicht das Schwert, ohn
gehabt zu haben."

„Wir hegen auch alles Vertra
parteilichkeit des Königs, und wir k
... schwachen Stimmen mit der ...
... tönen zu lassen, wenn ... vertheidigen,

ltes. Schickt der Herr die Wunde des Ausſatzes oder
Peſt einer Familie, ſo flieht Jeder und entfernt ſich
der Wohnung des Peſtkranken oder des Ausſätzigen.
veilen, aber ſelten, wagt es ein edelmüthiger Arzt,
der verfluchten Schwelle zu nähern, überſchreitet ſie
erzt und ſetzt ſein Leben aus, um den Tod zu be-
pfen. Er iſt die letzte Hülfsquelle des Sterbenden,
iſt das Werkzeug der himmliſchen Barmherzigkeit.
e, mit gefalteten Händen, auf beiden Knieen flehen
Euch an, wie man die Gottheit anfleht; Madame
iquet hat keine Freunde, keine Stützen mehr; ſie
nt in ihrem armen, verödeten Hauſe, das von denen
aſſen iſt, die im Augenblicke der Gunſt die Thüre
geten; ſie hat keinen Credit, ſie hat keine Hoffnung
r. Der Unglückliche, auf dem Euer Zorn laſtet,
fängt wenigſtens, ſo ſtrafbar er iſt, von Euch das
d, das jeden Tag ſeine Thränen befeuchten. Ebenſo
übt, mehr entblößt als ihr Gatte, hat Madame
iquet, diejenige, welcher die Ehre zu Theil geworden
Eure Majeſtät an ihrem Tiſche zu empfangen, hat
dame Fouquet, die Frau des ehemaligen Oberinten-
ten der Finanzen, kein Brod mehr."

Hier wurde die Todesſtille, die den Hauch der zwei
unde von Pelliſſon feſſelte, durch den Ausbruch des
luchzens unterbrochen, und d'Artagnan, dem die
iſt beim Anhören dieſer demüthigen Bitte zerſprang,
te ſich gegen die Ecke des Cabinets, um in Freiheit
ſeinen Schnurrbart zu beißen und ſeine Seufzer zu
rdrücken.

Der König hatte ſein trockenes Auge, ſein ſtrenges
icht beibehalten; doch die Röthe war zu ſeinen
ngen emporgeſtiegen, und die Dreiſtigkeit ſeiner Blicke
n ſichtbar ab.

„Was wünſcht Ihr?" fragte er mit bewegter
mme.

„Sire," erwiederte Pelliſſon, den die Rührung all-
ig übermannte, „wir wollten Eure Majeſtät in De-

bitten, ſie möge uns, ohne daß wir
ade zuziehen, erlauben, Madame Fouquet
ehemaligen Freunden ihres Mannes geſ
tauſend Piſtolen zu leihen, damit es der
t an den für das Leben nothwendigſten Dingen
ngle."

Bei dem Wort Witwe, von Pelliſſon ausgeſpro-
en, während Fouquet noch lebte, erbleichte der König
n höchſten Grade; ſein Stolz ſank; das Mitleid kam
us ſeinem Herzen auf ſeine Lippen. Er ließ einen ge-
führten Blick auf alle dieſe Leute fallen, welche zu ſei-
nen Füßen ſchluchzten.

„Gott verhüte," ſprach er, „daß ich den Unſchul-
digen mit dem Schuldigen vermenge. Diejenigen kön-
nen mich ſchlecht, welche an meiner Barmherzigkeit ge-
gen die Schwachen zweifeln. Ich werde immer nur die
Frechen ſchlagen. Thut Alles, meine Herren, was Euch
Euer Herz zur Erleichterung des Schmerzes von Ma-
dame Fouquet zu thun räth. Geht, meine Herren,
geht."

Die drei Männer erhoben ſich ſtillſchweigend und
mit trockenem Auge. Die Thränen waren bei der bren-
nenden Berührung ihres Augenlides und ihrer Wange
vertrocknet. Sie hatten nicht die Kraft, einen Dank
an den König zu richten; dieſer ſchnitt übrigens ihre
feierlichen Verbeugungen dadurch kurz ab, daß er ſich
hinter ſeinem Lehnſtuhl verſchanzte.

D'Artagnan blieb allein beim König.

„Gut!" ſagte er, indem er ſich dem jungen Fürſten
näherte, „gut, mein Gebieter! hättet Ihr nicht den
Wahlſpruch, der Eure Sonne ſchmückt, ſo würde ich
Euch einen rathen, welchen in das Lateiniſche zu über-
ſetzen ich Herrn Conrart überließe: Sanft gegen den
Kleinen, hart gegen den Starken."

Der König lächelte und ging in das anſtoßende
Zimmer, nachdem er zu d'Artagnan geſagt:

„Ich gebe Euch den Urlaub, den Ihr nöthig haben
üßt, um die Angelegenheiten des ſeligen Herrn du
allon, Eures Freundes, in Ordnung zu bringen.“

XXIX.

Das Teſtament von Porthos.

In Pierrefonds war Alles in Trauer. Die Höfe
aren verödet, die Ställe geſchloſſen, die Blumenbeete
rnachläſſigt.

In dem Baſſin hörten die Waſſerſtrahle, die kaum
vor noch ſo geräuſchvoll und glänzend, von ſelbſt zu
ringen auf.

Auf den Wegen um das Schloß her kamen einige
nſte Perſonen auf Mauleſeln oder auf Pachthofklep-
ern herbei. Das waren die Nachbarn vom Lande, die
eamten und die Pfarrer der angrenzenden Güter.

Alle dieſe Leute zogen ſchweigſam in das Schloß
n, übergaben ihre Thiere einem verdrießlichen Stall-
echt und wandten ſich, geführt von einem ſchwarz
ekleideten Jäger, nach einem großen Saal, wo ſie auf
er Schwelle Mousqueton empfing.

Mousqueton war ſeit zwei Tagen dergeſtalt abge-
agert, daß ſeine Kleider ſich auf ihm bewegten, wie
ne zu weiten Scheiden, in denen die Degenklingen
nzen.

Weiß und roth gefleckt, wie das der Madonna von
an Dyck, war ſein Geſicht von zwei ſilbernen Bächen
rchfurcht, die ihr Bett in ſeinen Wangen gruben, welche
ſt ſo voll, als ſie ſeit ſeiner Trauer ſchlaff waren.

Bei jedem neuen Beſuch fand Mousqueton neue Thränen, und man bekam Mitleid, wenn man ſah, wie er ſeine Kehle mit ſeiner ſchweren Hand zuſammenpreßte, um das Schluchzen nicht ausbrechen zu laſſen.

Alle dieſe Beſuche hatten die für dieſen Tag angekündigte Leſung des Teſtaments zum Zweck, dem alle Lüſternheiten und alle Freundſchaften des Todten, der keinen Verwandten hinterließ, beiwohnen wollten.

Die Beſuche nahmen Platz, wie ſie ankamen, und der Saal wurde geſchloſſen, als die Mittagsſtunde, auf welche die Leſung anberaumt war, geſchlagen hatte.

Der Anwalt von Porthos, dies war natürlich der Nachfolger von Meiſter Coquenard, fing damit an, daß er langſam das umfangreiche Pergament entwickelte, auf das die mächtige Hand von Porthos ſeinen letzten Willen geſchrieben hatte.

Als das Siegel erbrochen, als die Brille aufgeſteckt war, als das vorläufige Huſten ertönt hatte, ſpitzte Jeder das Ohr: Mousqueton hatte ſich in eine Ecke gekauert, um beſſer zu weinen, um weniger zu hören.

Plötzlich öffneten ſich die zwei Flügel der Thüre, die man geſchloſſen hatte, wie durch ein Wunder, und eine männliche Geſtalt erſchien im lebhafteſten Lichte der Sonne auf der Schwelle.

Es war d'Artagnan; allein bis an die Thüre gekommen, hatte er, da er Niemand gefunden, um ihm den Steigbügel zu halten, ſein Pferd an dem Klopfer angebunden und kündigte ſich ſelbſt an.

Die Helle des Tages überſtrömte den Saal, das Gemurmel der Anweſenden und, mehr als dies Alles, der Inſtinct des treuen Hundes entriſſen Mousqueton ſeinen Träumereien. Er ſchaute empor, erkannte den alten Freund ſeines Herrn und umfing, heulend vor Schmerz und die Platten mit ſeinen Thränen benetzend, die Kniee des Musketiers.

D'Artagnan hob den armen Intendanten auf, umarmte ihn wie einen Freund, und nachdem er die Ver-

ımmlung, die ſich ſeinen Namen flüſternd verbeugte, ıit edlem Anſtand gegrüßt hatte, ſetzte er ſich an das ſnde des großen Saales von geſchnitztem Eichenholz, ıobei er Mousqueton, der vor Schluchzen beinahe erſickte und ſich auf den Fußtritt ſetzte, beſtändig bei der ıand hielt.

Bewegt wie die Anderen, begann nun der Anwalt e Leſung.

Nach einem äußerſt chriſtlichen Glaubensbekenntniß, ıt Porthos ſeine Feinde um Verzeihung wegen des nrechts, das er ihnen möglicher Weiſe zugefügt.

Bei dieſem Paragraph entzündete ſich ein Strahl ıausſprechlichen Stolzes in den Augen von d'Artagnan. r erinnerte ſich des alten Soldaten. Er berechnete e Zahl aller Feinde von Porthos, die er mit ſeiner ächtigen Hand niedergeſchmettert, und ſagte ſich, Porıos habe weiſe daran gethan, daß er dieſe Feinde und ıs Unrecht, das er ihnen zugefügt, nicht einzeln aufführt, die Arbeit wäre ſonſt für den Leſer zu beſchwerh geweſen.

Dann kam folgende Aufzählung:

„Ich beſitze zu dieſer Stunde durch die Gnade ɔottes:

„1. Das Gut Pierrefonds, Felder, Gehölze, Wien, Waſſer, Forſte, umgeben von guten Mauern.

„2. Das Gut Bracieux, Schloß, Waldungen, Ackerınd, drei Pachthöfe bildend;

„3. Das Gütchen du Vallon, ſo genannt, weil es ı Vallon liegt.“

Braver Porthos!

„4. Fünf Meiereien in der Touraine, fünf hundert ɔorgen umfaſſend;

„5. Drei Mühlen am Char, mit einem Ertrag von chshundert Livres jede;

„6. Drei Teiche im Berry, mit einem Ertrag von ɔeihundert Livres jeder;

„Was die beweglich e Habe betrifft, ſo genannt,

man ſie bewegen kann, wie es ſo gut mein gele
Freund, der Biſchof von Vannes, erklärt ..."
D'Artagnan ſchauerte bei der traurigen Erinner
dieſen Namen.

Der Anwalt fuhr unſtörbar fort:

„Sie beſteht:

„1. In Meubles, die ich aus Mangel an
ier nicht einzeln aufführen kann: ſie finden ſich i
neinen Schlöſſern und Häuſern, und der Intend
ein Verzeichniß davon abgefaßt."

Jeder wandte die Augen gegen Mousquet
ſich in ſeinen Schmerz verſenkte.

„2. In zwanzig Reit- und Wagenpferden
beſonders in meinem Schloſſe Pierrefonds habe
ſten: Bayard, Roland, Charlemagne, Pipin,
La Hire, Ogier, Simſon, Milon, Nimrod,
Armide, Falſtrade, Dalila, Rebecca, Yolande
Griſette, Liſette und Muſette;

„3. In ſechzig Hunden ſechs Equipag
welche abgetheilt ſind, wie folgt: Die erſte fü
die zweite für den Wolf, die dritte für das
die vierte für den Haſen, und die zwei and
Stehen oder für den Schutz.

„4. In Waffen und Gewehren für d
die Jagd, in der Waffengallerie enthalten

„5. Meine Anjou-Weine, für Athos
ſie einſt liebte, meine Weine von Burgun
Bordeaux und Spanien in acht Speiſ
zwölf Kellern, in meinen verſchiedenen H

„6. Meine Gemälde und Statuen,
behauptet, einen großen Werth haben u
nug ſind, um das Auge zu ermüden;

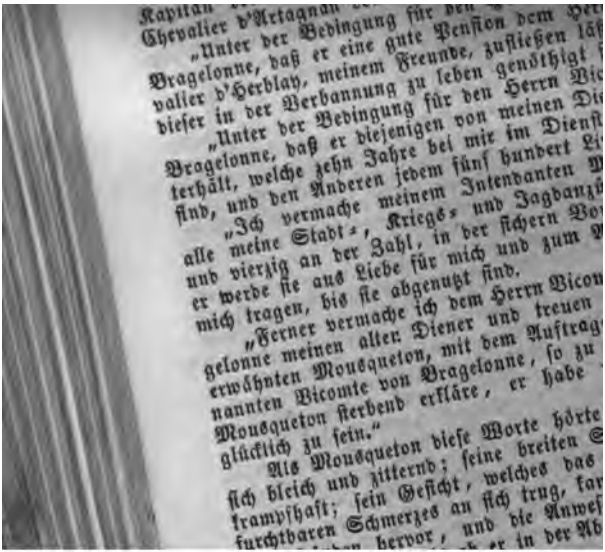
„7. Meine Bibliothek, beſtehend
ganz neuen Bänden, die man nie geö

„8. Mein Silbergeſchirr, das vi
abgenutzt iſt, aber tauſend bis zwö
wägen muß, denn ich konnte nur mi

aſſelbe enthielt, aufheben, und machte, in-
trug, nur ſechsmal die Runde in meinem

e dieſe Gegenſtände ſind nebſt Tafelzeug und
en Häuſern, die ich am meiſten liebte, ver-

elt der Leſer inne, um Athem zu ſchöpfen.
e, huſtete und verdoppelte ſeine Aufmerkſam-
Anwalt fuhr fort:
abe ohne Kinder gelebt und werde wahr-
ne bekommen, was ein brennender Schmerz
Doch ich täuſche mich, denn ich habe einen
emeinſchaft mit meinem andern Freunde;
: Raoul Auguſte Jules von Bragelonne, der
n des Herrn Grafen de la Fère.
: junge Herr hat mir würdig geſchienen,
pferen Edelleuten nachzufolgen, deren Freund
iſter Diener ich bin."
ernahm man ein ſcharfes Geräuſch. Es
Degen von d'Artagnan her, der aus dem
üpfend auf den ſchallenden Boden gefallen
Anweſenden wandten die Blicke nach dieſer
man ſah, daß eine große Thräne von den
nwimpern von d'Artagnan auf ſeine Adler-
war, deren leuchtende Anhöhe wie ein in
entflammter Halbmond glänzte.
alb habe ich," fuhr der Anwalt fort, „meine
gliche und unbewegliche, in obiger Aufzäh-
ſene Habe dem Herrn Vicomte Raoul Au-
von Bragelonne, dem Sohne des Herrn
la Fère, vermacht, um ihn in dem Kummer
den er zu haben ſcheint, und um ihn in den
tzen, glorreich ſeinen Namen zu führen."
nges Gemurmel durchlief die Verſammlung.
ützt durch das flammende Auge von d'Ar-
ches die Verſammlung durchlaufend das Still-
iederherſtellte, fuhr der Anwalt fort:


Kapitän
Chevalier d'Artagnan
„Unter der Bedingung für den
Bragelonne, daß er eine gute Pension dem Her
valier d'Herblay, meinem Freunde, zufließen lä
dieser in der Verbannung zu leben genöthigt
„Unter der Bedingung für den Herrn Vic
Bragelonne, daß er diejenigen von meinen Di
terhält, welche zehn Jahre bei mir im Dienst
sind, und den Anderen jedem fünf hundert L
„Ich vermache meinem Intendanten
alle meine Stadt-, Kriegs- und Jagdanz
und vierzig an der Zahl, in der sichern Vo
er werde sie aus Liebe für mich und zum
mich tragen, bis sie abgenutzt sind.
„Ferner vermache ich dem Herrn Vicou
gelonne meinen alten Diener und treuen
erwähnten Mousqueton, mit dem Auftrag
nannten Vicomte von Bragelonne, so zu
Mousqueton sterbend erkläre, er habe
glücklich zu sein."
Als Mousqueton diese Worte hörte
sich bleich und zitternd; seine breiten S
krampfhaft; sein Gesicht, welches das
furchtbaren Schmerzes an sich trug, kar
hervor, und die Anwes
er in der Ab

aber voll Achtung, die Mehrzahl von den Leuten wegging, welche um den letzten Willen von Porthos anzuhören gekommen waren.

Als d'Artagnan, nachdem er die ceremoniöse Verbeugung des Anwalts empfangen hatte, allein war, bewunderte er die tiefe Weisheit des Testirers, welcher so richtig sein Gut dem Würdigsten, den Dürftigsten mit Zartheiten zugetheilt hatte, welche Niemand unter den feinsten Höflingen, unter den edelsten Herzen so vollkommen hätte finden können.

Porthos beauftragte in der That Raoul von Bragelonne, d'Artagnan Alles zu geben, was dieser verlangen würde. Er wußte es wohl, der würdige Porthos, d'Artagnan würde nichts verlangen, und im Falle er etwas verlangt hätte, machte ihm Niemand, außer ihm selbst, seinen Theil.

Porthos hinterließ eine Pension Aramis, der, wenn er Lust gehabt hätte, zu viel zu verlangen, durch das Beispiel von d'Artagnan zurückgehalten worden wäre; und das Wort Verbannung, vom Testirer ohne eine scheinbare Absicht hingeworfen, war es nicht die mildeste, die ausgesuchteste Kritik des Benehmens von Aramis, der den Tod von Porthos verursacht hatte?

Endlich war Athos im Testament des Todten nicht erwähnt. Konnte dieser in der That vermuthen, der Sohn würde nicht den besten Theil dem Vater anbieten? Der plumpe Verstand von Porthos hatte alle diese Ursachen beurtheilt, alle diese Nuancen erfaßt, besser als das Gesetz, besser als der Gebrauch, besser als der Geschmack.

„Porthos war ein Herz," sagte d'Artagnan mit einem Seufzer zu sich selbst.

Und es kam ihm vor, als hörte er ein Stöhnen zum Plafond. Er dachte sogleich an den armen Mousqueton, den man von seinen Schmerzen zerstreuen wußte.

Zu diesem Ende verließ d'Artagnan hastig den

Saal, um den würdigen Intendanten aufzusuchen, da dieser nicht zurückkam.

Er ging die Treppe hinauf, welche in den ersten Stock führte, und erblickte im Zimmer von Porthos einen Haufen Kleider von allen Farben und allen Stoffen. Man sah die Hand von Mousqueton sich über diesen Reliquien ausstrecken, die er mit allen seinen Lippen, mit seinem ganzen Gesichte küßte, mit seinem ganzen Leibe bedeckte.

D'Artagnan näherte sich dem armen Burschen, um ihn zu trösten.

„Mein Gott!" sagte er, „er rührt sich nicht; er ist ohnmächtig!"

D'Artagnan täuschte sich; Mousqueton war todt.

Todt, wie der getreue Hund, der, nachdem er seinen Herrn verloren, zurückkehrt, um auf seinem Rock zu sterben.

XXX.

Das Alter von Athos.

Während alle diese Ereignisse die einst auf eine unlösbar scheinende Weise verbundenen vier Musketiere auf immer trennten, fing Athos, der nach dem Abgang von Raoul allein geblieben, an, seinen Tribut dem vorzeitigen Tod zu bezahlen, den man die Abwesenheit geliebter Leute nennt.

Als er in sein Haus bei Blois zurückgekehrt war, wo er nicht einmal mehr Grimaud hatte, um ein armseliges Lächeln zu ernten, wenn er unter den Blumenbeeten umherging, fühlte Athos von Tag zu Tag die

Stärke einer Natur abnehmen, welche ſo lang untrüglich ſchien.

Von ihm durch die Anweſenheit des geliebten Gegenſtandes zurückgeſchoben, kam das Alter mit dem ganzen Gefolge von Schmerzen und Beſchwerden, das in demſelben Maße zunimmt, in welchem es auf ſich warten läßt. Athos hatte ſeinen Sohn nicht mehr, um beſtändig darauf bedacht zu ſein, aufrecht zu gehen, den Kopf zu erheben, ein gutes Beiſpiel zu geben; er hatte nicht mehr die glänzenden Augen des jungen Mannes, einen immer brennenden Herd, an dem ſich die Flamme ſeiner Blicke wiederentzündete.

Und dann, müſſen wir es ſagen, dann überließ ſich die durch ihre Zartheit und durch ihre Zurückhaltung ausgezeichnete Natur, da ſie nichts mehr fand, was ſie in ihren Ergießungen dämmte, dem Kummer mit dem ganzen Ungeſtüm gewöhnlicher Naturen, wenn dieſe ſich der Freude hingeben.

Der Graf de la Fère, der bis zu ſeinem zwei und ſechzigſten Jahre jung geblieben, war ein Kriegsmann, welcher ſeine Stärke trotz der vielen Strapazen, ſeine Geiſtesfriſche trotz aller Unglücksfälle, ſeine ſanfte Heiterkeit der Seele und des Leibes trotz Mylady, trotz Mazarin, trotz la Valliére erhalten hatte, Athos war in acht Tagen ein Greis geworden, ſobald er die Stütze ſeiner Nachjugend verloren.

Immer ſchön, aber gebückt, edel, aber traurig, ſanft, aber wankend unter ſeinen weiß gewordenen Haaren, ſuchte er vorzugsweiſe die Lichtungen, wo die Sonne durch das Blätterwerk der Alleen drang.

Die harte Leibesübung ſeines ganzen Lebens verlernte er, als Raoul nicht mehr da war. Gewohnt, ihn zu jeder Jahreszeit mit der Morgendämmerung aufgeſtanden zu ſehen, wunderten ſich die Bedienten, wenn ſie im Sommer ſieben Uhr ſchlagen hörten, ohne daß ihr Herr das Bett verlaſſen hatte.

Athos blieb, ein Buch unter ſeinem Kopfkiſſen, liegen, und er ſchlief nicht, und er las nicht. Er blieb liegen, daß er ſeinen Leib nicht zu tragen hatte, und ließ die Seele und den Geiſt aus der Hülle entfliegen, um zu ſeinem Sohn oder zu Gott zurückzukehren.

Man war ſehr erſchrocken, wenn man ihn zuweilen zwei Stunden lang in eine ſtumme, unempfindliche Träumerei verſunken ſah; er hörte nicht mehr den Tritt des von Furcht erfüllten Dieners, der auf die Schwelle des Zimmers kam, um den Schlaf oder das Erwachen des Herrn zu belauern. Er vergaß manchmal, daß der Tag halb abgelaufen, daß die Stunde der zwei erſten Mahle vorüber war. Dann weckte man ihn. Er ſtand auf, ging unter ſeine düſtere Allee hinab und kam ein wenig in die Sonne zurück, als wollte er eine Minute die Wärme des abweſenden Kindes theilen. Und dann begann wieder der traurige, eintönige Spaziergang, bis er erſchöpft zu Zimmer und Bett, ſeinem bevorzugten Domicil, zurückkehrte.

Mehrere Tage hindurch ſprach der Graf kein Wort. Er weigerte ſich, die Beſuche anzunehmen, die zu ihm kamen, und in der Nacht ſah man ihn ſeine Lampe anzünden und lange Stunden mit Schreiben oder mit Durchblättern von Pergamenten hinbringen.

Athos ſchrieb einen von ſeinen Briefen nach Vannes, einen anderen nach Fontainebleau; ſie blieben ohne Antwort. Man weiß, warum Aramis Frankreich verlaſſen hatte; d'Artagnan reiſte von Nantes nach Paris, von Paris nach Pierrefonds. Sein Kammerdiener bemerkte, daß er ſeinen Spaziergang jeden Tag um eine Strecke verkürzte. Die große Lindenallee wurde bald zu lang für die Füße, die ſie einſt tauſendmal an einem Tag durchliefen. Man ſah den Grafen mühſam zu den Bäumen in der Mitte gehen, ſich auf eine Moosbank ſetzen, welche eine Seitenallee bogenförmig ausſchnitt, und hier die Rückkehr der Kräfte oder vielmehr die Rückkehr der Nacht abzuwarten.

Bald entkräfteten ihn hundert Schritte. Endlich
ollte Athos nicht mehr aufstehen, er wies jede Nah-
ung zurück, und erschrocken, obgleich er sich nicht be-
lagte, obgleich er stets das Lächeln auf den Lippen
atte, obgleich er fortwährend mit seinem sanften Ton
prach, holten seine Leute von Blois den alten Arzt
es seligen Monsieur und führten ihn zu dem Grafen
o, daß er diesen sehen konnte, ohne gesehen zu werden.

Sie stellten ihn zu diesem Ende in ein an das
Zimmer des Kranken stoßendes Cabinet und baten ihn
nständig, sich nicht zu zeigen, aus Furcht, dem Gebie-
er zu mißfallen, der keinen Arzt verlangt hatte.

Der Doctor gehorchte; Athos war eine Art von
Muster für die Edelleute des Landes; Blois brüstete sich
amit, diese heilige Reliquie des alten französischen
Ruhmes zu besitzen; Athos war ein sehr vornehmer
Mann im Vergleich mit den Adeligen, wie sie der König
mprovisirte, indem er mit seinem jungen und frucht-
aren Scepter die vertrockneten Stammbäume der Pro-
inz berührte.

Man schätzte, man ehrte Athos, sagen wir, und
an liebte ihn. Der Arzt konnte es nicht ertragen,
eine Leute weinen und die Armen des Cantons, denen
thos das Leben und den Trost durch seine guten
Worte und durch die Almosen gab, sich zusammen-
haaren zu sehen. Er prüfte von seinem Verstecke aus
en Gang des geheimnißvollen Uebels, das von Tag
u Tag tödtlicher einen Mann angriff, der kurz zuvor
och so voll Leben und Lebenslust.

Er bemerkte auf den Wangen von Athos den Purpur
es Fiebers, das sich entzündet und nährt, ein langsa-
nes, unbarmherziges Fieber, geboren in einer Falte des
Herzens, sich schützend hinter diesem Wall, zunehmend
it den Leiden, die es erzeugt, zugleich Ursache und
Wirkung einer gefährlichen Lage.

Der Graf sprach mit Niemand, sagen wir, er
prach nicht einmal allein. Sein Geist fürchtete das

Geräusch. Er berührte jenen Grad der Ueberreizung, die zunächst an die Extase grenzt. So absorbirt, gehört der Mensch, wenn er noch nicht Gott gehört, schon nicht mehr der Erde.

Der Doctor verweilte mehrere Stunden beim Studium dieses schmerzlichen Kampfes des Willens gegen eine höhere Macht; er erschrak, als er diese beständig starren, beständig auf das unbestimmte Ziel geheftete Augen sah; er erschrak, als er mit derselben Bewegung dieses Herz klopfen sah, dessen Gewohnheit nie ein Seufzer veränderte; die Schärfe des Schmerzes bildet zuweilen die Hoffnung des Arztes.

So verging ein halber Tag. Der Doctor faßte seinen Entschluß als ein beherzter Mann und ein starker Geist; er verließ ungestüm seinen Winkel und ging gerade auf Athos zu; dieser sah ihn, ohne mehr Verwunderung zu bezeigen, als wenn er diese Erscheinung gar nicht begriffen hätte.

„Verzeiht, Herr Graf," sagte der Doctor, indem er mit offenen Armen auf ihn zuging, „ich habe Euch einen Vorwurf zu machen. Ihr werdet mich verstehen."

Und er setzte sich an das Bett von Athos, der nur mit großer Mühe aus seiner Versunkenheit heraustrat.

„Was gibt es, Doctor?" fragte der Graf nach einem Stillschweigen.

„Ihr seid krank, mein Herr, und Ihr laßt Euch nicht behandeln."

„Ich, krank?" versetzte Athos lächelnd.

„Fieber, Abzehrung, Entkräftung, Herr Graf."

„Entkräftung?" erwiederte Athos; „ist das möglich? ich stehe nicht auf."

„Ah! ah! Herr Graf, keine Ausflüchte, ich bin ein guter Christ."

„Ich glaube es."

„Würdet Ihr Euch den Tod geben?"

„Nein, Doctor."

„Wohl, mein Herr. Ihr seid sterbend; so bleiben
t ein Selbstmord; geneset, Herr Graf, geneset!"

„Von was? findet zuerst das Uebel. Ich habe
ich nie besser befunden; nie hat mir der Himmel
höher geschienen, nie habe ich meine Blumen mehr
eliebt."

„Ihr habt einen verborgenen Kummer."

„Verborgen! . . . nein, ich leide an der Abwe-
enheit meines Sohnes, Doctor, das ist mein ganzes
lebel, und ich verberge es nicht."

„Herr Graf, Euer Sohn lebt, er ist stark, er
at die ganze Zukunft der Leute seines Verdienstes und
:ines Geschlechts; lebet für ihn."

„Ich lebe ja, Doctor; oh! seid unbesorgt," fügte
r schwermüthig lächelnd bei, „so lange Raoul lebt,
oird man es wissen, denn so lange er lebt, werde ich
:eben."

„Was sagt Ihr?"

„Etwas ganz Einfaches. In diesem Augenblick
sse ich das Leben in mir schweben. Es wäre eine
ufgabe, die meine Kräfte übersteigen würde, das
:geßliche, das zerstreute, das gleichgültige Leben,
nn ich Raoul nicht da habe. Ihr verlangt von der
npe nicht, daß sie brenne, wenn der Funke nicht
Flamme daran gehängt hat; verlangt nicht von
, daß ich im Geräusch und in der Helle lebe. Ich
:tire, ich setze mich in Bereitschaft, ich warte.
tor, erinnert Euch der Soldaten, die wir so oft mit
nder in den Häfen sahen, wo sie auf die Einschiffung
:ten; liegend, gleichgültig, halb auf einem Element,
auf dem andern, waren sie weder an dem Ort,
i das Meer sie bringen sollte, noch an dem, wo
and sie verlieren sollte; das Gepäcke in Bereit-
den Geist gespannt, die Augen starr, warteten
h wiederhole es, dieses Wort ist dasjenige, welches
legenwärtiges Leben schildert. Liegend wie diese
en, das Ohr gespannt gegen die Geräusche,

die zu dir kommen, will ich zum Aufbruch bereit ſein beim erſten Ruf. Wer wird ihn an mich ergehen laſſen? Gott oder Raoul? Mein Gepäcke iſt gerüſtet, meine Seele iſt in Bereitſchaft, ich erwarte das Signal... Ich warte, Doctor, ich warte!"

Der Doctor kannte die Gediegenheit dieſes Geiſtes, er würdigte die Feſtigkeit dieſes Körpers; er dachte einen Augenblick nach, ſagte ſich, Worte wären unnütz, Mittel ändern, und ging weg, nachdem er die Diener von Athos ermahnt, ihren Herrn nicht einen Augenblick zu verlaſſen.

Als der Doctor weggegangen war, bezeigte Athos weder Zorn, noch Aerger darüber, daß man ihn geſtört; er befahl nicht einmal, ihm die Briefe, welche eintreffen würden, ſchleunig zu übergeben; er wußte wohl, daß jede Zerſtreuung, die ihm zukam, eine Freude, eine Hoffnung war, welche, um ſie ihm zu verſchaffen, ſeine Diener mit ihrem Blute bezahlt hätten.

Der Schlaf war ſelten geworden. In Folge anhaltenden Denkens vergaß ſich Athos höchſtens ein paar Stunden in einer tieferen, dunkleren Träumerei, welche Andere einen Traum genannt hätten. Dieſe augenblickliche Ruhe, die das Vergeſſen dem Körper gab, ermüdete die Seele, denn Athos lebte doppelt während dieſer Wanderungen ſeines Geiſtes. In einer Nacht träumte er, Raoul kleide ſich in einem Zelte an, um zu einer von Herrn von Beaufort in Perſon befehligten Expedition zu gehen. Der junge Mann war traurig, langſam ſchnallte er ſeinen Panzer an, langſam gürtete er ſein Schwert um.

„Was habt Ihr denn?" fragte ihn zärtlich ſein Vater.

„Was mich betrübt, iſt der Tod von Porthos, von unſerem ſo guten Freund," erwiederte Raoul; „ich leide hier unter dem Schmerz, den Ihr dort empfinden werdet."

Und die Viſion verſchwand mit dem Schlafe von thos.

Bei Tagesanbruch trat einer von den Dienern bei inem Herrn ein und übergab ihm einen von Spanien ommenden Brief.

„Die Handſchrift von Aramis,“ dachte der Graf. Und er las.

„Porthos iſt todt!“ rief er nach den erſten Zeilen. O Raoul, Raoul, ich danke Dir! Du hältſt Dein Verſprechen, Du benachrichtigſt mich.“

Und von einem tödtlichen Schweiß ergriffen, wurde thos in ſeinem Bette ohnmächtig, ohne eine andere rſache, als ſeine Schwäche.

XXXI.

Viſion von Athos.

Als dieſe Ohnmacht von Athos aufgehört hatte, leidete ſich der Graf, der ſich beinahe ſchämte, vor dieem übernatürlichen Ereigniß ſchwach geworden zu ſein, n und verlangte ein Pferd, entſchloſſen, ſich nach Blois u begeben, um ſicherere Correſpondenzen, entweder mit lfrika, oder mit d'Artagnan oder mit Aramis anzuknüpfen.

Der Brief von Aramis belehrte den Grafen de la ère vom ſchlechten Ausgang der Expedition von Belleſle. Er gab ihm über den Tod von Porthos genug Einzelheiten, daß das ſo zarte und ſo ergebene Herz on Athos bis in ſeinen letzten Fibern dadurch bewegt war.

Athos wollte alſo zu ſeinem Freunde Porthos. Um ſeinem alten Waffengefährten dieſe Ehre zu erweiſen, gedachte er d'Artagnan zu benachrichtigen und dieſen zu bewegen, die beſchwerliche Reiſe nach Belle-Iſle noch einmal zu machen und in ſeiner Geſellſchaft die traurige Pilgerfahrt zum Grabe des Rieſen, den er ſo ſehr geliebt, zu vollbringen; dann wollte er in ſein Haus zurückkehren, um dem verborgenen Einfluß zu gehorchen, der ihn auf geheimnißvollen Wegen zur Ewigkeit führte.

Doch kaum hatten die freudigen Diener ihren Herrn angekleidet, den ſie mit Vergnügen ſich zu einer Reiſe anſchicken ſahen, welche ſeine Schwermuth zerſtreuen mußte, kaum war das ſanfteſte Pferd vom Stalle des Grafen geſattelt und vor die Freitreppe geführt, als der Vater von Raoul ſeinen Kopf in Verwirrung gerathen, ſeine Beine brechen fühlte und begriff, daß es ihm unmöglich war, einen Schritt mehr zu machen.

Er verlangte, in die Sonne getragen zu werden; man legte ihn auf ſeine Moosbank, wo er eine ſtarke Stunde zubrachte, ehe er ſeine Lebensgeiſter wieder geſammelt hatte.

Nichts war natürlicher, als dieſe Erſchlaffung nach der trägen Ruhe der letzten Tage. Athos nahm Fleiſchbrühe, um ſich Kräfte zu geben, und benetzte ſeine trockenen Lippen mit einem Glaſe von dem Wein, den er am meiſten liebte, wir meinen den Anjou-Wein, deſſen der gute Porthos in ſeinem bewunderungswürdigen Teſtament erwähnt.

Wiedergeſtärkt, freien Geiſtes, ließ er ſich nun ſein Pferd vorführen; doch er bedurfte des Beiſtandes der Diener, um mühſam auf den Sattel zu gelangen.

Er machte keine hundert Schritte: der Schauer bemächtigte ſich ſeiner an der Biegung des Weges.

„Das iſt ſeltſam,“ ſagte er zu ſeinem Kammerdiener, der ihn begleitete.

„Halten wir an, Herr Graf, ich beſchwöre Euch,“ rief der getreue Diener. „Ihr erbleicht!“

„Das wird mich nicht abhalten, meine Straße zu verfolgen, da ich einmal auf dem Wege bin," erwiederte der Graf.

Und er ließ dem Pferde wieder die Zügel.

Doch statt dem Gedanken seines Herrn zu gehorchen, blieb das Thier plötzlich stehen. Eine Bewegung, von der sich Athos keine Rechenschaft geben konnte, hatte das Gebiß angezogen.

„Es will Etwas, daß ich nicht weiter gehe," sagte Athos. „Unterstützt mich," fügte er, die Arme ausstreckend, bei; „geschwinde, kommt herbei! ich fühle alle meine Muskeln sich abspannen und werde vom Pferde fallen."

Der Diener hatte die Bewegung, die sein Herr gemacht, zu gleicher Zeit gesehen, da er den Befehl erhalten. Er näherte sich rasch, empfing den Grafen in seinen Armen, und da man noch nicht fern genug vom Hause war, daß nicht die Knechte, welche auf der Schwelle stehen geblieben waren, um Herrn de la Fère wegreiten zu sehen, die Unordnung in dem sonst so regelmäßigen Marsche ihres Gebieters wahrgenommen hätten, so rief der Kammerdiener seine Kameraden mit der Stimme und Geberde, und Alle liefen voll Eifer herbei.

Kaum hatte Athos ein paar Schritte gemacht, um nach dem Hause zurückzukehren, als er sich wohler fühlte. Seine Stärke schien sich wieder zu beleben, und es kam ihm abermals der Wille, nach Blois zu reiten. Er ließ sein Pferd eine Volte machen. Doch bei dem ersten Schritte von diesem verfiel er wieder in den Zustand der Erschlaffung und der Bangigkeit.

„Ah!" murmelte er, „man will entschieden, daß ich zu Hause bleibe."

Seine Leute näherten sich ihm; man hob ihn vom Pferde, und sie trugen ihn eiligst nach seinem Hause. Bald war Alles in seinem Zimmer bereitet; sie legten ihn in sein Bett.

„Ihr werdet wohl darauf Acht geben, daß ich noch

heute Briefe von Africa erwarte," ſagte er, während er ſich zum Schlafen anſchickte.

„Der gnädige Herr wird ohne Zweifel mit Vergnügen erfahren, daß der Sohn von Blaiſois zu Pferde geſtiegen iſt, um dem Courrier von Blois eine Stunde voranzureiten," erwiederte der Kammerdiener.

„Ich danke," ſprach Athos mit einem freundlichen Lächeln.

Der Graf entſchlummerte; ſein peinlicher Schlaf glich einem Leiden. Derjenige, welcher ihn aufweckte, ſah in ſeinen Zügen zu wiederholten Malen den Ausdruck einer inneren Qual hervortreten. Vielleicht träumte Athos.

Der Tag verging. Der Sohn von Blaiſois kam zurück. Der Courrier hatte keine Neuigkeiten gebracht. Der Graf berechnete voll Verzweiflung die Minuten, er ſchauerte, wenn dieſe Minuten eine Stunde gebildet hatten. Es kam ihm einmal der Gedanke, man habe ihn dort vergeſſen, und das war ein grauſamer Schmerz für das Herz des Vaters.

Niemand im Hauſe hoffte mehr, der Courrier würde eintreffen, ſeine Stunde war ſchon lange vorüber. Viermal hatte der nach Blois abgeſchickte eigene Bote ſeinen Ritt wiederholt, und nichts war an die Adreſſe des Grafen gekommen.

Athos wußte, daß dieſer Courrier nur einmal in der Woche kam. Es war alſo ein Verzug von acht tödtlichen Tagen zu erdulden.

Es begann die Nacht mit dieſer ſchmerzlichen Ueberzeugung.

Alles, was ein kranker und durch das Leiden gereizter Mann an düſteren Muthmaßungen ſchon traurigen Wahrſcheinlichkeiten beifügen kann, häufte Athos während der erſten Stunden dieſer tödtlichen Nacht auf.

Das Fieber ſtieg; es ergriff die Bruſt, wo das Feuer bald fing, nach dem Ausdruck des Arztes, den

man bei dem letzten Ritte des Sohnes von Blaiſois von Blois zurückgebracht hatte.

Bald erreichte es auch den Kopf. Der Arzt nahm nach und nach zwei Aderläſſe vor, die den Kopf frei machten, aber den Kranken ſchwächten und nur ſeinem Gehirn Thätigkeitskraft ließen.

Dieſes furchtbare Fieber hatte indeſſen nachgelaſſen. Es belagerte mit ſeinen letzten Schlägen die erſtarrten Extremitäten und hörte am Ende gänzlich auf, als es Mitternacht ſchlug.

Dieſe unbeſtreitbare Beſſerung gewahrend, kehrte der Arzt nach Blois zurück, nachdem er Einiges verſchrieben und erklärt hatte, der Graf ſei gerettet.

Da begann für Athos eine ſeltſame, unerklärliche Lage. Frei, zu denken, richtete ſich ſein Geiſt auf Raoul, auf ſeinen vielgeliebten Sohn. Seine Einbildungskraft zeigte ihm die Felder Africas in der Gegend von Gigelli, wo Herr von Beaufort mit ſeinem Heere hatte landen müſſen.

Es waren graue Felſen, an gewiſſen Stellen grün überzogen durch das Waſſer des Meeres, wenn dieſes die Küſte während der Stürme peitſcht.

Jenſeits des Ufers, auf dem die Felſen wie Grabhügel zerſtreut waren, erhob ſich im Amphitheater, unter den Cactus und Maſtixbäumen, eine Art von Flecken voll Rauch, voll dunklem Geräuſche und ängſtlichen Bewegungen.

Plötzlich löſte ſich aus dem Schooße dieſes Rauches eine Flamme, welche, obgleich kriechend, ſtufenweiſe die ganze Oberfläche dieſes Fleckens bedeckte, allmälig wuchs und in ihren rothen Wirbeln Alles, Geheule, Geſchrei, zum Himmel emporgeſtreckte Arme, mit einander vermengte. Es war eine Zeit lang ein gräßlicher Durcheinander von einſtürzenden Balken, zuſammengedrehten Platten, verkalkten Steinen, geröſteten und verſchwindenden Steinen.

In dieſem Chaos, in dem Athos aufgehobene Arme

erblickte, Schreie, Schluchzen, Stöhnen hörte, sah in seltsamer Weise nie eine menschliche Gestalt.

Die Kanonen donnerten in der Ferne, das Musketenfeuer prasselte, das Meer brüllte, die Herden entsprangen über die grünen Abhänge hinab. Doch kein Soldat, um die Lunte an die Batterien der Kanonen zu halten, kein Matrose, um dieser Flotte beim Manoeuvriren zu helfen, kein Hirte für diese Herden.

Nach der Einäscherung des Dorfes und der Zerstörung der Forts, die es beherrschten, Einäscherung und Zerstörung auf eine magische Weise ohne die Mitwirkung eines menschlichen Wesens vollbracht, erlosch die Flamme; der Rauch begann wieder aufzusteigen, verlor dann seine Dichtheit, erbleichte und verdunstete sich völlig.

Nun wurde es Nacht in dieser Landschaft; eine undurchsichtige Nacht auf der Erde, eine glänzende am Firmament; die großen flammenden Sterne, welche am afrikanischen Himmel funkelten, glänzten, ohne etwas Anderes zu erhellen, als sich selbst um sich her.

Es trat eine lange Stille ein; sie diente dazu, einen Augenblick die erhitzte Einbildungskraft von Athos ausruhen zu lassen, und da er fühlte, daß das, was er zu sehen hatte, nicht beendigt war, so richtete er aufmerksamer die Blicke seines Verstandes auf das seltsame Schauspiel, das ihm seine Einbildungskraft vorbehielt.

Bald nahm dieses Schauspiel für ihn seinen Fortgang.

Ein sanfter, bleicher Mond erhob sich hinter den Bergabhängen der Küste, und Anfangs die wogenden Falten des Meeres beschimmernd, das nach dem Brüllen, welches es während der Vision von Athos hatte vernehmen lassen, sich beruhigt zu haben schien, heftete dieser Mond seine Diamanten und seine Opale an die Gesträuche und Baumgruppen des Berges.

Wie eben so viele stillschweigende und aufmerksame Gespenster, schienen die grauen Felsen ihre grünlichen

Häupter zu erheben, um auch das Schlachtfeld beim Mondſchein zu betrachten, und Athos bemerkte, daß dieſes während des Kampfes völlig leere Feld nun mit erſchlagenen Leibern beſtreut war.

Ein unausſprechlicher Schauer der Angſt und des Schreckens ergriff ſeine Seele, als er die weiß und blaue Uniform der Soldaten von Picardie, ihre langen Piken mit dem blauen Schaft und ihre am Kolben mit der Lilie bezeichneten Musketen erkannte;

Als er alle dieſe klaffenden, kalten Wunden zum azurnen Himmel hinaufſchauen ſah, als wollten ſie von ihm die Seelen verlangen, denen ſie Durchgang gewährt hatten;

Als er die Pferde mit aufgeſchlitztem Bauch, die Zunge über die Lippen heraushängend, in dem um ſie her verbreiteten, zu Eis erſtarrten Blut liegen ſah, das ihre Schabraken und ihre Mähnen beſchmutzte;

Als er den Schimmel von Herrn von Beaufort mit zerſchmettertem Kopf in der erſten Reihe auf dem Felde der Todten ausgeſtreckt ſah.

Athos fuhr mit einer kalten Hand über ſeine Stirne und wunderte ſich, daß er ſie nicht glühend fand. Er überzeugte ſich durch dieſe Berührung, daß er als ein fieberloſer Zuſchauer dem Tage nach einer Schlacht beiwohnte, welche auf der Küſte von Gigelli das Expeditionsheer geliefert, das er Frankreichs Geſtade verlaſſen und am Horizont hatte verſchwinden ſehen, von dem er mit dem Geiſte und mit der Geberde bei dem letzten Schimmer des Kanonenſchuſſes Abſchied genommen, welchen der Herzog als Lebewohl dem Vaterlande zugeſandt.

Wer vermöchte zu ſchildern, mit welcher tödtlichen Zerriſſenheit ſeine Seele, wie ein wachſames Auge der Spur dieſer Leichname folgend, ſie alle einen nach dem andern betrachtete, um zu ergründen, ob unter ihnen nicht Raoul ſchlieſe. Wer vermöchte die berauſchende, göttliche Freude auszudrücken, mit der ſich Athos vor Gott

verbeugte und ihm dankte, daß er denjenigen nicht angeſchaut, welchen er mit ſo großer Angſt unter den Todten geſucht.

In ihrer Reihe niedergefallen, ſtarr, eiskalt, ſchienen in der That alle dieſe wohl erkennbaren Todten geſtürzt und ehrerbietig ſich gegen den Grafen de la Fère zu wenden, um beſſer von ihm während ſeiner Leicheninſpection geſehen zu werden.

Aber er wunderte ſich, indem er alle dieſe Leichname ſah, daß er die Ueberlebenden nicht erblickte.

Er war zu dem Grade der Illuſion gelangt, wo dieſe Viſion für ihn eine wirkliche Reiſe war, eine Reiſe gemacht vom Vater in Africa, um genauere Auskunft über den Sohn zu erhalten.

Müde, ſo viele Meere und Continente durchlaufen zu haben, ſuchte er unter einem von den, hinter dem Obdach eines Felſen verborgenen, Zelten auszuruhen, auf deren Gipfel die weiße Ritterfahne mit den Lilien flatterte.

Er ſuchte einen Soldaten, um zum Zelte von Herrn von Beaufort geführt zu werden.

Während nun ſein Blick in der Ebene umherſchweifte und ſich nach allen Seiten wandte, ſah er eine weiße Geſtalt hinter den harzigen Myrrhen erſcheinen.

Die Geſtalt hatte die Tracht eines Officiers und hielt in ihrer Hand einen zerbrochenen Degen; ſie ſchritt langſam auf Athos zu; dieſer blieb plötzlich ſtehen, heftete ſeinen Blick auf die Geſtalt, ſprach nicht, rührte ſich nicht und wollte nur ſeine Arme öffnen, weil er in dem ſchweigſamen, bleichen Officier Raoul erkannt hatte.

Der Graf verſuchte einen Schrei, doch er blieb erſtickt in ſeiner Kehle. Raoul bedeutete durch eine Geberde, indem er einen Finger auf ſeinen Mund legte, er möge ſchweigen, und wich allmälig zurück, ohne daß Athos ſeine Beine ſich bewegen ſah.

Bleicher, zitternder, als Raoul, folgte der Graf inem Sohn mühſam durch Heidekraut und Gebüſche, ber Steine und durch Gräben ſchreitend. Der zärtſche Vater, deſſen Kräfte die Liebe verdoppelte, verichte eine letzte Bewegung und erſtieg den Berg hinter :m Sohn, der ihn durch ſeine Geberde und durch ſein ächeln nachzog.

Endlich erreichte er den Kamm des Berges und ſah hwarz von dem durch den Mond geweißten Horizont ie luftigen, poetiſchen Formen von Raoul ſich abheben. lthos ſtreckte ſeine Hand aus, um auf dem Plateau zu :inem geliebten Sohne zu gelangen, und dieſer ſtreckte uch die Hand aus; doch plötzlich, als würde der junge Rann unwillkürlich fortgezogen, verließ er, beſtändig ırückweichend, die Erde, und Athos ſah den klaren)immel zwiſchen den Füßen ſeines Kindes und dem Boen des Hügels glänzen.

Raoul erhob ſich unmerklich, immer lächelnd, immer nit der Geberde rufend, in den leeren Raum; er entrnte ſich zum Himmel.

Athos ſtieß einen Schrei erſchrockener Zärtlichkeit us; er ſchaute nach unten. Man ſah ein zerſtörtes ager und, wie unbewegliche Atome, alle die weißen eichname vom königlichen Heere.

Und dann ſah er, das Haupt erhebend, immer, imıer ſeinen Sohn, der ihn einlud, mit ihm aufzuſteigen.

XXXII.

Der Engel des Todes.

Athos war ſo weit in ſeiner wunderbaren Viſion, als plötzlich der Zauber durch ein gewaltiges Geräuſch, das von den äußeren Thüren des Hauſes herkam, unterbrochen wurde.

Man hörte ein Pferd auf dem verhärteten Sande der großen Allee galoppiren und der Lärmen von ſehr belebten Geſprächen ſtieg bis zu dem Zimmer auf, in dem der Graf träumte.

Ein ſchwerer Tritt wurde auf der Freitreppe hörbar; das Pferd, das kurz zuvor noch ſo raſch galoppirte, ging langſam in der Richtung des Stalles ab. Der Tritt näherte ſich allmälig dem Zimmer von Athos.

Eine Thüre wurde geöffnet, Athos wandte ſich ein wenig nach der Seite, woher das Geräuſch kam, und rief mit ſchwacher Stimme:

„Nicht wahr, es iſt ein Courrier von Africa?“

„Nein, Herr Graf,“ antwortete eine Stimme, welche Athos auf ſeinem Bette beben machte.

„Grimaud!“ murmelte er.

Und der Schweiß fing an, an ſeinen mageren Wangen herabzugleiten.

Grimaud erſchien auf der Schwelle. Es war nicht mehr Grimaud, den wir noch jung durch den Muth und die Ergebenheit geſehen haben, als er der Erſte in die Barke ſprang, welche beſtimmt war, Raoul zu den Schiffen der königlichen Flotte zu führen.

Es war ein ernſter und bleicher Greis, mit ſtaubbedeckten Kleidern, mit ſpärlichen, durch die Jahre weiß

gewordenen Haare. Er zitterte, indem er ſich an die Einfaſſung der Thüre anlehnte, und wäre beinahe niedergefallen, als er von fern beim Scheine der Lampen das Geſicht ſeines Herrn ſah.

Dieſe zwei Männer, welche ſo lange mit einander in Gemeinſchaft des Einverſtändniſſes gelebt hatten, und deren Augen, gewohnt, mit den Ausdrücken ſparſam umzugehen, ſich ſtillſchweigend ſo viele Dinge zu ſagen wußten, dieſe zwei alten Freunde, der eine ſo edel durch das Herz als der andere, wenn ſie auch durch die Geburt und das Vermögen ungleich waren, blieben beſtürzt, als ſie ſich anſahen. Sie hatten mit einem Blick gegenſeitig in der tiefſten Tiefe des Herzens geleſen.

Grimaud trug in ſeinem Geſicht das Gepräge eines ſchon durch die traurige Gewohnheit gealterten Schmerzes. Er ſchien zu ſeinem Gebrauche nur noch eine einzige Ueberſetzung ſeiner Gedanken zu haben.

Wie er ſich einſt daran gewöhnt, nicht mehr zu ſprechen, gewöhnte er ſich daran, nicht mehr zu lächeln.

Athos las mit einem Blick allen dieſen Kummer ſeines treuen Dieners, und ſagte mit demſelben Tone, deſſen er ſich bedient hatte, um mit Raoul in ſeinem Traume zu ſprechen:

„Grimaud, nicht wahr, Raoul iſt todt?“

Hinter Grimaud horchten die andern Diener bebend, die Augen auf das Bett des Gebieters geheftet.

Sie hörten die furchtbare Frage, und ein erſchreckliches Stillſchweigen erfolgte darauf.

„Ja,“ antwortete der Greis, der dieſe Einſilbe mit einem heiſeren Seufzer aus ſeiner Bruſt riß.

Da erhoben ſich jammernde Stimmen, ſeufzten und ſtöhnten maßlos und erfüllten mit Wehklagen und Gebeten das Zimmer, worin der mit dem Tode ringende Vater mit den Augen das Portrait ſeines Sohnes ſuchte.

XXXII.

Der Engel des Todes.

Athos war ſo weit in ſeiner wunderbaren Viſion, als plötzlich der Zauber durch ein gewaltiges Geräuſch, das von den äußeren Thüren des Hauſes herkam, unterbrochen wurde.

Man hörte ein Pferd auf dem verhärteten Sande der großen Allee galoppiren und der Lärmen von ſehr belebten Geſprächen ſtieg bis zu dem Zimmer auf, in dem der Graf träumte.

Ein ſchwerer Tritt wurde auf der Freitreppe hörbar; das Pferd, das kurz zuvor noch ſo raſch galoppirte, ging langſam in der Richtung des Stalles ab. Der Tritt näherte ſich allmälig dem Zimmer von Athos.

Eine Thüre wurde geöffnet, Athos wandte ſich ein wenig nach der Seite, woher das Geräuſch kam, und rief mit ſchwacher Stimme:

„Nicht wahr, es iſt ein Courrier von Africa?“

„Nein, Herr Graf,“ antwortete eine Stimme, welche Athos auf ſeinem Bette beben machte.

„Grimaud!“ murmelte er.

Und der Schweiß fing an, an ſeinen mageren Wangen herabzugleiten.

Grimaud erſchien auf der Schwelle. Es war nicht mehr Grimaud, den wir noch jung durch den Muth und die Ergebenheit geſehen haben, als er der Erſte in die Barke ſprang, welche beſtimmt war, Raoul zu den Schiffen der königlichen Flotte zu führen.

Es war ein ernſter und bleicher Greis, mit ſtaubbedeckten Kleidern, mit ſpärlichen, durch die Jahre weiß

wordenen Haare. Er zitterte, indem er ſich an die
infaſſung der Thüre anlehnte, und wäre beinahe nie-
rgefallen, als er von fern beim Scheine der Lampen
s Geſicht ſeines Herrn ſah.

Dieſe zwei Männer, welche ſo lange mit einander
Gemeinſchaft des Einverſtändniſſes gelebt hatten, und
ren Augen, gewohnt, mit den Ausdrücken ſparſam um-
gehen, ſich ſtillſchweigend ſo viele Dinge zu ſagen
ußten, dieſe zwei alten Freunde, der eine ſo edel durch
s Herz als der andere, wenn ſie auch durch die Ge-
irt und das Vermögen ungleich waren, blieben be-
irzt, als ſie ſich anſahen. Sie hatten mit einem Blick
genſeitig in der tiefſten Tiefe des Herzens geleſen.

Grimaud trug in ſeinem Geſicht das Gepräge eines
hon durch die traurige Gewohnheit gealterten Schmer-
s. Er ſchien zu ſeinem Gebrauche nur noch eine
nzige Ueberſetzung ſeiner Gedanken zu haben.

Wie er ſich einſt daran gewöhnt, nicht mehr zu
rechen, gewöhnte er ſich daran, nicht mehr zu lächeln.

Athos las mit einem Blick allen dieſen Kummer
ines treuen Dieners, und ſagte mit demſelben Tone,
ſſen er ſich bedient hatte, um mit Raoul in ſeinem
raume zu ſprechen:

„Grimaud, nicht wahr, Raoul iſt todt?“

Hinter Grimaud horchten die andern Diener be-
nd, die Augen auf das Bett des Gebieters geheftet.

Sie hörten die furchtbare Frage, und ein erſchreck-
hes Stillſchweigen erfolgte darauf.

„Ja,“ antwortete der Greis, der dieſe Einſilbe mit
nem heiſeren Seufzer aus ſeiner Bruſt riß.

Da erhoben ſich jammernde Stimmen, ſeufzten
ıd ſtöhnten maßlos und erfüllten mit Wehklagen und
ebeten das Zimmer, worin der mit dem Tode rin-
nde Vater mit den Augen das Portrait ſeines Soh-
s ſuchte.

Das war für Athos wie ein Uebergang, der ihn zu seinem Traum zurückführte.

Ohne einen Schrei auszustoßen, ohne eine Thräne zu vergießen, geduldig, sanft und ergeben, wie ein Märtyrer, schlug er seine Augen zum Himmel auf, um hier, sich über dem Gebirg von Gigelli erhebend, den theuren Schatten wiederzusehen, der sich von ihm in dem Augenblick entfernte, wo Grimaud angekommen war.

Indem er zum Himmel emporschaute und seinen wunderbaren Traum wieder aufnahm, kehrte er ohne Zweifel auf denselben Wegen zurück, auf denen ihn kurz zuvor die zugleich so sanfte und so schreckliche Vision geführt hatte; denn nachdem er die Augen halb geschlossen, öffnete er sie wieder und lächelte: er hatte Raoul gesehen, der ihm ebenfalls zulächelte.

Die Hände auf seiner Brust gefaltet, das Gesicht dem Fenster zugewendet, gebadet von der frischen Nachtluft, welche an sein Lager die Arome der Blumen und der Bäume brachte, trat Athos, um nicht mehr daraus hervorzugehen, in die Beschauung des Paradieses ein, das die Lebenden nie sehen.

Ohne Zweifel wollte Gott diesem Auserwählten die Schätze der ewigen Glückseligkeit öffnen, zur Stunde, wo die andern Menschen zittern, streng vom Herrn empfangen zu werden, und sich an dieses Leben, das sie kennen, anklammern, in der Angst vor dem andern Leben, das sie nur bei den düsteren, ernsten Fackeln des Todes erschauen.

Athos wurde geführt durch die reine, klare Seele seines Sohnes, der die väterliche Seele an sich zog. Alles wurde für diesen Gerechten Melodie und Wohlgeruch auf dem rauhen Weg, den die Seelen einschlagen, um in das himmlische Vaterland zurückzukehren.

Nach einer Stunde dieser Entzückung erhob Athos sachte seine Hände, die so weiß wie Wachs, das Lächeln verließ seine Lippen nicht mehr, und er flüsterte

ſo leiſe, daß man es kaum hörte, die an Gott oder an Raoul gerichteten drei Worte:

„Hier bin ich.“

Und ſeine Hände fielen langſam, als legte er ſie ſelbſt nieder, auf das Bett.

Der Tod war bequem und liebkoſend für dieſes edle Geſchöpf geweſen. Er hatte ihm die ſchmerzlichen Zuckungen des Todeskampfes, die Convulſionen der letzten Abreiſe erſpart; er hatte mit einem gnädigen Finger dieſer großen, ſeiner ganzen Achtung würdigen Seele die Thore der Ewigkeit geöffnet.

Gott hatte es ohne Zweifel ſo befohlen, daß die fromme Erinnerung an dieſen ſo ſanften Tod im Herzen der Anweſenden und im Gedächtniß der andern Menſchen bleibe, die Erinnerung an ein Hinſcheiden, das den Uebergang aus dieſem Leben in das andere diejenigen lieben läßt, deren Daſein auf dieſer Erde das letzte Gericht nicht furchtbar machen kann.

Athos behielt im letzten Schlaf das freundliche, aufrichtige Lächeln, eine Zierde, die ihn in's Grab begleiten ſollte; die Ruhe ſeiner Züge ließ lange ſeine Diener bezweifeln, daß er das Leben verlaſſen.

Die Leute des Grafen wollten Grimaud wegführen, der von fern dieſes erbleichende Geſicht verzehrte und ſich nicht näherte, in der Furcht, ihm den Hauch des Todes zu bringen. Aber Grimaud, ſo ermüdet er auch war, weigerte ſich, wegzugehen. Er ſetzte ſich auf die Schwelle und hütete ſeinen Herrn mit der Aufmerkſamkeit einer Schildwache, eiferſüchtig, ſeinen erſten Blick beim Erwachen, ſeinen letzten Seufzer beim Tod zu empfangen.

Die Geräuſche erloſchen im ganzen Hauſe, und Jeder ehrte den Schlaf des Herrn. Aber horchend bemerkte Grimaud, daß der Graf nicht mehr athmete.

Er erhob ſich, ſeine Hände auf den Boden geſtützt,

Feuer geregelt und beſſer gelenkt, tödteten die Kugeln einige Leute um den Prinzen. Die Regimenter, welche in Colonnen gegen die Wälle vorrückten, wurden ein wenig mißhandelt. Es trat ein Zaudern auf Seiten unſerer Truppen ein, die ſich von unſerer Artillerie ſchlecht unterſtützt ſahen. Die Batterien, welche man am Tage vorher errichtet hatte, ſchoßen in der That nur ſchwach und unſicher, in Folge ihrer Stellung. Die Richtung von unten nach oben ſchadete der Richtigkeit der Schüſſe und der Tragweite.

„Die ſchlechte Wirkung dieſer Stellung des Belagerungsgeſchützes begreifend, befahl Monſeigneur den in der kleinen Rhede vor Anker liegenden Fregatten, ein regelmäßiges Feuer gegen den Platz zu eröffnen.

„Um dieſen Befehl zu überbringen, bot ſich zuerſt Herr von Bragelonne an. Monſeigneur weigerte ſich aber, die Bitte des Vicomte zu bewilligen.

„Monſeigneur hatte Recht, weil er dieſen jungen Mann liebte und ſchonen wollte; er hatte Recht, und das Ereigniß übernahm es, ſeine Vorherſehung und ſeine Weigerung zu rechtfertigen, denn kaum war der Sergent, welchen der Herzog mit der von Herrn von Bragelonne erbetenen Botſchaft beauftragt hatte, an den Rand des Meeres gekommen, als ihn zwei Stutzbüchſenſchüſſe aus den Reihen der Feinde niederſchmetterten.

„Der Sergent fiel auf den naſſen Sand, der ſein Blut trank.

„Als Herr von Bragelonne dies ſah, lächelte er gegen Monſeigneur, und dieſer ſagte zu ihm:

„„Ihr ſeht, Vicomte, ich rette Euch das Leben. Theilt das ſpäter dem Herrn Grafen de la Fère mit, daß er, wenn er es von Euch erfähret, mir Dank wiſſe.““

„Der junge Herr lächelte traurig und erwiederte:

„„Es iſt wahr, Monſeigneur, ohne Euer Wohlwollen wäre ich dort getödtet worden, wo der arme Sergent gefallen iſt und nun in großer Ruhe liegt.““

„Herr von Bragelonne gab dieſe Antwort mit einer lchen Miene, daß Monſeigneur raſch ausrief:

„„Wahrhaftiger Gott! junger Mann, man ſollte lauben, das Waſſer laufe Euch im Munde zuſammen; ber bei der Seele Heinrich IV., ich habe Eurem Vater rſprochen, Euch lebendig zurückzubringen, und werde, enn es Gott gefällt, mein Wort halten!““

„Herr von Bragelonne erröthete und ſagte mit lei- r Stimme:

„„Monſeigneur, ich bitte, verzeiht mir; ich habe mer den Wunſch gehabt, Gelegenheit und Vorfälle ufzuſuchen, und es iſt ſüß, ſich vor ſeinem General uszuzeichnen, beſonders wenn dieſer General der Her- g von Beaufort iſt.““

„Monſeigneur beſänftigte ſich ein wenig und gab, dem er ſich an ſeine Officiere wandte, die ſich um ihn er drängten, verſchiedene Befehle.

„Die Grenadiere der zwei Regimenter kamen nahe nug an die Gräben und Verſchanzungen, um hier ihre ranaten zu ſchleudern, doch dieſe brachten eine geringe irkung hervor.

„Herr d'Eſtrées, der die Flotte commandirte, hatte deſſen den Verſuch des Sergenten, in die Nähe der chiffe zu kommen, geſehen und begriff, daß er ohne efehl ſchießen und das Feuer eröffnen mußte.

„Als ſich die Araber nun durch die Kugeln der lotte und durch die Trümmer ihrer ſchlechten Mauern troffen und niedergeſchmettert ſahen, ſtießen ſie furcht- re Schreie aus.

„Ihre Reiter ſprengten, auf ihre Sättel gebückt, n Galopp den Berg herab und warfen ſich mit aller ewalt auf die Infanteriecolonnen, doch dieſe kreuzten re Piken und hielten den ungeſtümen Anlauf auf. Zu- ckgetrieben durch die feſte Haltung des Bataillon, arfen ſich die Araber mit der größten Wuth auf den eneralſtab, der in dieſem Augenblick nicht bewacht war.

„Die Gefahr war groß: Monſeigneur zog den

Degen, ſeine Secretäre und ſeine Leute ahmten ihm nach; die Officiere von ſeiner Suite ließen ſich in einen Kampf mit dieſen Wüthenden ein.

„Nun konnte Herr von Bragelonne die Luſt, die er ſeit dem Anfang des Treffens kundgab, befriedigen. Er kämpfte in der Nähe des Prinzen mit der Tapferkeit eines Römers und tödtete drei Araber mit ſeinem linken Degen.

„Doch ſeine Tapferkeit rührte ſichtbar nicht von einem allen Kämpfenden natürlichen Gefühle des Stolzes her. Sie war ſtürmiſch, abſichtlich, ſogar erzwungen: er ſuchte ſich mit dem Lärmen und der Metzelei zu berauſchen.

„Er erhitzte ſich dergeſtalt, daß ihm Monſeigneur zurief, er ſollte inne halten.

„Er mußte die Stimme Seiner Hoheit hören, da wir ſie hörten, wir, die wir an ſeiner Seite waren. Er hielt aber nicht inne und ſprengte immer weiter gegen die Verſchanzungen.

„Da Herr von Bragelonne ein ſehr botmäßiger Officier war, ſo ſetzte dieſer Ungehorſam gegen die Befehle von Monſeigneur alle Welt in Erſtaunen, und Herr von Beaufort rief ihm dringlich zu:

„„Haltet, Bragelonne! Wohin geht Ihr? Haltet ein, ich befehle es Euch!““

„Die Geberde des Herrn Herzogs nachahmend, hatten wir Alle die Hand aufgehoben. Wir erwarteten, daß der Reiter ſein Pferd umwenden würde, doch Herr von Bragelonne rannte unaufhaltſam gegen die Paliſſaden fort.

„„Haltet ein!““ wiederholte der Prinz mit ſehr ſtarker Stimme, „„haltet ein, Bragelonne, im Namen Eures Vaters!““

„Bei dieſen Worten wandte ſich Herr von Bragelonne um; ſein Geſicht drückte einen lebhaften Schmerz aus, aber er hielt nicht an; wir dachten nun, ſein Pferd reiße ihn fort.

„Als dem Herzog auch der Gedanke gekommen
r, der Vicomte ſei nicht mehr Herr ſeines Roſſes,
› er ihn an den erſten Grenadieren hatte vorbeijagen
en, rief Seine Hoheit:

„„Musketiere, tödtet ſein Pferd! Hundert Piſtolen
n, der ſein Pferd niederſtreckt!““

„Aber auf das Pferd zu ſchießen, ohne den Reiter
treffen, wer hätte das hoffen können? Keiner wagte

Endlich trat Einer auf: es war ein vortrefflicher
hütze vom Regiment Picardie, genannt die Luzerne;
legte auf das Thier an, ſchoß und traf es in das
euz, denn man ſah das Blut die weißen Haare des
:rdes röthen. Nur, ſtatt zu fallen, jagte das ver-
nmte Roß noch wüthender fort.

„Ganz Picardie, das den unglücklichen Mann dem
› entgegenlaufen ſah, rief aus vollem Halſe: „„Werft
ch hinab, Vicomte, hinab, hinab, werft Euch hinab!““

„Herr von Bragelonne war ein beim ganzen Heere
c beliebter Mann.

„Schon war der Vicomte auf einen Piſtolenſchuß
n Wall gekommen; eine Salve ging los und um-
lte ihn mit Rauch und Feuer. Wir verloren ihn
3 dem Blick; als ſich der Rauch zerſtreut hatte, ſah
n ihn zu Fuß, aufrecht ſtehend; ſein Pferd war ge-
tet worden.

„Der Vicomte wurde von den Arabern aufgefor-
t, ſich zu ergeben; aber er machte ihnen mit dem
pfe ein verneinendes Zeichen und ſchritt auf die Pa-
aden zu.

„Das war eine tödtliche Unklugheit. Doch die
ıze Armee wußte ihm Dank, daß er nicht zurückwich,
ihn das Unglück ſo nahe hinzu geführt hatte. Er
g noch einige Schritte, und die zwei Regimenter
:ſchten in die Hände.

„In dieſem Augenblick erſchütterte die zweite Salve
rmals die Mauern, und der Vicomte verſchwand zum

zweiten Male im Wirbel; aber diesmal mochte sich der Rauch immerhin zerstreuen, wir sahen ihn nicht mehr stehen: er lag, den Kopf niedriger als die Beine, auf dem Heidekraut, und die Araber waren im Begriff, aus ihren Verschanzungen herausgehen zu wollen, um ihm den Kopf abzuschneiden oder seinen Leib zu nehmen, wie es der Gebrauch bei den Ungläubigen ist.

„Doch Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Beaufort hatte dies Alles mit dem Blicke verfolgt, und dieses große Schauspiel hatte ihm schwere, schmerzliche Seufzer entrissen. Er rief daher, als er die Araber wie weiße Gespenster unter den Mastixbäumen umherlaufen sah:

„„Grenadiere, Pikeniere, wollt Ihr sie diesen edlen Leib fortschleppen lassen?““

„Bei diesen Worten schwang er sein Schwert und sprengte selbst auf den Feind zu. Die Regimenter eilten seiner Spur nach und stießen dabei Schreie aus, welche so furchtbar, als die der Araber wild waren.

„Der Kampf begann gleichsam auf dem Körper des Vicomte und war so erbittert, daß hundert und sechzig Araber neben wenigstens fünfzig von unseren Leuten todt auf dem Platze blieben.

„Ein Lieutenant von Normandie focht, den Körper des Vicomte auf seinen Schultern, und brachte ihn in unsere Reihen zurück.

„Man verfolgte indessen den Vortheil; die Regimenter nahmen die Reserve mit sich, und die feindlichen Palissaden wurden niedergerissen.

„Um drei Uhr verstummte das Feuer der Araber; der Kampf mit blanken Waffen dauerte zwei Stunden; das war eine Schlächterei.

„Um fünf Uhr waren wir Sieger auf allen Punkten; der Feind hatte seine Stellungen verlassen, und der Herr Herzog hatte die weiße Fahne auf dem höchsten Punkte des Berges aufpflanzen lassen.

„Nun konnte man an Herrn von Bragelonne den-

ken, der acht ſchwere Wunden auf dem Leib und beinahe alles Blut verloren hatte.

„Er athmete indeſſen noch, was eine unausſprechliche Freude Monſeigneur gewährte, welcher dem erſten Verbande des Vicomte und der Berathung der Wundärzte beiwohnen wollte.

„Zwei von ihnen erklärten, Herr von Bragelonne würde leben. Monſeigneur fiel ihnen um den Hals und verſprach Jedem tauſend Louisd'or, wenn ſie ihn retteten.

„Der Vicomte hörte dieſen Ausbruch freudigen Entzückens, und, verzweifelte er nun, oder ſchmerzten ihn ſeine Wunden, ſeine Phyſiognomie drückte einen lebhaften Verdruß aus, was viel zu denken gab, beſonders einem von den Secretären, als er gehört hatte, was folgen wird.

„Der dritte Wundarzt, der kam, war der Bruder Sylvain von Saint-Cosme, der Gelehrteſte von den Unſeren. Er unterſuchte die Wunden ebenfalls und ſagte nichts.

„Herr von Bragelonne öffnete ſeine ſtarren Augen und ſchien jede Bewegung, jeden Gedanken des gelehrten Arztes zu erforſchen.

„Von Monſeigneur befragt, antwortete dieſer, er ſehe wohl drei tödtliche Wunden unter den acht, aber die Conſtitution des Verwundeten ſei ſo kräftig, die Jugend ſo fruchtbar, die Barmherzigkeit des gütigen Gottes ſo groß, daß Herr von Bragelonne vielleicht davon kommen würde, unter der Bedingung indeſſen, daß er keine Bewegung machte.

„Bruder Sylvain wandte ſich an ſeine Gehülfen und fügte bei:

„„Rührt ihn beſonders nicht mit dem Finger an, ſonſt werdet Ihr ihn tödten.““

„Und wir verließen das Zelt insgeſammt mit ein wenig Hoffnung.

„Dieſer Secretär, als er wegging, glaubte ein blei-

gleiten zu ſehen, als der Herzog mit liebkoſendem Ton zu ihm ſagte:

„„Oh! Vicomte, wir werden Dich retten!““

„Am Abend, da man glaubte, der Kranke müßte ausgeruht haben, trat einer der Gehülfen in das Zelt des Vicomte und kam ſogleich unter heftigen Schreien wieder heraus.

„Wir liefen Alle in Verwirrung herbei, der Herr Herzog mit uns, und der Gehülfe zeigte uns den Leib des Herrn von Bragelonne, der unten vor dem Bette auf dem Boden, im Reſte ſeines Blutes gebadet, ausgeſtreckt lag.

„Es ſcheint, er hatte Convulſionen, fieberhafte Bewegungen gehabt, und war herausgefallen; der Sturz, den er gethan, hatte, nach der Vorherſagung des Bruder Sylvain, ſein Ende beſchleunigt.

„Man hob den Vicomte auf; er war kalt und todt. Er hielt eine blonde Haarlocke in der rechten Hand, und dieſe Hand war krampfhaft an ſein Herz gepreßt.“

Hier folgten die einzelnen Umſtände der Expedition und des über die Araber davon getragenen Sieges.

D'Artagnan hielt bei der Erzählung vom Tode des armen Raoul inne.

„Oh!“ murmelte er, „unglückliches Kind! ein Selbſtmord!“

Und er wandte die Augen nach dem Zimmer des Schloſſes, wo der Graf den ewigen Schlaf ſchlief, und ſprach leiſe:

„Sie haben ſich Wort gehalten. Nun finde ich ſie glücklich: ſie müſſen wiedervereinigt ſein.“

Und mit langſamen Schritten ging er nach dem Blumengarten.

Die ganze Straße, die ganze Gegend füllten ſich ſchon mit Nachbarn; in Thränen zerfließend, erzählten ſie einander die doppelte Kataſtrophe und trafen dann Anſtalten zum Leichenbegängniß.

XXXIV.

Der letzte Geſang.

Schon am andern Tage ſah man den ganzen Adel der Umgegend, der Provinz, von überall herbeikommen, wohin die Boten die Kunde zu bringen Zeit gehabt hatten.

D'Artagnan war eingeſchloſſen geblieben, ohne mit Jemand ſprechen zu wollen. Zwei ſo ſchwere Todesfälle, welche nach dem Tode von Porthos über den Kapitän hereinbrachen, hatten auf lange Zeit dieſen bis dahin unermüdlichen Geiſt niedergebeugt.

Außer Grimaud, der einmal in ſein Zimmer kam, erblickte der Musketier weder Bedienten, noch Hausgenoſſen.

Er glaubte aus dem Geräuſche des Hauſes, aus dem Hin- und Hergehen zu errathen, daß man Vorbereitungen zum Leichenbegängniß des Grafen traf. Er ſchrieb an den König, um ſich einen weiteren Urlaub zu erbitten.

Grimaud war, wie geſagt, bei d'Artagnan eingetreten, und hatte ſich bei der Thüre auf einen Schemel geſetzt, wie ein Menſch, der tief nachſinnt; dann war er wieder aufgeſtanden und hatte d'Artagnan durch ein Zeichen bedeutet, er möge ihm folgen.

Dieſer gehorchte ſtillſchweigend. Grimaud ging bis in das Schlafzimmer des Grafen hinab, deutete mit dem Finger auf den Platz des leeren Bettes und ſchlug die Augen beredt zum Himmel auf.

„Ja," erwiederte d'Artagnan, „ja, guter Grimaud, beim Sohne, den er ſo ſehr liebte."

Grimaud verließ das Zimmer und begab ſich in

den Saal, wo man nach dem Gebrauche der Provinz den Leichnam, ehe man ihn für immer beſtattete, in Parade hatte aufſtellen müſſen.

D'Artagnan war betroffen, als er zwei offene Särge in dieſem Saale ſah; auf die ſtumme Einladung von Grimaud trat er hinzu und ſah in einem derſelben Athos, ſchön bis in den Tod, und im andern Raoul, die Augen geſchloſſen, die Wangen geperlmuttert wie die der Pallas von Virgil, und das Lächeln auf ſeinen violetten Lippen.

Er ſchauerte, als er den Vater und den Sohn ſah. Dieſe zwei entflohenen Seelen, auf der Erde vertreten durch zwei düſtere Leichname, welche unfähig, ſich einander zu nähern, ſo klein der Raum war, der ſie trennte.

„Raoul hier!“ murmelte er. „Oh! Grimaud, das ſagteſt Du mir nicht!“

Grimaud ſchüttelte den Kopf und antwortete nichts, aber er nahm d'Artagnan bei der Hand, führte ihn zu dem Sarg und zeigte ihm unter dem zarten Schweißtuch die ſchwarzen Wunden, durch welche das Leben entflohen ſein mußte.

Der Kapitän wandte den Blick ab, und indem er es für unnütz hielt, Grimaud zu befragen, der nicht antworten würde, erinnerte er ſich, daß der Secretär von Herrn von Beaufort mehr geſchrieben, als er, d'Artagnan, zu leſen den Muth gehabt hatte.

Er nahm den Bericht über das Treffen, welches Raoul das Leben gekoſtet hatte, wieder auf und fand folgende Worte, die den letzten Paragraph des Briefes bildeten:

„Der Herr Herzog hat befohlen, den Leichnam des Herrn Vicomte einzubalſamiren, wie dies bei den Arabern gebräuchlich iſt, wenn ſie wollen, daß ihre Leiber in ihr Geburtsland gebracht werden, und der Herr Herzog hat Relais beſtimmt, daß ein vertrauter

Diener, der den jungen Mann aufgezogen, ſeinen Sarg zum Herrn Grafen de la Fère zurückführen könnte."

„Ich werde alſo Deinem Leichenbegängniß folgen, mein armes Kind," dachte d'Artagnan, „ich, der ich ſchon alt, der ich nichts mehr auf der Erde werth bin, und ich werde den Staub auf die Stirne ſtreuen, die ich vor zwei Monaten küßte. Gott hat es gewollt, Du haſt es ſelbſt gewollt. Ich habe nicht einmal mehr das Recht, zu weinen: Du haſt den Tod gewollt; er ſchien Dir den Vorzug vor dem Leben zu verdienen."

Endlich kam der Augenblick, wo die kalten Hüllen dieſer zwei Edelleute der Erde zurückgegeben werden ſollten.

Es ſtrömten Kriegsleute und Volk in ſolcher Menge herbei, daß bis zur Grabſtätte, einer Kapelle auf der Ebene, der Weg von der Stadt voll von Reitern und Fußgängern in Trauerkleidern war.

Athos hatte zu ſeinem letzten Wohnort die kleine Umfriedung dieſer Kapelle gewählt, die er an der Grenze ſeiner Güter erbaut. Er hatte hiezu die im Jahre 1550 vom Bildner bearbeiteten Steine von einem alten gothiſchen, im Berry liegenden, Herrnhauſe, das ſeine erſte Jugend geſchützt, kommen laſſen.

So wiederaufgebaut, ruhte die Kapelle unter einer Gruppe von Pappelbäumen und Sycomoren. Jeden Sonntag verrichtete darin den Gottesdienſt der Pfarrer vom benachbarten Flecken, dem Athos hiefür ein Einkommen von zweihundert Livres ausgeſetzt hatte, und alle Lehnsleute ſeiner Herrſchaft, ungefähr vierzig an der Zahl, die Feldarbeiter und die Pächter mit ihren Familien kamen hierher, um die Meſſe zu hören, ohne daß ſie nöthig hatten, ſich nach der Stadt zu begeben.

Hinter der Kapelle dehnte ſich, in zwei dicke Hecken von Haſelſtauden, Weißdorn und Flieder eingeſchloſſen und umgeben von einem tiefen Graben, die kleine Be-

den Saal, wo man nach dem Gebrauche der Provinz den Leichnam, ehe man ihn für immer beſtattete, in Parade hatte aufſtellen müſſen.

D'Artagnan war betroffen, als er zwei offene Särge in dieſem Saale ſah; auf die ſtumme Einladung von Grimaud trat er hinzu und ſah in einem derſelben Athos, ſchön bis in den Tod, und im andern Raoul, die Augen geſchloſſen, die Wangen geperlmutert wie die der Pallas von Virgil, und das Lächeln auf ſeinen violetten Lippen.

Er ſchauerte, als er den Vater und den Sohn ſah. Dieſe zwei entflohenen Seelen, auf der Erde vertreten durch zwei düſtere Leichname, welche unfähig, ſich einander zu nähern, ſo klein der Raum war, der ſie trennte.

„Raoul hier!“ murmelte er. „Oh! Grimaud, das ſagteſt Du mir nicht!“

Grimaud ſchüttelte den Kopf und antwortete nichts, aber er nahm d'Artagnan bei der Hand, führte ihn zu dem Sarg und zeigte ihm unter dem zarten Schweißtuch die ſchwarzen Wunden, durch welche das Leben entflohen ſein mußte.

Der Kapitän wandte den Blick ab, und indem er es für unnütz hielt, Grimaud zu befragen, der nicht antworten würde, erinnerte er ſich, daß der Secretär von Herrn von Beaufort mehr geſchrieben, als er, d'Artagnan, zu leſen den Muth gehabt hatte.

Er nahm den Bericht über das Treffen, welches Raoul das Leben gekoſtet hatte, wieder auf und fand folgende Worte, die den letzten Paragraph des Briefes bildeten:

„Der Herr Herzog hat befohlen, den Leichnam des Herrn Vicomte einzubalſamiren, wie dies bei den Arabern gebräuchlich iſt, wenn ſie wollen, daß ihre Leiber in ihr Geburtsland gebracht werden, und der Herr Herzog hat Relais beſtimmt, daß ein vertrauter

, der den jungen Mann aufgezogen, ſeinen Sarg
errn Grafen de la Fère zurückführen könnte."
ich werde alſo Deinem Leichenbegängniß folgen,
rmes Kind," dachte d'Artagnan, „ich, der ich
lt, der ich nichts mehr auf der Erde werth bin,
werde den Staub auf die Stirne ſtreuen, die
zwei Monaten küßte. Gott hat es gewollt,
ſt es ſelbſt gewollt. Ich habe nicht einmal mehr
echt, zu weinen: Du haſt den Tod gewollt; er
Dir den Vorzug vor dem Leben zu verdienen."
ndlich kam der Augenblick, wo die kalten Hüllen
zwei Edelleute der Erde zurückgegeben werden

s ſtrömten Kriegsleute und Volk in ſolcher
herbei, daß bis zur Grabſtätte, einer Kapelle
r Ebene, der Weg von der Stadt voll von
t und Fußgängern in Trauerkleidern war.
thos hatte zu ſeinem letzten Wohnort die kleine
dung dieſer Kapelle gewählt, die er an der
ſeiner Güter erbaut. Er hatte hiezu die im
1550 vom Bildner bearbeiteten Steine von einem
othiſchen, im Berry liegenden, Herrnhauſe, das
rſte Jugend geſchützt, kommen laſſen.
So wiederaufgebaut, ruhte die Kapelle unter
Gruppe von Pappelbäumen und Sycomoren.
Sonntag verrichtete darin den Gottesdienſt der
r vom benachbarten Flecken, dem Athos hiefür
kommen von zweihundert Livres ausgeſetzt hatte,
le Lehnsleute ſeiner Herrſchaft, ungefähr vier-
der Zahl, die Feldarbeiter und die Pächter mit
familien kamen hierher, um die Meſſe zu hören,
aß ſie nöthig hatten, ſich nach der Stadt zu
).

inter der Kapelle dehnte ſich, in zwei dicke Hecken
aſelſtauden, Weißdorn und Flieder eingeſchloſſen
ngeben von einem tiefen Graben, die kleine Be-

er Todten bei, „Ihr habt diese zwei Männer in's Grab
elegt.“

„Oh! schonet mich.“

„Mein Fräulein, Gott verhüte, daß ich eine Frau
beleidige oder sie umsonst weinen mache; aber ich muß
Euch sagen, daß der Platz des Mörders nicht auf dem
Grabe der Opfer ist.“

Sie wollte antworten.

„Was ich Euch da sage, sagte ich dem König,“
setzte er kalt hinzu.

Sie faltete die Hände.

„Ich weiß, daß ich den Tod des Vicomte von
Bragelonne verursacht habe,“ sprach sie.

„Ah! Ihr wißt es?“

„Die Nachricht ist gestern bei Hof eingetroffen.
Ich habe seit heute Nacht um zwei Uhr vierzig Mei-
len gemacht, um den Grafen, den ich noch lebend
glaubte, um Verzeihung zu bitten und hier auf dem
Grabe von Raoul Gott anzuflehen, er möge mir alles
Unglück schicken, das ich verdiene, ein einziges ausge-
nommen. Ich weiß nun, mein Herr, daß der Tod des
Sohnes den Vater getödtet, und habe zwei Strafen zu
erwarten.“

„Ich wiederhole Euch, mein Fräulein, was mir
von Euch in Antibes Herr von Bragelonne gesagt hat,
als er schon auf seinen Tod sann: „„Haben sie die
Hoffart und die Gefallsucht fortgerissen, so verzeihe ich
ihr, indem ich sie verachte. Ist sie der Liebe unter-
legen, so verzeihe ich ihr und schwöre ihr zugleich,
daß sie Niemand so geliebt hat, wie ich.““

„Ihr wißt,“ erwiederte Louise, „daß ich für
meine Liebe mich selbst zu opfern im Begriff war; Ihr
wißt, ob ich gelitten, als Ihr mich verloren, sterbend,
verlassen trafet! Nun denn! nie habe ich so viel ge-
litten, wie heute, weil ich damals hoffte, wünschte,
während ich heute nichts mehr zu wünschen habe; weil
dieser Todte alle meine Freude in sein Grab hinabzieht;

weil ich nicht mehr ohne Gewiſſensbiſſe zu lieben wage, und ich fühle es, derjenige, welchen ich liebe... oh! das iſt das Geſetz... wird mir alle Qualen zurückgeben, die ich Andere habe ausſtehen laſſen."

D'Artagnan antwortete nichts; er fühlte zu ſehr, daß ſie ſich nicht täuſchte.

„Mein lieber Herr d'Artagnan," fügte ſie bei, „beugt mich heute nicht zu tief nieder, ich beſchwöre Euch abermals. Ich bin wie der vom Stamm gelöſte Zweig, ich halte an nichts mehr in dieſer Welt, und ein Strom reißt mich fort, ich weiß nicht wohin. Ich liebe wahnſinnig, ich liebe in einem Grade, daß ich es, gottlos, wie ich bin, auf der Aſche dieſes Todten ſage, und ich erröthe nicht darüber, und es macht mir keine Gewiſſensbiſſe. Dieſe Liebe iſt eine Religion. Nur, da Ihr mich ſpäter allein, vergeſſen, verachtet ſehen werdet; nur, da Ihr mich verachtet für das ſehen werdet, was Ihr zu beſtrafen beſtimmt ſeid, ſchonet mich in meinem ephemeren Glück, laßt es mir ein paar Tage, laßt es mir einige Minuten. Zur Stunde, wo ich mit Euch ſpreche, beſteht es vielleicht nicht mehr. Mein Gott! dieſer doppelte Mord iſt vielleicht ſchon geſühnt!"

Sie ſprach noch; ein Geräuſch von Stimmen und von Pferdetritten machte den Kapitän aufhorchen.

Ein Officier des Königs, Herr von Saint-Aignan, kam, um la Vallière im Auftrag von Ludwig XIV. aufzuſuchen, den Eiferſucht und Unruhe zernagten.

Saint-Aignan ſah d'Artagnan nicht, da dieſer halb durch einen dicken Kaſtanienbaum verborgen war, der ſeinen Schatten auf die zwei Gräber fallen ließ.

Louiſe dankte Saint-Aignan und entließ ihn mit einer Geberde. Er entfernte ſich aus dem Gehäge.

„Ihr ſeht," ſprach bitter der Kapitän zu der jungen Frau, „Ihr ſeht, Madame, daß Euer Glück noch fortwährt."

Die junge Frau erhob ſich und erwiederte mit einer feierlichen Stimme:

„Ihr werdet eines Tags bereuen, daß Ihr mich ſo ſchlecht beurtheilt. An dieſem Tage, mein Herr, will ich Gott bitten, er möge vergeſſen, daß Ihr ungerecht gegen mich geweſen. Ueberdies werde ich ſo ſehr leiden, daß Ihr zuerſt mein Leiden beklagen werdet. Dieſes Glück, Herr d'Artagnan, werft es mir nicht vor: es kommt mich theuer zu ſtehen, und ich habe nicht meine ganze Schuld bezahlt."

Nach dieſen Worten kniete ſie abermals ſanft und liebevoll nieder und ſprach:

„Zum letzten Mal bitte ich Dich um Verzeihung, mein Bräutigam Raoul. Ich habe unſere Kette gebrochen; wir ſind Beide beſtimmt, aus Schmerz zu ſterben. Du gehſt zuerſt von hinnen; ſei unbeſorgt, ich werde Dir folgen. Sieh nur, daß ich nicht feig geweſen und daß ich gekommen bin, um Dir dieſes letzte Gehab'dichwohl zu ſagen. Der Herr iſt mein Zeuge, Raoul, hätte es mein Leben gekoſtet, das Deinige zu erkaufen, ich würde mein Leben ohne Zögern hingegeben haben. Ich konnte meine Liebe nicht geben. Noch einmal, verzeih'!"

Sie pflückte einen Zweig und ſteckte ihn in die Erde; dann trocknete ſie ihre von Thränen befeuchteten Augen, grüßte d'Artagnan und verſchwand.

Der Kapitän ſah Pferde, Reiter und Wagen abgehen; dann kreuzte er die Arme über ſeiner angeſchwollenen Bruſt und ſprach:

„Wann wird die Reihe, abzugehen, an mir ſein? Was bleibt dem Menſchen nach der Jugend, nach der Liebe, nach dem Ruhm, nach der Freundſchaft, nach der Stärke, nach dem Reichthum?... Der Fels, unter dem Porthos ruht, der Alles gehabt hat, was ich genannt; dieſes Moos, unter dem Athos und Raoul ruhen, welche noch viel mehr beſaßen!"

Er zögerte eine Minute, das Auge ohne Blick; dann erhob er ſich und fügte bei:

„Vorwärts! Wenn es Zeit iſt, wird es mir Gott ſagen, wie er es den Andern geſagt hat.“

Hienach berührte er mit dem Finger die vom Abendthau befeuchtete Erde, bekreuzte ſich, als wäre er beim Weihkeſſel einer Kirche geweſen, und ſchlug allein, für immer allein, den Weg nach Paris ein.

XXXV.

Epilog.

Vier Jahre nach der ſo eben von uns geſchilderten Scene ritten zwei Cavaliere auf ſtattlichen Roſſen bei Tagesanbruch durch Blois und ordneten Alles zu einer Vogeljagd an, die der König auf der ſchönen Ebene machen wollte, welche die Loire entzwei ſchneidet, auf der Ebene, die auf einer Seite an Meung, auf der andern an Amboiſe grenzt.

Es war der Kapitän der Windhündinnen des Königs und der Gouverneur der Falken, zur Zeit Ludwigs XIII. ſehr geachtete, aber von ſeinem Nachfolger ein wenig vernachläßigte Perſonen.

Nachdem dieſe beiden Reiter das Terrain recognoscirt und ihre Beobachtungen gemacht hatten, kehrten ſie zurück; da erblickten ſie kleine Gruppen zerſtreuter Soldaten, welche Sergenten in gewiſſen Entfernungen von einander an den Mündungen der Ringmauer aufſtellten. Das waren die Muſketiere des Königs.

Hinter ihnen kam auf einem guten Pferde,

erkennbar an ſeinen goldenen Stickereien, der Kapitän. Er hatte graue Haare, einen mit Grau vermiſchten Bart. Er ſchien ein wenig gebückt, obgleich er ſein Pferd mit Leichtigkeit führte und Alles umher beſchaute und überwachte.

„Herr d'Artagnan wird nicht alt," ſagte der Kapitän der Windhündinnen zu ſeinem Collegen, dem Falkner, „obgleich zehn Jahre älter, als wir, ſcheint er ein Junker zu Pferde."

„Es iſt wahr," erwiederte der Kapitän der Falken, „ſeit zwanzig Jahren bleibt er immer derſelbe."

Dieſer Officier täuſchte ſich; ſeit vier Jahren war d'Artagnan um zwölf Jahre älter geworden.

Das Alter drückte ſeine unbarmherzigen Klauen an jedem Winkel ſeiner Augen ein, ſeine Stirne hatte ſich entblößt, ſeine einſt braunen und nervigen Hände wurden weiß, als ob das Blut darin zu erkalten anfinge.

D'Artagnan redete die zwei Officiere mit jener Nuance von Leutſeligkeit an, welche erhabene Menſchen auszeichnet. Er empfing im Austauſch gegen ſeine Artigkeit zwei Grüße voll Ehrfurcht.

„Ah! welch ein Glück iſt es, daß wir Euch hier ſehen, Herr d'Artagnan," rief der Falkner.

„Es iſt vielmehr an mir, Euch das zu ſagen, meine Herren," erwiederte d'Artagnan, „denn in unſeren Tagen bedient ſich der König viel öfter ſeiner Musketiere, als ſeiner Vögel."

„Das iſt nicht wie in der guten Zeit," ſeufzte der Falkner. „Erinnert Ihr Euch, Herr d'Artagnan, als der ſelige König in den Weinbergen jenſeits Beaugence beizte? Ah! Ihr waret damals nicht Kapitän der Musketiere, Herr d'Artagnan."

„Und Ihr waret nur Gefreiter der kleinen Raubvögel," ſagte d'Artagnan heiter. „Gleichviel, das war die gute Zeit, inſofern es immer die gute Zeit iſt,

jung iſt. Gott befohlen, Herr Kapitän
ündinnen."
anke, Herr Graf," erwiederte dieſer.
agnan entgegnete nichts. Der Titel Graf
cht auf. D'Artagnan war vier Jahre vor-
ſeworden.
Ihr nicht ſehr müde von der langen Reiſe,
macht, Herr Kapitän?" fuhr der Falkner
ſind, glaube ich, zwei hundert Meilen von
Pignerol?"
hundert und ſechzig bis Pignerol und eben
ick," ſprach d'Artagnan ruhig.
' fragte der Vogelſteller ganz leiſe, „und er

?" verſetzt d'Artagnan.
arme Herr Fouquet?" fuhr leiſe der Falkner

apitän der Windhündinnen war aus Klug-
Seite geritten.
" antwortete d'Artagnan; „der arme Mann
im Ernſte ab: er begreift nicht, daß das
eine Gnade iſt; er ſagt, das Parlament habe
es ihn verbannt, freigeſprochen, und die
ſei die Freiheit. Er ſtellt ſich nicht vor,
inen Tod geſchworen, und daß ſein Leben
lauen des Parlaments retten zu viel Ver-
gegen Gott haben heißt."
ja, der arme Mann iſt am Schaffot vorbei-
agte der Falkner; „Herr Colbert ſoll Befehle
rneur der Baſtille gegeben haben und die
ſchon angeordnet geweſen ſein."
" machte d'Artagnan mit einer nachdenken-
und als wollte er das Geſpräch kurz ab-

" wiederholte der Kapitän der Windhunde,
der näherte, „Herr Fouquet iſt in Pignerol,
es wohl verdient. Es iſt ihm das Glück zu

Theil geworden, von Euch dahin geführt zu werden... er hatte den König genug bestohlen."

D'Artagnan schleuderte dem Hundemeister einen von seinen schlimmen Blicken zu und entgegnete:

„Mein Herr, wenn man mir sagte, Ihr habet das Brod von Euren Windhunden gegessen, so würde ich es nicht nur nicht glauben, sondern ich würde auch, wenn man Euch deshalb zum Staupbesen oder zum Kerker verurtheilte, Euch beklagen und nicht dulden, daß man schlecht von Euch spräche. Ein so redlicher Mann Ihr auch seid, mein Herr, versichere ich Euch doch, daß Ihr es nicht mehr seid, als es der arme Herr Fouquet gewesen ist."

Nachdem er diesen scharfen Verweis, mit dem ihn der Musketier begossen, wieder abgewischt hatte, senkte der Kapitän der Hunde Seiner Majestät die Nasenspitze und ließ den Falkner ein paar Schritte voraus neben d'Artagnan reiten.

„Er kann zufrieden sein," sagte leise der Falkner zum Musketier, „man sieht wohl, daß die Windhunde gegenwärtig in der Mode sind; wäre er Falkner, so würde er nicht ebenso sprechen."

D'Artagnan lächelte schwermüthig, als er diese große politische Frage durch die Unzufriedenheit von einem so geringfügigen Interesse gelöst sah; er dachte abermals an jene schöne Existenz des Oberintendanten, an den Verfall seines Vermögens, an den Einsturz seines Glückes, an den traurigen Tod, der seiner harrte, und um zu schließen, fragte er:

„Liebte Herr Fouquet die Vogelhäuser?"

„Oh! leidenschaftlich, Herr Kapitän," antwortete der Falkner mit einem Ausdruck bittern Bedauerns und mit einem Seufzer, der die Leichenrede von Herrn Fouquet war.

D'Artagnan ließ die üble Laune des Einen und die Traurigkeit des Andern vorübergehen und ritt auf der Ebene weiter.

ſah ſchon in der Ferne die Züge aus den
n des Waldes hervorbrechen, die Federbüſche
rinnen wie Sternſchnuppen durch die Lichtun-
n und die weißen Roſſe durch ihre leuchtenden
igen das buſchreiche, düſtere Gehölze durch-

det Ihr uns eine lange Jagd machen?"
rtagnan. „Ich bitte, gebt uns raſch den
ch bin ſehr müde. Iſt es ein Reiher, iſt es
n?"
es, Herr d'Artagnan," erwiederte der Falkner;
unbeſorgt, der König iſt kein Kenner; er jagt
ſeinetwillen, er will nur den Damen eine Be-
geben."
Wort den Damen wurde ſo betont, daß
n die Ohren ſpitzte.
" machte er, den Falken mit erſtaunter Miene
.
Kapitän der Windhunde lächelte, ohne Zwei-
ch mit dem Musketier zu verſöhnen.
lacht immerhin," ſagte d'Artagnan; „ich
s von den Neuigkeiten, denn ich bin geſtern
nach einer Abweſenheit von einem Monat
en. Als ich den Hof verließ, betrauerte man
Tod der Königin-Mutter. Der König wollte
mehr beluſtigen, ſeitdem er den letzten Seuf-
darie Antoinette empfangen hatte; aber Alles
Ende in dieſer Welt. Nun! er iſt alſo nicht
rig? deſto beſſer!"
Alles hat auch einen Anfang," ſprach der
der Windhunde mit einem ſchallenden Ge-

" machte zum zweiten Mal d'Artagnan, der
rde, das Neue zu erfahren, brannte, während
Würde verbot, Leute, welche unter ihm ſtan-
fragen; „es nimmt etwas ſeinen Anfang, wie
?"

Der Kapitän blinzelte auf eine bezeichnende Weiſe mit den Augen. Aber d'Artagnan wollte nichts von dieſem Menſchen erfahren.

„Wird man den König frühzeitig ſehen?“ fragte er den Falkner.

„Um ſieben Uhr, mein Herr, werde ich die Vögel lanciren.“

„Wer kommt mit dem König? Wie geht es Madame? Wie geht es der Königin?“

„Beſſer, Herr Kapitän.“

„Sie iſt alſo krank geweſen?“

„Mein Herr, ſeit dem letzten Kummer, den ſie gehabt, iſt Ihre Majeſtät leidend geblieben.“

„Welchen Kummer? Unterrichtet mich ohne Furcht, mein lieber Herr; ich komme ſo eben an.“

„Ein wenig vernachläßigt ſeit dem Tode ihrer Schwiegermutter, ſcheint ſich die Königin beim König beklagt zu haben, und dieſer antwortete ihr, wie man ſagt:

„„Schlafe ich nicht jede Nacht bei Euch? Was braucht Ihr mehr?““

„Ah!“ rief d'Artagnan, „die arme Frau! Sie muß Fräulein de la Vallière ſehr haſſen!“

„Oh! nein, nicht Fräulein de la Vallière,“ entgegnete der Falkner.

„Wen denn?“

Der Klang der Hörner unterbrach das Geſpräch. Er rief die Hunde und die Vögel. Der Falkner und ſein Gefährte gaben den Pferden die Sporen, ohne daß die Anſpielungen einen Sinn erhalten hatten.

Der König erſchien in der Ferne, umgeben von Damen und Cavalieren. Dieſe ganze Truppe kam im Schritt, in ſchöner Ordnung, herbei; die Hörner und die Trompeten belebten die Hunde und die Pferde.

Das war eine Bewegung, ein Geräuſch, eine Spiegelung von Licht, wovon jetzt nichts mehr einen Begriff

zu geben vermöchte, wenn nicht der lügenhafte Reichthum und die falſche Majeſtät der Theaterſpiele.

Mit einem etwas geſchwächten Auge erſchaute d'Artagnan hinter der Gruppe drei Wagen; der erſte war der für die Königin beſtimmte.

Er war leer.

D'Artagnan, der Fräulein de la Vallière nicht an der Seite des Königs erblickte, ſuchte ſie und ſah ſie im zweiten Wagen.

Sie war allein mit zwei Frauen, die ſich wie ihre Gebieterin zu langweilen ſchienen.

Zur Linken des Königs, auf einem ungeſtümen Roſſe, das von ihrer geſchickten Hand gebändigt wurde, ſtrahlte eine Frau in der glänzendſten Schönheit. Der König lächelte ihr zu, ſie lächelte dem König zu.

Alle Welt lachte geräuſchvoll, wenn ſie geſprochen hatte.

„Ich kenne dieſe Frau," dachte der Musketier; „wer iſt es denn?"

Und er neigte ſich gegen ſeinen Freund, den Falkner, an den er dieſe Frage richtete.

Der Falkner wollte eben antworten, als der König d'Artagnan erblickte und ihm zurief:

„Ah! Graf, Ihr ſeid alſo zurückgekehrt. Warum habe ich Euch noch nicht geſehen?"

„Sire," antwortete der Kapitän, „weil Eure Majeſtät ſchlief, als ich ankam, und weil ſie nicht erwacht war, als ich dieſen Morgen meinen Dienſt übernahm."

„Immer derſelbe," ſprach mit lauter Stimme der König, zufrieden. „Ruht aus, Graf, ich befehle es Euch. Ihr werdet heute mit mir zu Mittag ſpeiſen."

Ein Gemurmel des Bewunderns umhüllte d'Artagnan wie eine ungeheure Liebkoſung. Jeder beeiferte ſich um ihn. Mit dem König zu Mittag ſpeiſen, das war eine Ehre, welche Seine Majeſtät nicht verſchwendete wie Heinrich IV.

Der König machte einige Schritte vorwärts, und

d'Artagnan ſah ſich durch eine neue Gruppe aufgehalten, unter der Colbert glänzte.

„Guten Morgen, Herr d'Artagnan,“ ſagte der Miniſter zu ihm mit einer leutſeligen Höflichkeit, „habt Ihr eine gute Reiſe gehabt?“

„Ja, mein Herr,“ erwiederte d'Artagnan, ſich auf den Hals ſeines Pferdes verbeugend.

„Ich habe den König Euch zu ſeiner Mittagstafel einladen hören,“ fuhr der Miniſter fort, „Ihr werdet dort einen alten Freund von Euch finden.“

„Einen alten Freund von mir?“ fragte d'Artagnan, mit Schmerz in die düſteren Wellen der Vergangenheit niedertauchend, welche für ihn ſo viele Freundſchaften und ſo viele Feindſeligkeiten verſchlungen hatten.

„Den Herrn Herzog von Alameda, der dieſen Morgen von Spanien angekommen iſt,“ erwiederte der Miniſter.

„Den Herzog von Alameda!“ rief d'Artagnan ſuchend.

„Mich!“ rief ein Greis weiß wie Schnee und gebückt in ſeinem Wagen, den er öffnen ließ, um dem Musketier entgegenzugehen.

„Aramis!“ rief d'Artagnan, von Staunen ergriffen.

Und er ließ träge, wie er war, den abgemagerten Arm des alten Herrn zitternd ſich an ſeinen Hals hängen.

Colbert, nachdem er einen Augenblick beobachtet hatte, ritt weiter und ließ die zwei alten Freunde allein.

„Ihr ſeid alſo hier?“ ſagte der Musketier, während er Aramis beim Arm nahm, „Ihr, der Verbannte, der Rebell in Frankreich?“

„Und ich ſpeiſe mit Euch beim König,“ erwiederte lächelnd der Biſchof von Vannes. „Ja, nicht wahr, Ihr fragt Euch, wozu die Treue auf der Welt dient? Laßt den Wagen der armen la Vallière vorüberfahren.

Seht, wie unruhig sie ist! seht, wie ihr durch die Thränen ermattetes Auge dem König folgt, der dort reitet!"

„Mit wem?"

„Mit Fräulein von Tonnay-Charente, welche Frau von Montespan geworden ist."

„Sie ist eifersüchtig, sie ist also betrogen?"

„Noch nicht, d'Artagnan, doch das wird nicht lange ausbleiben."

Sie plauderten mit einander, während sie der Jagd folgten, und der Kutscher von Aramis führte sie so geschickt, daß sie in dem Augenblick ankamen, wo der Falke seine Beute zwang, sich niederzusenken, und über sie herfiel.

Der König stieg ab, Frau von Montespan ahmte ihn nach. Man war vor eine einsame, durch Bäume, welche schon die ersten Herbstwinde entblättert hatten, verborgene Kapelle gelangt. Hinter dieser Kapelle war ein durch ein Gitterthor geschlossenes Gehäge.

Der Falke hatte die Beute genöthigt, in das an die Kapelle anstoßende Gehäge zu fallen, und der König wollte hier eindringen, um nach dem Gebrauche die erste Feder zu nehmen.

Man bildete einen Kreis um das Gebäude und die Hecken, welche zu klein waren, um die ganze Gesellschaft zu empfangen.

Aramis wollte aus dem Wagen steigen wie die Anderen. Doch d'Artagnan hielt ihn zurück und sagte mit kurzem Tone:

„Wißt Ihr, Aramis, wohin uns der Zufall geführt hat?"

„Nein," erwiederte der Herzog.

„Hier ruhen die Leute, die ich gekannt habe," sprach d'Artagnan, tief bewegt durch eine traurige Erinnerung.

Ohne etwas zu errathen und mit zitterndem Schritte trat Aramis in die Kapelle durch eine kleine Thüre ein.

„Wo ſind ſie begraben?“ fragte er.

„Dort in dem Gehäge. Ihr ſeht, es iſt ein Kreuz unter jener kleinen Cypreſſe. Geht nicht dorthin, der König begibt ſich dahin, der Reiher iſt dort gefallen.“

Aramis blieb ſtehen und verbarg ſich im Schatten. Sie ſahen nun, ohne geſehen zu werden, das Geſicht von la Vallière; in ihrem Wagen vergeſſen, hatte dieſe Anfangs ſchwermüthig über ihren Schlag hinausgeſchaut; dann war ſie, von der Eiferſucht fortgeriſſen, in die Kapelle gegangen, wo ſie, an einen Pfeiler angelehnt, den lächelnden König betrachtete, der Frau von Monteſpan durch ein Zeichen bedeutete, ſie möge näher kommen und nicht bange haben.

Frau von Monteſpan näherte ſich; ſie nahm die Hand, die ihr der König bot; dieſer riß die erſte Feder dem Reiher aus, den der Falke erwürgt hatte, und befeſtigte ſie am Hut ſeiner ſchönen Gefährtin.

Ebenfalls lächelnd, küßte ſie nun zärtlich die Hand, die ihr dieſes Geſchenk machte.

Der König erröthete vor Vergnügen; er ſchaute Frau von Monteſpan mit dem Feuer des Verlangens und der Liebe an.

„Was werdet Ihr mir dagegen geben?“ fragte er.

Sie riß einen Zweig von der Cypreſſe ab und reichte ihn dem von Hoffnung berauſchten König.

„Das iſt ein trauriges Geſchenk,“ ſagte Aramis leiſe zu d'Artagnan. „Die Cypreſſe beſchattet ein Grab.“

„Ja, und dieſes Grab iſt das von Raoul von Bragelonne,“ erwiederte d'Artagnan ganz laut, „von Raoul, der unter jenem Kreuze neben Athos, ſeinem Vater, ſchläft.“

Ein Seufzer wurde hinter ihnen hörbar. Sie ſahen eine Frau ohnmächtig niederfallen. La Vallière hatte Alles geſehen und Alles gehört.

„Arme Frau!“ murmelte d'Artagnan, der ihren

Dienerinnen sie in ihren Wagen bringen half, [illegible] ist
s an ihr, zu leiden."

Am Abend setzte sich d'Artagnan wirklich an die
Tafel des Königs, neben Herrn Colbert und den Herrn
Herzog von Alameda.

Der König war heiter. Er sagte tausend Artig-
keiten der Königin, tausend Zärtlichkeiten Madame,
welche an seiner Linken saß und sehr traurig aussah.
Man hätte glauben sollen, man befinde sich in der Zeit
der Ruhe, da der König in den Augen seiner Mutter
auf die Billigung oder die Mißbilligung dessen, was er
gesagt, lauerte.

Von Geliebtinnen war bei diesem Mahle nicht die
Rede. Der König richtete wiederholt das Wort an
Aramis, den er Herr Botschafter nannte, was das Er-
staunen vermehrte, das d'Artagnan schon darüber fühlte,
daß er seinen Freund, den Rebellen, so vortrefflich am
Hofe aufgenommen, so wohl gelitten sah.

Als der König aufstand, machte er Colbert, dessen
Auge das des Herrn bespähte, ein Zeichen.

Colbert nahm d'Artagnan und Aramis beiseit. Der
König plauderte mit seiner Schwägerin, während sich
Monsieur unruhig und mit einer ängstlichen Miene, ohne
seine Frau und seinen Bruder mit dem Augenwinkel zu
verlassen, mit der Königin unterhielt.

Das Gespräch zwischen Aramis, d'Artagnan und Colbert
drehte sich um verschiedene Gegenstände. Es war von den
vorhergehenden Ministern die Rede. Colbert erzählte von
Mazarin und ließ sich von Richelieu erzählen.

D'Artagnan mußte unablässig staunend diesen Mann
mit den dicken Augenbrauen und der niedrigen Stirne
anschauen, der so großes Wissen und eine so heitere
Laune entwickelte. Aramis wunderte sich über diese
Leichtigkeit des Geistes, die es einem ernsten Mann ge-
stattete, den Augenblick einer tieferen Unterredung zu
verzögern, auf die Niemand anspielte, obgleich die drei
Redenden fühlten, daß sie nahe bevorstand.

Man sah an der verlegenen Miene von Monsieur, wie peinlich ihm das Gespräch des Königs mit seiner Gemahlin war. Die Augen von Madame waren beinahe roth; wollte sie sich beklagen, wollte sie einen kleinen Scandal bei vollem Hofe machen?

Der König nahm sie auf die Seite und sagte mit einem so sanften Tone, daß er die Prinzessin an die Tage erinnern mußte, wo man sie um ihrer selbst willen geliebt hatte:

„Meine Schwester, warum haben diese schönen Augen geweint?"

„Sire . . ." stammelte sie.

„Monsieur ist eifersüchtig, nicht wahr?"

Sie schaute nach der Seite von Monsieur, ein untrügliches Zeichen, das den Prinzen benachrichtigte, man beschäftige sich mit ihm.

„Ja," antwortete sie.

„Höret mich an," fuhr der König fort, „wenn Eure Freunde Euch bloßstellen, so ist es nicht der Fehler von Monsieur."

Er sprach diese Worte mit einer solchen Milde, daß Madame, welche seit langer Zeit so viel Kummer hatte, beinahe in Thränen ausgebrochen wäre.

„Ruhig, liebes Schwesterchen," sagte der König, „erzählt mir diese Schmerzen; bei meinem Bruderwort, sie erregen mein Mitleid; bei meinem Königswort, ich werde ihnen ein Ziel setzen."

Sie schlug ihre schönen Augen auf und erwiederte schwermüthig:

„Nicht meine Freunde sind es, die mich compromittiren; sie sind abwesend oder verborgen; man hat sie, die so ergeben, so gut, so rechtschaffen, bei Eurer Majestät in Ungnade gebracht."

„Ihr sagt das wegen Guiche, den ich auf die Bitte von Monsieur verbannt habe?"

„Und der sich seit dieser ungerechten Verbannung einmal des Tags tödten zu lassen sucht!"

„Ungerecht! sagt Ihr, meine Schwester?“

„So ungerecht, daß, wenn ich nicht für Eure Majestät die mit Freundschaft gemischte Achtung gehabt hätte, die ich immer habe ...“

„Nun?“

„Daß ich meinen Bruder Karl, über den ich Alles vermag, gebeten hätte ...“

Der König bebte.

„Was denn?“

„Ich hätte ihn gebeten, Euch vorstellen zu lassen, daß Monsieur und sein Günstling, der Herr Chevalier von Lorraine, sich nicht ungestraft zu Henkern meines Glückes und meiner Ehre machen dürfen.“

„Der Chevalier von Lorraine, dieses finstere Gesicht?“

„Ist mein Todfeind. So lange dieser Mensch in meinem Hause lebt, wo ihn Monsieur zurückhält und ihm jede Gewalt gibt, werde ich die letzte Frau dieses Reiches sein.“

„Somit,“ sprach der König langsam, „somit nennt ihr Euren Bruder von England einen besseren Freund als mich?“

„Die Handlungen sind da, Sire.“

„Und Ihr wollt lieber Hülfe verlangen ...“

„Von meinem Vaterland,“ erwiederte sie mit Stolz; „ja, Sire.“

„Meine Freundin,“ sagte der König, „Ihr seid die Enkelin von Heinrich IV. wie ich. Vetter und Schwester, hat das am Ende nicht den Werth des Titels leiblicher Bruder?“

„So handelt.“

„Schließen wir ein Bündniß?“

„Fangt an.“

„Ich habe, sagt Ihr, Guiche ungerecht verbannt?“

„Oh! ja,“ antwortete sie erröthend.

„Guiche wird zurückkommen.“

„Gut.“

„Und dann ſagt Ihr, ich habe Unrecht, den Chevalier von Lorraine, der Monſieur ſchlechte Rathſchläge gegen Euch gebe, in Eurem Hauſe zu laſſen?“

„Behaltet wohl, was ich Euch ſage, Sire ... der Chevalier von Lorraine, wenn ich eines Tages ſchlecht endige, erinnert Euch, daß ich zum Voraus den Chevalier von Lorraine anklage; das iſt eine zu allen Verbrechen fähige Seele!“

„Der Chevalier von Lorraine wird Euch nicht mehr beläſtigen, das verſpreche ich Euch.“

„Dies wird ein wahres Präliminar des Bündniſſes ſein, Sire, ich unterzeichne es ... Doch da Ihr Euren Theil gemacht habt, ſagt mir, was der meinige ſein ſoll.“

„Statt mich mit Eurem Bruder Karl zu entzweien, müßt Ihr mich zu einem innigern Freund von ihm machen, als ich je war.“

„Das iſt leicht.“

„Ah! nicht ſo ſehr, als Ihr glaubt; denn bei einer gewöhnlichen Freundſchaft umarmt man ſich, iſt man zuvorkommend, gibt man ſich Feſte. Das koſtet einen Kuß, einen Empfang; leichte Koſten, aber bei der politiſchen Freundſchaft ...“

„Ah! es iſt eine politiſche Freundſchaft?“

„Ja, meine Schweſter, und ſtatt der Umhalſungen und der Feſte ſind es Soldaten, mit denen man ſeinen Freund ganz lebend und ganz equipirt bedienen, ſind es Schiffe, die man ihm ganz bemannt, mit Waffen und Munition ausgerüſtet bieten muß. Daraus geht hervor, daß man nicht immer Kaſſen und Kiſten hat, welche geneigt und beſchaffen ſind, ſolche Freundſchaften zu machen.“

„Ihr habt Recht, Sire ... die Kaſſen und Kiſten des Königs von England ſind ſeit einiger Zeit ein wenig ſonor.“

„Doch Ihr, meine Schweſter, Ihr, die Ihr ſo viel

Einfluß auf Euren Bruder habt, werdet vielleicht erlangen, was ein Gesandter nie erlangen würde."

„Ich müßte zu diesem Behufe nach England gehen, mein lieber Bruder."

„Ich dachte wohl hieran," erwiederte lebhaft der König, „und ich sagte mir, eine solche Reise würde Euch ein wenig Zerstreuung geben . . ."

„Nur ist es möglich, daß ich scheitere," unterbrach ihn Madame: „der König von England hat gefährliche Räthe."

„Räthinnen, wollt Ihr sagen!"

„Ganz richtig. Wenn zufällig Eure Majestät die Absicht hätte, ich nehme nur an, von Karl II. ein Bündniß für einen Krieg zu verlangen..."

„Für einen Krieg?"

„Ja. Nun! so werden die Räthinnen des Königs, welche der Zahl nach sieben sind, Fräulein Stewart, Fräulein Wells, Fräulein Gwyn, Miß Orchay, Fräulein Zunga, Miß Daws und die Gräfin von Castelmaine, dem König vorstellen, der Krieg koste viel Geld, es sei besser, Gesetze und Abendbrode in Hampton-Court zu geben, als Linienschiffe in Portsmouth und in Greenwich zu equipiren."

„Und dann wird Eure Unterhandlung scheitern?"

„Oh! diese Damen bewirken, daß alle Unterhandlungen scheitern, die sie nicht selbst machen."

„Wißt Ihr, welchen Gedanken ich gehabt habe, meine Schwester?"

„Nein, sprecht."

„Wohl um Euch her suchend, würdet Ihr vielleicht, um sie zum König mitzunehmen, eine Räthin gefunden haben, deren Beredsamkeit den bösen Willen der Anderen gelähmt hätte."

„Das ist in der That ein Gedanke, Sire, und ich suche."

„Ihr werdet finden."

„Ich hoffe es."

„Und dann sagt Ihr, ich habe Unrecht, den Che-
valier von Lorraine, der Monsieur schlechte Rathschläge
gegen Euch gebe, in Eurem Hause zu lassen?"

„Behaltet wohl, was ich Euch sage, Sire... der
Chevalier von Lorraine, wenn ich eines Tages schlecht
endige, erinnert Euch, daß ich zum Voraus den Che-
valier von Lorraine anklage; das ist eine zu allen Ver-
brechen fähige Seele!"

„Der Chevalier von Lorraine wird Euch nicht mehr
belästigen, das verspreche ich Euch."

„Dies wird ein wahres Präliminar des Bündnisses
sein, Sire, ich unterzeichne es . . . Doch da Ihr Eure
Theil gemacht habt, sagt mir, was der meinige sein
soll."

„Statt mich mit Eurem Bruder Karl zu entzweien
müßt Ihr mich zu einem innigern Freund von ihm ma-
chen, als ich je war."

„Das ist leicht."

„Ah! nicht so sehr, als Ihr glaubt; denn bei einer
gewöhnlichen Freundschaft umarmt man sich, ist man
zuvorkommend, gibt man sich Feste. Das kostet einen
Kuß, einen Empfang; leichte Kosten, aber bei der po-
litischen Freundschaft . . ."

„Ah! es ist eine politische Freundschaft?"

„Ja, meine Schwester, und statt der Umhalsungen
und der Feste sind es Soldaten, mit denen man seinen
Freund ganz lebend und ganz equipirt bedienen, sind es
Schiffe, die man ihm ganz bemannt, mit Waffen und
Munition ausgerüstet bieten muß. Daraus geht her-
vor, daß man nicht immer Kassen und Kisten hat, welche
geneigt und beschaffen sind, solche Freundschaften zu
machen."

„Ihr habt Recht, Sire . . . die Kassen und Kisten
des Königs von England sind seit einiger Zeit ein we-
nig sonor."

„Doch Ihr, meine Schwester, Ihr, die Ihr so viel

inſluß auf Euren Bruder habt, werdet vielleicht erlan-
n, was ein Geſandter nie erlangen würde."

„Ich müßte zu dieſem Behufe nach England gehen,
ein lieber Bruder."

„Ich dachte wohl hieran," erwiederte lebhaft der
önig, „und ich ſagte mir, eine ſolche Reiſe würde Euch
n wenig Zerſtreuung geben . . ."

„Nur iſt es möglich, daß ich ſcheitere," unterbrach
n Madame: „der König von England hat gefährliche
äthe."

„Räthinnen, wollt Ihr ſagen!"

„Ganz richtig. Wenn zufällig Eure Majeſtät die
bſicht hätte, ich nehme nur an, von Karl II. ein
ündniß für einen Krieg zu verlangen..."

„Für einen Krieg?"

„Ja. Nun! ſo werden die Räthinnen des Königs,
elche der Zahl nach ſieben ſind, Fräulein Stewart,
räulein Wells, Fräulein Gwyn, Miß Orchay, Fräu-
in Zunga, Miß Daws und die Gräfin von Caſtel-
aine, dem König vorſtellen, der Krieg koſte viel Geld,
s ſei beſſer, Geſetze und Abendbrode in Hampton-Court
u geben, als Linienſchiffe in Portsmouth und in Green-
ich zu equipiren."

„Und dann wird Eure Unterhandlung ſcheitern?"

„Oh! dieſe Damen bewirken, daß alle Unterhand-
ungen ſcheitern, die ſie nicht ſelbſt machen."

„Wißt Ihr, welchen Gedanken ich gehabt habe,
eine Schweſter?"

„Nein, ſprecht."

„Wohl um Euch her ſuchend, würdet Ihr vielleicht,
m ſie zum König mitzunehmen, eine Räthin gefunden
aben, deren Beredſamkeit den böſen Willen der Ande-
n gelähmt hätte."

„Das iſt in der That ein Gedanke,
iche."

„Ihr werdet finden."

„Ich hoffe es."

„Und dann sagt Ihr, ich habe Unrecht, den Chevalier von Lorraine, der Monsieur schlechte Rathschläge gegen Euch gebe, in Eurem Hause zu lassen?“

„Behaltet wohl, was ich Euch sage, Sire... der Chevalier von Lorraine, wenn ich eines Tages schlecht endige, erinnert Euch, daß ich zum Voraus den Chevalier von Lorraine anklage; das ist eine zu allen Verbrechen fähige Seele!“

„Der Chevalier von Lorraine wird Euch nicht mehr belästigen, das verspreche ich Euch.“

„Dies wird ein wahres Präliminar des Bündnisses sein, Sire, ich unterzeichne es ... Doch da Ihr Euren Theil gemacht habt, sagt mir, was der meinige sein soll.“

„Statt mich mit Eurem Bruder Karl zu entzweien, müßt Ihr mich zu einem innigern Freund von ihm machen, als ich je war.“

„Das ist leicht.“

„Ah! nicht so sehr, als Ihr glaubt; denn bei einer gewöhnlichen Freundschaft umarmt man sich, ist man zuvorkommend, gibt man sich Feste. Das kostet einen Kuß, einen Empfang; leichte Kosten, aber bei der politischen Freundschaft...“

„Ah! es ist eine politische Freundschaft!“

„Ja, meine Schwester, und statt der Umhalsungen und der Feste sind es Soldaten, mit denen man seinen Freund ganz lebend und ganz equipirt bedienen, sind es Schiffe, die man ihm ganz bemannt, mit Waffen und Munition ausgerüstet bieten muß. Daraus geht hervor, daß man nicht immer Kassen und Kisten hat, welche geneigt und beschaffen sind, solche Freundschaften zu machen.“

„Ihr habt Recht, Sire ... die Kassen und Kisten des Königs von England sind seit einiger Zeit ein wenig sonor.“

„Doch Ihr, meine Schwester, Ihr, die Ihr so viel

Einfluß auf Euren Bruder habt, werdet vielleicht erlangen, was ein Gesandter nie erlangen würde."

„Ich müßte zu diesem Behufe nach England gehen, mein lieber Bruder."

„Ich dachte wohl hieran," erwiederte lebhaft der König, „und ich sagte mir, eine solche Reise würde Euch ein wenig Zerstreuung geben . . ."

„Nur ist es möglich, daß ich scheitere," unterbrach ihn Madame: „der König von England hat gefährliche Räthe."

„Räthinnen, wollt Ihr sagen!"

„Ganz richtig. Wenn zufällig Eure Majestät die Absicht hätte, ich nehme nur an, von Karl II. ein Bündniß für einen Krieg zu verlangen . . ."

„Für einen Krieg?"

„Ja. Nun! so werden die Räthinnen des Königs, welche der Zahl nach sieben sind, Fräulein Stewart, Fräulein Wells, Fräulein Gwyn, Miß Orchay, Fräulein Zunga, Miß Daws und die Gräfin von Castelmaine, dem König vorstellen, der Krieg koste viel Geld, es sei besser, Gesetze und Abendbrode in Hampton-Court zu geben, als Linienschiffe in Portsmouth und in Greenwich zu equipiren."

„Und dann wird Eure Unterhandlung scheitern?"

„Oh! diese Damen bewirken, daß alle Unterhandlungen scheitern, die sie nicht selbst machen."

„Wißt Ihr, welchen Gedanken ich gehabt habe, meine Schwester?"

„Nein, sprecht."

„Wohl um Euch her suchend, würdet Ihr vielleicht, um sie zum König mitzunehmen, eine Räthin gefunden haben, deren Beredsamkeit den bösen Willen der Anderen gelähmt hätte."

„Das ist in der That ein Gedanke, ich suche."

„Ihr werdet finden."

„Ich hoffe es."

„Und dann sagt Ihr, ich habe Unrecht, den Chevalier von Lorraine, der Monsieur schlechte Rathschläge gegen Euch gebe, in Eurem Hause zu lassen?"

„Behaltet wohl, was ich Euch sage, Sire ... der Chevalier von Lorraine, wenn ich eines Tages schlecht endige, erinnert Euch, daß ich zum Voraus den Chevalier von Lorraine anklage; das ist eine zu allen Verbrechen fähige Seele!"

„Der Chevalier von Lorraine wird Euch nicht mehr belästigen, das verspreche ich Euch."

„Dies wird ein wahres Präliminar des Bündnisses sein, Sire, ich unterzeichne es ... Doch da Ihr Euren Theil gemacht habt, sagt mir, was der meinige sein soll."

„Statt mich mit Eurem Bruder Karl zu entzweien, müßt Ihr mich zu einem innigern Freund von ihm machen, als ich je war."

„Das ist leicht."

„Ah! nicht so sehr, als Ihr glaubt; denn bei einer gewöhnlichen Freundschaft umarmt man sich, ist man zuvorkommend, gibt man sich Feste. Das kostet einen Kuß, einen Empfang; leichte Kosten, aber bei der politischen Freundschaft ..."

„Ah! es ist eine politische Freundschaft?"

„Ja, meine Schwester, und statt der Umhalsungen und der Feste sind es Soldaten, mit denen man seinen Freund ganz lebend und ganz equipirt bedienen, sind es Schiffe, die man ihm ganz bemannt, mit Waffen und Munition ausgerüstet bieten muß. Daraus geht hervor, daß man nicht immer Kassen und Kisten hat, welche geneigt und beschaffen sind, solche Freundschaften zu machen."

„Ihr habt Recht, Sire ... die Kassen und Kisten des Königs von England sind seit einiger Zeit ein wenig sonor."

„Doch Ihr, meine Schwester, Ihr, die Ihr so viel

Einfluß auf Euren Bruder habt, werdet vielleicht erlangen, was ein Gesandter nie erlangen würde."

„Ich müßte zu diesem Behufe nach England gehen, mein lieber Bruder."

„Ich dachte wohl hieran," erwiederte lebhaft der König, „und ich sagte mir, eine solche Reise würde Euch ein wenig Zerstreuung geben . . ."

„Nur ist es möglich, daß ich scheitere," unterbrach ihn Madame: „der König von England hat gefährliche Räthe."

„Räthinnen, wollt Ihr sagen!"

„Ganz richtig. Wenn zufällig Eure Majestät die Absicht hätte, ich nehme nur an, von Karl II. ein Bündniß für einen Krieg zu verlangen..."

„Für einen Krieg?"

„Ja. Nun! so werden die Räthinnen des Königs, welche der Zahl nach sieben sind, Fräulein Stewart, Fräulein Wells, Fräulein Gwyn, Miß Orchay, Fräulein Zunga, Miß Daws und die Gräfin von Castelmaine, dem König vorstellen, der Krieg koste viel Geld, es sei besser, Gesetze und Abendbrode in Hampton-Court zu geben, als Linienschiffe in Portsmouth und in Greenwich zu equipiren."

„Und dann wird Eure Unterhandlung scheitern?"

„Oh! diese Damen bewirken, daß alle Unterhandlungen scheitern, die sie nicht selbst machen."

„Wißt Ihr, welchen Gedanken ich gehabt habe, meine Schwester?"

„Nein, sprecht."

„Wohl um Euch her suchend, würdet Ihr vielleicht, um sie zum König mitzunehmen, eine Räthin gefunden haben, deren Beredsamkeit den bösen Willen der Anderen gelähmt hätte."

„Das ist in der That ein Gedanke, [redacted] suche."

„Ihr werdet finden."

„Ich hoffe es."

Es müßte eine hübsche Person sein; ein angenehmes Gesicht ist besser, als ein häßliches, nicht wahr?

„Sicherlich."

„Ein lebhafter, heiterer, verwegener Geist!"

„Gewiß. Adel . . . so viel, als man braucht, um dem König ohne ein linkisches Wesen zu nähern; ig genug, um nicht durch die Geschlechtswürde ver- en und beengt zu sein."

„Ganz richtig."

„Und die ein wenig Englisch könnte . . ."

„Mein Gott!" rief Madame lebhaft, „wie Frau ein von Kérouaille, zum Beispiel.

„Ja wohl, Ihr habt gefunden, Ihr habt gefunden, meine Schwester."

„Ich nehme sie mit. Ich denke, sie wird sich nicht über mich zu beklagen haben."

„Nein . . . ich ernenne sie zur bevollmächtigten Verführerin, und füge dann den Gehalt dem Titel bei."

„Gut."

„Ich sehe Euch schon auf der Reise, liebes Schwesterchen, und getröstet über all' Euren Kummer."

„Ich werde unter zwei Bedingungen gehen. Einmal muß ich wissen, worüber ich zu unterhandeln habe."

„Höret. Die Holländer beleidigen mich jeden Tag in ihren Zeitungen durch ihre republikanische Haltung. Ich liebe die Republiken nicht."

„Das begreift sich, Sire."

„Ich sehe zu meiner Betrübniß, daß diese Könige des Meeres, so nennen sie sich, den Handel Frankreichs in Indien hemmen, und daß ihre Schiffe bald alle Häfen Europas besetzt halten werden. Eine solche Macht ist mir zu nahe, meine Schwester."

„Sie sind jedoch Eure Nachbarn."

„Darum haben sie Unrecht gehabt, die Euch bekannte Münze schlagen zu lassen, welche Holland darstellt, das wie Josua die Sonne stille stehen macht,

dem Spruch: Die Sonne ist vor mir aufgegangen. Nicht wahr, das ist wenig brüderlich?"

„Ich glaubte, Ihr hättet diese Erbärmlichkeit vergessen."

„Ich vergesse nie etwas, meine Schwester. Und wenn meine wahren Freunde, wie Euer Bruder Karl, mir beistehen wollen . . ."

Die Prinzessin wurde nachdenkend.

„Höret, die Herrschaft der Meere ist zu theilen," fuhr Ludwig XIV. fort. „Werde ich bei dieser Theilung, welche England erlitt, nicht den zweiten Theil eben so gut vertreten, als die Holländer?"

„Wir haben Fräulein von Kéroualle, um diese Frage zu verhandeln," erwiederte Madame.

„Ich bitte, was ist Eure zweite Bedingung, unter der Ihr die Reise machen wollt, meine Schwester?"

„Die Einwilligung von Monsieur, meinem Gemahl."

„Ihr sollt sie bekommen."

„Dann bin ich abgereist, mein Bruder."

Nachdem er diese Worte gehört, wandte sich Ludwig XIV. nach der Ecke des Saales um, wo sich Colbert und Aramis mit d'Artagnan befanden, und machte seinem Minister ein bejahendes Zeichen.

Colbert brach das Gespräch bei dem Punkte auf, den es gerade erreicht hatte, und sagte zu Aramis:

„Herr Botschafter, wollen wir nun von den Angelegenheiten reden?"

D'Artagnan entfernte sich sogleich aus Discretion.

Er wandte sich nach dem Kamin und nahm eine Stellung, daß er hören konnte, was der König zu Monsieur sagen würde, der ihm voll Unruhe entgegen kam.

Das Gesicht des Königs war belebt. Auf seiner Stirne las man einen Willen, dessen furchtbarer Ausdruck schon keinen Widerspruch mehr in Frankreich traf und bald keinen mehr in Europa finden sollte.

„ich bin mit dem Herrn Chevalier von Lorraine unzufrieden. Ihr, der Ihr ihm die Ehre erweist, ihn zu begünstigen, rathet ihm, einige Monate zu reisen.“

Diese Worte fielen mit dem Donner einer Lawine auf Monsieur, denn er betete den Günstling an und drängte in ihm alle seine Zärtlichkeiten zusammen.

Er rief auch:

„In welcher Hinsicht hat der Chevalier Eurer Majestät mißfallen können?“

Er schleuderte Madame einen wüthenden Blick zu.

„Ich werde Euch das sagen, wenn er abgereist ist,“ erwiederte der König unempfindlich. „Und auch wenn Madame in England angekommen sein wird.“

„Madame! in England!“ murmelte Monsieur verwunderungsvoll.

„In acht Tagen, mein Bruder,“ erwiederte Ludwig XIV., „während wir Beide dahin gehen, wohin ich Euch sagen werde.“

Und der König wandte seinem Bruder den Rücken zu, nachdem er ihn angelächelt, um die Bitterkeit dieser zwei Nachrichten zu versüßen.

Während dieser Zeit sprach Colbert beständig mit dem Herzog von Alameda.

„Mein Herr,“ sagte Colbert zu Aramis, „der Augenblick, uns zu verständigen, ist gekommen. Ich habe Euch mit dem König ausgesöhnt, und ich war das wohl einem Mann von Euren Verdiensten schuldig; aber es bietet sich, da Ihr mir zuweilen Freundschaft bezeigt habt, die Gelegenheit, mir einen Beweis davon zu geben. Ihr seid überdies mehr Franzose, als Spanier. Antwortet mir offenherzig, werden wir die Neutralität Spaniens haben, wenn wir etwas gegen die Vereinigten Provinzen unternehmen?“

„Mein Herr,“ erwiederte Aramis, „das Interesse Spaniens ist sehr klar. Mit Europa die Vereinigten Provinzen entzweien, gegen welche der alte Groll wegen ihrer errungenen Freiheit obwaltet, das ist unsere

tik; doch der König von [illegible]
ete der Vereinigten Provinzen [illegible]
nicht unbekannt, daß [illegible]
Frankreich, wie ich [illegible]
solchen mit Vortheil [illegible]
Colbert wandte sich [illegible]
d'Artagnan [illegible]
[illegible]
Monsieur [illegible]
Er rief ihn [illegible]
„Wir können mit d'Artagnan [illegible]
„Ohne gewiß [illegible]
„Wir [illegible]
ch Colbert [illegible]
[illegible]
„Das [illegible]
„[illegible]
„Ich [illegible]
[illegible]
„[illegible]
aber [illegible]
„[illegible]
„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
„[illegible]
Colbert [illegible]
ge [illegible]
Aramis [illegible] Er [illegible]
Betreff der Diplomatie keinen Meister [illegible]
Colbert, der [illegible] alle Männer von [illegible]
ntasie mit einer Gewißheit des Erfolgs [illegible]
n wieder das Wort und sprach:

„Herr d'Artagnan, wer sagt Euch, der König hä
keine Marine?"

„Oh! ich habe mich nicht mit diesen Einzelheit
beschäftigt," erwiederte der Kapitän. „Ich bin e
mittelmäßiger Seemann. Wie alle nervigen Leute, ha
ich das Meer; doch ich denke, daß man mit Schiff
da Frankreich ein zweihundertköpfiger Hafen ist, Se
leute hätte."

Colbert zog aus seiner Tasche eine kleine länglic
Schreibtafel in zwei Colonnen. Auf der ersten war
die Namen der Schiffe, auf der zweiten die Ziffer
welche die Zahl der Kanonen und der Mannschaft z
sammenfaßten, die diese Schiffe equipirten.

„Ich habe denselben Gedanken gehabt wie Ihr
sagte er zu d'Artagnan, „und ich ließ mir ein Verzeic
niß der Kriegsschiffe machen, die wir addirt haben. Fü
und dreißig Schiffe."

„Fünf und dreißig Schiffe! Das ist unmöglich!
rief d'Artagnan.

„Ungefähr zwei tausend Kanonen," fuhr Colbe
fort. „Das ist es, was der König in diesem Augen
blick besitzt. Mit fünf und dreißig Schiffen macht m
drei Geschwader; aber ich will fünf haben."

„Fünf!" rief Aramis.

„Sie werden vor dem Ende des Jahres flott sei
meine Herren; der König wird fünfzig Linienschiffe h
ben. Damit streitet man, nicht wahr?"

„Kriegsschiffe machen ist schwierig, doch es
möglich," sagte d'Artagnan. „Aber wie sie ausrüsten
In Frankreich gibt es weder Gießereien, noch militär
sche Werften."

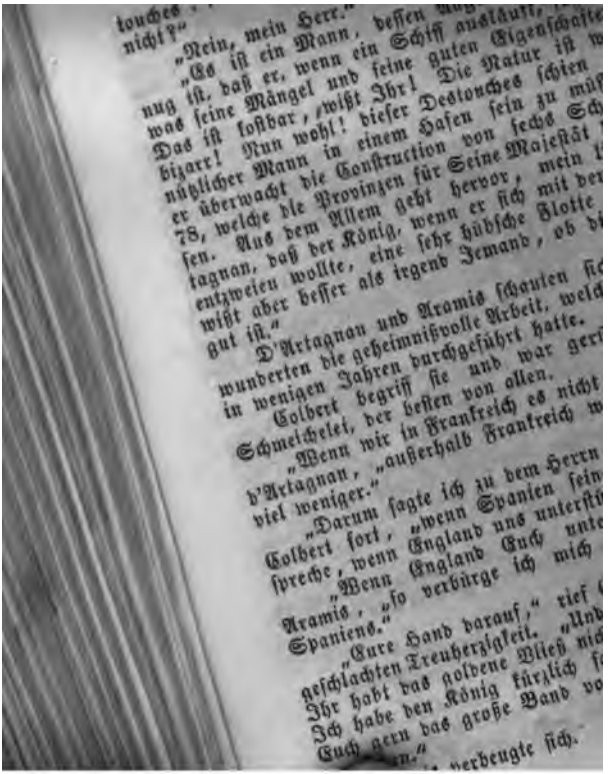
„Bah!" erwiederte Colbert mit freudiger Mien
„seit anderthalb Jahren habe ich dies Alles eingeric
tet. Ihr wißt das also nicht? . . . Kennt Ihr Her
d'Infreville?"

„D'Infreville?" antwortete d'Artagnan; „nein."

„Das ist ein Mann, den ich entdeckt habe. Er b

:cielles Talent; er verſteht es, die Hand-
arbeiten zu machen. Er hat in Toulon
eßen und Burgunder Stämme zimmern laſ-
ann werdet Ihr vielleicht nicht glauben, was
ſagen im Begriffe bin, Herr Botſchafter:
ch eine Idee."
mein, Herr," erwiederte Aramis höflich, „ich
ḥ immer."
: Euch vor, daß ich, auf den Charakter der
echnend, mir geſagt habe: Sie ſind Kauf-
ſind befreundet mit dem König, ſie werden
ı, wenn ſie an den König verkaufen, was
ſelbſt fabriciren. Je mehr man alſo kauft
muß beifügen: Ich habe Forant... Kennt
, d'Artagnan?"
: vergaß ſich. Er nannte den Kapitän
an kurzweg wie der König. Doch der Ka-
:e.
' erwiederte er, „ich kenne ihn nicht."
ſt abermals ein Mann, den ich entdeckt habe,
s Talent für den Ankauf. Dieſer Forant
ır 250,000 Livres Eiſen in Kugeln, für
res Pulver, zwölf Ladungen Holz vom Nor-
, Granaten, Schiffstheer, was weiß ich, ge-
iner Erſparniß von ſieben Procent auf dem,
ieſe Dinge in Frankreich fabricirt koſten

eine Idee, holländiſche Kugeln gießen zu
e zu den Holländern zurückkehren werden,"
gnan.
wahr, mit Verluſt?"
ach Colbert in ein ſchallendes Gelächter aus.
ückt über ſeinen Scherz.
noch," fügte er bei, „dieſelben Holländer
König in dieſem Augenblick ſechs Kriegs-
)em Muſter der beſten ihrer Marine.



„Oh!“ dachte d'Artagnan, „und Porthos ist nicht
ehr da! Wie viel Ellen Band würden ihm bei dieser
reigebigkeit zufallen! Guter Porthos!“

„Herr d'Artagnan,“ sagte Colbert, „nun ist die
eihe an uns Beiden. Ich wette, Ihr werdet Geschmack
ran finden, Eure Musketiere nach Holland zu führen.
önnt Ihr schwimmen?“

Und er lachte wie ein Mensch, der von der besten
une ergriffen ist.

„Wie ein Aal,“ erwiederte d'Artagnan.

„Oh! man hat dort eine harte Arbeit mit Kanälen
d Sümpfen, Herr d'Artagnan, und die besten Schwim-
er ertrinken.“

„Es ist mein Handwerk, für den König zu ster-
n,“ antwortete der Musketier. „Nur, da es selten
, daß man im Krieg viel Wasser ohne ein wenig
euer findet, erkläre ich Euch, daß ich mein Möglichstes
un werde, um das Feuer zu wählen. Ich werde alt,
s Wasser macht mich erstarren, das Feuer erwärmt
ieder, Herr Colbert.“

Und d'Artagnan, indem er diese Worte sprach, war
schön von Stärke und jugendlichem Stolz, daß Col-
rt seinerseits nicht umhin konnte, ihn zu bewundern.

D'Artagnan gewahrte die Wirkung, die er hervor-
bracht hatte. Er erinnerte sich, daß derjenige ein
ter Handelsmann ist, welcher seine Waare ganz laut
ßätzen läßt, wenn sie Werth hat. Er machte daher sei-
n Preis zum Voraus.

„Wir gehen also nach Holland,“ sagte Colbert.

„Ja,“ erwiederte d'Artagnan; „nur...“

„Nur?“

„Nur,“ wiederholte d'Artagnan, „nur ist bei Allem
Frage des Interesse und die Frage der Eitelkeit.
er Gehalt eines Kapitäns der Musketiere ist aller-
ngs schön, aber bemerkt wohl, wir haben jetzt
rden des Königs und die Haustruppen des K
Kapitän der Musketiere muß entweder dies

des Interesse durchgesetzt; „ich sagte, ich, ei
pitän, einst Chef der Garde des Königs, ich,
Vortritt vor den Marschällen von Franl
könnte mich eines Tages gleich gestellt zu d
Kapitän der Garden und dem Obersten Co
der Schweizer sehen. Das würde ich abe
Preis dulden. Ich habe meine alten Gewol
halte darauf."

Colbert fühlte den Streich. Er war v

„Ich habe an das, was Ihr mir so
gedacht," erwiederte er.

„An was?"

„Wir sprachen vorhin von Kanälen un
in denen man ertrinke."

„Nun?"

„Nun! wenn man ertrinkt, so geschieh
mangelung eines Stabes, eines Brettes, ein

„Eines Stabes, so kurz er sein mag,"
tagnan.

„Ganz richtig," sprach Colbert, „ich
kein Beispiel, daß ein Marschall von Fr
trunken ist."

D'Artagnan erbleichte vor Freude; m
Stimme sagte er:

Ihr habt ihn das Truppencorps beobachten zu laſſen, das der König für den Feldzug im nächſten Frühjahr unter Eure Befehle ſtellt."

D'Artagnan nahm zitternd das Buch, und ſeine Finger begegneten denen von Colbert. Der Miniſter drückte herzlich die Hand des Musketiers.

„Mein Herr," ſprach er, „wir hatten Beide eine Genugthuung von einander zu nehmen. Ich habe angefangen, die Reihe iſt an Euch."

„Ich gebe Euch eine Erklärung, mein Herr," antwortete d'Artagnan, „und ich bitte Euch dringend, dem König zu ſagen, die erſte Gelegenheit, die ſich mir biete, werde für einen Sieg zählen oder meinen Tod ſehen."

„Ich laſſe ſogleich die goldenen Lilien Eures Marſchallſtabes ſticken," fügte Colbert bei.

Am andern Tag kam Aramis, der nach Madrid abreiſte, um die Neutralität Spaniens zu unterhandeln, zum Abſchied in das Hotel von d'Artagnan. Die zwei Freunde hielten ſich lange Herz an Herz umſchlungen.

„Lieben wir uns für Vier," ſagte d'Artagnan, „wir ſind nur noch zu Zwei."

„Und Du wirſt mich vielleicht nicht mehr ſehen, mein theurer d'Artagnan," ſprach Aramis; „wenn Du wüßteſt, wie ich Dich geliebt habe! Ich bin alt, ich bin erloſchen, ich bin todt."

„Mein Freund, Du wirſt länger leben, als ich, die Diplomatie befiehlt Dir, zu leben; mich aber verurtheilt die Ehre zum Tod."

„Bah! die Menſchen wie wir, Herr Marſchall, ſterben nur von Freude und Ruhm geſättigt," rief Aramis.

„Oh!" erwiederte d'Artagnan mit einem traurigen Lächeln, „ich fühle jetzt keinen Appetit mehr, Herr Herzog."

Sie umarmten ſich noch einmal, und zwei Stunden ſpäter waren ſie getrennt.

führte, umgeben von Wagen voll von Damen und Höf-
lingen, zu diesem blutigen Feste die Elite seines Königr-
reichs.

Die Officiere des Heeres hatten allerdings keine
andere Musik, als das Geschütz der holländischen Forts;
doch dies war genug für eine große Anzahl, welche in
diesem Kriege Ehrenstellen, Avancement, das Glück oder
den Tod fand.

Herr d'Artagnan ging ab, ein Corps von zwölf
tausend Mann Reiterei und Fußvolk commandirend,
mit denen er die verschiedenen Plätze nehmen sollte,
welche die Knoten des strategischen Netzes bilden, das
man Friesland nennt.

Nie wurde ein Heer glänzender zu einer Expedition
geführt, die Officiere wußten, daß der Gebieter, eben
so klug, eben so schlau, als er muthig war, nicht einen
Menschen, nicht einen Zoll breit Erde ohne Noth opfern
würde.

Er hatte die alten Kriegsgewohnheiten: vom Lande
leben, den Soldaten singend, den Feind weinend halten,
darein, zu zeigen, daß er sein Handwerk verstehe. Man
sah nie die Gelegenheiten besser gewählt, die Hand-
streiche besser unterstützt, die Fehler des Belagerten besser
benützt. Die Armee von d'Artagnan nahm zwölf kleine
Plätze in einem Monat.

Er war beim dreizehnten, und dieser hielt sich seit
fünf Tagen. D'Artagnan ließ den Laufgraben eröffnen,
ohne daß er zu vermuthen schien, diese Leute müßten sich
je ergeben.

Die Pionniere und die Arbeiter waren im Heere
dieses Mannes ein Corps voll Wetteifer und Ideen,
weil er sie als Soldaten behandelte, weil er ihr Ge-
schäft glorreich zu machen wußte, und sie nur tödten
ließ, wenn er es nicht anders thun konnte.

Man mußte auch sehen, mit welchem gewaltigen
[illegible]er die Arbeiten in dem sumpfigen Erdboden Holland

itten gingen. Die Torfmoore und die Letten-
schmolzen, wie die Soldaten sagten, gleich der
in den großen Oefen der friesischen Haus-

r d'Artagnan schickte einen Courrier an den Kö-
um ihm seine letzten Siege melden zu lassen,
ie treffliche Laune und seine Genelgtheit, den
gehörig zu huldigen, verdoppelte.
se Siege von Herrn d'Artagnan gaben dem Für-
iel Majestät, daß ihn Frau von Montespan nur
wig den Unbesiegbaren nannte.
ulein de la Vallière, welche den König nur
den Siegreichen nannte, verlor auch viel in der
Seiner Majestät. Uebrigens hatte sie oft rothe
und für einen Unbesiegbaren ist nichts so wider-
als eine Geliebte, welche weint, während Alles
her lächelt. Das Gestirn von Fräulein de la
neigte sich am Horizont in den Wolken und in
inen.
h die Heiterkeit von Frau von Montespan ver-
sich mit dem Glück des Königs und tröstete ihn
e andere Ungunst.
ne Majestät wollte diese Verdienste anerkennen;
) an Herrn Colbert:
rr Colbert, wir haben ein Versprechen gegen
Artagnan zu erfüllen, der die seinigen hält.
Euch zu wissen, daß es Zeit ist, sich der Zu-
entledigen. Die Bestallungsbriefe sollen Euch
t werden. „Ludwig."

: Colbert, der den Abgesandten von d'Artagnan
behalten hatte, gab diesem Officier dem zu Folge
ef von sich für d'Artagnan und ein mit Gold
es Kästchen von Ebenholz, das scheinbar nur
ingen Umfang hatte, aber ohne Zweifel sehr
ar, da man dem Boten eine Wache von fünf
igesellte, um es ihm tragen zu helfen.

Diese Leute kamen gegen Tagesanbruch vor der Platz, welchen d'Artagnan belagerte, und erschienen in der Wohnung des Generals.

Man antwortete ihnen, ärgerlich über einen Anfall, den am Tage vorher der Gouverneur, ein hinterhältischer Mensch, gemacht, wobei man die Werke ausgefüllt, sieben und siebenzig Mann getödtet und eine Esche wiederherzustellen angefangen, sei Herr d'Artagnan mit zehn Compagnien Grenadiere ausgezogen, um die Arbeiten wieder aufnehmen zu lassen.

Der Abgesandte von Herrn Colbert hatte Befehl, Herrn d'Artagnan überall, wo er wäre und zu welcher Stunde des Tags oder der Nacht es sein möchte, aufzusuchen. Er begab sich also nach den Laufgräben, gefolgt von seiner Escorte, Alle zu Pferde.

Man sah auf der kahlen Ebene Herrn d'Artagnan mit seinem goldbetreßten Hut, seinem langen Rock und seinen goldenen Aufschlägen. Er kaute an seinem weißen Schnurrbart und war nur damit beschäftigt, daß er mit seiner linken Hand den Staub abschüttelte, welchen auf ihn die den Boden aufreißenden Stückkugeln warfen.

In diesem furchtbaren Feuer, das die Luft mit Pfeifen erfüllte, sah man die Officiere die Schaufel handhaben, Soldaten Schiebkarren führen und die große Faschinen, welche sich getragen oder geschleppt von zehn bis zwanzig Mann erhoben, die Vorderseite der bis ins Herz durch die wüthende Anstrengung des seine Soldaten anfeuernden Generals wiedereröffneten Tranchéen bedecken.

In drei Stunden war Alles wiederhergestellt. D'Artagnan fing an sanfter zu sprechen. Er war ganz beruhigt, sobald ihm der Kapitän der Pionniere meldete, der Laufgraben sei wieder wohnbar.

Dieser Mann hatte kaum zu sprechen aufgehört, als ihm eine Kanonenkugel ein Bein wegriß und er in die Arme von d'Artagnan sank.

Dieſer hob ſeinen Soldaten auf und trug ihn ruhig, mit allen Arten von Schmeicheleien, unter dem begeiſterten Beifallsgeſchrei der Regimenter, in den Laufgraben hinab.

Von da an war es kein Eifer mehr, ſondern ein Wahnwitz. Zwei Compagnien liefen bis zu den Vorpoſten, die ſie in einer Secunde umgeſtürzt hatten. Als ihre Kameraden, welche d'Artagnan nur mit großer Mühe zurückhielt, jene auf den Baſteien aufgepflanzt ſahen, brachen ſie auch vor, und bald begann ein wüthender Sturm bei der Contrescarpe, von der das Heil des Platzes abhing.

D'Artagnan ſah, daß es nur ein Mittel gab, ſeine Armee aufzuhalten, das, ſie im Platze einzuquartieren; er trieb alle Welt gegen die zwei Breſchen, welche die Belagerten auszubeſſern trachteten; der Anſtoß war furchtbar. Achtzehn Compagnien nahmen daran Theil, und d'Artagnan begab ſich mit dem Reſte auf einen halben Kanonenſchuß vom Platz, um den Sturm durch eine ſtaffelförmige Aufſtellung zu unterſtützen.

Man hörte deutlich die Schreie der Holländer, welche auf ihren Stücken von den Grenadieren von d'Artagnan niedergeſtochen wurden; der Kampf nahm zu mit der Verzweiflung des Gouverneur, der ſeine Stellung Fuß für Fuß vertheidigte.

Um ein Ende zu machen und das Feuer zum Schweigen zu bringen, das nicht nachließ, ſandte d'Artagnan eine neue Colonne ab; wie ein Bohrer durchlöcherte dieſe die noch ſoliden Poſten, und man erblickte bald auf den Wällen, im Feuer, in erſchrockenem Lauf die von den Belagerern verfolgten Belagerten.

In dieſem Augenblick hörte der General, athmend und voll Jubel, an ſeiner Seite eine Stimme ſagen:

„Mein Herr, wenn es Euch gefällig wäre, von Herrn Colbert.“

Er erbrach das Siegel eines Briefes, welcher folgende Worte enthielt:

Diese Leute kamen gegen Tagesanbruch vor den
atz, welchen d'Artagnan belagerte, und erschienen in
Wohnung des Generals.
Man antwortete ihnen, ärgerlich über einen Ausfall,
n am Tage vorher der Gouverneur, ein hinterhälti-
der Mensch, gemacht, wobei man die Werke ausgefüllt,
eben und siebenzig Mann getödtet und eine Bresche
iederherzustellen angefangen, sei Herr d'Artagnan mit
ehn Compagnien Grenadiere ausgezogen, um die Ar-
beiten wieder aufnehmen zu lassen.
Der Abgesandte von Herrn Colbert hatte Befehl,
Herrn d'Artagnan überall, wo er wäre und zu welcher
Stunde des Tags oder der Nacht es sein möchte, auf-
zusuchen. Er begab sich also nach den Laufgräben, ge-
folgt von seiner Escorte, Alle zu Pferde.
Man sah auf der kahlen Ebene Herrn d'Artagnan
mit seinem goldbetreßten Hut, seinem langen Rock und
seinen goldenen Aufschlägen. Er kaute an seinem wei-
ßen Schnurrbart und war nur damit beschäftigt, daß
er mit seiner linken Hand den Staub abschüttelte, wel-
chen auf ihn die den Boden aufreißenden Stückkugeln
warfen.
In diesem furchtbaren Feuer, das die Luft mit
Pfeifen erfüllte, sah man die Officiere die Schaufe
handhaben, Soldaten Schiebkarren führen und die gro
Faschinen, welche sich getragen oder geschleppt von jeh
bis zwanzig Mann erhoben, die Vorderseite der bis ir
Herz durch die wüthende Anstrengung des seine Sold
ten anfeuernden Generals wiedereröffneten Tranch
bedecken.
In drei Stunden war Alles wiederhergestellt. D'
tagnan fing an sanfter zu sprechen. Er war ganz
ruhigt, sobald ihm der Kapitän der Pioniere mel
der Laufgraben sei wieder wohnbar.
Dieser Mann hatte kaum zu sprechen aufge
als ihm eine Kanonenkugel ein Bein wegriß und
die Arme von d'Artagnan sank.

Dieser hob seinen Soldaten auf und trug ihn ruhig, mit allen Arten von Schmeicheleien, unter dem begeisterten Beifallsgeschrei der Regimenter, in den Laufgraben hinab.

Von da an war es kein Eifer mehr, sondern ein Wahnwitz. Zwei Compagnien liefen bis zu den Vorposten, die sie in einer Secunde umgestürzt hatten. Als ihre Kameraden, welche d'Artagnan nur mit großer Mühe zurückhielt, jene auf den Basteien aufgepflanzt sahen, brachen sie auch vor, und bald begann ein wüthender Sturm bei der Contrescarpe, von der das Heil des Platzes abhing.

D'Artagnan sah, daß es nur ein Mittel gab, seine Armee aufzuhalten, das, sie im Platze einzuquartieren; er trieb alle Welt gegen die zwei Breschen, welche die Belagerten auszubessern trachteten; der Anstoß war furchtbar. Achtzehn Compagnien nahmen daran Theil, und d'Artagnan begab sich mit dem Reste auf einen halben Kanonenschuß vom Platz, um den Sturm durch eine staffelförmige Aufstellung zu unterstützen.

Man hörte deutlich die Schreie der Holländer, welche auf ihren Stücken von den Grenadieren von d'Artagnan niedergestochen wurden; der Kampf nahm zu mit der Verzweiflung des Gouverneur, der seine Stellung Fuß für Fuß vertheidigte.

Um ein Ende zu machen und das Feuer zum Schweigen zu bringen, das nicht nachließ, sandte d'Artagnan eine neue Colonne ab; wie ein Bohrer durchlöcherte diese die noch soliden Posten, und man erblickte bald auf den Wällen, im Feuer, in erschrockenem Lauf die von den Belagerern verfolgten Belagerten.

In diesem Augenblick hörte der General, athmend und voll Jubel, an seiner Seite eine Stimme sagen:

„Mein Herr, wenn es Euch gefällig wäre, von Herrn Colbert.“

Er erbrach das Siegel eines Briefes, welcher folgende Worte enthielt:

„Herr d'Artagnan, der König beauftragt mich, Euch kundzuthun, daß er Euch zum Marschall von Frankreich ernannt hat, zur Belohnung Eurer guten Dienste und der Ehre, die Ihr den Waffen Seiner Majestät macht.

„Der König ist entzückt über Eure Eroberungen; er befiehlt Euch besonders, die Belagerung, die Ihr begonnen habt, mit Glück für Euch und mit günstigem Erfolg für ihn zum Ende zu führen."

D'Artagnan stand aufrecht, das Gesicht erhitzt, den Blick funkelnd. Er schlug die Augen auf, um die Fortschritte seiner Truppen auf den ganz in rothe und schwarze Wolken gehüllten Mauern zu sehen.

„Ich habe beendigt," erwiederte er dem Boten, „die Stadt wird in einer Viertelstunde übergeben sein."

Dann las er weiter:

„Das Kistchen, Herr d'Artagnan, ist mein Geschenk. Ihr werdet nicht ärgerlich sein, wenn Ihr seht, daß, während Ihr Krieger das Schwert zieht, um den König zu vertheidigen, ich die Künste des Friedens belebe, um Euch mit Belohnungen zu schmücken, die Eurer würdig.

„Ich empfehle mich Eurer Freundschaft, Herr Marschall, und bitte Euch, an meine volle Ergebenheit zu glauben.

„Colbert."

Trunken vor Freude, machte d'Artagnan dem Boten ein Zeichen, und dieser näherte sich mit dem Kästchen in der Hand. Doch in dem Augenblick, wo es der Marschall genauer anschauen wollte, erscholl eine mächtige Explosion auf den Wällen und zog seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite der Stadt.

„Es ist sonderbar," sagte d'Artagnan, „ich sehe die Fahne des Königs noch nicht auf den Mauern, und man hört noch nicht Chamade schlagen."

Er schickte frische drei hundert Mann unter der nführung eines Officiers voll Eifer ab und befahl, ne andere Bresche zu schießen.

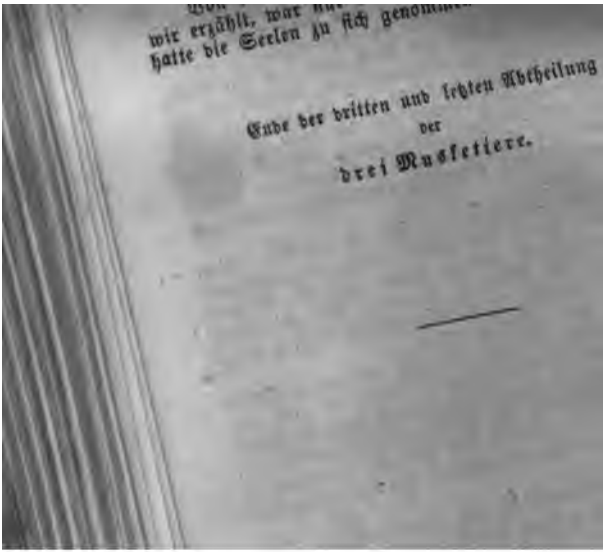
Dann wandte er sich ruhiger gegen das Kästchen m, das ihm der Abgesandte von Colbert darreichte. das war sein Gut; er hatte es gewonnen.

D'Artagnan streckte den Arm aus, um das Käst- en zu öffnen, als eine Kanonenkugel, welche von der Stadt kam, die Lade zwischen den Händen des Of- ciers zermalmte, d'Artagnan auf die volle Brust traf nd ihn auf eine Böschung niederwarf, während der mit ilien geschmückte Stab aus den zertrümmerten Seiten es Kästchens fiel und unter die ohnmächtige Hand des Marschalls rollte.

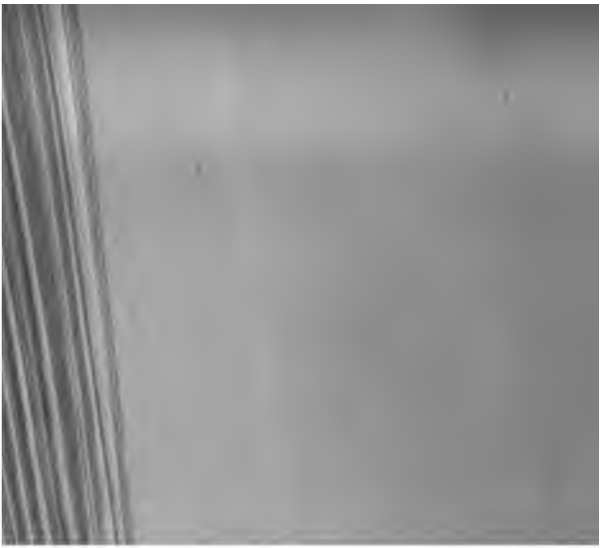
D'Artagnan versuchte es, sich zu erheben. Man atte geglaubt, er sei ohne Wunde niedergeworfen wor- en. Ein furchtbarer Schrei brach aus der Gruppe iner erschrockenen Officiere hervor. Der Marschall ar mit Blut bedeckt; die Bläße des Todes stieg lang- m zu seinem edlen Antlitz empor.

Auf die Arme gestützt, die sich von allen Seiten usstreckten, um ihn aufzunehmen, konnte er noch ein- al seine Blicke nach dem Platze wenden und die weiße ahne auf dem Kamm der Hauptbastei unterscheiden; hon taub für die Geräusche des Lebens, vernahm er hwach das Rasseln der Trommeln, die den Sieg ver- ündigten.

Nun faßte er krampfhaft mit seiner Hand den Stab, uf dessen Sammet goldene Lilien gestickt waren, senkte uf ihn seine Augen, welche nicht mehr die Kraft hat- en, zum Himmel emporzuschauen, und fiel nieder, die ltsamen Worte murmelnd, Worte, die den erstaunten Soldaten kabbalistische zu sein schienen, Worte, welche inst so viele Dinge auf Erden vorstellten, und die Niemand, den Sterbenden ausgenommen, mehr ver- and:


wir erzählt, war [illegible]
hatte die Seelen zu sich genommen.

Ende der dritten und letzten Abtheilung
der
drei Musketiere.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01410 9725
A 725,948